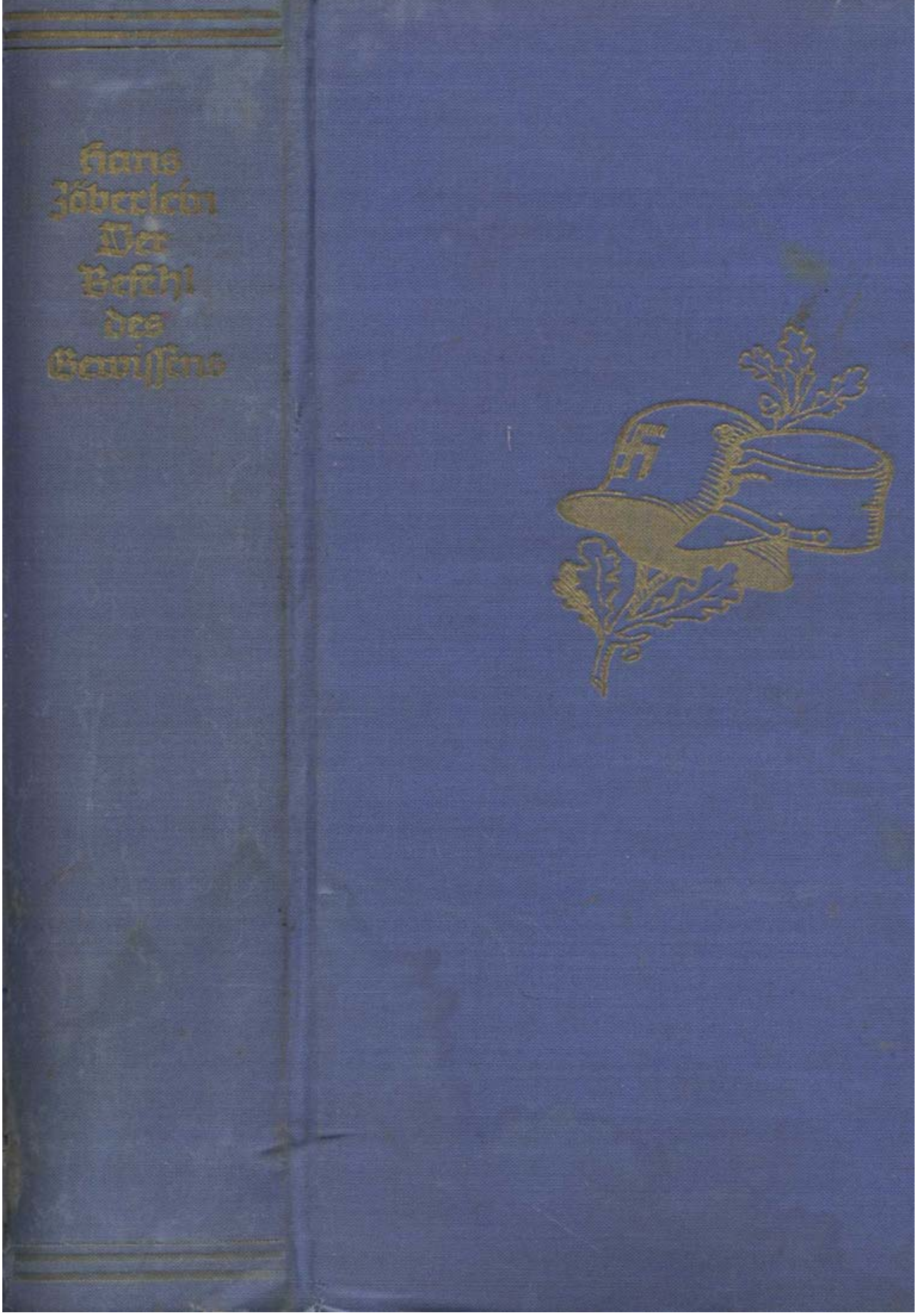
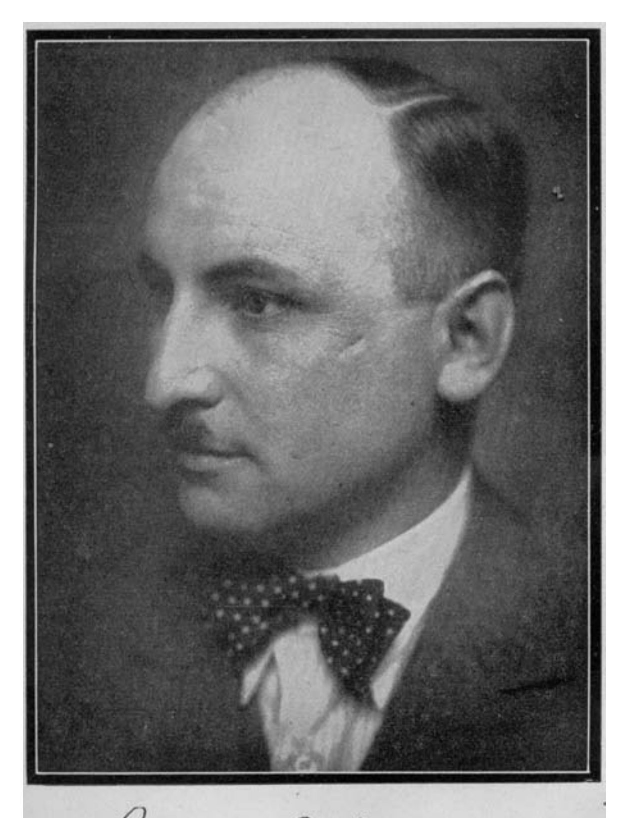

Hans Zöberlein
Der Befehl des Gewissens



Hans Zöberlein.

Der Befehl des Gewissens

Ein Roman
von den Wirren der Nachkriegszeit
und der ersten Erhebung

von

Hans Zöberlein

10. Auflage
191.—210. Tausend



1939

Zentralverlag der NSDAP., Frz. Eher Nachf., München

Die Textillustrationen stammen von Kunstmaler Albert Reich, München
Buchumschlag von Hasso Freischlad, München
Printed in Germany

Druck: Waldheim-Eberle, Wien

Inhaltsverzeichnis

	Seite
„Der Hunderter"	9
Im Delirium	19
Müßiggang	42
Der Antichrist	54
Die Revolution muß weitergetrieben werden	63
Märzstürme	79
Schöner Kantus	106
Schülerrat	112
Freikorps	137
Kaleidoskop	161
Fenster schließen! — Straße frei!	183
Wache	215
Nachwehen	234
Politische Säuglinge	242
Mai	258
Der Sozibauer	268
Die Parole zum Frieden	275
Ein Sonntag	289
Die Judenfrage	295
Heiratsprobleme	318
Der seltsame Gast	326
Der Klebezettel	333
Das Raritätenkabinett	341
Die Welt geht unter!	349
Juden 'raus!	360
Geheimbündelei	366
Ein Menuett	386
Das Übel im Volk	397

Seite
Der Kapp-Putsch 417
Sozialisierung 427
Ein Samen verweht 441
Schatten 451
Die graue Straße 472
Mirjam 483
Die Freiheit vom Gemeinen 519
Gold 527
Das ist ihr Geist! 535
Versailles 548
Waffen! 566
Feme? 580
Frei! 596
Hochzeitsreise 605
Alltag 628
Herbst 645
Auf neuem Boden 653
SA.-Mann 666
Angriff auf die Hochburg 678
Die Versammlung der Schwarzen 715
Terror 736
Ein Schritt vorwärts 758
Absturz 769
Der Feind steht rechts 786
Kamerad, reich mir die Hände 797
Freier Maurer 814
Durchbruch 832
Standarten 870
Die Straßenschlacht 910
Marsch nach Berlin 931
Hitlers Geist im Herzen 949

Der Kampf um Deutschland geht weiter



„Der Hunderter"

Nun haben wir es also doch noch erwarten können — die letzte Nacht im Quartier – vor der deutschen Grenze."

Mit diesem befriedigten Aufseufzen wirft der Gefreite Fritz Wörner seine durchschossene Zeltbahn über die Holzwolle am Boden, und während er sich neben dem Unteroffizier Michl Anreiner in die Ecke der muffigen Stallkammer zwängt, seufzt er noch einmal: „Die letzte Nacht! — Adieu Frankreich! Und hoffentlich kein Wiedersehn!"

Der Michl drückt erst noch behutsam mit dem Daumen die Glut des Buchenlaubs in seiner Pfeife nieder, ehe er zur Antwort vor sich hinnickt: „Ja, ja! — Daß wir das noch erlebt haben!" Mehr kann er nicht sagen, denn nun quillt mit einemmal die gewaltige stille Sehnsucht der vier Jahre nach diesem einen Tag so stark in ihm auf, daß er schlucken muß. Nur gut, daß man im Finstern das Wasser nicht sieht, das es ihm dabei in die Augen getrieben hat. Früher, wenn sie in den Unterständen oder auf den Märschen darauf zu reden kamen, da hat er sich nichts anderes denken können, als dann einfach hell aufjauchzen und hinausjodeln zu müssen, wenn es einmal soweit wäre. Aber das geht jetzt nicht mehr. Das ist ihm vergangen in diesen Jahren. Und gar erst in den letzten Tagen — da ist ein jeder schweigsam geworden.

So schweigsam still, wie es jetzt wieder unter den vier Kameraden ist, die in diesem Quartier beisammen sind. In der offenen Türe lehnt der Vizefeldwebel Hans Krafft und starrt gedankenversunken weiß Gott wohin — oder vielleicht in die Doppelkolonne der Heersäule, die sich auf der staubigen Straße draußen rasselnd vorüberwälzt. Und der Unteroffizier Max Vogt sitzt auf einer Kiste vor einem Kerzenstumpen und hantiert in stummem Eifer mit einem winzigen Bröcklein Holzkohle auf dem Papier eines Skizzenbuches herum. Er will einmal ein großer Maler werden und seine apokalyptischen Impressionen vom Krieg dann mit dem Pinsel expressionistisch auf die Leinwand hinhauen, daß die Spießer daheim noch nachträglich das Gruseln und eine Gänsehaut bekommen müssen. Wenn nämlich einer das aufschreiben würde, was diese vier Soldaten hier im Krieg gemeinsam erlebt haben, es würde die Odyssee davor zu einem Backfischroman verblassen.

Seit der letzten Herbstschlacht in Flandern sind die vier eigentlich ganz unter sich geblieben, nachdem sie zusammen mit der Feldküche und der Schreibstube noch die ganze fünfte Kompanie ausmachten. Das übrige war vorne in der Stellung „draufgegangen", wie man so lakonisch in der Frontsprache sagt. Die fünfte Kompanie wurde dann gestrichen im Regiment, sie gehören jetzt zur achten, die aber auch nur mehr einen Halbzug stark ist.

Wenn man im Regiment von ihnen spricht, sagt man kurzweg „Der Hunderter". Auch ihr Hauptmann, der das Baon führt, gebrauchte der militärischen Kürze wegen oft diesen Spitznamen, wenn er z. B. befahl: „‚Der Hunderter' geht an die Straße, dreihundert Meter vor dem Ortsrand." Schuld an dem Namen war der Max, weil er an seinem Geburtstag dummerweise draufkommen mußte, ihr gemeinsames Alter zusammenzuzählen. Er war vierundzwanzig, Fritz achtundzwanzig, Michl fünfundzwanzig und Hans dreiundzwanzig Jahre alt. Da entdeckte er, daß das zusammen genau hundert Jahre macht. Dann haben sie den „Hunderter" so laut hochleben lassen mit Zwetschgenwasser und Kümmel, daß es auch andere hören mußten. Und so blieb ihnen der Name.

Bedächtig klopft jetzt der Michl seine Pfeife am Stiefel-

absatz aus und meint für sich: „Wenn ich nur wüßte, ob in Deutschland die Post noch geht?“ Der Fritz, der markiert hat, als ob er schlafen würde, fragt plötzlich hellwach: „Wieso?“ „Weil ich dann pfeilgrad einen Brief heimschreiben tät', den könnte ich dann morgen in Deutschland aufgeben.“ „Warum soll die Post nicht mehr gehen?“ „Weil es wahrscheinlich drunter und drüber geht, wenn doch Revolution ist.“ „Was du bloß für eine Vorstellung hast von einer Revolution!“ „Eigentlich gar keine.“ „Aber reden!“ „Ach was, lassen wir's bleiben! Vielleicht komme ich daheim früher an wie der Brief.“ Und nach einer Weile der Besinnung brummt er vor sich hin: „Ich bin nur neugierig, wie's daheim ausschaut.“

Ja, daheim! Wie oft wohl haben sie seit dem Waffenstillstand bloß davon gesprochen, was sie dann machen werden, wenn sie daheim sind. Wie sie sich zuallererst einmal ganz gehörig sattessen werden, so, daß ihnen beim nächsten Bissen der Bauch platzen muß. Und wie sie immer wieder das herrliche Gefühl des unbegrenzten Waschenkönnens oder gar des Badens auskosten werden, bis ihr dickes Fell wieder eine feine Haut geworden ist. Und dann schlafen! Vorläufig nur allein — einmal endlos lang und ungestört sich ganz satt ausschlafen! Wie das sein muß, schlafen, ohne jeden Gedanken an eine Gefahr, so ganz frei sein dabei von diesem immer bebenden Bereitsein vor dem Alarm!

Es hat Tage gedauert, bis sie es ganz glaubten, daß wirklich nicht mehr geschossen wird, und bis dieses gewohnte lauernde Ducken in ihnen vor dem jähen Anheulen der Granaten doch allmählich in eine freiere Haltung überging. Ihre Ohren hatten sich auch schon langsam an die anderen Geräusche dieser Welt gewöhnt und waren nicht mehr dem vorher immer argwöhnisch erwarteten Kommando entgegengespannt: „Kehrt! Stellung nehmen! — Feuerbereit machen!“

Damit war es nun wirklich endgültig vorbei. Für immer! Und morgen war der so lang erträumte, schier kaum mehr geglaubte Tag, an dem es, vom Krieg heimkehrend, über die deutsche Grenze ging zum endgültig letzten Male! Morgen!

Erst mit diesem Schritt am Grenzpfahl vorbei ist der

Krieg nun wirklich und ganz gewiß zu Ende für sie. Wirklich und wahrhaftig zu Ende dieses unbewußte Vegetieren in berstender Erde und Dampf, von der Angst um das Leben umkrallt, dieses traumwandlerische Stürzen, Rennen und Hasten durch eine phantastisch grausame Hölle, dieses urwilde Zusammenprallen mit Menschen in fremden Uniformen und diese fürchterliche Anstrengung, das alles mit wachem scharfem Verstand überdenken zu müssen; damit man militärisch nüchtern melden konnte: „Höhe 308 erreicht — Verluste mäßig — Beute drei MG. und fünfzig Gefangene — Schickt Verstärkung!“ — Das letzte blieb nun schon seit Monaten weg, weil ja doch keine Verstärkung mehr kam.

Durch diese unheimliche Welt der tödlichsten Erscheinungen sind sie nun endlich hindurch. Sie sind wieder auf der normalen Erde. Und morgen in Deutschland!

Dann werden sie ja mit eigenen Augen sehen, wie das jetzt ist. Vielleicht können sie sogar in den Zeitungen etwas über ihre engere Heimat Bayern lesen, wie es dort zugeht, und schließlich sehen, wie das nun wirklich ist mit dieser „Revolution“.

Schon beim Drandenken weht sie der schwüle Brodem an von dem Unfaßbaren, dem Ungeheuren und Niefürmöglichgehaltenen. Sie hatten das schon kaum verstanden, aber schließlich doch schlucken müssen, daß der Kaiser geflohen und die Fürsten abgesetzt waren. Aber die zahllos herumschwirrenden Latrinengerüchte, und was sonst glaubhaft erzählt wurde von diesem dumpfen Umwälzen aller Dinge in Deutschland, das haben sie noch nicht verdauen können. Es ist, als ob sie auf etwas warteten, auf ein Wort oder ein Ereignis, das dem entspräche, was sie als Frontsoldaten sich zwar nicht vorstellen können, aber doch empfinden unter „Revolution“.

Wenn nun schon einmal Revolution ist in Dreiteufelsnamen! Wenn das nun einmal nicht mehr geändert werden kann! Verflucht und zugenäht! Und wenn man nun einfach dazu Stellung nehmen muß, zum Himmelherrgottsdonnerwetter — einfach nicht mehr auskann — —! Man kann doch nicht aus Deutschland davonlaufen, woanders hingehen, man gehört doch dazu.

„Verdammt! Wenn man jetzt in die Zukunft blicken könnte!“ Der Max natürlich, der muß schon wieder laut sagen, was die anderen alle denken. Der Vizefeldwebel, der sich ihm gegenübergesetzt hatte und mit dem Kilometerzirkel immer hin und her die Marschstrecke zum Rhein scheinbar gedankenlos abgegriffen hat, läßt den Bleistift auf die Karte fallen und sagt im Aufblicken: „Sei froh, daß du es nicht kannst.“

„Oh — warum? Das müßte doch grandios sein, wenn man wissen könnte, wie es in ein paar Jahren auf dem Globus aussehen wird. Bei dieser gigantischen Umwälzung! Überall Revolution! In Rußland, am Balkan, in Österreich, in Deutschland — und vielleicht bald in der ganzen Welt.“

„Schafskopf! Du hast wohl schon vergessen, wie der Fritz heute früh im Vorbeimarschieren den aus Deutschland entlassenen Gefangenen, die vorbeikamen, zurief: ‚Allons enfants! Revolution in Paris!‘ — wie sie da lachten: ‚Non — nix Revolution! Allemands vill dumm!‘“

Da platzt der Fritz dazwischen: „Das kann immer noch kommen“, und steht plötzlich munter geworden wieder auf. „Ein Dreck wird kommen“, knurrt der Michl, spuckt aus und setzt sich neben ihn auf die andere Kante der Kiste. „Da haben uns die roten Soldatenräte beim Waffenstillstand weisgemacht, die Franzosen und Engländer hätten überall an der Front die roten Fahnen aufgezogen, die englische Flotte auch. Habt ihr was davon gemerkt?“ „Ich nicht!“ lacht Hans bitter auf, und der Michl knurrt weiter: „Da hat man immer gesagt, wenn nur der Schwindel — der Krieg — einmal aufhören würde; ich glaube aber, jetzt geht der Schwindel erst richtig an.“

„Das glaube ich auch“, stimmt der Hans bei. „Den Franzosen und Engländern fällt ja gar nicht ein, jetzt einfach uns zuliebe eine Revolution zu machen, gerade jetzt, wo sie aus dem Siegesrausch gar nimmer herauskommen.“ „Abwarten und Tee trinken!“ meint der Max und wiegt zweifelnd seine Künstlermähne, die er eifersüchtig trotz aller Feldwebelproteste im Krieg behütet hat. „Bei uns ist es nun einmal so weit, da beißt die Maus keinen Faden mehr ab. Da hilft kein Zittern vor Frost, da heißt es eben in den sauren Apfel beißen und mit den Wölfen heulen. Punktum!“

„Heute habe ich gehört“, sagt der Fritz, „wenn wir Soldaten nicht mitmachen, dann brauchen wir uns nicht wundern, wenn die Revolution woanders hingeht, als wir meinen. Und ich meine, wir haben doch selber oft genug davon gesprochen, daß daheim einmal ordentlich ausgekehrt werden muß — nách dem Krieg, daß es so nicht weitergehen darf.“

„Hand aufs Herz! Wer hat nicht mitgeschimpft?“ lacht der Max, daß der Fritz nun erst richtig Mut kriegt und zaghaft herausdrückt: „Wenn ich so nachdenke über die Revolution — ich als Arbeiter, als ein Gewerkschaftler —, dann kann ich eigentlich gar nicht recht dagegen sein.“

Keiner sagt ein Wort dazu, daß er ganz verlegen wird, als wenn ihm ein Liebesgeständnis unbedacht entrutscht wäre. Er wagt es nicht, aufzublicken und zündet sich umständlich unbeholfen eine Zigarette an. Fast entschuldigend meint er dann: „Es ist ja meine Partei — als Arbeiter!“

Jetzt hat einer gesagt, worüber sie nun tagelang hin und her gegrübelt haben. Man merkt, dem Michl gefällt es nicht, er macht ein eiskalt abweisendes Gesicht wie der Hans, der stur vor sich in die knisternde Kerzenflamme blickt und zusammenschrickt, wie der Michl ihn mit der Faust antupft und frägt: „Du — Hans! Geh, mach doch auch einmal dein Maul auf! Was sagst du — zu dieser Revolution?“

Hans Krafft blickt kurz auf, macht eine müde Handbewegung starrt dann wieder vor sich hin, als er ärgerlich Antwort gibt: „Ich weiß nicht, was ich dazu sagen soll. Kennt sich ja kein Schwein aus! Nur das weiß ich, daß mir das alles so zuwider — so zum Kotzen ist!“

„So? Auf einmal?!“ fährt der Fritz da auf. „Wer von uns hat denn immer am lautesten geschrien, daß einmal aufgeräumt werden muß, wenn wir heimkommen nach dem Krieg? — He — wer?“

„Jawohl, habe ich gesagt“, schreit Hans ihn zornig an. „Aber ausgerechnet die, die wir ausräumen wollten, die machen ja diese Revolution! — Weil sie Angst haben — vor unserer Abrechnung!“

Sie schweigen betreten vor dieser unerwarteten Heftigkeit. Der Max pfeift durch die Zähne, steht auf und frägt

dann plötzlich sonderbar eindringlich: „Du könntest also — auf die Revolutionäre in Deutschland — schießen?“

„Revolutionäre? — hahahaha — auf diese Verbrecher meinst du? — Jawohl!“

Da springt der Fritz im Zorn auf und schreit: „Das sind keine Verbrecher! — Das sind Arbeiter wie ich!“ Und dann deutet er mit dem zitternden Finger voller Erregung auf Hans hin: „Du würdest also — auf mich schießen? —“

Hans Krafft fährt augenblicklich betroffen zurück, aber dann muß er hellauf lachen: „O du heiliger Strohsack! Jetzt brauchst du bloß noch sagen: Hier — meine Brust! Du Allerweltsrindvieh!“ Und der Michl lacht mit und rüttelt den noch ganz in Abwesenheit verstiegenen, die Augen rollenden Fritz an der Schulter: „Ich glaube, dein Vogel hat Durst! Der Hans — auf dich!? Ich wüßte nicht, was ihr einander getan habt. Jetzt so was!“ Er schüttelt sich vor Lachen, als hätte der Fritz tatsächlich den besten Witz der Weltgeschichte gemacht. Und der Max sagt ironisch: „Selig sind die Armen im Geiste!“

Aber dann winkt der Hans den Lärm ab und meint begütigend: „Ist ja bloß eine faule Theorie, vom Max aufgebracht. Der Fritz meint, weil er ein anständiger Kerl ist, er muß den Saustall daheim in Schutz nehmen, weil seine Genossen ihn gemacht haben; genau so, wie er uns nie im Stich gelassen hat.“

„Das ist kein Saustall!“ widerspricht der Fritz, „das ganze Volk ist mit dieser Revolution, sonst hätte es doch gar nicht soweit kommen können. Das Volk hat auf der ganzen Linie gesiegt, hat der Scheidemann in Berlin gesagt.“ Da haut aber der Michl mit der Faust auf die Kiste: „Schluß der Debatte! Das wäre ja noch schöner, daß der ‚Hunderter‘ wegen dem Schmarr'n zerreißt.“ „Jawohl — Schluß!“ stimmt der Max bei, „und damit wir nie in die Lage kommen, aufeinander zu schießen, schlage ich vor, wir Frontsoldaten nehmen diese Revolution selbst in unsere Hände und — — .“

Er stockt und blickt zur Türe. Ihr Hauptmann steht dort im Dunkeln und winkt ab, als sie aufstehen wollen: „Sitzenbleiben! Ihr schreit ja so, daß man es gleich bis zum Feind hinüber hört!“ Dabei blickt er Max scharf an im Näher-

treten und meint etwas ironisch: „Gut! Sie übernehmen die Revolution! Was machen Sie da zuerst?“

Der Max ist tödlich verlegen und stottert: „Ich versteh' nicht“, weshalb der Hauptmann lächelnd erklärt: „Wenn Sie schon mit Frontsoldaten die Revolution in die Hand nehmen wollen, gegen w e n machen Sie dann Front?“

Inzwischen hat sich der Max schon wieder gefaßt und geht lächelnd auf die neue Seite des Themas ein. Ganz schneidig antwortet er: „Ich mache Front gegen den Feind des Volkes.“ „Schön! Wer ist dieser Feind?“ Darauf weiß Max aber wirklich keine Antwort, er kann doch nicht sagen: Der Kapitalismus oder — der Militarismus — oder — der Imperialismus. — „Nun, wer ist der Feind?“

Der Hauptmann blickt im Kreis herum und fragt: „Ist das so schwer? — Der Feind marschiert ja hinter uns her. Wir haben doch noch lange nicht Frieden, nur Waffenstillstand! Dieser Feind wird aber bald am Rhein stehen und aufpassen, daß die Armee restlos demobilisiert wird. Und die Waffen bis zur letzten Patrone abgeliefert werden. Dieser Feind macht uns jetzt wehrlos, damit er dann ungehindert seinen Frieden auf Gnade und Ungnade diktieren kann. Wie wollt ihr dann noch was dagegen machen, wenn ihr nicht mehr könnt? Der Feind bestimmt unsere Zukunft. Und das heißt: Deutschland hat zu verschwinden! Oder glaubt ihr was anderes? Ihr habt sie doch kennengelernt in diesen vier Jahren. Vogt! Gegen wen müßten Sie also Revolution machen?“

Als Max die Antwort schuldig bleibt, spricht der Hauptmann weiter: „Was nützt denn das ganze Revolutionsgeschrei, diese elende Täuschung? Das Volk glaubt vielleicht, es macht sich frei, wenn es die Fürsten wegjagt, und in Wirklichkeit macht es sich nur fertig für die vollkommene Unterwerfung unter die fremden Herrscher. Und das nennen sie daheim eine Revolution!“

„Es geht mich ja eigentlich nichts mehr an“, fährt der Hauptmann fort, „mich wird man sowieso bald auf den Misthaufen dieser Revolution werfen. Ich bin ja jetzt ein Feind des deutschen Volkes geworden. ‚Nieder mit dem Militarismus!‘ schreien sie und meinen natürlich mich auch damit.“ Er lacht etwas bitter; „und da hat man sein ganzes

Leben hingehängt — und diese vier Jahre!" Dann bricht er ab und atmet tief: „Ja, wenn es so wäre, daß wenigstens unsere Ehre dabei sauber bliebe. — Unsere Ehre — Leute! — Aber das haben sie uns nun einmal aus der Hand geschlagen, während wir noch geschossen haben. Hat ja keiner im Traum an so viel Niedertracht denken können."

Dann scheint dem Hauptmann erst wieder einzufallen, daß er eigentlich nach den Pferden sehen wollte. Er wendet sich und sagt über seine Schulter zurück: „Nun schlaft, Leute, morgen haben wir vierzig Kilometer zu machen. Gute Nacht!" „Gut' Nacht, Herr Hauptmann!"

Sie blicken dem Hauptmann nach, und der Michl nickt mit dem Kopf: „Ja, ja — —." Aber Hans fährt ihm dazwischen und frägt scharf: „Hat er nicht recht, der Alte?" Zweifelnd wägt der Max: „Ja — und nein!" „Wieso nein?" „Weil die daheim doch Revolution gemacht haben, damit der Krieg endlich einmal aufhört. Der Schnaufer ist uns ausgegangen. Das Volk ist kriegsmüde. Was der Hauptmann meint, bedeutet noch mehr Krieg." „Sehr richtig, kriegsmüde, das ist es!" sagt der Fritz und bläst die Kerze aus.

Was soll man darauf erwidern? Man kann es ja gar nicht, weil man dieses bleierne Müdesein an sich selber spürt, denkt Hans Krafft und geht mit schweren Schritten zur Türe. Wer ist denn nicht müde bis ins Herz? Seit langen Monaten schon kein einziger erfrischender Gedanke mehr im Schädel. Auch der Verstand sagt: „Müde!", weil er keinen Ausweg mehr weiß. Und das ist so, seit sie wie von einem Glockenschwengel an den Kopf getroffen wurden von der Nachricht: Revolution in Deutschland! Das hat alles, die ganze Welt dieser Soldaten, über den Haufen geworfen. Und wenn vielleicht noch eine gute Regung ihres Gewissens gewohnheitsmäßig sich erheben will, dann sagt der Verstand: Laß sein! Hat ja doch keinen Zweck mehr. Wozu noch? Und für wen?

Seitdem spürt man erst, daß man müde ist, kriegsmüde. Und wenn man sich trotz allem aus einem unerklärlichen Drang immer wieder aufbäumen möchte, dann ist wieder dieser beschwichtigende Verstand da und frägt zynisch: Du allein — was willst denn du? — Allein!?

Hans Krafft ist unter die Türe getreten und sieht eine gute Weile teilnahmslos in das nächtliche Treiben und Hasten auf der Straße, auf der sich die endlose Heersäule von Lüttich heranwälzt und vorüberklirrt zur Grenze. Wie oft hat er das schon gesehen! Die flimmernden Läufe der Gewehre und der fahle Glanz der Stahlhelme über dem Haufen des Fußvolks, das im Gleichschritt vorübermarschiert. Er kennt nur zu gut dieses Knarren und Kreischen der Räder der Bagagen, das kribbelige Trappeln der Pferde und dieses wippende Wiegen der Fahrer in den Sätteln. Er hört wieder den Stimmenlärm, dieses Summen aus einer Menge von Geräuschen, das über den Kolonnen liegt, er kennt dieses dumpfe, klirrende Poltern der Geschütze, und er sucht die geballte kriegerische Kraft seines Volkes, die immer in diesen feldgrauen Kolonnen lag.

Es sieht noch so aus, aber es ist nicht mehr so. Das spürt er mit dem feinen Instinkt des Kriegers, daß es vorbei ist damit. Und er wittert den Zug, den diese Kolonnen haben, wie die Züge der Vögel im Herbst. Dieses unbefohlene, aber doch vorhandene gleiche Streben, heim, heim! — Weil sie müde sind. Ausgehungert am Körper von der Not und ausgebrannt in der Seele vom Grauen der Trichterfelder.

Ein Volk, von allen guten Geistern verlassen.





Im Delirium

An der Oberfläche sieht es aus wie immer in Deutschland. Die Städte stehen noch unversehrt mit ihren Straßen. Keine Barrikaden und Drahtverhaue, auch keine Sandsackverhaue mit Maschinengewehren dahinter, wie man es schließlich von einer Revolution erwartet hätte, stören das altgewohnte Bild. Die Menschen wimmeln noch genau so über die Plätze und durch die Straßen in ihrer Geschäftigkeit, und nur der Kenner würde sehen, daß sie ärmlicher und schäbiger gekleidet sind wie einst. Erst wenn man näher in ihre Gesichter blickt im Vorbeigehen, merkt man ein stilles Verbittertsein und Sorgen, ein heimliches Hadern mit dem Schicksal in ihren Zügen. Auch die Dörfer sind noch so wie im Krieg, still und ein wenig versponnen in ihrer Abgeschiedenheit. Aber die Menschen sind auch hier mißtrauisch geworden, weichen aus und blicken jedem Fremden argwöhnisch nach.

Keiner weiß so recht, was in Deutschland eigentlich vor sich geht. Am allerwenigsten aber wissen es die Soldaten, die aus dem Kriege heimgekehrt sind und sich vorerst gar nicht zurechtfinden können damit, daß sie nun alle wieder Zivilisten geworden sind. Wo sie auch hinkommen, um nun einen Anschluß an das Erwerbsleben zu finden, heißt es: **Hinten anschließen, die andern waren zuerst da!** Überall läßt

man sie fühlen, daß sie die Stiefkinder dieser Revolution sind. Man kann zwar nicht sagen, daß die Revolution im Volk beliebt sei, selbst bei denen nicht mehr, die sie gemacht zu haben glauben, als sie auf die Straße gingen und dafür demonstrierten. Als sie ruhig zusahen, wie alles gleich gemacht wurde, und grüne, halberwachsene Bürscherln, die sich Gewehre nach der Mode des Umsturzes mit der Mündung nach unten umgehängt hatten, den ahnungslosen Soldaten die Mützen herabschlugen und die schwarzweißroten Kokarden in den Dreck stampften. Als sie den Offizieren auf den Straßen die Achselstücke absetzten und johlend die Kriegsauszeichnungen von den feldgrauen Röcken der Soldaten rissen, weil sie selber keine hatten. Oder eiserne Kreuze den Hunden umhingen und stolz in der Würde ihrer roten Rosetten an der Mütze oder an der Brust damit durch die Straßen spazierten. Nachdem schließlich noch die Proviantämter und die Kammern in den Kasernen geplündert waren, sagte man ihnen, das Volk habe jetzt gesiegt.

Über wen das Volk gesiegt haben sollte, wußte eigentlich niemand; denn außer den paar Fürsten, die von selber davongelaufen und ins Ausland geflüchtet sind, war ja kein Gegner da. Denn die größte Überraschung dieser Zeit waren die Hofschranzen, die hohen königlichen Beamten und die sonstigen treuegeschwellten Stützen von Thron und Altar, die unerwartet eifrig in das Lager der Revolution übergingen und sich mit Leib und Seele einschließlich Pensionsberechtigung dem neuen System zur Verfügung stellten. Und es waren dieselben Brokatsessel derselben Vorzimmer, die sie mit ihrem edelsten Körperteil wedelnd erwärmten wie einst beim Antichambrieren vor dem Gottesgnadentum. Der brave Bürger mußte sich kopfschüttelnd gestehen, daß er eigentlich nicht gewußt hat, wie wurmstichig und morsch der alte Staat gewesen ist, der vor ihm immer so mächtig und unerschütterlich getan hatte.

Von jetzt ab regiert sich das Volk selber! So sagt jeder politische Hanswurst, der sich einbildet, daß er nun etwas zu sagen hätte, oder daß er sich zumindest von einem anderen nichts mehr sagen zu lassen braucht. Das Morgenrot der Freiheit, der wahren Menschenwürde, ist endlich angebrochen! Es gibt keinen Unterschied mehr, alle Men-

schen sind gleich, alle sind jetzt Brüder. Keiner darf sich ausschließen, sonst wird er erschlagen.

Jetzt kann man endlich einmal leben, wie es einem gefällt. Es gibt keine Rücksichten mehr auf die Hemmungen, die die Reaktion wie Scheuklappen um den Menschen aufgestellt hat. Was heißt Anstand, Sitte, Scham, Höflichkeit? Das sind Redensarten der Mucker. Auf so was kann die Revolution nicht aufpassen. Du mußt eben ausweichen, wenn du mir im Wege stehst, damit ich dich nicht niedertreten muß! Jetzt kommen einmal die daran, die früher zuschauen mußten. Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit!

Überall begegnet man dieser restlosen Anarchie des Denkens und der Lebensauffassung. Wenn nicht doch im Untergrund des Daseins noch so viel innerer Halt aus der Vergangenheit des Volkes aus purer Gewohnheit wäre, dann würde ein Morden und Würgen von Mensch zu Mensch beginnen und der losgelassene Irrsinn mit Bränden und Maschinengewehren durch die Städte und Dörfer rasen. So wie es die Weihnachtstage über schon in Berlin hergegangen ist in einem kurzen blutigen Akt. Und wie es weiter allenthalben aufzuflackern beginnt in Mitteldeutschland, im Ruhrgebiet und an anderen Ecken des Reiches.

Denn über Deutschland ging in den zu leichtfertig hingenommenen Monaten nach dem Ende des Krieges die Not des Hungers und der Entbehrung noch schlimmer als während des Krieges. Die Revolution, die aus Hunger begrüßt und in der Erwartung von Brot geduldet war, hatte statt Brot noch schlimmeren Hunger gebracht. Scharen von Kindern gingen an Unterernährung ein und starben ganz unauffällig im Trubel der Tage, da und dort ein blutleeres, armseliges Ding.

Dem ehemaligen Vizefeldwebel Hans Krafft, der bei seinen Eltern zu Hause in der Vorstadt wohnt, ist es aufgefallen, daß seine alte Mutter so häufig zu Beerdigungen geht, und als das wieder einmal der Fall ist, frägt er den Vater daheim an der Werkbank seiner Schusterbude, ob denn eine Epidemie, eine ansteckende Krankheit unter den Kindern ausgebrochen wäre. „Eine Epidemie meinst“, überlegte der Alte, „da kannst du recht haben, eine Hungerepidemie!“ Und dann schlug er wütend auf den Stiefel los,

den er am Knie hatte, und knurrte dabei: „Jetzt wird's besser, jetzt kriegen wir endlich wieder was zu essen. ‚Hoch die Revolution!' haben sie geschrien, diese Idioten. Die Grenzen werden aufgemacht, sowie mit dem Schießen aufgehört wird. Draußen warten schon ganze Flotten voll Mehl und Butter und Milch. Alle Bahnhöfe im Ausland stehen voll Lebensmittelzügen, die für Deutschland bestimmt sind, wenn es mit dem Krieg Schluß macht. Die wollen uns ja alle nur helfen, die Franzosen, die Engländer und die Amerikaner, haben sie sich eingebildet, diese Gimpel! —

Wenn ich noch kleine Kinder hätt', und es würde eins sterben, das würde ich ihnen im Sarg hintragen und sagen: Da habt ihr die Errungenschaft eurer Revolution! Was zum Fressen hat die Revolution den Kindern nicht gebracht. Aber dafür haben sie jetzt einen Schülerrat gekriegt. Sie müssen jetzt auch schon politisieren, die Lausfratzen, die noch nicht schreiben und lesen können. Das wird so eine Zucht geben, wenn das Tatzengeben und die Übergelegten abgeschafft sind. Hat es uns vielleicht geschadet?"

„Im Gegenteil!" antwortet Hans Krafft, ein wenig lächelnd über den Groll seines Vaters, und schaut über die Reihen der unglaublichen Gebilde aus Leder und Lederersatz, die Schuhe vorstellen sollen und mit den gähnendsten Löchern von seinem Vater noch gesundgeflickt werden wollen. Er weiß, daß es immer mit der Reparatur sehr eilig ist, weil die meisten Kinder nur dieses eine Paar besitzen und während des Flickens von der Schule daheimbleiben müssen.

„Wundern braucht man sich nicht", meint er zu seinem Vater, „wenn man die Kinder in der Nachbarschaft so herumlaufen sieht, ohne Mantel mitten im Winter und oft kein Hemd unter dem zerflickten Gewand, meist keine richtigen Schuhe, nur Holzsandalen im Schnee und beim Regen."

„Ja und dann kein Leder kriegen, nicht einmal einen richtigen Papp oder gar einen Zwirn oder Hanf. Du glaubst gar nicht, was man für einen Schwindel machen muß, um das Nötigste für sein Handwerk zu kriegen. Wenn ich ein Pech will, muß ich nach Berlin zur Pechverteilungsstelle schreiben und ein Dutzend Unterschriften und Be-

stätigungen vorlegen. Das ist jetzt noch viel ärger geworden als im Krieg. Und wegen dem Leder habe ich einen regelrechten Schmushandel anfangen müssen. Wenn ich dem Metzger seine Schuhe mache, dann kriege ich ein paar Pfund Fleisch. Davon kriegt der Lederhändler die Hälfte, dann gibt er mir wieder ein Leder oder Nägel, was man halt braucht. Dann kann ich dem Apotheker seine Schuhe wieder herrichten, der gibt mir dafür ein Petroleum oder ein Benzin. Das trage ich aufs Land zu meinem Bauern, dann krieg' ich wieder Eier, Mehl, Gerste oder gar ein Pfünderl Butter. Davon kriegt der Zigarrenhändler einen Teil, dann kriege ich wieder Zigaretten, und die trage ich das nächstemal, wenn ich wieder etwas zum Schustern brauche, zum Lederhändler, dann kriege ich vielleicht ein Pech dafür.

Und so geht das hin und her. Eine Hand wäscht die andere, und keiner findet etwas dabei, weil die Not eben so groß ist. Ich hab' es lange nicht gemacht, aber Not lehrt schwindeln. Mich wundert es nicht, daß alles so gekommen ist, man hat ja die Menschen systematisch zum Schlechtwerden gezwungen mit dieser Zwangswirtschaft, dieser Judenwirtschaft. Aber was tut man nicht alles. Ich kann doch die Kinder nicht wegschicken, wenn ihre Schuhe das Flicken brauchen. Die armen Schlucker können doch nichts dafür. Wenn sie sonst nichts haben, wenigstens warme Füße sollen sie kriegen! Sterben so die meisten an kalten Füßen!"

Das sieht Hans Krafft selber an seinem Vater, daß er diese kleinen Sünden gegen das Zwangsgesetz nicht zu seinem Nutzen begeht; denn man merkt dem Alten selber die Not an, und daß er über seine Kräfte arbeitet. „Das muß ja bald wieder anders werden", sagt er zu seinem Vater, der aber nur bitter auflacht. „Anders werden? — Ich glaube nicht daran. Mir scheint, dieses Volk ist es gar nicht wert, daß es ihm besser geht. Wenn das wahr ist, was gestern abend der Bäckermeister Wunderlich im Wirtshaus erzählt hat, wenn so was möglich ist, dann gebe ich jede Hoffnung auf. Da soll nämlich von ganz droben an eine solche Schieberei jetzt im Gang sein bei gewissen Verteilungsstellen. Da werden die Lebensmittel in ganzen Zügen ins Ausland verschoben und bleiben draußen, bis die

Blockade aufgehoben wird. Und dann sollen sie wieder heimgeholt werden als sogenannte Auslandsware, weil dafür das Doppelte und Dreifache verlangt werden kann. Wenn da der Herrgott einmal nicht hineinfährt wie in Sodom und Gomorrha, dann kann ich einfach nichts mehr glauben. Wenn diese Juden und Schmieranten, die Blutsauger und Wucherer nicht bald der Teufel holt!

Aber sie haben es ja gar nicht anders gewollt, diese Rindviecher. Warum haben sie eine so saudumme Revolution und dabei den Bock zum Gärtner gemacht? Hast du gesehen, daß es einem dieser Halunken bei der Revolution an den Kragen gegangen ist? Die sitzen heute alle erst recht hoch angesehen als Gönner der Revolution bei den neuen Fürsten, den Sattlern und Gastwirten und Schlossern von vorgestern."

Es freute Hans Krafft immer, wenn er seinen Vater so reden hörte, weil das aus der gleichen inneren Ablehnung gegen den Zustand kam, in dem Deutschland sich befand, und wie er sie selber hatte. Er grübelte oft nach einem Weg, nach einer Lösung, und sann, wie es anders gemacht werden könnte. Manchmal versuchte er mit seinem Vater darüber zu reden, aber der Alte wußte nur den einen immer wiederkehrenden Rat: „Laß deine Hände von der Politik, du machst dich nur dreckig dabei!"

Er hat schon manchen alten Bekannten aus der Vorkriegszeit getroffen und versucht, mit ihnen über die Zeit zu reden, aber die Menschen hängen in dieser Zeit an den nächstliegenden primitivsten Lebensdingen und reden gern von der herrlichen Zeit vor dem Kriege, wo das Bier noch zwölf Prozent Stammwürze hatte statt der zwei Prozent des heutigen Dünnbiers; wo man sich in ein Wirtshaus setzen konnte und beliebig wählen durfte, was man zu essen wünschte. Sie sagen dann, weißt du noch, daß ich früher nicht das winzigste Bröcklein Fett vertragen konnte ohne Schnaps, und heute könnte ich es pfundweise vertilgen, wenn ich es bekäme. Weißt du noch, wie wir als junge Menschen damals an den Sonntagen fein in Schale ausgestiegen sind wie die Barone, und heute kriegt man nicht einmal den Bezugsschein für ein Hemd oder ein paar Socken. Und

überall hört er, der Krieg ist schuld, nur der Krieg ist schuld!

Manchmal auch vernimmt er da und dort ein bedauerndes Wort, daß der oder jener gute Bekannte gefallen ist. Dazwischen hinein aber reden sie von ihren neuesten Abenteuern beim Hamstern, von den Schmugglertricks, die sie anwenden, um durch die Sperre der Kontrolle zu kommen. Oder von den geheimen Rezepten, die sie gebrauchen, um Buchenlaub und anderen Kräutern eine annähernde Vortäuschung des echten Tabakduftes abzugewinnen. Gerade zu der Zeit, als so nebenbei durch die Presse bekannt wurde, daß der französische Marschall Foch für die Verlängerung des Waffenstillstandes ungeheuere Leistungen von Deutschland erpreßte, ging als wichtigste Neuigkeit überall der Witz von der Frau um, die mit vielen Koseworten ein geschlachtetes Schwein im Kinderwagen als ihr neugeborenes Kind durch die Kontrolle schmuggelte.

Vom Kriegserleben, von den Soldaten sprach man überhaupt nicht. Davon redeten höchstens die roten Soldaten der neuen Machthaber und konnten sich nicht genug rühmen, wie sie durch Gehorsamsverweigerung, Meuterei und Überlaufen schon frühzeitig für den Zusammenbruch des alten Systems und für das Gelingen der glorreichen Revolution gewirkt hätten. Es galt natürlich nichts, daß einer von sich sagen konnte: Ich war im Feld kein schlechter Soldat. Das war sogar gefährlich, wie Hans Krafft als Neugieriger beim Besuch einer roten Versammlung erfahren mußte, als er einen Zwischenruf wagte. Dort hat so ein Soldatenrat gesprochen, der sich rühmte, das Kunststück fertiggebracht zu haben, trotz seiner Felddiensttauglichkeit niemals an der Front gewesen zu sein. Er wäre schon damals gescheit genug gewesen, vorauszusehen, daß der Krieg für Deutschland verloren sei. Man habe ihn einen Feigling genannt — aber im Kriege hätte allerhand Mut dazu gehört, gegen die Kriegsartikel zu handeln. Nur die Angst vor der Strafe des Erschießens hätte ja die Massen an die Front gebracht. Der Kadavergehorsam, die wirkliche Feigheit der gedrillten Natur, sich gegen die Beraubung der persönlichen Freiheit und gegen den Zwang, Kanonenfutter zu sein, aufzulehnen und zu empören. Jawohl, es hat solch mutige Genossen ge-

geben, die lieber in das Zuchthaus gingen als an die Front. Dazu hat der Mut des Revolutionärs gehört, durch die Kriegsdienstverweigerung beizutragen, daß das Volk möglichst bald von der Tyrannei des Kaisers und seiner Generale befreit werden konnte. Deutschland war schuld an diesem Krieg!

An dieser Stelle hat sich Krafft nicht enthalten können zu schreien: „Das ist eine Lüge!“ Da wollte schon ein wütender Haufen auf ihn eindringen, aber der Soldatenrat sagte höhnisch: „Genossen, laßt ihn! Der kann ja nichts dafür, daß er so dumm geboren ist. Das ist höchstens auch einer von denen, die durch ihre unbegrenzte Dummheit dazu beigetragen haben, den Krieg zu verlängern, statt ihn möglichst rasch zu beenden. Damals wären die Feinde noch gnädiger gewesen mit uns, als Liebknecht ins Gefängnis mußte, weil er den Charakter hatte, dem Kaiser die Mittel zur weiteren Kriegführung zu verweigern. Kein vernünftiger Mensch kann den Feinden verdenken, wenn sie heute noch Angst haben, daß dieser Wahnsinn des deutschen Militarismus noch einmal ausbrechen könnte. Haben sie nicht recht, wenn sie verlangen, daß dieser Geist des Imperialismus in Deutschland mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden soll? Wir haben ihn ausgerottet, und er wird nie wieder zum Leben kommen. Deswegen verlangen wir den Frieden um jeden Preis. Der Kapitalismus hat den Krieg gewollt, er soll ihn auch bezahlen. Aus diesem Frieden soll und wird die Weltrevolution entbrennen. Das Proletariat kennt kein deutsches, kein französisches, kein russisches oder englisches Vaterland, das Vaterland des Proletariats ist die ganze Welt.“

Nach der Versammlung sprach ihn im Gewühl auf der Straße einer an. „Ja, Servus, Krafft! Mensch, du lebst noch?“ Da erkannte er in dem anderen einen ehemaligen Kameraden, der mit ihm bei Ausbruch des Krieges in der Garnison beisammen war. Er trug einen nagelneuen Militärmantel, hatte die bayerische Kokarde neben einer roten Rosette an der Mütze und am Ärmel einen schrägen Silberstreifen. Krafft unterbrach das sprudelnde Schwätzen des anderen und fragte: „Was bist du denn eigentlich mit dieser Uniform?“

„Ich bin jetzt Zugführer bei der Volkswehr." „Da hast du es also bis zum Vize gebracht im Krieg?" „Ach woher denn! Ich war überhaupt nicht im Krieg. Eine Zeitlang war ich bei der Musik, dann war ich auf der Handwerksstube, dann habe ich einen feinen Druckposten erwischt als Bursche bei einem Oberst, schließlich haben sie mich aber doch ins Feld abgestellt, und da bin ich draußen beim Ausladen-krank geworden." Ganz vertraulich neigte er sich zu Krafft hin und raunte: „Ich habe halt solch verschiedene Mittelchen gewußt, mit denen man immer wieder das notwendige Fieber bekam. Was hat man nicht alles getan aus Angst vor dem Heldentod!" Dazu lachte er: „Ja, es war gar nicht so leicht, sich vier Jahre lang zu drücken. — Und du?" Aber er wartete gar keine Antwort ab und schwätzte weiter: „Von dir habe ich hier und da in der Genesungskompanie reden hören. Du mußt ja ein ganz verwegener Hund gewesen sein da draußen und sollst allerhand Auszeichnungen zusammengebracht haben. Das E. K. I und die Goldene für Tapferkeit. Stimmt das?" „Das stimmt!" „Weißt, ich habe dich immer eigentlich ein wenig beneidet, weil du soviel Glück gehabt hast." „Du doch auch! Vier Jahre lang!" „Nein, ich meine deine Auszeichnungen. Die hätte ich doch nie bekommen." „Heute ist doch eine Auszeichnung nichts mehr wert." „Na ja, weißt du, was man hat, das hat man." „Das sind schon merkwürdige Auffassungen für einen Revoluzzer." „Mensch, wenn ich das hätte wie du, dann würde ich noch ganz anders dastehen. Was treibst du denn eigentlich?" „Nichts; ich suche Arbeit." „Hast du nicht Lust zur Volkswehr? Da bist du versorgt, hast dein Essen, deine Löhnung." „Ich danke für Obst und Südfrüchte."

„Sei doch nicht so dumm, ich führe dich ein. Wenn du willst, stelle ich dich morgen dem Leiter der Volkswehr, dem Genossen Wiener, vor." „Wiener, ist das nicht ein Judenname?" „Warum? Das macht doch nichts. Die Juden haben es verstanden, mein Lieber. Da können wir uns verstecken, die schütteln das alles nur so aus dem Ärmel heraus. Ich wollte, ich hätte etwas davon." Der Revoluzzer redete aber sein Hosianna Israel schon in den Wind, weil Hans sich still in der Menge verdrückt hatte.

In den Kasernen wohnte also jetzt die Garde der Republik, die glühenden Gegner des Militarismus. Sie bekämpften den unmenschlichen Drill und die teuflische Ausrüstung von Menschen mit Waffen am besten dadurch, daß sie dieselben überhaupt nicht anrührten. Die Menschenrechte waren durch keinerlei Kasernenordnung mehr eingeengt, so daß der Soldat der Republik nach Belieben sich selbst vom Dienst beurlaubte. Wer wollte ihm das verweigern, wenn er selbst als seine höchste Instanz seinen Urlaub für nötig hielt? Zur Schlafenszeit waren wenige in der Kaserne, zur Essenszeit viele, aber zum Löhnungsappell alle. Und sie wußten ihren Tarif und ihre Verdienste reichlich groß abzumessen und auf das Recht des Empfanges mit allen Argumenten der Republik zu pochen.

Die Führer wurden natürlich jetzt gewählt, selbstverständlich keine ehemaligen Offiziere, sondern Soldatenräte, zumeist aber Schreibstubeninsassen und sonstige Bürobeflissene der Revolution. Daß auffallend viele Juden dabei waren, galt als der äußere Ausdruck der wirklich durchgeführten Gleichberechtigung aller Menschen. Man empfand es gerade als einen Ausgleich der Verachtung, welcher der Jude vor der Revolution im Volke immerhin noch ausgesetzt war. Sie waren heute die Helden der Revolution, denn sie hatten ja schon vor Jahren das heroische Beispiel gegeben, sich dem Militarismus zu verweigern, um ihr kostbares Leben und ihre seltene Kraft der von ihnen längst prophezeiten Revolution zu weihen. Wer wäre besser geeignet gewesen, die Wortführer und Organisatoren des Umsturzes geworden zu sein?

Daß im geheimen die riesigen Heeresbestände dabei in die Hände ihrer Glaubensbrüder verschoben wurden, ein Soldatenmantel um fünfzig Pfennig, ein Paar Schnürschuhe um dreißig Pfennig, Hosen und Waffenröcke zu noch weniger, das störte niemanden. Und im Durcheinander, das Revolution und Demobilmachung mit sich brachten, konnte es natürlich vorkommen, daß das neue Material als Altmaterial deklariert wurde und dann den Weg aller Schiebung ging. Wer wollte denn mit dem alten Gelumpe noch etwas anfangen? So dumm konnte doch schließlich nur ein Jude sein, dieses Zeug noch mit Geld zu bezahlen. Wer

brauchte noch Feldtelephone, Pferdegeschirre, Feldflaschen, Brotbeutel, Gasmasken, Stahlhelme, ja sogar Gewehre und Munition? Der Krieg war vorbei und soll nach dem Willen des Volkes nie mehr kommen, so daß es weggeworfenes Geld war, das für dieses Gerümpel noch bezahlt wurde. Die Kasernen mußten nach den neuen Prinzipien entweder abgerissen oder noch besser zu Wohnungen für das Proletariat ausgebaut werden. Die Exerzierplätze wurden verkauft, weil ja doch niemand mehr da war, der Lust hatte, sich auf diesen Schleifplätzen des Militarismus von der vielbesprochenen Brutalität der Unteroffiziere schinden zu lassen.

Freilich klagten viele Frontsoldaten darüber, daß sie bei der Entlassung mit den zerrissenen, zerknitterten und vergilbten Lumpen nach Hause geschickt wurden, die sie in den Trichterfeldern getragen hatten, vielen wäre ein neuer Militärmantel, auf den sie eigentlich Anspruch hatten, um fünfzig Mark ein willkommenes Kleidungsstück gewesen, weil die meisten die fünfhundert, die ein Zivilmantel kostete, nicht besaßen. Die Schneiderwerkstätten hatten mehr als genug zu tun, Waffenröcke und Soldatenmäntel einigermaßen zivilmäßig umzuarbeiten.

Natürlich gab es auch die kleinen Diebe bei diesen großen Schiebungsorgien, die von der Kammer vielleicht ein Paar Stiefelsohlen klauten oder gar ein Paar Schuhe, oder die sich über ihre Hose noch eine zweite anzogen und am Abend mit zwei übergezogenen Mänteln nach Hause gingen. Wer wollte ihnen verwehren, daß sie sich aus ihrer proletarischen Notlage heraus eine kleine Erfüllung der Revolutionsversprechungen vorwegnahmen? Bankdirektoren und andere satte Bourgeois hatten das freilich nicht nötig.

So wurde der Militarismus durch Verschiebung seiner Ausrüstungsmittel am einfachsten und am raschesten liquidiert, und niemand hatte etwas dagegen, weil niemand davon wußte.

Mit seinen Erfahrungen sammelte Hans Krafft in diesen Monaten nach dem Kriege mühevoll Steinchen um Steinchen und suchte dieses Vielerlei an Farben und Eindrücken zu einem Mosaik der Vorstellung vom neuen Wesen Deutschlands zusammenzusetzen. Aber es gab keinen freudigen Akkord einer Symphonie von Farben und Linien, sondern ein

graues, ödes, schmutziges Bild mit undeutlichen gemeinen Zügen. Er merkte nur, daß er bei diesem Suchen, Bohren und Wühlen nach den Wurzeln des Geschehens immer wieder schauernd auf schleimiges Gewürm und häßliches Ungeziefer stieß. Wenn er nur einen Scherben, einen Splitter von der Schönheit und Größe, die doch früher im Volke lag, einmal wiederfinden würde!

Die Vorstadt, in der er wohnt, ist eines jener grauen, düsteren und verwahrlosten Mietkasernenviertel, die sich an den Rändern der Industriestädte zwischen Schuttabladestellen, aufgerissenen Bauplätzen und qualmenden Fabriken lagern. Man kann weiß Gott nicht sagen, daß er in einer behäbigen, bürgerlichen Umgebung aufgewachsen wäre und von Jugend auf durch ein Wohlleben verwöhnt wurde. Eigentlich ist er nichts anderes wie die Tausende von Proletariern, die eng zusammengepfercht zwischen den längst nicht mehr getünchten Wänden hausen. Er weiß noch, welchen gewaltigen Fortschritt sein Vater darin erblickte, daß er vor dem Krieg aus dem Hinterhaus in das Vordergebäude ziehen konnte, das sozusagen Repräsentant der Wohlhabenheit dieses Stadtviertels war mit seinem peinlich sauberen Treppenhaus, den steifen Gardinen und den Geranien an den Fenstern. Es fällt ihm ein, daß er früher manchmal zuhörte, wenn sein Onkel, der auch nur ein Arbeiter war, den Vater hänselte wegen seiner bürgerlichen Einstellung, und wie einmal das harte Wort fiel, das den Vater und den Onkel verfeindete für immer: „Wo wäre ich hingekommen, hätte ich wie ein Herr Arbeiter leben wollen? Jeden Abend im Wirtshaus hocken und Karten spielen und jeden Sonntag einen Rausch, vom Samstag bis in den Blauen Montag hinein. Ich habe meiner Lebtag sparen müssen, und heute sind sie mir neidig darum, weil ich mich herausgearbeitet habe aus dem Proletarierleben, weil mein Tag immer vierzehn Stunden Arbeitszeit gehabt hat." Er weiß noch, wie der Onkel darauf erwiderte: „Jeder anständige Mensch muß ein Sozialist sein, aber du wirst keiner!" — und wie der Vater darauf antwortete: „Gott sei Dank nicht!"

Dabei hatte Hans Krafft aber seinen Onkel immer gern gehabt und wegen seines aufrechten Charakters eigentlich

immer geschätzt. Er war zwar bloß ein Zimmermann, aber ein Ehrenmann durch und durch. Natürlich war er Sozialdemokrat, das hat man schon vor dem Krieg nicht anders gekannt. Aber zwischen so einer fragwürdigen Gestalt wie dem ehemaligen Kompaniegenossen, den er nach der USP.-Versammlung getroffen hat, und seinem Onkel liegt eine Welt. Sein Onkel hat immer als rechtschaffener ehrlicher Arbeiter für seine Überzeugung gekämpft und geopfert. Er ist eigentlich das, was man so richtig einen guten Kameraden nennt. Und wenn er von seiner Politik gesprochen hat, dann hat man ihm nicht unrecht geben können, so ehrlich überzeugt war er davon. In einem hat er sich bestimmt von diesen Gestalten der Revolution unterschieden: er war immer ein guter Soldat, war stolz auf seine Dienstzeit, und hat sich auch im Krieg, trotzdem er schon Landsturmmann war und einen Haufen Kinder zu Hause hatte, nicht von der Front gedrückt wie andere. Es muß ganz woanders liegen, nicht an den einzelnen Menschen, sondern im Wesen des Ganzen, was ihn so anwidert an dieser Partei, die die Revolution gemacht hat. Aber was?

Neulich hat man im Hinterhaus beim alten Schneider Wurm die Türe aufsprengen müssen. Hans ist selber dabei gewesen, wie man den alten Wurm tot im Bette aufgefunden hat. Der Kopf war nur mehr ein grinsender Totenschädel, von einer gelben Haut überspannt, und die Leiche war schon in Verwesung übergegangen. Man ist erst daraufgekommen, weil der alte Wurm schon seit einer Woche seinen Kunden, und wenn sie noch so lange läuteten, nicht mehr aufgemacht hat. Den herbeigeholten Arzt fragte Hans Krafft nach der Todesursache des alten Mannes. Der rieb sich umständlich die Brille und sagte verhalten: „Das ist seit drei Tagen der fünfte Fall hier herum. Auszehrung, Mangel an Kohlehydraten." „Also verhungert?" Der Arzt nickte und flüsterte: „Wir dürfen es nicht sagen."

Die neugierigen Nachbarsleute, die den toten alten Wurm gesehen hatten, sagten es zwar doch, aber nur wie eine abgedroschene Neuigkeit, mehr war nicht dabei. Ein Menschenleben, das im Krieg so billig gewesen sein soll, daß eine Revolution kommen und die Menschen von dieser Geringschätzung befreien mußte, das hat also zu dieser Zeit

überhaupt keinen Wert mehr. Nur ein rabiater Kerl schrie auf der Treppe: „Habt ihr schon einmal einen Kapitalisten verhungern sehen? Alle miteinander gehören sie — — —." Da stockte er, weil Krafft ihn ansah und fragte: „Habt ihr nicht deswegen Revolution gemacht? Warum habt ihr das vergessen?" „Uns Arbeiter hat man ja verraten, verkauft!" „Dann ist es jetzt zu spät dazu?" „Noch nicht, noch lange nicht!"

Da kam aber eine hagere Frau die Treppe herab, zog den Schreier am Arm weg und schimpfte auf ihn ein: „Du darfst ganz stad sein, du tät'st es erst richtig machen, du alter Saufbruder!" Dann hörte Hans Krafft noch, wie eine Türe zugeworfen wurde, hinter der sich das schrille unverständliche Keifen des Weibes in ein Gepolter und das Klatschen von Schlägen verlor. Irgendwer ließ zu lärmenden Stimmen in einer anderen Wohnung ein Grammophon krächzen mit der neuen Platte von dem sentimentalen Proletarierlied: „So geht der Arbeitsmann zugrund'."

Im Hofe stelzte ein junges, aufgekämmtes Mädel mit frechen Augen trällernd an Krafft vorüber und rief zu einem offenen Fenster hinauf: „Lora, gehst du mit? In der ‚Grünen Laube' wird getanzt." Oben beugte sich die Lora erst halb angezogen herab: „Freilich! Ich bin gleich fertig. — Was ist denn da vorhin bei euch im Hinterhaus gewesen?" „Ach, der alte Wurm soll verhungert sein. Schicke dich, sonst kriegen wir keinen Platz mehr!"

So waren sie! Während die Not an allem, was zum Leben gehört, am größten ist, da geht durch die Menschen eine unersättliche Gier nach Vergnügen und Tanz. Alt und jung drehte, sang und jubelte die Nächte hindurch, als hätte Deutschland den Krieg gewonnen und nicht verloren. Es nützte gar nichts, daß die Alten warnten und mißbilligend die Köpfe schüttelten oder in die Kirche zum Beten gingen, um die Strafe für den Frevel abzuwenden. Das ging landauf und landab, und kein Dorf wurde von diesem Taumel verschont.

Jetzt ist die Freiheit da! Lange genug haben die Weiber und die Männer wegen diesem Blutskrieg aufeinander warten müssen. Es gibt zwei Menschentriebe, lachen sie sich zu, den Hunger und die Liebe! Wenn nicht genug Brot da

ist für den Hunger, für die Liebe ist alles noch da. Sonst pfeift man auf die ganze Revolution, wenn man das nicht einmal mehr dürfte, wie es einem gefällt. Würde, Besinnung, Scham, Zucht? — Daß ich nicht lache! Oder will jemand vielleicht die Hofetikette wieder einführen? Hat man nicht Grund genug, sich zu freuen, jetzt, wo die Kriege für die Zukunft ganz abgeschafft werden? Wird denn nicht schon verhandelt darüber? Es kann doch nicht mehr lange dauern, dann bricht das Goldene Zeitalter an, ein Leben in Freiheit, Schönheit und Würde, wie der Eisner gesagt hat. Wir nehmen uns nur einen kleinen Vorschuß darauf. Und Vorschriften lassen wir uns gar keine machen. Gleiches Recht für alle!

So war es nicht verwunderlich, daß zu dieser Revolution nicht das Singen revolutionärer, vom Blutrausch umwehter Lieder durch die Straßen klang, sondern das leichtfertige Klimpern und Trällern obszöner Schlagermelodien. „Ernst, ach, Ernst — was du mir alles lernst..." „Verkauf mir Mund und Beine — für eine Nacht, du Kleine!"

Im Innern der Altstadt gab es einige Lokale, deren Besuch früher den Soldaten verboten war, weil dort der Abschaum der Menschheit verkehrte. Sie waren die Sammelpunkte des gewohnheitsmäßigen Verbrechertums, das sich dort immer wieder wie Fliegen an einer Bierlache einfand. Diese schmutzigen, stinkenden Lokale waren die Börsen, an denen Diebsgut gehandelt oder unsaubere Aufträge, die das Gesetz zu scheuen hatten, vergeben wurden. Durch die Revolution waren diese Verbrecherkneipen nunmehr im Zeitalter der wahren Menschenwürde von ihrem schlimmen Ruf befreit worden. Der neue Adel der Revolution ging jetzt dort ein und aus, und die Schamlosigkeit der Dirnen und Zuhälter baute sich rings um die nächsten Straßenecken in der herausforderndsten Weise auf.

Hans Krafft kam einmal durch diese engen Gassen der Altstadt, die von einem regen Leben und Treiben erfüllt waren. Auf offener Straße wurde unverhohlen mit Dingen gehandelt, die offensichtlich gestohlen waren. Und jetzt fiel Hans Krafft ein, daß er schon einmal irgendwo gehört hatte, wenn einer etwas braucht und billig kaufen will, dann könnte er es in diesen Gassen finden. Vor den Knei-

pen, in den Hausgängen und Durchfahrten, ja bis in die Höfe hinein war ein fürchterliches Gedränge und ein Geschrei von ordinären Redensarten. In einer Ecke wurde gerauft, gerade als Hans Krafft sich neugierig in einen Hof gedrängt hatte. Er sah noch ein Messer blitzen, dann wurde er von dem plötzlich entstehenden Getümmel an die Hofmauer gedrückt. Es dauerte aber nur einige Augenblicke, dann ging der raufende Knäuel auseinander, man sah einen am Boden liegen, der von Blut besudelt war und wie ein Schwein grunzte. Einer der Raufbrüder drängte sich mit hochrotem Kopf und aufgerissenem Gewand durch die Menge und schrie: „Dir werden wir helfen! — Uns schmierst du nicht aus, wir spielen schon länger Karten wie du!“ Hans Krafft sah nun auch, daß bei einem umgeworfenen Faß Spielkarten verstreut lagen. Aber da kam schon aus dem lärmenden Gastlokal, in dem eine Blechmusik ein furchtbares Getöse anrichtete, der Schenkkellner, faßte den blutenden Burschen mit einer Hand beim Kragen und zerrte ihn durch die lachende, grölende Menge auf die Straße, wo er ihn in den Dreck warf.



Das war ein kurzes Intermezzo, über das schon längst wieder das Feilschen, Anbieten, Streiten und Schachern weiterging. „Ein prima Herrentuch, echte englische Ware, spottbillig!“ „Hochfeine Zigarren, Heeresbestand von der besten Marke: Für unsere Herren Generale!“ Ein bunt tätowierter haariger Arm reckte eine Probekiste mit dem sichtbaren Aufdruck Hans Krafft unter die Nase. Da wurde er leise am Arm gezupft, und ein wüstes, toll aufgeschminktes Frauenzimmer fragte ihn mit einem widerlichen Grinsen: „Koks gefällig?“ Dabei zeigte sie verstohlen in der halbverdeckten Hand ein Päckchen, in dem ein ganzer Stoß weißer kleiner Briefchen gebündelt war, wie sie

Apotheker mit Arzneipulver in bestimmter Dosis abfüllen. Krafft schüttelte verneinend den Kopf, er wußte gar nicht, was Koks eigentlich war. Jedenfalls keiner zum Einschüren. „Oder was in natura?“ fragte das widerliche Gesicht mit den grellrot geschminkten Lippen, hinter denen schwarze Zähne mit Goldplomben ihn anbleckten. „Komm mit“, meinte sie und zerrte ihn am Ärmel. Aber Krafft riß sich los und sagte: „Laß mich in Ruhe!“

Man hatte natürlich im Umkreis gleich erkannt, daß er kein Zünftiger in diesen Kreisen war, und drängte nun mit allen möglichen Dingen auf ihn ein. „Schöner Schmuck, echt Gold, spottbillig!“ Eine Handvoll Ringe und Ketten wurden ihm unter die Nase gehalten, und ein dicker Kerl schob sich robust heran und hielt ihm eine Handvoll Uhren hin. „Der Genosse sucht eine Uhr? Hier ist sie — zum Aussuchen — jedes Stück dreißig Mark, meinetwegen fünfundzwanzig, weil du's bist.“ Eine fettige, schmierige Pratze wollte schon kassieren. Hans Krafft lachte ein wenig und sagte: „Ich hab' ja kein Geld“, worauf er die giftige Antwort erhielt: „Was suchst du dann hier? Wenn du vielleicht glaubst, du kannst hier etwas ausbaldowern —.“

Da tippte ihm jemand auf die Schulter. Als er sich umblickte, sah er ein fast asketisches, eingefallenes Gesicht vor sich, in dem ein Paar merkwürdige scharfe Augen funkelten. „Verschwinde!“ sagte der Neue zu dem Uhrenmann und dann leise zu Krafft: „'raus hier, kommen Sie mit!“ „Wohin?“ fragte Krafft. „In eine bessere Luft!“

Eine Drohung schien das nicht zu sein. Hans Krafft steckte sich gelassen eine Zigarette an, da hielt ihm der andere ein Ungetüm von einem Feuerzeug unter die Nase, daß Krafft lachen mußte: „So ein Monstrum!“ „Ja, das habe ich von einem Kriegsgefangenen. Haben Sie ein wenig Zeit?“ „Den ganzen Tag eigentlich“, sagte Krafft. „Ich habe Ihnen nämlich ein Angebot zu machen. Sie sind arbeitslos, nicht wahr?“ „Allerdings“, staunte Krafft.

Da hatte sich aber plötzlich ein Arm unter den seinen geschoben, ein junges, zigeunerhaft anmutendes Mädel mit den Erfahrungen aller Laster in den Zügen des Gesichtes hatte sich an ihn gehängt und sagte frech: „Auf dich habe

ich gewartet.“ Krafft riß sich unwillig los und sagte wütend: „Ich nicht.“ Eine andere, die einen Schritt abseits stand, lachte höhnisch auf. Da fuhr ihr das Mädel wie eine Megäre mit den Fingern in die Haare, und dann gab es zum Gaudium aller Umstehenden ein Weibergefecht, bei dem wirklich die Haare flogen. Bis zwei geckenhaft aufgemachte junge Schaukelburschen-Kavaliere daherkamen und die beiden Weiber auseinanderrissen und dabei die vorher zur Schau getragene Eleganz mit ordinären Flüchen und Schimpfworten betonten.

„Neue Brotkarten — Mehl- und Fettkarten? Oder Bezugsscheine für Schuhe und Kleider — was Sie wünschen.“ Ein junger Kerl mit einer dicken Brille auf krummer Nase bedrängte Krafft während der Prügelei mit diesem Angebot gefälschter oder gestohlener Papiere.

Jetzt ist es aber genug, dachte Hans Krafft und schob mit Riesenschritten los, um endlich aus diesem Gewühl, das sich noch verstärkt zu haben schien, herauszukommen. Plötzlich war der andere wieder da. Mit einem überlegenen Lächeln um den Mund meinte er zu Krafft: „Sie werden doch nicht hingehen?“ „Wohin?“ fragte Krafft. „Lesen Sie nur die Karte in Ihrer Tasche?“ „Wieso? — Wo, welche Karte?“

Da griff der andere in die Manteltasche Kraffts und hielt ihm eine Visitenkarte vor die Augen, daß er lesen konnte: Ruth Weinstein, Floriansgasse 3. Höchst verwundert fragte er den aufdringlichen Begleiter: „Können Sie zaubern? Wie haben Sie das gemacht?“ „Nicht ich, das war Ruth selber. Ruth sucht wahrscheinlich einen neuen Beschützer. Sie hat einen starken Verschleiß an Männern. Wahrscheinlich gefielen Sie ihr.“ „Danke — brr!“

„Übrigens, wenn Sie Koks suchen, bei Ruth bekommen Sie echten. Der andere vorhin war ja nur Gips.“ „Was ist Koks?“ „Na, na! Sie wissen nicht, was Koks ist? Der schöne weiße Rausch. Kokain! Noch nichts gehört?“ „Kenne ich nicht!“ Der andere griff in seine Tasche, holte sein dickes Feuerzeug hervor und schraubte eine Glasampulle heraus, in der kaum ein Fingerhut voll weißlichen Pulvers war. „Hier“, sagte er, „das sind so schätzungsweise zweitausend Mark.“

Er steckte gelassen die Ampulle wieder in die Tasche, lehnte sich vor dem erstaunt stehengebliebenen Naivling Krafft an das Geländer der Brücke, an die sie gekommen waren. Mitten im Strom des Verkehrs schränkte er die Arme übereinander und sagte: „Damit wir zum Geschäftlichen kommen! Hätten Sie Lust, Reisen zu machen?" „Wozu?" staunte Krafft. „Können Sie Autofahren?" „Nein", sagte Krafft. „Na, das haben Sie ja schließlich rasch gelernt. Hören Sie. Ich biete Ihnen ein festes Gehalt von tausend Mark monatlich, selbstverständlich sämtliche Spesen und Gewinnbeteiligung. Aber" — da sprühen diese forschenden Augen plötzlich scharf — „Diskretion, mein Lieber!"

„Komisch", schmunzelte Krafft, wenn er auch innerlich etwas betroffen war, „das Geld liegt auf der Straße." „Gewissermaßen ja", entgegnete der andere, „Sie können sich's ja überlegen." „Das müssen Sie mir schon näher erklären", erwiderte Krafft. Der andere schaute ihn dabei wägend an und meinte, auf die Uhr blickend: „Gut, wenn Sie sich interessieren, kommen Sie mit!"

Sie gingen über die Brücke, und Krafft hatte dabei das Empfinden, sich regelrecht in ein Abenteuer zu stürzen. Aber war nicht das Abenteuerliche in dieser Zeit des Gärens und Brodelns eigentlich das normale Leben? Sie betraten eines jener Bürohäuser mitten in der großen Geschäftsstraße der Stadt, in dem gewöhnlich mehr als ein Dutzend Firmen ihre Niederlassungen haben, und fuhren mit dem Lift in den dritten Stock. Der Hagere sperrte eine Türe auf, an der ein vornehmes Messingschild war mit der Aufschrift: B. Valesko — Chemische Präparate. Schreibmaschinen klapperten im Vorraum, durch den sie gingen, dann wurde Hans Krafft gebeten, in einem der herumstehenden Klubsessel eines vornehmen Büros Platz zu nehmen. Verschiedene Schränke enthielten eine Reihe von Gläsern und Kästchen mit allen möglichen lateinischen Namen.

Erst jetzt fiel es Hans Krafft auf, daß der Hagere eigentlich für diese Umgebung zu schlicht gekleidet schien, aber der andere nahm diesen Gedanken beinahe hellseherisch auf und

meinte sarkastisch: „Lassen Sie sich bitte nicht verwirren. Ich huldige nicht dem Grundsatz, daß Kleider Leute machen, sonst hätte ich ja schließlich Sie nicht angesprochen. Nun sagen Sie ehrlich, was suchten Sie heute vormittag in jenem Lokal?“ Da horchte Krafft auf. Er antwortete gelassen, ruhig: „Nichts, ich bin nur einmal so durchgegangen. Ich war eben neugierig.“ „Haben Sie jemand gesucht dort?“ „Nein!“ „Oder waren Sie bestellt?“ „Auch nicht. Ich bin einfach einmal da durchgegangen, weil mich der Betrieb interessierte; denn das hat es früher nicht gegeben, dieses offenkundige Gebaren, als ob es nichts anderes gäbe in der Stadt als lauter solche defekte Menschen.“

Sein Hut fiel ihm aus der Hand. Er bückte sich danach und schaute dabei unwillkürlich in einen Spiegel, der an der Wand hing. Da sah er, wie ihn das Gesicht des anderen merkwürdig scharf beobachtete, und das trieb ihm das Blut in den Kopf, daß er hochrot wurde und verlegen stotterte: „Ich glaube — ich meine — wir haben uns beide geirrt. Ich bin von Beruf Bautechniker. Ihr Betrieb ist für mich nicht geeignet. Ich habe ja keinerlei Fachkenntnisse. Entschuldigen Sie —.“

Krafft wollte sich erheben und gehen. Aber der Hagere sagte: „Ich kann mich des Eindrucks nicht erwehren, daß Sie wahrscheinlich glauben, ich verlange etwas Ungesetzliches von Ihnen. Das ist nicht so. Ich habe nicht nur Erlaubnis, ich habe sogar Auftrag, solche Präparate einzuführen, an Hand einer Reihe Schriftstücke von Heilinstituten und Krankenhäusern. Sie waren doch Soldat und wissen, daß die Geschlechtskrankheiten durch den Krieg ungemein verbreitet worden sind, bei allen Kriegführenden. Außerdem gibt es eine Reihe anderer Krankheiten, deren Heilstoffe wir von draußen hereinbringen müssen. Von beiden Seiten ist aber die Ausfuhr immer noch verboten. Sie machen mir den Eindruck, als ob man sich auf Sie verlassen könnte; denn es ist nur zu häufig schon vorgekommen, daß die echten Präparate gegen gefälschte ausgetauscht wurden. Das Geschäft geht natürlich bei einer Sendung in die Millionen. Sie werden begreifen, daß man sich gern vor solchen Verlusten schützt. Diese Ruth Weinstein, von der Sie die Karte in der Tasche haben, arbeitet gegen mich im

Schleichhandel. Reizt Sie das nicht, daß Sie kranken Menschen helfen können und dabei gleichzeitig den gewerbsmäßigen Verbrechern das Handwerk verpfuschen? Aber ich will Sie nicht mit der Entscheidung drängen. Überlegen Sie noch einmal. Wollen Sie mir Ihren Namen und Ihre Adresse angeben?"

Da erhob sich Krafft und sagte: „Ich glaube nicht, daß ich für Ihre Absichten der geeignete Mann bin. Heutzutage finden Sie Dutzende." „Bitte sehr! Auf jeden Fall aber will ich Ihnen noch sagen, daß ich Ihnen jederzeit ein besseres Angebot mache als Ruth Weinstein." „Ich denke gar nicht daran. Wie käme ich dazu — mit dieser Judenschickse!"

Da blickte ihn der andere betroffen an. „Eine Jüdin, sagen Sie?" „Ich bin doch nicht blind", entgegnete Krafft. „Sie sind es aber doch, denn ich bin auch Jude." Hans Krafft wurde über und über rot und stammelte: „Oh, Verzeihung! Sie sehen — —." „Ich sehe nicht so aus, meinen Sie! Sehen Sie, deswegen soll man keine Vorurteile haben. Ich danke Ihnen, sollten Sie Lust haben, auf mein Angebot einzugehen, dann wenden Sie sich schriftlich an mein Büro. Guten Tag!"

Als Krafft auf der Straße war, hatte er eine Mordswut auf sich selber, weil er sich durch sein vorlautes Mundwerk so blamiert hatte. Im Weitergehen sagte er zu sich im Nachdenken: „Der reinste Detektivroman." Kein Mensch würde ihm das jetzt glauben, wenn er es erzählen würde. Hans Krafft als Schieber und Kokainschmuggler! Da hat er immer gemeint, solche Sachen kommen nur in den Verbrechervierteln von London oder in Paris und Neuyork vor. Jetzt hat schon diese Stadt mit ihren paar hunderttausend Einwohnern eine Verbrecherbörse, und die Schieberfürsten sitzen auf ehrbaren Büros in den Hauptstraßen der Stadt. Wie mag es da erst in Berlin aussehen!

So langsam bekommt er also doch ein Bild vom neuen Deutschland. Er glaubt jetzt so ziemlich die Herrlichkeiten, welche die Revolution gebracht hat, zu erkennen. Aber was war das für ein Volk mit einem Male? Es sind doch noch die gleichen Männer, die in den letzten Jahren die beste

Armee der Welt gebildet haben! Die durch die Trommelfeuer gingen und Schlachten schlugen, daß die Welt davor zitterte. Wo sind sie denn heute?

Da braucht er eigentlich nur in seinem engsten Kameradenkreis umherzublicken. Er sitzt hier oben im Norden Bayerns, die anderen drei sitzen im Süden, der Michl auf seinem Bauernhof, der Max und der Fritz in München. War es schließlich mit den anderen Frontsoldaten nicht ebenso? Sie sind alle durch die Demobilisierung auseinander geflogen. Jeder sitzt in einem anderen Nest, und damit hört eigentlich der Zusammenhalt und die Kameradschaft auf, weil die Kameraden nicht mehr beisammen sein können. Es wird wohl jeder genug mit sich selber zu tun haben.

Wenn er so herumhört, dann findet er viele, die sich heute so gerne an die Vorkriegszeit erinnern wie an eine gute alte Zeit, die diese Revolution weder lieben noch hassen, sondern nur darauf warten, daß endlich die Grenzen wieder geöffnet werden, damit die guten Waren nach Deutschland hereinfluten können. Daß es wieder Schokolade, echte Havannas, Torten und französische Weine gibt. Dann ist es ihnen wurscht, was sich sonst in Deutschland tut. Er knurrt und murrt zwar, der alte Spießer, weil er sich in den Hintergrund gedrängt sieht, aber hei lewet noch!

Dann hatte aber Krafft doch schon gesehen, daß es unter den Proleten welche gab, die diese Revolution haßten, weil sie sich betrogen fühlten. Die, welche die einstigen roten Parolen ernst genommen hatten und nun die versprochene Gleichheit nirgends sahen. Das waren die blinden Fanatiker der Revolution. Es waren aber vorläufig noch nicht viele.

Und heute hatte er die gesehen, denen der Wirrwarr und das Chaos der Revolution noch lange nicht groß genug war, um im trüben gehörig fischen zu können. Das waren die Verbrecher aller Grade, die, wie er heute gesehen hat, erst hetzen, bis gerauft wird, und dann dem Niedergeschlagenen die Taschen ausräumen. Sie werden immer mehr von Tag zu Tag.

Vielleicht gibt es auch einige, denen das Schicksal Deutschlands das Herz bricht, die sich vielleicht sogar eine Kugel geben, um nicht mehr weiterleben zu müssen mit diesem

gottverlassenen Volk. Ja, solche wird es auch geben, denkt
Krafft; denn das kann er sehr gut verstehen.

Und vielleicht gibt es sogar solche überirdische Idealisten,
die noch an eine Zukunft Deutschlands glauben und sich
den Kopf zerbrechen, wie dieses Volk wieder in Ordnung,
Ehren und Sauberkeit aufgerichtet werden könnte. Aber das
wird wohl nur die wirklichkeitsfremde Phantasie eines un-
belehrbaren Kopfes und eines törichten Herzens sein in
dieser dreckigen Zeit. Nimm dich zusammen, Hans Krafft,
daß du nicht gekreuzigt oder verbrannt wirst wie jene Tö-
richten, die ihr Herz nicht wahren können. Heutzutage, wo
alle gaunern, lügen und betrügen, kann einer allein schließ-
lich nicht ehrlich bleiben. Warum wirst du nicht Salvarsan-
schieber, einer der adeligsten und bestbezahlten Verbrecher-
berufe dieser Zeit? Tüchtig genug dazu bist du ja schließlich!

Das schon, aber wahrscheinlich nicht schlecht genug.





Müßiggang

Man saß nach dem Mittagessen noch ein Viertelstündchen beisammen. Die Mutter trug das Geschirr ab, und der Vater qualmte seinen selbstgemachten fürchterlichen Tabak in einer schon halbverkohlten Pfeife. Dazu las er die Zeitung und kudderte plötzlich angeheitert heraus: „Hört einmal, was der Ebert gesagt hat! — ‚Arbeit ist die Religion des Sozialismus!‘ Na, da werden sich seine Herren Genossen schön bedanken. Da hat er bald ausregiert; denn die haben doch bis jetzt verstanden, die Religion vom Sozialismus ist das Teilen und nicht mehr arbeiten zu brauchen.“ Er lachte ein wenig schadenfroh über die Entdeckung dieses Geständnisses Eberts zu Hans über den Tisch hin, der aus seinem Schweigen aufblickte und sagte: „Ach, wenn jeder eine ordentliche Arbeit haben könnte, das wäre meiner Meinung nach die beste Politik.“ „Ja, das wäre freilich nicht das Schlechteste“, nickte der Alte.

„Auch für mich nicht“, sagte Hans und schaute verlegen zur Seite, als er hinzusetzte: „Muß man da als ausgewachsenes Mannsbild, wie ich eines bin, noch seinen Eltern auf der Tasche herumsitzen. Ist ja eine Schande!“

Das hat er schon lange sagen wollen. Sein Vater meinte zwar: „Ah, geh! Ist doch nicht der Rede wert“, und die Mutter begütigte: „Du kannst doch selber nichts dafür, es

war halt Krieg!“ „Ja, der Krieg!“ nickte der alte Krafft und versuchte, den Jungen zu trösten: „Wird schon werden. In deinem Beruf sind die besten Aussichten, jetzt, wo das ganze Kriegsgebiet wieder aufgebaut werden muß. Da gibt es für das Baufach allerhand zu tun, die Schlachtfelder einebnen — die Häuser wieder aufrichten — Straßen und Bahnen bauen — wo doch alles zerstört ist.“ Er zögert, wie er das plötzlich so sonderbar gewordene Gesicht seines Buben sieht, und meint dann schier verlegen: „Ich glaube, da können wir uns daheim gar keine Vorstellung davon machen.“

„Kaum!“ sagte der Junge kurz und würgte hinunter, was er soeben gedacht hatte. Man müßte die Menschen hier mitnehmen können ins Trommelfeuer und in die Geschoßgarben! Wie soll man es sonst machen, daß sie es verstehen lernen; denn sagen — sagen kann man das nicht.

Da saß er nun wieder dem Vater gegenüber und schaute, wie so oft, seitdem er daheim war, mit Augen in die Ferne, die durch alles hindurchgingen. In denen wieder dieses jahrelange scharfe Visieren über Kimme und Korn hinweg war und manchmal eine tödliche Wildheit aufzuckte, daß man sich fürchten möchte.

Und da stand ein wenig scheu sein Vater auf, der dieses Unsagbare in den Augen seines Buben immer wieder verstehen wollte und doch ihr rätselhaftes Schauen und Durchblicken aller Dinge nicht deuten konnte. Leise schlich er der Mutter nach und raunte ihr zu: „Er ist immer noch nicht recht daheim. Er ist halt immer noch im Krieg! Das Beste wär' für ihn, wenn er ein richtiges Mädel fänd'; die tät' ihm das schon abgewöhnen.“ Die Mutter seufzte, als hätte sie einen tiefen heimlichen Kummer. Dann saß sie still beim Vater in der Werkstatt, der auf seinem Dreibein grimmig vor sich hinlächelte: „Dem hätte ich draußen nicht gegenüberstehen mögen. Mit solchen Augen!“ Aber dann hielt er unter dem Hämmern ein, weil er sah, daß die Mutter nach der Türe horchte, die draußen ins Schloß fiel, und dann fast traurig meinte: „Jetzt ist er fort!“ Sie kriegte ein wenig nasse Augen dabei, daß der Alte barsch sagen mußte: „Wenn er Hunger hat, kommt er schon wieder“, und

sich laut schneuzte. „Was es nur ist?“ meinte sie und legte die Hände verzagend in den Schoß.

„Das weiß ich ganz genau“, knurrte der Vater. „Der wird nicht fertig damit, grad so wie ich, mit diesem hundsgemeinen Verrat, den sie den Soldaten angetan haben mit dieser Revolution.“ Und er holte mit dem Hammer aus, als wollte er den Stiefel auf seinem Knie damit zermalmen, und zu jedem Schlag fluchte er in sich hinein: „Diese Verbrecher, dieser Auswurf, diese Zuchthäusler und Galgenstricke! Daß so etwas heute angibt und anschafft! Daß so etwas hat möglich sein können!“ —

Das war es auch, was Hans immer wieder voll Unruhe durch die Straßen trieb, wie jetzt, wo er planlos kreuz und quer ging. Er konnte nicht glauben, daß es so bleiben werde, wie es war. Es mußten sich doch einmal irgendwo Menschen zusammenfinden, die einen Weg suchten und überlegten, was zu tun sei. Einmal hat er schon versucht, von daheim wegzukommen, daß er auf andere Gedanken käme, und ist bei Verwandten auf dem Land gewesen. Ganze drei Tage lang hat er es ausgehalten, dann hat es ihn wieder heimgetrieben in die Stadt, voll innerer Unruhe, weil er meinte, es könnte irgend etwas geschehen, und er wäre dann nicht dabei. Irgendein Wunder, eine Erhebung, eine Auflehnung, etwas, wonach die Zeit und die Umstände schrien, und worauf schließlich viele warteten wie er. Aber in der Stadt war es noch so wie vorher, nichts hatte sich ereignet, nur ein neues Notgeld war inzwischen von der Gemeinde ausgegeben worden, damit sie die vielen Unterstützungen der Arbeitslosen auszahlen konnte.

Wie er spätabends heimkommt, sitzt ein merkwürdig bekannter Kerl am Kanapee, der ihn angrinst und gleich fragt: „Kennst du mich nimmer? Ich bin doch der Forster-Friedl — dritte Kompanie — Flandern 1917. Bin freilich schwer zu kennen, sehe ja aus wie eine Leiche auf Urlaub.“ „Ach, der bist du — natürlich!“ fiel es Hans ein, „hast dich aber bös verändert, zehn Jahre schaust du älter aus.“ „Kee Wunner, wenn man sozusage erst von den Toten ufferstanne is, und doch noch von Rußland hemgefunne hat. Grad bin ich uff der Durchreis'.“ „Geht's also heim!“

„Nee“, sagt der Friedl kopfschüttelnd, „was tu ich da-

heem in der Pfalz? Wo jetzt die Franzose und die Schwarze 'rumlafe, und vor een Verteljohr hen wir noch druff schieße därfe. Und überhaupt, uff mich wartet aber aach werklich kee Mensch. Jetzt will ich zur Kur eemol nach Ostpreuße ruff."

„Oho! Was willst du dort oben?" „Dees will ich grad mit dir bespreche, deswege bin ich do. Ich such' mir ee paar nette Kamerade, die mit mir zum Freikorps gehe."

„Freikorps? Davon hab' ich noch nichts gehört." „Dort drowe im Osten hen se een Grenzschutz uffgestellt gege die Bolschewiki und sen damit ins Baltische vorgerückt. Und do tut der Friedl als sofort mit gege die Bolschewiki, weil er sie kennegelernt hat do drüwe, Dees glaabt kee Mensch, wie's da drüwe in Rußland zugeht, was da bloß Mensche umgebracht werre, bloß daß eener im Blut 'rumsteige kann mit de Zigarett' in der Gosch. Hier in Deutschland, da ist es ja grad wie im Himmel."

„Das finde ich gerade nicht", unterbrach Krafft. „Doch, doch, mein Liewer. Hier is ja gar kee Revolution, dees war nur so ee Art Regierungsschiebung, sonst nichts. In Rußland drüwe hat's anders geknallt und knallt's noch immerfort. Wird nicht mehr lang dauern, dann versuchen's die Bolschewiki bei uns hier, aber dann im großen, net mehr so lächerlich wie in Berlin um Weihnachte 'rum. Ja, der Friedl weeß alles, wenn er auch net daheem gwese is. Um dieselbe Zeit sen mer grad wieder in Jekaterinenburg gelandet."

„So weit seid ihr in Rußland gewesen?" „Ach, scho noch een kleen bißche weiter. Vom Kaukasus hast scho gehört?" — „Ja!" „Dann weeßt auch ungefähr, wo Tiflis liegt. Da waren wir mit'm Jägerregiment, zu dem se mich nach meen letzten Heimatschuß ins Feld gesteckt hawwe. Was wir dort überm Schwarzen Meer drüwe hätte mache solle, weeß ich net. Es hat g'heeße, die Räuberbagasch dort unne will kee Bolschewiki werde, und da hätte mer wahrscheinlich ee neues Königreich uffrichte solle für een unversorgte Prinz. Du weeßt ja, bei uns hat man immer mehr mache wolle, als Kraft im Arm gwese is. Interessiert's dich?" „Aber natürlich, los!"

Nun erzählte Friedl, wie sie dort unten im November keine Ahnung hatten von dem, was in Deutschland vorging, als sie nach einem tagelangen Patrouillenritt zu zehnt nach Tiflis zurückkamen und kein Deutscher mehr da war. Die Bevölkerung war mit einemmal feindlich und schoß auf sie. Ein zuschanden gerittenes Pferd, der Karabiner und hundert Patronen waren alles, was sie hatten. Und so begannen sie ihren Weg nach Deutschland, verfolgt, überall abgewiesen, und dazu Winter in den endlosen Steppen, über die der Sturm fegte. Bis zur Krim geht es noch einigermaßen, man schwindelt und stiehlt und plündert sich so durch. Aber dann sind die Bolschewiki da, es ist gerade zweite Revolution dort unten und in der Ukraine. Kein Schiff ist zu erreichen, und außerdem hat niemand Geld zur Überfahrt nach Rumänien. Wer kümmert sich da um ein paar Deutsche, um Feinde. Reiten, reiten! Bis die Pferde verenden. Überfälle abwehren und Angriffe auf rote Dörfer und neue Pferde gestohlen. Dann reiten und fliehen vor den roten Verfolgern und auf der Hut sein vor den weißen Gegnern. Bis sie wie durch ein Wunder Jekaterinenburg erreichen, zu sechst noch, und auf ein halbes Hundert ebenso verlassen umherziehende Deutsche stoßen. Jetzt waren sie stark und zogen los, auf eigene Faust in Rußland Revolution machend mit roten Armbinden oder mit weißen, je nachdem, wie sie weiterkamen. Wo alles drunter und drüber geht, ist jedes Mittel recht zur Selbsterhaltung, Raub, Überfall und was sonst dazu kommt. Einmal erwischen sie auf einem Bahnhof eine Kriegskasse der Roten. Damit kauften sie sich in der nächsten Stadt einen regelrechten Eisenbahnzug mit Lokomotive und drei Wagen und fuhren drauflos. So halbwegs vor Kiew wird der Zug überfallen, es gibt ein Nachtgefecht, und die Hälfte der Leute geht dabei drauf. Aber sie entkamen den Kosaken Petljuras. Mit dem Rest des Geldes werden Wagen und Pferde gekauft, nur weiter, weiter, daß sie endlich 'rauskommen aus dem roten Hexensabbat. Dann sind sie mit einem Schlag bettelarm, der Kerenski-Rubel ist wertlos geworden. Auf allen Straßen flattern die weggeworfenen Geldscheine in Wind und Schnee und Dreck und Blut. Wilden Tieren gleich kommen sie endlich über die rumä-

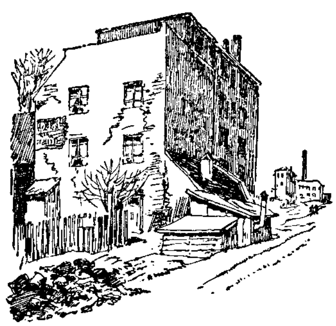
nische Grenze. Man nimmt sie gefangen. Aber sie fliehen aus dem Lager, um nicht mit den anderen Gefangenen dort unten verhungern zu müssen, oder zu erfrieren, oder lebendig von den Läusen gefressen zu werden. Endlich im Banat treffen sie Deutsche, die ihnen heimlich weiterhelfen nach Ungarn. Das ist alles.

Freilich, denkt sich Hans, wer durch solche Tiefen des menschlichen Daseins gegangen ist, der fühlt sich in Deutschland immerhin noch wie im Paradies. Und wenn einer das Hasardspiel mit dem Leben gewohnt ist, dem ist das so schnell nicht wieder abzugewöhnen. Aber Deutschland ist nicht das stumpfe, dumpfe Rußland. Gerade sagt der Friedl in seine Gedanken hinein: „Gege die Bolschewiki, da hilft nor eens, die brutalste rohe Gewalt, denn des sen Teufel, schlimmer wie Teufel. Wer net den andere erschlägt oder erschießt, der werd von dem dann umgebracht. Krieg is human gege des, was se russische Revolution heeße."

„Soweit kommt es in Deutschland niemals!" sagt Hans überzeugt. „Du! Versprech nichts im voraus!" warnte ihn Friedl, „wir brauche die Freikorps noch, verlaß dich druff!" „Für diese Regierung von heute halte ich meinen Schädel nicht hin." „Ach die! Wenn's nach der ging', wäre übermorge die Russe in Berlin. Die is ja gegen die Freikorps. Und drum is der Friedl dafür!" „Wie kommst du überhaupt auf mich?" „Ich hen mer halt denkt, daß du sicherlich keen Roter geworde bist. Hans, du siehst mer net so aus." „Ich muß daheim bleiben, fertig studieren. So ein Abenteuer kann ich mir nicht leisten." „Dees is no lang kee Abenteuer. Im Gegeteil! Wenn die Bolschewiki 'rausgeschmisse sin aus'm Baltische, dann kriegt jeder Soldat vom Freikorps een Bauernhof und ee Stück Land dafür und därf sich ansiedeln. Wo find' mer glei wieder so ee Chance? Man muß ja net ewig dort drowe sitze bleibe, schließlich kann mer des ganz Angebind' eemol weiterverkaufe. Wer weeß, was in Deutschland no all's daherkommt mitten in dei Studiererei. Gehst net mit?" „Nein, ich sehe nicht ein, warum?" „Weilst die Bolschewiki no net kennst. Ich sag' halt, man kann jetzt gar nichts Besseres tun, als da nach Osten ruff, damit se net zu uns rüwer spucke." „Wenn ich so frei und ledig wäre wie du — dann

vielleicht eher." „Ich schreib' dir scho. Vielleicht kracht's der weil bei euch daheem, dann kommt der Friedl halt wieder. Weeßt, ich muß als emol e Stahlbad nehme für me Gesundheit, bald da — bald da!" —

„Was hat denn der gewollt?" fragte der Vater, nachdem Friedl wieder gegangen war. Hans erzählte, was er von Friedl erfahren hat, und der Alte meinte warnend: „Das wäre noch das Ärgste, wenn du für ein fremdes Land dein Fell zum Markt tragen tät'st." „Die Balten sind Deutsche" entgegnete der Junge. „Die paar Balten — das andere ist nicht deutsch; die sollen sich selber helfen gegen die Roten uns hilft auch keiner. Und das vom Land und einem Ho ist bloß Speck zum Anbeißen Diese ehemaligen Russen und Letten oder Litauer halten doch nicht Wort."



Vielleicht wäre Hans doch heimlich davon mit dem Friedl 'raus aus dem öden arbeitslosen Alltag. Aber das Angebot von Land und Haus hat ihm den Geschmack verdorben. Das suchte er nicht, wenn er ins Freikorps ginge. Aus innerster, heiligster Überzeugung, getrieben von der Empörung gegen Not und Schande, da könnte er schließlich noch einmal freiwillig sein Leben für eine gute, deutsche Sache einsetzen. Eine deutsche Sache! Keine fremde.

Die Tage sind endlos lang, wenn man nicht weiß, wie man sie totschlagen soll. Man kann doch nicht immer bloß Romane lesen aus der Leihbücherei, in denen die Welt so schön geordnet ist, daß sie über eine böse Verwirrung, die eben dieser Roman ist, wieder in Ordnung gebracht werden muß. Was nützen die schönsten Dichtungen, wenn die Menschen doch nicht danach handeln, sondern so, wie es sie die Not des Augenblicks als richtig empfinden läßt Weg damit! Dazu hat man in dieser Zeit nicht die nötige Ruhe und Beschaulichkeit.

Viel interessanter ist die Anzeigenseite der Zeitung mit den Stellungsangeboten. Aber es steht ja doch nichts Pas-

sendes drinnen. Zwar ist das stundenlange Warten und Anstellen bei dem Zeitungsladen nicht schön, aber man hört dabei, wie das Volk denkt und redet. Wer zuerst kommt, mahlt zuerst, heißt es. Und wenn wirklich eine Stelle ausgeschrieben ist, dann beginnt das Wettrennen. Der erste macht's in der Regel, die anderen hören nur: „Schon besetzt!"

Diesmal aber! Schreibt da wirklich eine große Baufirma eine Bauführerstelle aus, vorzustellen da und da. Hans rückt schnell noch die Krawatte zurecht, dann saust er schon los. Vielleicht hat er diesmal Glück.

Tatsächlich wird er vorgelassen und kommt in das Zimmer des gewaltigen Chefs, der kurz aufblickt und kurz frägt: „Sie sind Bauführer?" „Jawohl." „Waren zuletzt beschäftigt?" „Vor dem Kriege." Da blickt das Gesicht hinter dem Kneifer unwirsch auf und frägt: „Und seitdem?" „War ich im Felde." „Tja, bedauere, wir suchen eine geübte, erfahrene Kraft." Hans bettelt beinahe als er sagt: „Ich traue mir schon zu, diese Stelle — —." „Alles recht und schön, aber ich brauche Unterlagen, Zeugnisse." „Ich wäre mit einer Anstellung auf Probe einverstanden, um Ihnen zu beweisen, daß Sie sich in mir nicht getäuscht haben."

Aber das Gesicht mit dem Kneifer hat dieses Flehen gar nicht gehört, diese Qual eines Menschen, der endlich wieder einmal arbeiten möchte, und sagt kaltschnauzig: „Dazu haben wir keine Zeit", und ein dickberingter Finger drückt auf die Klingel zum Vorzimmer.

Hans steht immer noch da, er weiß gar nicht, was er sagen soll. Er bringt, den Hut verlegen in den Fingern drehend, die große, stille Klage von Millionen Männern über die Lippen, als er meint: „Was soll denn werden mit uns Frontsoldaten?"

„Soll ich das wissen?" tut ganz erstaunt dieses satte Gesicht mit dem funkelnden Augenglas, daß Hans sich nun plötzlich schämt, vor diesem Mann gebettelt zu haben und grob herausfährt: „Wenn ich mich draußen gedrückt hätte, dann hätte ich jetzt die Zeugnisse, die Sie verlangen." „Bedauere, habe keine Zeit, guten Tag!"

Hans steht schon an der Türe, als das Fräulein vom Vorzimmer anklopft. Da kann er sich nicht enthalten, schnell

noch zu sagen: „Ihnen kennt man's an, daß Sie im Krieg in Sicherheit waren, denn sonst könnten Sie mit einem Frontsoldaten nicht so umgehen. — Und für so was hat man draußen seinen Schädel hingehalten.“ Dann haut er die Türe ins Schloß, daß das ganze Büro die Köpfe nach ihm umdreht.

„So eine Unverschämtheit ist mir auch noch nicht vorgekommen“, pustet das entrüstete Gesicht des Chefs hinter Krafft drein. „Als ob ich dafür krank sein müßte, daß Krieg war. Als ob meine Firma eine Veteranenfürsorge wäre. — Fräulein, sehen Sie das nächstemal erst die Zeugnisse ordentlich durch. Ich habe keine Zeit zu Sentimentalitäten.“

Hans Krafft kann aber wohl verstehen, als er über die Treppe hinuntergeht, daß man ganz gern einmal in so ein Gesicht mit der Faust hineinlangen möchte, damit die Gehirnmasse eines solchen Geschäftsmannes einmal etwas durcheinander kommt und vielleicht doch ein anderes Denken dabei herausdünstet.

Weil er aber schon einmal die Schneid hat, wagt er den Gang zu einem ihm aus der Vorkriegszeit wohlbekannten Architekten. Er wird gleich vom Chef selbst empfangen, der ihn mit gutmütigem Kopfnicken begrüßt und ihn sogar zum Sitzen bittet. Er hört sich wenigstens den jungen Menschen an. Aber dann macht er als stumme Antwort die Türe zu seinem Atelier auf und zeigt auf die leeren Zeichentische. „Ich habe selbst nicht einen Strich zu tun; denn ich war leider auch im Krieg. Meine Kundschaft hat sich verlaufen, und die anderen, die daheim waren, machen heute die dicken Geschäfte. Aber fragen Sie nur wieder nach, fragen kostet ja nichts.“ Das ist wenigstens ein Mensch, solche gibt es also doch noch!

Ein andermal hätte Krafft beinahe eine Stellung bekommen. Eine sehr schöne sogar mit vierhundert Mark Gehalt. Nicht einmal nach Zeugnissen wurde er gefragt. Es war eigentlich ein ganz großes Angebot, er sollte gleich den Chef vertreten, der ihn durch eine grüne Brille musterte. Krafft dienerte schon mit einer zustimmenden Verbeugung nach der anderen auf die Vorschläge, die ihm da unterbreitet wurden, und konnte den Dusel, der ihn hierher gebracht hatte, gar nicht fassen. Da ernüchterte ihn plötzlich

eine Frage. „Äh, noch eine Bedingung, sind Sie bei einer Partei?" „Nein!"

„Äh, hm! Sie müssen natürlich bei einer Partei sein." Ein trockenes kurzes Lachen: „Nur pro forma, meinetwegen können Sie politisch denken, was Sie wollen. Aber politische Beziehungen muß man heutzutage haben." Als Krafft plötzlich ernüchtert keine Antwort wußte, fuhr der Mann mit der Hornbrille eifrig fort: „Sehen Sie, Ihr Vorgänger war zum Beispiel bei drei Parteien zugleich Mitglied. Wissen Sie, man muß überall hingehen, sich sehen lassen, das bringt Vertrauen und Verbindungen. — Wie gesagt, Formsache — aber Bedingung!" Hans steht auf, eiskalt ernüchtert und meint: „Sie erlauben, daß ich mir das noch überlege", und geht angewidert hinaus.

Draußen an der Türe fängt ihn einer ab, ein aufgeregtes kleines Männchen, das ihn gleich mit beiden Armen festhält und fragt: „Haben Sie ihn gesprochen? Ist er also doch da? Er ist noch nicht verhaftet?" Krafft muß lachen über dieses erregte kleine Häuflein Mensch: „Ich weiß nicht, wen Sie meinen." „Na, den Oberschwindler, den Herrn Vorsitzenden von unserer Baugenossenschaft. Will er jetzt gutwillig unser Geld wieder herauszahlen oder nicht? Ich gehe ins Gewerkschaftshaus oder auf die Regierung — überall gehe ich hin! Sie müssen mit! Wir müssen uns zusammenschließen." Da kennt sich Krafft aus, schiebt gelassen das bißchen Mann beiseite und sagt: „Nein, bei dem Schwindel mache ich nicht mit."

Auf dem Heimweg merkt er, daß draußen in der Vorstadt Grund ausgehoben wird zu einem Neubau. Er weiß zwar, daß sein Vater dagegen ist, aber er denkt sich, ein ehrlich verdienter Maurerlohn ist immerhin noch besser als ein Schwindlergehalt, und außerdem hätte er von hier aus nicht weit nach Hause. Wie er den Arbeitern so zuschaut, faßt ihn geradezu eine Lust, auch mit anzupacken. Es steht zwar das schöne Bauschild am Zaun: „Unberechtigten ist der Zutritt verboten", und er wird auch gleich vom Polier angebrüllt, als er den Bauplatz betritt: „Können Sie nicht lesen?" „Doch!" lacht Krafft, „aber ich möchte hier um Arbeit nachfragen."

Der Polier mustert ihn von oben bis unten und fragt:

„Was sind Sie?“ „Ich bin eigentlich Bautechniker, aber ich würde ganz gerne wieder einmal als Maurer arbeiten.“ „Sind Sie beim Verband organisiert?“ „Nein“, sagt Hans. „Dann brauchen S' bei mir gar nicht nachfragen.“ Einige Hilfsarbeiter sind aufmerksam geworden und stehengeblieben. Höhnisch und herausfordernd rempelt ihn einer an und schreit groß dem andern zu: „Organisiert ist er nicht, aber arbeiten möchte er bei uns. Bei uns herrscht Solidarität, verstehst! Und wennst nicht schaust, daß du weiterkommst —.“ „Von dir lasse ich mir schon eine Gesinnung vorschreiben“, sagt Krafft kalt in das wutverzerrte Gesicht vor ihm. „Dann wird dir das Maul sauber bleiben mit einer Arbeit, verstehst, gelber Hund, gelber!“

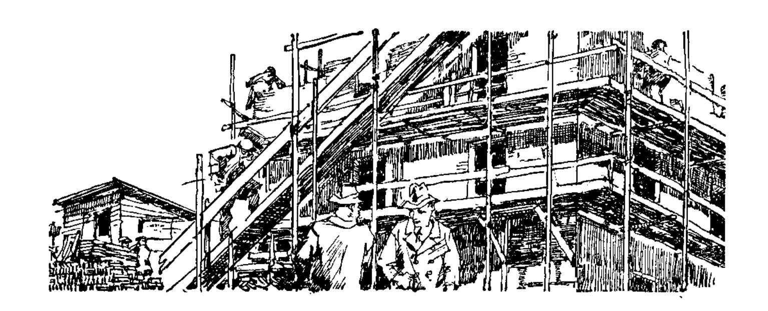
Das hätte er sich eigentlich denken können. Sie sind ja schon vor dem Krieg auf den Baustellen so scharf dahinter gewesen, daß kein Unorganisierter Arbeit bekam. Schon damals ist der Spruch in den Bauhütten umgegangen: „Und willst du nicht mein Bruder sein, dann schlag' ich dir den Schädel ein.“ Schließlich braucht ja eine Revolution die Menschen, die dagegen sind, nicht immer erschießen, man kann sie auch auf solche Weise umbringen, daß man ihnen eben keine Arbeit gibt, wenn sie nicht zu Kreuze kriechen.

Er spürt zum ersten Male so richtig die Macht der Roten, den Terror, der die Menschen geistig umzwingt zu einem anderen Betrachten der Dinge, als sie es von Natur aus tun würden. Dieses kurze Erlebnis an der Baustelle hat in ihm eigentlich das letzte Bedauern und den letzten Funken von guter Meinung für die Arbeiter ausgelöscht, denkt er sich. Ihr könnt es auch anders haben, wenn ihr meint. Ich kann mehr als ihr. Ich werde einmal euer Vorgesetzter sein. Aber dann werde ich euch die Meinung sagen. Dann werdet ihr bei mir um Arbeit anhalten müssen.

Wie er aber wieder die Kinder sieht in den schmutzigen Höfen, in denen die Regenlachen stehen, da schämt er sich doch, daß er in seiner Wut so gedacht hat; denn schließlich ist er dasselbe, was diese Proletarier sind, wenn er auch einen Stehkragen und eine Krawatte um hat. Wenn er seine Eltern nicht mehr hätte, dann würde er die Dinge wahrscheinlich auch mit anderen Augen betrachten. „Solidarität“, hat der wütende Kerl zu ihm gesagt. Wäre es denn

zu verwerfen, wenn die Leute alle zusammenhalten würden? War nicht die Kameradschaft im Felde auch eine Solidarität der Soldaten, die unter einem großen gemeinsamen Schicksal standen? Oder meinen die hier damit etwas anderes? Man kennt sich ja nicht aus bei diesen verfluchten Fremdwörtern, wie sie in Wirklichkeit ausgelegt werden.

Als Hans Krafft noch so in Gedanken versunken daheim seinen Hut an den Nagel hängt, wäre er beinahe über ein großes Paket gefallen, und wie er es aufmacht, liegt ein kurzer Brief vom Michl obenauf, der ihm sagt, daß der Michl Hochzeit gemacht hat und ihm einen kleinen Schinken zum Andenken hiermit zuschickt. Herrgott, wenn man es auch so schön haben könnte wie der Michl! Da spürt man eigentlich erst, wie arm die Stadtmenschen sind. Ein feiner Kerl ist der Michl, das muß man ihm lassen.





Der Antichrist

Der Michl war wirklich ein feiner Kerl. Als er nach seiner Hochzeit mit seiner jungen Frau nach München in die Stadt fuhr zum Einkaufen, da klopfte er zuerst beim Fritz an. Aber der Fritz war selber nicht daheim, nur seine Frau. Sie sind aber gleich wieder gegangen und haben ihm einen schönen Gruß ausrichten lassen, und da wär' ein bissel was von ihrer Hochzeit übriggeblieben, er sollt' es sich halt recht gut schmecken lassen. Und wenn er einmal zu Besuch kommen will, es tät' sie halt recht freuen.

„Es scheint, daß es dem Fritz nicht gut geht", meinte der Michl, wie sie zum Haus wieder draußen waren, und seine Frau nickte: „Sie ist ja rein fraisig geworden vor lauter Freude über unser Körbl voll Sach'" „Wird halt doch gut gewesen sein, daß ich ihn nicht zur Hochzeit eingeladen habe. Wahrscheinlich hätte ich ihn schön in Verlegenheit gebracht, denn er hat sicher kein gutes Gewand im Kasten. Am Arbeitsamt ist er, hat sie gesagt, wahrscheinlich hat er nicht einmal eine Arbeit. Und war so ein guter Kamerad zu mir! Dem hast du es eigentlich zu verdanken, daß ich dich heiraten hab' können, denn wenn mich der Fritz nicht damals an der Aisne ausgegraben hätte, wie ich verschüttet war — — — lang hätt' ich's nimmer derpackt; hab' so schon keinen Schnaufer mehr kriegt. —

So — und jetzt wollen wir noch nachsehen, wie's dem Max geht."

Der Max empfing sie mit überschwenglicher Freude. Aber er hatte geschwind einige Bilder von der Staffelei weggeräumt, ehe er sie in sein Atelier eintreten ließ. Ein Atelier hatte der Michl noch nicht gesehen. Er war ganz paff vor lauter Kunst, die ihn rings von den Wänden und den Stellagen anblickte. Der Max ließ ihn aber gar nicht recht Zeit zum Umherschauen und nahm das Lob über sein schönes Atelier mit einiger Verlegenheit hin. „Es gehört zwar nicht mir allein, so reich bin ich nicht, aber ich habe da eine nette Kollegin nebenan. Wir halten es zusammen durch. Ich habe ja einen ganz großen Dusel gehabt, wie ich heimgekommen bin. Eigentlich war ich schon hinausgeschmissen vom Hausherrn, weil ich natürlich im Krieg keine Miete mehr bezahlen konnte bei dreiundsiebzig Pfennig Löhnung im Tag. Meine Kollegin, das heißt meine jetzige" — er drückte etwas herum — „meine jetzige Braut, wenn ich so sagen darf, hatte das Atelier dann übernommen, aber" — er schmunzelte wieder — „sie hat dann mit mir geteilt und — wir haben aneinander Gefallen gefunden." „Ja, gratuliere, da gibt's dann bald Hochzeit", freute sich der Michl.

„So rasch wird das wohl nicht gehen —." „Versteh' schon, die Malerei ist kein Bauernhof, wo die Schinken wachsen, und die schlechten Zeiten wirst halt auch spüren. Wenn ich einmal ein übriges Geld habe, dann lasse ich mich mit meiner Frau von dir malen. Ist sie nicht da — deine Braut? Was ist sie denn für eine?" fragte der Michl neugierig. „Sie ist nicht von hier", drückte der Max herum, „sie ist eine Ausländerin — eine Russin." „Jetzt, da legst dich nieder — eine Russin muß er haben! — Ja, ja, die Künstler! — Kann sie denn Deutsch?" „Doch, doch!" versichert der Max und horcht dabei zur Tür nebenan, hinter der man ein wohlgelauntes, fremdartiges Singen hörte.

Plötzlich geht die Türe auf, und Michl kommt es vor, als wäre eine Göttin aus den Wolken gefallen. Und die fremde Frau ist sichtlich bös erschrocken. Mit einem halb erfrorenen Lächeln sagt sie etwas und verschwindet wieder, weil

sie nur ihren seidenen, pelzverbrämten Morgenrock anhat. Max geht ihr nach.

Aber der Michl hat feine Ohren, er hat noch gehört, ehe der Max die Türe zuzog, wie sie ganz giftig fragte: „Was sind das für Bauerntrampeln, wie kommen die hierher?"

Der Max beschwichtigt: „Ein Kamerad vom Feld mit seiner Frau. Er hat mir einen Schinken gebracht." „Hast du das nötig? Du weißt, daß wir nicht jeden nächstbesten Fremden hier hereinlassen können."

Da wird der Max aber wütend: „Das ist nicht der Nächstbeste, du könntest dich schon anziehen und etwas herauskommen." „Fällt mir gar nicht ein!" kreischt sie. Da faßt er sie hart beim Arm, daß sie aufstöhnt: „Also los, du kommst heraus!" „Gut", zischt sie und funkelt ihn mit ihren Augen an. „Ich komme, aber du mußt dann heute abend auch mit mir zur Sitzung bei Jesower." Max knirscht mit den Zähnen und sagt: „Meinetwegen!" Gibt ihr dann einen Stoß, daß sie zur Seite fliegt, und zischt noch: „Du Katze!" Dann rafft er sich zusammen und kommt mit lächelnder Miene zurück.

Der Michl entschuldigt sich etwas verlegen, daß er keine Zeit mehr hätte, er käme ein andermal wieder; sie müßten noch einkaufen, und dann ginge der Zug so zeitig wieder ab. Vielleicht kommt der Max einmal auf Besuch, er wüßte ja wohin — und er läßt sich wirklich nicht mehr aufhalten. Einen schönen Gruß noch an das Fräulein Braut und — grüß Gott dann!

Mit seiner Frau brauchte der Michl gar nicht weiter darüber reden, sie weiß, was er meint, als er einmal im Dahingehen sagt: „Täte mir leid, wenn der Max in schlechte Gesellschaft käme." „Er ist halt ein Künstler. Die haben halt eine andere Weise, zu leben", sagt sie wie zur Entschuldigung für seinen Kameraden.

Die künstlerische Lebensweise führte sich soeben droben im Atelier auf, wo Max wie ein wütender Bär hin und her ging und die schöne Natascha wie eine Katze von der Ottomane her ihn dabei anfauchte: „Hier habe ich zu bestimmen, wer ein und aus geht. Zahlst du vielleicht die Miete?" „Nein, aber ich frage dich auch nicht, wo du das Geld hernimmst." „Du weißt, daß ich bestimmte Verpflichtungen da-

für habe, auf die du Rücksicht zu nehmen hast. Oder möchtest du, daß wir eines schönen Tages hier ausgehoben werden?“ „Nein! Aber nicht deinetwegen! Auch nicht meinetwegen, sondern der Sache wegen, sonst wäre ich nicht mehr hier. Du kannst daraus, daß ich nicht schon längst vor dir davongelaufen bin, ermessen, wie ernst ich es nehme.“

Sie blickte ihn lauernd von der Seite an, schlenkerte mit den Beinen und betrachtete dann wie gelangweilt ihre rotpolierten Fingernägel. Nach einer Weile fragte sie plötzlich ganz heiter: „Ach, du hast die Entwürfe weggenommen, das war klug von dir! Werden sie denn fertig bis heute abend?“ „Sie sind schon fertig“, brummte er und guckte verstimmt zum Fenster hinaus über die Dächer und Kamine hinweg. „Willst du sie mir nicht zeigen, du weißt, ich habe dir schon manches treffende Urteil gegeben“, bat sie halb schmeichelnd, halb befehlend.



Schweigend zog er hinter einem Stapel Bilder einige Kartons hervor und stellte sie der Reihe nach hin, ohne selber darauf zu blicken. „Ach, wie herrlich!“ girrte sie dann, „wunderbar, wie du das so hinlegen kannst!“ Das Lob versöhnte ihn schon zur Hälfte, und er hatte nichts dagegen, als sie sich an seinen Hals hing und ihm ins Ohr raunte: „Du bist wirklich ein großer Künstler, wir können stolz auf dich sein.“ Sie küßte ihn dabei leicht auf die Wange und bog ihm dann das Gesicht herum, daß er sie ansehen mußte. Und während sie ihn verheißend anlächelte, meinte sie wollüstig erschauernd: „Nur die Guillotine mußt du noch faszinierender, etwas sprechender ausarbeiten.“ „Das weiß ich selbst“, brummte er, „ich werde sie so echt machen, daß man deinen eigensinnigen Schädel damit herunterschlagen kann.“ Sie lachte nur und zog seinen noch halb zürnenden Wuschelkopf an ihre offene Brust herab. Und als er sie plötzlich mit einem harten Griff faßte, da lächelte sie siegesgewiß

über ihn weg. Sie wußte, das hatte noch immer gewirkt bei diesem netten deutschen Tölpel.

*

Der schönste Hof vom Dorf ist dem Anreiner-Michl sein Anwesen. Das liegt da zwischen den Wiesen, die schon wieder langsam einen grünen Schimmer bekommen, daß es eine Pracht ist mit den uralten Linden und dem schönen, steingefaßten Brunnen davor. Gar erst heute, wo der Sonntag mit seiner heiteren Ruhe und der frischen, hausfraulichen Sauberkeit darüber liegt. Da geht der Michl und seine junge Frau im Sonntagsstaat über die Wiesen hinauf zum Wald, um sich recht von Herzen freuen zu können, wie schön ihr Anwesen und ihr Grund da unten liegt. Das ist ein stilles, seliges Glück, wie Kinder es haben, wenn sie von einem Königreich träumen.

Dann stehen sie droben bei den drei Eichen mit dem Feldkreuz, das zum Hof gehört und schauen versonnen in das frische, lenzliche Gesicht der Heimat. Über die blinkenden, hellen Dörfer und die dunklen Wälder hinweg bis an die noch weiß verschneite Kette der nahen Berge. Und weil es just das erste Stünderl heuer so schön warm ist da heroben, setzen sie sich ein wenig auf die Bank beim Kreuz und lachen sich an, weil sie so rot und ein wenig erhitzt aussehen vom Steigen. Vom Dorf unten hört man eine Tanzmusik noch ganz fein mit dem Bombardon im Takt heraufsummen. Wumm — ta — ta — wumm — ta — ta — wumm — ta — ta —.

Da sinkt der jungen Frau der Kopf mit dem blonden Haar versonnen an die Schulter ihres Mannes, daß er sie ganz behutsam in seinen mächtigen Arm nehmen kann. Und wie sie so schauen und horchen, muß er sie leise fragen: „Bist mir nicht bös, Liesl, weil ich nicht mit dir zum Tanzen gegangen bin?“ Sie schüttelt den Kopf ein wenig und meint: „Hier ist es viel schöner. Da sind keine Leut', die uns anschauen, und ich hab' dich ganz allein.“ Sie muß sich ganz eng an ihn drängen, als sie sagt: „Ich mag selber nicht gern tanzen — in dieser Zeit. Mir ist halt immer, als ob das Tanzen heut' ein Frevel wär'.“ Das freute ihn, wie gut

sie ihn verstand; denn sie haben noch nie miteinander davon gesprochen.

„Mir wär' das so arg, wie wenn ich auf den Gräbern von meinen toten Kameraden tanzen tät'", sagt er ganz seltsam fromm und scheu. „Die sind ja noch da —, das spürt man ja." „Ja, Michl, das spürt man."

Und es war heiliger um sie wie in einer Kirche — und das umwob sie ganz eigen schön.

Nach einer Weile lachte er leise auf und meinte dabei: „Ich bin halt immer noch nicht ganz daheim. Ich hab' halt immer noch manchmal meinen Kopf da draußen im Feld!" Und dann fährt er mit seinem freien Arm rings im Halbkreis der schönen Welt vor ihren Augen und sagt: „Da drüben ist Frankreich, da hat es anders ausgesehen. Da war so ein Dorf wie das unsere vom Erdboden verschwunden, einfach nicht mehr da. Und der Wald dort drüben nur noch ein paar zerfetzte Stumpen. Kein Feld, keine Wiesen, nur noch Löcher, Trichter, Löcher — der gute Ackerboden verschüttet unter Kies und Steinen. Ein Bach war da noch ein Sumpf, nur noch Trichter voll Wasser, und eine Straße nur mehr ein weißlicher Streifen im Trichterfeld. — Ja, so hat es da drüben ausgesehen." Er muß ganz tief atmen, wie wenn er etwas Schweres gestehen müßte: „Und da sind wir drinnen gelegen mit dem Maschinengewehr und den Handgranaten — und haben dann ... weil wir nicht wollten, daß es bei uns auch so kommt."

„Ich weiß es, Michl!"

So, das ist nun gesagt fürs ganze Leben, davon braucht nie mehr gesprochen werden. Aber es wird immer da sein.

Es wäre gar nicht notwendig, daß er noch sagt zu ihr: „Verstehst du, drum kann ich jetzt nicht tanzen." Sie nickt und lacht ihn dabei an. „Es ist so viel schöner, Michl!"

So sind sie noch lange gesessen und haben im stillen alles durchdacht, wie sie ihr Leben bauen werden. Wie sie sein wollen, daß eines vor dem anderen sich nicht zu schämen braucht. Und alles Denken und Trachten geht um das Stück Heimat, auf dem sie stehen.

Es sind zwei starke Menschen, und es ist vielleicht gut so, daß man ihnen nicht sagt, wie stark sie sind.

*

Seitdem der Michl geheiratet hat, ist er noch nicht ein einziges Mal in einer der vielen Versammlungen gewesen, von denen das Dorf heimgesucht wird. Es hat ihn sogar der Schullehrer einmal auf dem Weg angesprochen, weil der Herr Pfarrer sich am Vorstandstisch darüber gewundert hat, daß man den Michl nie in einer Versammlung sehe. Es wäre doch wichtig, daß gerade so einer wie der Michl in diesen Zeiten für das Vaterland seine politische Pflicht tue. Aber der Michl hat nur geschmunzelt und geantwortet: „Meine Pflicht fürs Vaterland habe ich getan. Ich verstehe gar nicht, was der Herr Pfarrer meint. Ich gehe in meine Kirche und halte ein rechtschaffenes christliches Hauswesen auf meinem Hof. Ich mache meine Arbeit, und davon bin ich so müde, daß ich nicht abends noch in Versammlungen gehen kann. Ich tät' ja doch bloß schlafen." Dann schmunzelte der Michl noch etwas mehr als vorher und sagte: „Und außerdem bin ich jung verheiratet." Der Herr Lehrer schmunzelte auch und meinte: „Ich werd's ausrichten."

Nachher hat der Michl noch öfter darüber nachgedacht. Am meisten hat ihn gewundert, daß der Lehrer, von dem erzählt wurde, er wäre in Wirklichkeit ein Unabhängiger, so eifrige Dienste für die Bayerische Volkspartei macht und sogar fromme Artikel für den „Liebfrauenboten" schreibt.

In einem Dorf, wo einer den anderen nur zu gut kennt und über seine Verhältnisse genau Bescheid weiß, bleibt auch die Denkungsart des einzelnen nicht verborgen. Man wußte nur zu gut, wer bei der letzten Wahl rot oder demokratisch gestimmt hatte und von der alten Tradition des Zentrums abgewichen war.

Vom Michl aber wußte keiner, was er politisch dachte, weil er überhaupt nicht gewählt hatte. Aber das konnte man nicht begreifen, auf was für eine Partei der Michl denn eigentlich wartet, wenn ihm die vorhandenen nicht paßten. Und es hat gar nicht lange gedauert, da ging einmal zufällig, wie der Michl im Wald nach einem Windbruch mit seinem Knecht beim Holzen war, der Herr Pfarrer nach einem Krankenbesuch vorüber, ganz zufällig, wie er sagte. Er fragte natürlich, wie es in der jungen Ehe ginge, und daß das Wetter heuer ein wenig gar zu früh

föhnig geworden wäre. Der Michl ahnte schon, wo es hinausgehen würde, als der Herr Pfarrer so langsam geschickt mit ihm etwas abseits kam, wo der Knecht nicht zuhören konnte. Ja, und weil sich die Gelegenheit gerad so gut schicken tät', möchte der Herr Pfarrer etwas fragen, wenn's nichts ausmacht.

Natürlich sei es schwer, heutzutage einen richtigen Knecht zu finden, aber der Loisl sei schon etwas sonderbar; keinen Sonntag in der Kirche, aber dafür im Wirtshaus ein freches Maul. Es wäre nicht das erstemal gewesen am letzten Sonntag, daß er dabei über die heilige Kirche sich ausgelassen hätte wie ein Antichrist, wie so ein richtiger Sozi. Und dann hätte er einmal auch geäußert, daß bei seinem Bauer, beim Anreiner, das Tischgebet und der „Engel des Herrn" abgeschafft worden sei. Der Herr Pfarrer will das dem Michl deswegen sagen, weil man natürlich nicht ruhig mit zusehen darf, wie ein Haus durch solche Verleumdungen in schlechten Ruf kommt. Am Ende glauben die Leute, daß es beim Michl am Hof wirklich so ist.

Darauf hat der Michl eigentlich schon lange gewartet und sich immer gewundert, warum der Pfarrer, der sonst so eifrig ist, bei Neuvermählten zuzusprechen und seinen Segen ins Haus zu tragen, zu ihm noch nicht gekommen ist. Er ist ganz ruhig gefaßt, als er den Pfarrer ansieht und sagt: „Das ist gar nicht gelogen, darüber bin ich mit meinem Weib schon vor der Hochzeit einig gewesen, daß wir das Herunterleiern vom Gebet nicht mögen, weil das ein Frevel ist. Und mein Knecht ist ein rechtschaffener Mensch, der fest zu seinem Herrn hält. Ich glaube nicht, daß mein Knecht etwas Unrechtes im Wirtshaus über mich sagt."

Der hochwürdige Herr war in einem Kopfschütteln und meinte: „Aber das geht doch nicht, Michl, das kann ich als Pfarrherr nicht dulden, wenn auf einmal mit dieser Revolution das Heidentum und der Ungehorsam gegen die Kirche im Dorfe einreißt. Ich kann nicht zusehen, daß der Segen Gottes sich schließlich abwendet, weil ein paar Dickschädel, die im Krieg aufgehetzt und verdorben worden sind in der schlechten Gesellschaft mit diesen Roten, auf einmal kein Gebot mehr achten und selber neue Sitten einführen wollen. Deine Frau stammt aus einem guten christ-

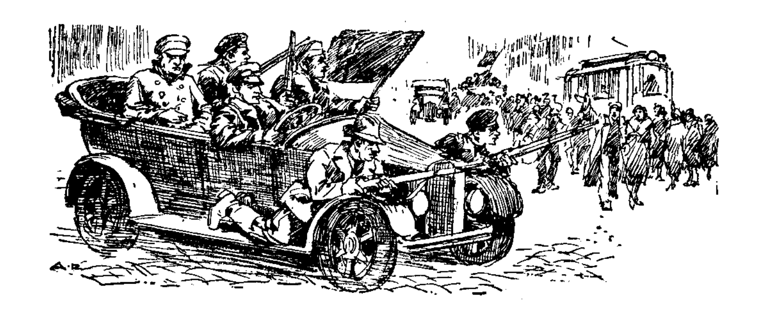
lichen Haus, und ich tät' gar nichts sagen, wenn nicht die Mutter bei mir gewesen wäre und mir vorgeweint hätte, daß du wirklich so ein neumodischer Mensch geworden bist. Ich rede nicht wegen der Sünde, das mußt du sowieso beichten und mit unserem Herrgott ausmachen, aber ich will nicht, daß so ein räudiges Schaf, wie dein Knecht, die ganze Gemeinde ansteckt."

Der Michl hat ganz ruhig zugehört und meint trotzig: „Das habe ich schon abgemacht mit meinem Herrgott, Herr Pfarrer. Ich glaube, daß ihm ein stilles Gedenken lieber ist wie ein heruntergeplärrtes Vaterunser, bei dem die Menschen zwar von Gott reden, aber an ganz was anderes denken. Das Beten habe ich im Feld erst richtig gelernt. Das Beten — nicht mit dem Maul, sondern still von innen heraus. Das ist schöner, und deswegen bleibe ich dabei. Und jetzt muß ich schauen, daß wir das Holz heut noch aus dem Wald herausbringen."

Dabei spuckt der Michl in die Hände, packt die Säge an und ruft seinem Knecht: „Loisl, da geh her! Auf geht's!" Und der Loisl zwickt ein Auge zusammen, nickt mit dem Kopf zum Pfarrer hin, der durch die Bäume verschwindet, und meint: „Eine rechtschaffene Arbeit ist meiner Lebtag noch das schönste Gebet vor dem Herrgott gewesen. Aber, wenn es dir Scherereien macht wegen meiner, Anreiner, dann geh' ich halt, wenn du willst." „Du bleibst!"

„Weißt es schon, Anreiner, wie sie dich heißen im Dorf?" „Na, wie denn?" „Den Antichrist." „Von mir aus — ich bin kein Roter." „Ich auch nicht — aber auch kein Schwarzer." „Arbeiten wir — oder politisieren wir?" „Lieber arbeiten!"





Die Revolution muß weitergetrieben werden

Der Fritz hat viel zu viel übrige Zeit, mehr als ein einfacher Mensch in seinen Verhältnissen brauchen kann. Jeden Vormittag steht er am Arbeitsamt, um jeden Tag dasselbe zu hören: Immer noch nichts. Oft genug wird in den Gruppen, die nicht wußten, wie sie den Tag bloß totschlagen sollten, davon geredet, daß die, die während des Krieges das Glück hatten, unabkömmlich zu sein, jetzt noch immer in Arbeit wären und recht gut einmal den Frontsoldaten Platz machen könnten. Aber sie werden dann von den Führergenossen darüber aufgeklärt, daß gerade diese Leute in den Betrieben unentbehrlich sind. Solche geschulte Sozialisten müßten als Garanten der Revolution auf ihren Plätzen bleiben; denn wer sollte sonst einmal die Betriebe übernehmen, wenn schließlich doch noch die Sozialisierung durchgeführt wird?

Beim Fritz guckt in der Wohnung daheim die Not aus allen Winkeln. Die vier Jahre Krieg und Entbehrung hatten gerade in den Kreisen der unbemittelten kleinen Leute verheerend gewirkt. Ein Arbeiter hatte in der guten alten Zeit vor dem Krieg sich schon kaum etwas beiseite legen können, wenn er aus dem Nichts heraus einen Hausstand gründen mußte und sich buchstäblich Stück um Stück seiner Wohnungseinrichtung vom Munde absparte. Da konnten

bei Kriegsausbruch keine Reserven an Kleidungsstücken und anderem Bedarf vorhanden sein, die ein Durchhalten auf lange Jahre hin gestattet hätten. Den Fritz hatte es noch unmittelbar getroffen, weil mitten in seine junge Ehe hinein die Einberufung zum Heere kam. Er und seine Frau sind nicht mehr ärmlich, sonder geradezu lumpig gekleidet. Wenigstens hat er einen Soldatenmantel, mit dem er seine Dürftigkeit zudecken kann.

Für seine abgehärmte, noch junge Frau, der man ankennt, daß sie einmal ganz hübsch gewesen sein muß, war es in diesen schweren Zeiten ein Problem, wie sie aus einem alten Kleidungsstück vielleicht ein anderes anfertigen kann. Sie hat immer zu tun, um nur das Notwendigste durch ihre eigene Fingerfertigkeit für ihren fünfjährigen Buben herzubringen. Der kleine Kerl klappert auf Holzsandalen umher. Man sieht ihm an, daß in den vier Jahren des Krieges gerade die Kinder am meisten gelitten hatten, ohne sich dessen irgendwie bewußt zu sein, weil sie eben gar nichts anderes kannten vom Leben. Wenn Fritz ihn auf seinen Knien reiten läßt, die schmächtigen Arme spürt oder die Rippen zählt, dann übermannt ihn oft eine heiße Sehnsucht bei dem Gedanken, wie gern er bloß Tag und Nacht schuften möchte, damit sein Bub gesund und wohlgenährt vor ihm herumspringen könnte. Und wenn er das abgehärmte magere Gesicht seiner Frau betrachtet, dann scheint es ihm ein köstlicher Traum, durch seiner Hände Arbeit die Sorgenfalte auf ihre Stirn vergehen zu lassen und sie wieder einmal so lebensfroh zu sehen, wie sie damals war, als sie sich kennenlernten. Es juckt ihn geradezu in den Fingern, und wo er etwas anpacken kann, da bastelt er mit Säge und Hobel herum, macht für seinen Buben irgendein Spielzeug oder seiner Frau eine Sitzbank für die Küche. Hätte er irgendwo das Material bekommen, dann würde er wenigstens in dieser nutzlosen Zeit so manches nötige Möbelstück für seine Wohnung selber angefertigt haben. Aber dazu braucht man Geld; das hat Fritz nicht.

Einmal kam ihm der Gedanke, sich eine eigene Werkstätte zu gründen, wenn er auch in irgendeinem abgelegenen Schuppen oder einem Kellerloch damit hätte anfangen müssen. Aber wo sollte er Aufträge holen oder gar die Mittel

für das Material auftreiben? Beim Arbeitsamt hat er einmal den Vorschlag gemacht, ihm doch an Stelle der laufenden Unterstützungen die paar hundert Mark zu leihen, damit er dann dem Arbeitsamt nicht mehr zur Last fallen würde. Aber da hat man ihn ausgelacht, was er sich denn einbilde, ob er denn im Sinn hätte, ein Großkopfeter, ein Ausbeuter zu werden. Gerade jetzt, wo die Fabrikanten und Kapitalisten abgesetzt werden sollen und dann die Betriebe in die Gemeinschaftsverwaltung der Arbeiter genommen würden. Natürlich war er auch wiederholt im Gewerkschaftshaus, wo man ihm auf seine Fragen statistisch mit Zahlen und fremden Ausdrücken nachwies, daß der Markt aus allen möglichen Gründen eben jetzt so schlecht sei, daß man sich in Geduld fassen müsse, bis der Markt durch die Maßnahmen der neuen Regierung, wenn sie einmal überhaupt dazukomme, sich von selber wieder bessern würde. Man gab ihm einige Schriften mit, in denen das von gelehrten Köpfen und von bekannten Führergenossen umständlich erläutert war, dies solle er lesen.

Und man gab ihm noch einen Stoß Handzettel mit zum Verteilen für eine demnächst stattfindende große Versammlung, in der gerade über diese Fragen gesprochen würde. Er ging deswegen hin, aber es wurde nur über die Uneinigkeit der Arbeiterschaft geklagt und immer wieder aufgefordert, die Arbeiter sollten sich in einer großen einzigen Partei zusammenschließen. Fritz fragte sich auf dem Heimweg, warum das nicht so ist, es brauchten doch bloß die Führer einig sein, dann hätten sie geschlossen die Arbeiterschaft hinter sich. Es liegt doch nicht an den Arbeitern, sondern an den Führern!

Grau in grau steht ihm das Los der Arbeiterschaft und damit sein eigenes Schicksal vor den Augen. Dazu hat man wahrlich nicht nötig gehabt, eine Revolution zu machen. Da war es vorher besser. Manchen seiner Genossen von einst trifft er jetzt als wohlbestallten Gewerkschaftsbeamten oder in schnell ergatterten Stellungen bei der Stadt. Sie tun, wenn er sie anspricht, in der Regel, als ob sie ihn gar nicht kennen würden. Einer, dem er sein Schicksal vorjammert, gibt ihm zur Antwort: „Du hättest halt auch rechtzeitig trachten sollen, von der Front wegzukommen, dann wärst

du auch bei den ersten gewesen. Jetzt ist alles überfüllt. Wie kann man nur so dumm sein und seinen Schädel so lange hinhalten. Bei welcher Partei bist du denn? — bei der zweiten, zweieinhalbten oder dritten Internationale?" „Ich bin bei gar keiner Partei, weil ich mich überhaupt nicht auskenne." „Jawohl, so seid ihr! Kämpfen wollt ihr nicht, aber die Hand aufhalten. Und denen, die gekämpft haben und was geworden sind, seid ihr dann neidig. Das sind dann bei euch die Bonzen."

Da macht der Fritz beim Heimgehen in Gedanken einen Strich unter seine politische Vergangenheit. Das weiß er nun allmählich, daß er wieder von vorne anfangen muß.

Um die Langeweile totzuschlagen, verschafft er sich Bücher, aus denen er oft seiner Frau beim Flicken vorliest. Sie können sich aber nicht recht hineinfinden in diese Welt, die da in der unbekümmerten Sorglosigkeit der Vorkriegszeit aus den Sätzen erstand. Dazu hatten sie beide zu viel Bitteres erfahren, um an die Romantik dieser sentimentalen Romane glauben zu können. An diese abgezirkelten Engel und Bösewichte, an diese guten, edlen Menschen, die in der Stunde der höchsten Not als Retter kamen, damit alles befreit aufatmen kann. Es waren wenig Bücher dabei, die ihm einigermaßen etwas sagten, ganz wenig. Und weil das so war, macht Fritz auch hier einen dicken Strich zwischen der Vergangenheit und seinem jetzigen Leben.

Im Krieg hat er gesehen, daß das Leben seine bestimmten geraden Gesetze hat, daß die Kraft eines Mannes und sein unbändiger Wille oft Unmögliches vermögen. Aber diese Kraft und dieser Wille lagen jetzt lahm. Nirgends war ein neues, gewaltiges Denken in diesen Tagen zu spüren. Kein Hauch von dem, was man so innerlich als Revolution empfindet. Wie an einen letzten Strohhalm klammert er sich an das Wort, das er irgendwo aufgeschnappt hat, und das ihm die erste Spur einer anderen Denkungsart gibt, das Wort: Die Revolution muß weitergetrieben werden!

Das ist ganz seine Meinung. Heimlich spinnt er diesen Gedanken bis an das Ende der Erfüllung seiner heute rein unerfüllbaren Sehnsucht: Eine gesunde, lachende Frau, ein munteres Kind und eine schöne, ihren Mann ernährende

Arbeit! Und wenn er ganz unverschämt war in seiner Träumerei, dann sah er sogar weit — weit in der Zukunft ein kleines Haus und einen Garten und vielleicht noch einige Kinder dabei.

Er wagt es gar nicht, daran zu denken, daß er das eigentlich als Soldat mit dem, was er für dieses Volk getan hat, ehrlich verdient hätte. Denn er ist der Überzeugung, daß dieser Krieg ein großer Denkfehler des Volkes war. Das hat er sich aus den gehörten täglichen Phrasen und den sturen, immer wiederkehrenden Behauptungen in den Versammlungen als Auffassung vom Krieg nunmehr zusammengeleimt. Was will man da als alter Frontsoldat so einem Rotzlöffel mit sechzehn oder siebzehn Jahren gegenüber tun, wenn er einem eine Zeitung unter die Nase hält, worin ein Dokument der bayerischen Gesandtschaft in Berlin veröffentlicht ist, aus dem klar hervorgeht, daß Deutschland mit Absicht den Weltkrieg entfesselt hat. Oder was will man sagen, wenn man jetzt erfährt, wie der rote Ministerpräsident Eisner in der Schweiz gesagt hat, der Friede werde hart sein, aber das sei recht so; denn Deutschland sei schuld am Krieg und verdiente einen solchen harten Frieden! Muß man sich da eigentlich nicht ein wenig schämen, dieser verbrecherischen Absicht des Kaisers und der Fürsten vier Jahre lang als Trottel gutgläubig gedient zu haben? Es muß doch wahr sein, weil niemand etwas dagegen sagt.

Die ersten Wahlen seit dem Kriege sind in München gewesen. Fritz hat mit seiner Frau, die ja nun auch stimmberechtigt ist, immer überlegt, was sie eigentlich wählen sollen. Was Hilfe in der Not bringen könnte. Schließlich gingen sie aber gar nicht zur Wahl. Jetzt war es so, daß zwar die Bürgerlichen in Bayern eine überwiegende Mehrheit im Landtag hatten, trotzdem aber der Unabhängige Eisner zum Ministerpräsidenten gewählt wurde, obwohl seine Partei nur ganze drei Sitze hatte von rund hundertachtzig.

Schon einige Tage vor der Eröffnung des Landtags lag eine große Unruhe über den Straßen. Die Reden der Eckensteher waren schärfer und deutlicher als sonst. Drohende Fäuste forderten dazu auf, diese neugewählte Regierung auseinanderzujagen. Das Volk müsse erst richtig auf-

geklärt werden, damit es nicht wieder so dumm wähle. Schließlich war es ja geradezu ein Faustschlag in das Gesicht der roten Revolution, daß ausgerechnet in Bayern, wo sie zuerst ausbrach, keine überwiegende rote Mehrheit herauskam. Das war ja ein Fußtritt für die junge, ruhmreiche Revolutionstradition. Aufklärung! Aufklärung! So dröhnte es in allen Lokalen, Versammlungen und Betrieben.

Da wurden plötzlich in den letzten Februartagen Telegramme angeschlagen: Eisner ermordet! Ein reaktionärer Graf, ein ehemaliger Offizier, hat Eisner auf der Straße erschossen. Die wildesten Gerüchte durcheilen die Stadt. Patrouillen der republikanischen Volkswehr fahren auf Lastwagen durch die Straßen, verteilen Flugblätter und schlagen Plakate an. Man weiß gar nicht, woher die Massen kommen, die nun plötzlich durch die Straßen fluten, Zeitungsgebäude erstürmen, Schaufenster einschlagen und da und dort schon zu plündern beginnen. Die ersten Böen eines grausamen politischen Unwetters jagen über München hin. Aber es heißt: „Ruhe bewahren! Geht in eure Wohnungen! Die Straße ist gefährlich! Nach 7 Uhr abends darf keine Zivilperson mehr auf der Straße sein. Der Soldatenrat.“

An der Stelle, wo Eisner erschossen wurde, stehen Ehrenwachen der roten Soldaten. Man hat eine Menge Blumenstöcke zusammengetragen und ein Bildnis des ermordeten Juden aufgestellt. Jeder, der vorbeigeht, muß den Hut ziehen und das Bildnis grüßen. Die Feigheit der neugierigen Spießer, die vor wenigen Wochen noch schwarz und national aus Protest gegen die Revolution gewählt hatten, zieht neugierig an der Mordstelle vorüber und lüftet demonstrierend den Hut. Sie demonstrieren gegen den sogenannten politischen Mord, gleich welcher Richtung und welcher Partei, sagen sie. Aber es ist in Wirklichkeit deswegen, weil sie glauben, das Unwetter der Auseinandersetzung mit den Roten beschwören zu können, das sich drohend zu ballen beginnt. Die Schüsse an dieser Stelle haben mit einer grotesken Deutlichkeit eine Konterrevolution an die Wand gemalt, die in Wirklichkeit gar nicht da ist. Einige nationale Männer werden verhaftet. Man will einer geheimen nationalistischen Gesellschaft auf die Spur gekommen sein. „Rache für Eisner!“ brüllen die Stenzen und die Dirnen der Vor-

stadtelite. Banden ziehen als rote Matrosen mit offener, tätowierter Brust durch die Straßen. Der rote Kongreß des Arbeiter-, Bauern- und Soldatenrates tagt in Permanenz. An allen Ecken und Enden brennt lichterloh die politische Debatte. Die einen verlangen, daß die neugewählte Volksvertretung nun unverzüglich zusammentreten müßte in dieser Stunde höchster Gefahr für das Volk. Aber der rote Kongreß erklärt: Die höchste Instanz des Volkes sind wir — die wahren Revolutionäre!

Plötzlich neue Telegramme und Extraausgaben der Presse „Attentat im Landtag! Zwei Abgeordnete tot, mehrere schwer verletzt. Immer noch keine Regierungsbildung. Ein Notkabinett. Der rote Kongreß tagt immer noch." Proklamationen werden angeschlagen: „Das Volk nimmt nun selbst die Gewalt in seine Hände." Versuche zeichnen sich schon deutlich ab, die nach dem Muster Rußlands den Rätestaat proklamieren wollen. Neben der parlamentarisch gebildeten Regierung des Landtags erhebt sich noch unklar eine zweite Regierung, der Rätestaat der Revolution!

Wilde Haufen von Arbeitern bewaffnen sich und ziehen in die Stadt, aber sie stieben wieder auseinander, als die Maschinengewehre der Volkswehr durch die Straßen peitschen und sich die sogenannte ordnungsmäßige Regierung damit noch einmal behauptet.

Man hört, daß es auch in anderen Städten zu Unruhen gekommen ist, und daß die radikalen Elemente da und dort schon eigentlich die Straßen beherrschen und die Regierung in die Hinterzimmer ihrer Ministerien zurückgedrängt haben. Die Bauern drohen mit Lieferstreik, wenn in München keine Ruhe wird. Aber das schürt nur die Erbitterung in den Kreisen der städtischen Bevölkerung noch mehr. Diese Saubauern!

Eisner wird wie weiland der Landesvater mit höchstem Pomp zu Grabe getragen. Endlos lang ist der Zug der Leidtragenden. Alle Betriebe haben gesperrt und sind geschlossen angerückt. Mit roten Fahnen und mit rot umwundenem Lorbeer für den Vater der Revolution, den Befreier der Arbeiterschaft, das Opfer der Reaktion. Als Christus ans Kreuz geschlagen wurde, haben nicht so viele Menschen erschüttert geweint wie an dem Tag, da man

einen der gemeinsten Juden zu Grabe trug, der Volk und Land verraten, der eigens die schlimmsten Fesseln dafür geschmiedet hatte, der unabsehbares Unheil auf dieses Volk, das um ihn weinte, gehäuft hatte.

*

Es ist nichts Neues mehr für seine Frau, daß Fritz sehr spät vom Arbeitsamt zum Mittagessen heimkommt. Man hört jetzt so allerhand Spannendes und Aufregendes. Es ist beinahe wie vor einer Mobilmachung, nur kennt man sich nicht recht aus, was sich zusammenbraut. Die Einigkeit der revolutionären Arbeiterschaft soll nun doch über die Köpfe der faulen Bonzen hinweg im Werden sein. Seit der Beerdigung Eisners scheint sich doch etwas Neues zu bilden. Man hört auch einiges von der Zusammenrottung einer Meute von Offizieren und Generalen in Norddeutschland, die gegen hohe Löhnung abenteuerlustige, arbeitsscheue Soldaten anwerben, denen am Niederknallen der revolutionären Arbeiter nichts liegen soll.

Das Abscheulichste, was man sich denken kann! Bestialische Menschen, die um Geld einfach andere morden! Die Kapitalisten haben ja Geld genug, hat ihnen ja kein Mensch was getan. Die Hauptsache hat man bei der Revolution vergessen: Die Kapitalisten aufhängen! Ist das nicht eine Schande, daß sich die Arbeiter jetzt gegenseitig selber die Schädel einschlagen und die am rechten Flügel dazu schadenfroh lachen, wenn die vom linken Flügel von den Maschinengewehren der Reaktion zusammenkartätscht werden? Hinweg mit den unfähigen Bonzen, die der Reaktion Zeit ließen, ihr freches, blutrünstiges Haupt zu erheben und jene unzufriedenen Elemente zu sammeln, die nicht vergessen können, wie schön sie es beim Kaiser hatten als Soldatenschinder mit Monokeln und Unteroffiziersborten. Die durch die Revolution stellenlos gewordenen Offiziere und die Kapitulanten des alten Heeres, die müssen doch wollen, daß es wieder so wird wie vorher, wo sie nichts zu arbeiten brauchten.

Das hat Fritz auf seinem Heimweg überall in den Gruppen, die an den Ecken stehen, erzählen hören. Er kann sich zwar noch nicht zurechtfinden darin, aber das glaubt er doch,

daß die alten Offiziere des Kaisers versuchen werden, die Revolution wieder zu beseitigen. Hat man denn nicht schon immer darauf gewartet, und war nicht schließlich der Eisnermörder ein Graf, ein Offizier und Monarchist? Vielleicht ging es nun doch einmal weiter im Text vom November. In Rußland ist es doch auch erst so hergegangen: Kampf gegen die Offizierskamarilla und die Kadetten. Das gehört nun schließlich zu einer Revolution. Das war noch nie anders, solang die Welt steht. Überall hört man das. Und als Neuestes — Hilfe von Rußland! Pst! Ganz geheim! Auch von Räte-Ungarn, vom Béla Kun direkt. Aber nicht weitersagen ...

Mechanisch löffelt Fritz in seinem Teller und beginnt zu essen. Aber da würgt ihn beim Schlucken so ein gewaltiger Ekel, daß er den ersten Löffel voll gleich wieder ausspucken muß. „Pfui Teufel!" schimpft er, „was ist denn das für ein Fraß? Das schmeckt ja wie Seife oder Wagenschmiere!" Ängstlich bedrückt sucht seine Frau sich zu entschuldigen: „Es gibt halt noch kein anderes Fett." Barsch schiebt er den Teller weg. Sie kann ja nichts dafür, denkt er, schluckt seinen Groll hinunter und sagt: „Gib mir ein Stück Brot!" „Brot? — Brot ist keines mehr da. Unsere Brotmarken sind aus!"

Das auch noch! Soll man da nicht mit dem Gewehrkolben hineinschlagen? Wundert man sich da noch, wenn die Leute böswillig werden, denkt Fritz, und schimpft verbissen vor sich hin. „So, so, der Markenschwindel, der Hungerschwindel!" Und dann fährt er seine Frau an: „Wozu ist denn eigentlich eine Revolution gemacht worden? — Zum Weiterhungern?"

„Aber Fritz!" — „Habe ich nach vier Jahren im Feld nicht verdient, daß ich mich wenigstens sattessen darf?" Dabei stößt er wütend den Teller weg und haut mit der Faust auf den Tisch: „Und zu so einem Saufraß hat man eine Revolution gebraucht!"

So weiß im Gesicht vor Wut hat sie ihn noch nicht gesehen. Ganz ängstlich seufzt sie auf: „Ach Gott, wenn bloß einmal die Blockade fallen würde!" Aber das macht ihn noch wütender, daß er schreit: „Der Krieg ist doch längst aus!" — und sie dabei anstiert wie ein Irrer.

Da möchte sie beinahe an seinem Verstand zweifeln und sagt ganz vorwurfsvoll in seine flackernden Augen: „Ja liest du denn keine Zeitung? Die Blockade fällt doch erst, wenn wir die Friedensbedingungen unterschrieben haben!“

„Friedensbedingungen?“ hohnlacht er voll Wut. „Friedensbedingungen! Unter anständigen Leuten nennt man so was eine hundsgemeine Erpressung!“ Dabei gibt er dem Tisch einen Ruck, steht auf und lacht gallbitter heraus: „Hahaha — — immer noch Blockade! Was soll denn das eigentlich heißen, was ist denn das überhaupt für eine Revolution? Der Kapitalismus ist ja noch gar nicht erledigt! Nicht einmal eine Arbeit für uns haben diese Geldsäcke. Diese Hunde sind ja noch immer nicht aufgehängt!“

Fürchterlich ist das für seine arme Frau, wie sie ihn so sehen muß. Wen er jetzt nicht mit seinen fahrigen Händen den alten Soldatenmantel und den zerknüllten Hut fassen könnte und fort — hinaus! —, dann müßte er irgendein Trumm packen und an die Wand feuern. Und wenn ihm einer jetzt in den Weg treten würde, den würde er erwürgen mit seinen krallenden Fingern. Strecken so schon die Nachbarn die Köpfe heraus, was es denn für einen Krach gibt beim Wörner, der sonst so still ist. Nur fort jetzt, 'raus!

In der Küche sitzt die arme Frau und weint, über ihr Flickzeug gebeugt, herzzerbrechend in sich hinein. Sie möchte am liebsten gleich sterben, daß sie ihn nie mehr so zu sehen braucht, und daß dieses elende Leben einmal vorbei wäre. Diese graue, düstere Hoffnungslosigkeit eines Arbeiterschicksals. Ach, wenn der Bub nicht wäre! Der kleine Fritz. Ob sie nicht doch dem Michl schreiben soll um einige Lebensmittel? Nein, sie traut sich nicht, er duldet das nicht. Ich mag nicht betteln, würde er aufbegehren. Arbeiten will ich!

Da hat sie jüngst in einer Zeitung von einer Frauendemonstration vor einem Rathaus gelesen und hat das nicht verstanden. Was geht die Frauen schließlich die Politik an? Aber jetzt, jetzt würde sie vorangehen und schreien in die satten Gesichter der Bonzen: Hunger! Hunger!! Hunger!!! — Und wenn sie schießen würden! Warum treibt ihr die Menschen zur Verzweiflung?

Lange sitzt sie so mit leeren, ausgeweinten Augen, die

Hände im Schoß, und weiß doch keinen Rat und keinen Weg, bis sie schließlich doch wieder wach wird vom Leiern einer Orgel im Hof, und einen Bettelmusikanten dazu singen hört: „Die Internationale erkämpft das Menschenrecht!“ „Ach ja!“ seufzt sie, „das Menschenrecht!“ Und schüttelt den Kopf, weil sie es nicht mehr glauben kann. —

Hinter dem Mietkasernenblock mit seinen schmutzigen Höfen voll Kohlenrauch, Waschhausdunst und lärmenden Kinderhaufen liegen die unbebauten, verwilderten Grundstücke voll Gerümpel und Baurüstzeug. Hier haben sich die letzten verkümmerten Triebe aus einstigem Bauernblut angenistet in verwahrlosten Beeten, Kaninchenställen und Hühnersteigen, die in dieser Zeit aber leer sind. Sie würden ja doch leergestohlen. Sogar die Wachhunde sind längst in unbekannten Pfannen verschmort, als sie zu überflüssigen Fressern wurden.



An einer windschiefen Planke, die zur Hälfte schon als Brennmaterial abgebrochen ist, hängen noch die regenverwaschenen Plakate von der letzten Wahl her. Davor bleibt Fritz mit einem Male stehen, stemmt die Fäuste in seine Manteltaschen und liest mit knurrendem Auflachen, um seinen Grimm noch besser zu nähren, die Aufschriften. Das erste Plakat ruft gleich: „Hausbesitzer!“

Er muß hell auflachen, weil er sich nicht vorstellen kann, daß so ein Mensch, der ein Haus hat, noch nicht zufrieden ist, sondern um seine Interessen noch in einer Wahl kämpft. „Zu dieser Partei gehöre ich bestimmt nicht“, lacht er grimmig und liest weiter: „Nationale, wählt General von …“

„Das ist mir zu fein. Die wissen ja nicht, daß der Arbeiter auch ein Mensch ist!“

„Mittelstandspartei? — Ich habe keinen Kramladen!“
„Angestellte, Beamte? — Nichts für uns!“
„Demokratische Partei? — Auch so ein besserer Krampf mit Stehkragen und Zylinder.“
„Zentrum — Religion in Gefahr! Für christliche Erziehung der Kinder? — Ja, erst müssen sie was zu fressen haben, sonst lernen sie das Stehlen von selber!“
„Arbeiter, Ruhe, Vernunft! — Sozialistische Mehrheitspartei? — Aha, das sind die, die diese Hungerrevolution gemacht haben!“ Mit einem wütenden Riß fetzt er das Plakat ab.

Er merkt, daß hinter ihm einer stehengeblieben ist; der hat ihn natürlich beobachtet. Er wartet, daß der andere weitergeht, aber da schiebt sich ein feldgrauer Mantel neben den seinen, und eine rauhe heisere Stimme zischt ihm zu: „So ist's recht! — Kamerad, Genosse! Ist das nicht eine Schmach, wie wir verraten worden sind von diesen vollgefressenen Bonzen?“ Der Fremde deutet, als er keine Antwort bekommt, auf ein kleines rotes Plakat, das anscheinend ganz frisch angeschlagen worden ist, und fährt mit dem Finger an einer Zeile entlang, daß Fritz hinsehen und lesen muß: „Die Revolution muß weitergetrieben werden!“

„Ja, Genosse“, sagt der andere, „das hier sind die einzigen, die uns Arbeiter noch nicht verraten haben. Die es gut meinen mit uns Proleten. Da sind noch keine Bonzen dabei, weil es da etwas gefährlich werden könnte.“ Er lacht krächzend dazu: „Vom Schreibtisch aus Revolution machen? Blech! — Das geht nur von der Straße her!“

Fritz hat das Plakat gelesen und deutet mit dem Finger auf die Unterschrift: „Spartakusbund? Sind das nicht die Radikalen?“

„Mensch, was wir brauchen, das kann nur radikal gemacht werden“, zischt der andere mit glühenden Augen voll Haß. Und Fritz nickt dazu: „Jawohl, radikal! Das ist's, was ich suche.“ Und er schlägt mit der Faust durch die Luft bei jeder Silbe: „Ra — di — kal! Ra — di — kal!“

Noch einer ist stehengeblieben und hört zu, ein besserer Herr mit steifem Hut und hellem Mantel. Er hat eine grüne Brille vor den Augen und eigentlich ein sehr intelligentes Gesicht. Der tritt nun mit einem Male heran an

die beiden und deutete auf das Plakat: „Jawohl, Genossen! Das ist die Zukunft! Da gehört ihr dazu! Das seid ihr euren hungernden Kindern schuldig!“ Er holt etwas aus seiner Tasche und steckt es Fritz an den Aufschlag seines Mantels, nickt wohlwollend, und geht.

Es ist ein Abzeichen, eine rote Fackel, wie Fritz es schon bei den Spartakisten gesehen hat. Der andere schlägt seinen Mantel zurück, daß Fritz dasselbe Abzeichen am Rockaufschlag sehen kann. „Wer war das?“ frägt Fritz. „Das ist der Neue aus Berlin! Wenn ich recht gehört habe, sogar aus Moskau direkt! Sigi heißen sie ihn. Ein ganz scharfer, ein echter Radikalist!“

Sie gehen noch ein Stück miteinander den Weg an der Planke entlang, und Fritz betrachtet sich den neuen Genossen von der Seite. Er sieht zwar etwas wild und verwegen aus, ein wenig unsauber dazu, aber wer arbeitet, der kann halt nicht immer geschniegelt und gestriegelt sein. Und nun merkt Fritz noch obendrein, daß dem anderen ja der linke Ärmel am Mantel leer baumelt. Ein Kriegsinvalide, einer, zu dem er also ohne weiteres gehört. Ein Schicksals- und Leidensgenosse.

Nach einer Weile bleibt der andere vor einem Gerümpel stehen und sagt: „Hier wohne ich.“ Fritz muß erst näher hingucken, um zu erkennen, daß hinter der Planke so eine Art Hütte, so halb ein Unterstand, steht, aus Brettern, Blechen und Dachpappe zusammengebaut. Ein Ofenrohr raucht heraus. Vor dem Gerümpel hängt ein Marmeladekübel über einem offenen Feuer, in dem Wäsche kocht. Gerade hantiert eine zottlige Frau daran herum. Zwei Kinder in viel zu großen Kleidern kriechen neugierig hinter dem Sack hervor, der wahrscheinlich die Haustüre darstellen soll.

„Komm nur her, wir beißen nicht!“ ermuntert der Einarmige den staunenden Fritz, der höchst verwundert frägt: „Was, hier wohnst du?“ „Ja, Genosse, mich haben sie ausquartiert, einen Kriegskrüppel, weil er seine Miete zu lange schuldig geblieben ist. Schau dich nur um, damit du siehst, wie für uns Proleten der Zukunftsstaat beginnt, herrlich und in Freuden, in Schönheit und Würde, wie der Eisner gesagt hat. — Übrigens, du könntest mir einen Gefallen tun. Ich brauche Geld zu Brot, kaufe mir einen Stall-

hasen ab.“ Er zog Fritz zu einem Verschlag und holte einen zappelnden Hasen heraus, hielt ihn Fritz vor die Augen und meinte: „Weil du's bist, drei Mark, sonst verlange ich fünf.“

Fritz wurde fast verlegen, wie er in die Tasche faßte, weil er nur noch einen Markschein hatte und weil er hier, in diesem schreienden Elend einem Menschen nicht helfen konnte, wie er gern möchte. Er drückte dem Einarmigen seinen letzten Markschein in die Hand und sagte: „Behalte den Hasen und esse ihn selber. Da nimm! Du brauchst es nötiger wie ich!“

Dann rannte er davon, von einem Grausen gepackt, riß in blinder Wut eine Latte von einem Zaun und schlug damit auf alles los, was ihm in den Weg kam, Steine, Ecken, Pfähle und Zäune. „Nein! Lieber verrecke ich, ehe ich soweit komme. Das ist ja kein Leben mehr. Das Vieh hat es besser. Drum erst recht radikal! — Nichts — wie — radikal!“ Und bei jedem Wort schlug er ein Stück der Latte ab.

Er hatte ja nicht mehr gesehen, wie der Einarmige grinsend hinter ihm ein Auge zuzwickte und durch die Zähne pfiff. Wie er geringschätzig den Markschein in der Hand betrachtete, ihn einschob und seiner Familie das Kommando gab: „Schluß der Vorstellung für heute! Wir gehen heim!“

Der Fritz aber stolperte dahin wie ein Irrer, lief durch Straßen und über Brücken, ohne zu merken, wo er ist, und setzte sich hundsmüde und zerschlagen auf eine Bank, bis ihn fror. Er spürte nicht den Hunger und merkte nicht, wie sein Magen knurrte. Er wollte heim und ging dann doch entgegengesetzt, weil ihm einfiel, daß er seine Frau gekränkt hatte und ihr jetzt nicht unter die Augen treten wollte; bis er sich endlich im Wirrsinn einfing und merkte, daß er nicht weit vom Atelier seines Kameraden Max war. Der Max, ach Gott, der würde ihm sicherlich einen guten Rat geben. Der versteht ihn, er war ja sein Kamerad. Aber vorsichtshalber steckte er das neue Abzeichen unter den Aufschlag seiner Joppe, als er sich die vier Treppen hinaufschleppte.

Der Max wirft geschwind noch ein Tuch über seine Staffelei und dreht geschwind noch einige Bilder um, ehe er „Herein!“ sagt. Dann ist er fast ein wenig erschrocken, als

er den Fritz sieht, rafft sich aber gleich zusammen und sagt voll Freude: „Je, der Fritz! Kommst du auch einmal zu mir! Na, setz dich!“ Wie er aber das verstörte Gesicht beim Fritz sieht, frägt er teilnehmend: „Bist du krank, fehlt dir was?“

„Nein, Max — grüß dich! Weißt, ich lauf' heut schon den ganzen Tag herum.“ „Hast Hunger? Natürlich!“ Schon ist der Max fort und schon wieder da, stellt ein Schinkenbrot vor Fritz hin und meint etwas lächelnd: „Iß nur! Weißt, ich hab' halt so meine Beziehungen zur Ökonomie über einen guten Freund.“

Dem Fritz lief das Wasser im Munde zusammen, daß er schlucken mußte. Schon wollte er mit den fahrigen Fingern danach greifen, aber dann sagte er beinahe bettelnd zum Max: „Wenn ich es mitnehmen darf? Ich hab' jetzt keinen rechten Appetit.“ Denn mit einem Male ist ihm siedheiß eingefallen, daß seine Frau wahrscheinlich schon oft Hunger gelitten hat, um ihm zum Mittag oder zum Abend etwas auf den Tisch stellen zu können.

Der Max sieht natürlich ganz genau, wo es beim Fritz fehlt, und sagt: „Das ißt du jetzt einfach, sonst lasse ich dich nicht fort. Und zum Mitnehmen kannst du auch noch was haben. Wie ist's mit einem Schnaps? — Hier! Und erzähl, wie geht's dir denn in der glorreichen Republik?“

Fritz braucht gar nichts sagen, Max kennt sich schon aus und antwortet gleich selber. „Keine Arbeit, gelt?“ „Woher denn!“ sagt Fritz mit einer müden Handbewegung und frägt unterm Kauen: „Sag einmal, hast du vom Hans nichts gehört?“ „Doch! Hat auch keine Arbeit. Er hätte uns gern einmal aufgesucht, wenn er das Geld dazu hätte, schreibt er mir.“

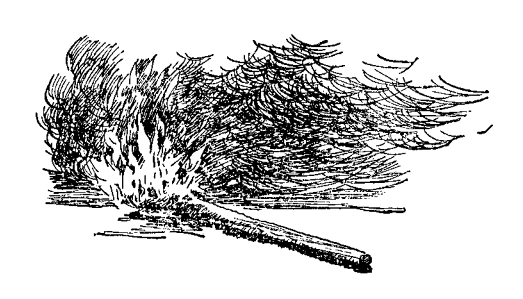
„Ja, ja, das liebe Geld!“ seufzt Fritz und sieht sich um im Raum. „Du hast es schön hier.“ „Ist eigentlich nicht von mir. Ich hab' da noch eine Kollegin als Teilhaberin — und als Freundin. Vielleicht heiraten wir noch einmal, wenn andere Zeiten kommen. Brauch' mich ja nicht genieren vor dir.“ „Ja, woher denn — wer soll denn heutzutage heiraten können?!“ „Das einzig Gute an der Bruchrevolution ist, daß wenigstens die Vorurteile abgeschafft sind über Konkubinat usw. Aber sonst!“ „Geh, laß mich aus! Wir Front-

soldaten hätten halt doch damals im November die Revolution in unsere Hand nehmen sollen." „Hab' ich es nicht immer gesagt?"

Da wurde der Fritz grimmig; denn diese Töne gefielen ihm nicht schlecht. Er schüttete sein ganzes Herz aus, sein Elend, seine Verzweiflung und seinen politischen Grimm und Haß auf diese Bonzenrevolution. Der Max nickte nur immer wieder, wenn ihm etwas ganz besonders gut gefiel, und stand nach einer Weile auf, zog das Tuch vom Bild auf seiner Staffelei und wartete dann gelassen auf die Wirkung dieser Überraschung. Ein Plakatentwurf! Auf einem Hügel voll Menschen stand grausig schwarz eine Guillotine. Darunter stand brennend rot die Parole: Spartakus ruft zum Gericht!

„Donnerwetter!" stieß Fritz hervor und trat näher heran. „Solche Bilder malst du?" Der Max lächelte ein wenig und sagte ganz gelassen: „Ja, hier sind noch ein paar. Da kann ich gar nicht genug davon machen. Ich verdiene ganz hübsch dabei." Aber Fritz sah doch, daß in den Entwürfen mehr loderte als nur ein Feuerchen eines Profits. Er blickte dem Max gerade in die Augen und raunte: „Du, ich glaube, wir brauchen einander gar nichts mehr erzählen." „Menschenskind, du bist auch ...?"

Mit stolzem Lächeln bog der Fritz den Aufschlag seiner Joppe um, daß Max sein neues Abzeichen sehen konnte, und sagte fest: „Ja, auch!"





Märzstürme

Soeben hatte Hans Krafft sich in Gedanken ausgemalt, wie er sich fühlen müßte, wenn er wieder einmal in einem anständigen, ordentlichen Anzug ausgehen könnte. Er kommt nämlich gerade vom Schneider, der ihm Maß genommen hat, damit er endlich Waffenrock und Wickelgamasche, die große Herrenmode der letzten Jahre, ablegen kann und schließlich doch noch ein echter Zivilist wird. Man fühlt sich in Feldgrau nicht mehr recht behaglich, weil dieses Tuch ablenkt aus der Zeit und an Dinge erinnert, an die man am liebsten jetzt überhaupt nicht mehr denkt.

Wie er eine der engen Gassen der Altstadt überqueren will, quillt ihm der dumpfe Brodem eines Stimmenlärms entgegen, wie ihn ein großer Menschenhaufe von sich gibt. Eine schrille, abgerissene Stimme gellt fernher darüber empor. Da fällt ihm ein, daß ja für diesen Abend eine Demonstration an den Litfaßsäulen plakatiert und in der Presse angekündigt war. Er kommt gerade an einem dieser Plakate vorbei, auf dem ein Schwulst von mehr als hundert Vereinen und Bünden zu einer öffentlichen feierlichen Protestkundgebung gegen einen „Frieden der Gewalt" auffordert. Demonstrationen sind längst eine alltägliche Erscheinung, aber bisher waren sie immer von den roten Parteien ausschließlich veranstaltet. Das eine Mal ge-

gen die immer noch bestehende Zwangswirtschaft oder gegen die nicht vorhandene Reaktion, für den Achtstundentag und für die Sozialisierung der Betriebe oder gegen einen Lohnabbau auf Friedenstarif. Nur die Bürgerlichen haben bisher nicht gewagt zu demonstrieren. Das will er sich doch einmal ansehen. Vielleicht ist das der Auftakt für eine Besinnung auf die Zustände in Wirklichkeit, die bisher niemand beim rechten Namen zu nennen sich traute.

Nun sieht er das murmelnde Menschengewoge und drängt sich durch bis vorne, daß ihm der Gestank einiger armseliger Fackeln ins Gesicht schlägt, die ein Transparent beleuchten, auf dem steht: Gegen einen Gewaltfrieden! In der schlechten Notbeleuchtung, die vom Kriege her immer noch in Betrieb war, wenn man auch schon den März 1919 des ersten, hoffnungsbeladenen Friedensjahres schreibt, sieht er in einer ungeordneten Menschenmenge auf dem engen Platz ein Auto eingekeilt. Oben auf dem Dach steht einer, der mit den Armen in der Luft herumschlägt und mit einer schrillen, übergeschnappten Stimme zu den kaum tausend Versammelten spricht:

„Man redet heute so viel vom Menschenrecht. Bei diesem Frieden aber geht es wirklich um unser Menschenrecht als deutsche Nation! Wir erheben daher vor aller Welt feierlich Protest gegen diesen Gewaltfrieden, den man uns aufzwingen will! Darauf gibt es nur eine Antwort: Niemals! Lieber tot als Sklav'!"

„Sehr gut!" sagte ein bessergekleideter Herr neben Hans Krafft und klatschte wie besessen in die Hände, wodurch er eine müde Welle des Beifalls weckte.

„Und nun auf zur Demonstration!" rief der Redner vom Autoverdeck herab und schwang seinen steifen Hut gleichsam als Signal rings im Kreis. Dann wedelte er noch einmal beschwörend mit den Armen über den Stimmenlärm, der sich erhoben hatte, und verkündete: „Bitte die Fahnen einrollen! Wir wollen auf Andersgesinnte nicht provozierend wirken."

Der feine Herr neben Hans Krafft sagte ganz begeistert: „Unser Protesttelegramm der Bürger dieser Stadt an die Reichsregierung wird einschlagen wie eine Bombe." Doch noch unterm Reden schlängelte er sich geschmeidig beiseite,

weil verschiedene Ordner die Herren ersuchten, sich einzureihen in die Glieder des Demonstrationszuges. „Darf ich die Herren bitten, hier einzutreten! — Jawohl, Viererreihen, die Herren! — Etwas zurücktreten, bitte! — So, danke schön!“ Hans Krafft mußte lächeln. Das hätte er ganz anders gemacht. „Antreten! Durchdecken! Maul halten!“ Aber es waren wohl wenige dabei, die diesen „rüden“ Ton verstanden hätten.

Eine Gruppe Kriegsinvaliden, Einarmige und solche mit Stöcken und Krücken, die jetzt erst verspätet von einem Lazarett herkamen, stellten sich nun an die Spitze des Zuges, an der ein Mann mit wallendem, weißem Barte eine schwarzweißrote Fahne entfaltete. „Die sollen nur kommen!“ sagte er dabei und rollte die Augen vor Kampfeslust.

Es berührte Krafft doch ein wenig eigen, wie er die Kriegskameraden sah. Wenn er sich vorstellte, daß ganz Deutschland hier stehen würde wie ein Mann, und daß gerade die, die den Krieg erlebt haben mit ihren zerschossenen Knochen, hier stehen würden, dann brauchte man kein Wort dazu zu sagen, so gewaltig wäre das. Wo sind sie aber? Und wer ruft sie zu solchem Appell?

Er trat näher, weil er hörte, wie die Kriegsinvaliden mit einem Male zu lärmen und zu schimpfen begannen, und da sah er den Mann, der auf dem Auto gesprochen hatte, mit seinem wohlgerundeten Bäuchlein beschwörend die Hände ringen: „Aber meine Herren, verstehen Sie mich doch! Sie müssen sich weiter hinten anschließen. Schließlich sind doch wir die Veranstalter, nicht Sie! Sie zerstören uns ja den ganzen Eindruck!“ „Was, hinten anschließen?“ schrie ein Einarmiger, „draußen im Feld waren wir auch vorne dran.“ Und ein anderer drohte mit seiner Krücke: „Ist das der Dank des Vaterlandes, daß man uns nicht mehr sehen will? Dann gehen wir wieder! Kommt, Kameraden!“ Einige spuckten aus, als sich das Häuflein schimpfend wieder entfernte, und der kleine Herr machte eine bedauernde Bewegung mit den Schultern und sagte: „So war es doch gar nicht gemeint!“

Im Weggehen sagte Hans zu einem Einarmigen: „Die demonstrieren ja doch nur, weil sie glauben, sie brauchen dann weniger an Kontributionen zu zahlen. An das, was

wir meinen, können die ja gar nicht denken.“ Der Einarmige stutzte zwar ein wenig, aber dann schlug er Krafft mit seinem gesunden Arm auf die Schulter und fragte: „Glaubst du, daß es überhaupt noch einen Zweck hat, etwas zu sagen? Heute geht es nach der Mehrheit, und da sind wir von vorneherein hergeschenkt, weil wir eben nicht die Mehreren sind. Nirgends wollen sie uns. Bei den Nationalen sind wir Frontsoldaten genau so der Depp wie bei den Roten.“

„Armes Deutschland!“ sagte er noch im Weitergehen.

An der nächsten Straßenecke mußte Hans Krafft stehenbleiben, weil der Demonstrationszug vorüberkam. Noch einmal besah er sich das traurige Bild der Spießerei, die hier für einige Stunden aus ihrer Verborgenheit hervorgekrochen war. Horch einmal! Weiß der liebe Gott, jetzt singen sie wahrhaftig: „Lieb Vaterland, magst ruhig sein, fest steht und treu die Wacht am Rhein —.“ Da stößt es Hans Krafft ein bitteres Lachen heraus. „Ihr Narren!“ sagte er für sich.

„Solang ein Tropfen Blut noch glüht — und eine Faust den Degen zieht — und noch ein Arm die Büchse spannt, betritt kein Feind den deutschen Strand.“ So singt es im wackeligen Durcheinander an ihm vorbei. Es tut Hans Krafft etwas weh, diese blinde Unverfrorenheit. Betritt kein Feind? — Und derweil steht dieser Feind seit Monaten schon am deutschen Strand und hat erklärt, daß er fünfzehn Jahre lang dort bleiben wird, vielleicht sogar für immer. Die tun ja gerade, als wäre noch der August 1914. Man sollte es nicht für möglich halten! Da hat man geglaubt, der deutsche Spießer wäre vom glorreichen November 1918 wie von einer Pest hinweggerafft worden. Ach nein — hei lewet noch!

Eine Gruppe verwegen aussehender Burschen drängt sich herein und schiebt Hans Krafft zur Seite. Einer steckt die Finger in den Mund und pfeift gellend in das Singen hinein. Ein anderer schreit laut über die Umstehenden hin: „Was wollen denn die noch? Die haben wohl vier Jahre lang geschlafen?“ Und ein dritter brüllt: „Wir wollen keinen neuen Krieg! Jetzt singen sie — und wenn's dann kracht, dann sollen wir Proletarier wieder den Schädel hinhalten.“ Dann deutet er gegen das Transparent, das soeben

vorbeigetragen wird, und lacht grölend: „Hahaha — Gegen einen Gewaltfrieden!“ Er wendet sich an Hans, macht seinen zerschlissenen Rock auf, daß man seine schmutzige, zerflickte Weste sieht, und meint lachend: „Uns können sie doch nichts nehmen, wir haben ja nichts! Oder haben Sie schon einmal einen zahlen sehen, der nichts gehabt hat?“

„Doch! Mit seinem Kopf“, sagt Hans. Der Lacher stutzt momentan, aber dann gröhlt er vor Spaß hellauf: „Meinen Kopf? — Was täten jetzt die Franzosen mit meinem Kopf?“ Hans mißt ihn mit einem ironischen Blick: „Ja, das könnte ich mir auch nicht vorstellen.“

Der Schreier weiß anscheinend nicht, wie er das hinnehmen soll. Aber dann brüllt er Hans wild an: „Den Großkopfeten muß man die Schädel abschlagen, dann gibt es Geld zum Zahlen, mehr als genug.“ Dabei gibt er Hans einen Rempler mit dem Ellbogen, als hätte er ihn gemeint, und beteiligt sich dann voll Eifer an den Pfui- und Niederrufen und dem schrillen Pfeifen seiner Genossen.

„He, Hans, daher! Mitmarschieren!“ Das gilt ihm, merkt Krafft, und erkennt plötzlich im Zug zwei seiner alten Kameraden der Bauschule, die er seit dem Krieg nicht mehr gesehen hat. Den Paul und den Christian. Sie bleiben, baff vor Staunen, stehen, als sie sehen, wie er den Kopf schüttelt, und werden vom vorüberflutenden Gedränge herausgeschoben, vor ihn hin.

„Du machst nicht mit? — Ja, warum?“ frägt Paul. „Weil es doch keinen Zweck hat. Weil das alles ja schon längst verspielt ist, was ihr wollt.“

„Ich begreife dich nicht“, meint der Christian vorwurfsvoll. „Hast du nicht gelesen, was sie alles verlangen von uns? Das ist doch unser Tod, wenn wir diese Friedensbedingungen annehmen.“ „Merkt ihr das jetzt erst, ihr Idioten“, sagte Hans schroff. „Ich habe das gar nicht anders erwartet von den Franzosen. Man sollte meinen, ihr hättet sie auch kennengelernt da draußen. — Nix pardon! L'Allemagne toute capoute! Le boche payera! — Mit diesem Volk kann man nur sprechen, wenn man ihm die Mündung einer Waffe vor die Nase hält. Und jetzt sprechen sie eben mit uns so.“

Ein plötzliches Gedränge schiebt sie unsanft beiseite. Sie

haben vor lauter Reden gar nicht gemerkt, daß der Zug ins Stocken kam und das Singen in einem fernen Schreien und Pfeifen erstickt ist. Und nun brandet eine Welle der Bestürzung und Unruhe von der längst um die Ecke gebogenen Spitze rückwärts, und mit einem Male quetscht sich die eingekeilte Masse an ihnen vorbei, kommt ins Laufen und Rennen, daß sie mitgerissen und abgedrängt werden. „Was ist denn los?“

„Die Roten haben den Zug gesprengt“, schreit einer im Vorüberrennen. „Diese Bande!“ knirscht Christian und drückt sich mit Hans und Paul in die Nische einer Haustüre. Hans lacht etwas spöttisch auf dabei: „Lieb Vaterland, magst ruhig sein — sie läuft davon, die Wacht am Rhein!“



Ein wüster, sich balgender Haufe drängt heran. Man sieht das Transparent über den Köpfen schwanken und einknicken, ein gellendes Pfeifen und Hohnlachen umringt den tapferen Mann mit dem Barte und reißt dem fassungslosen alten Herrn die schwarzweißrote Fahne aus den Händen, die im Nu in hundert Fetzen zerrissen ist. Man sieht auch den Herrn Vorsitzenden mit eingetriebenem Stops unter den Flüchtenden und hört noch, wie er im Vorübereilen laut klagt: „Ich habe doch ausdrücklich gesagt, die Fahnen einrollen.“

Der Mob scheint aber nun genug zu haben. Hohngrinsend bleibt der wilde Haufen stehen — und plärrt und schreit hinter den flüchtenden Bürgern drein. Eine der Gestalten von der Diebesbörse brüllt drohend mit geschwungener Faust: „Die Straße gehört uns — dem Proletariat!“ — und schwingt im stolzen Bewußtsein des Sieges die Athletenschultern. Wie ein König läßt er sich von einigen Dirnen

im Triumph zurückführen, gefolgt vom johlenden Haufen der Genossen.

Der Auswurf, die Unterwelt dieser Stadt, beherrscht die Straße. Und da wollen die Spießer es dagegen aufnehmen mit Würde und Anstand, wo nur noch Galgen und Standgericht einigermaßen helfen können. Das kann ja noch lustig werden, denkt Hans im stillen.

Diensteifrige Schutzleute kommen nun die Straße entlang und fordern die Passanten auf: „Weitergehen! Nicht stehenbleiben! Keine Ansammlung! Bitte weitergehen!“ Erbost ruft Christian einen der Schutzleute an: „Wir sind anständige Leute, warum jagen Sie das Gesindel nicht fort?“ „Sind Sie ruhig! Weitergehen! Sonst muß ich einschreiten!“

Über das grollende Brodeln der abziehenden Menge hinweg gellt das Rufen der Zeitungsboten: „Extrablatt! — Extrablatt! Blutige Straßenkämpfe in Hamburg und Berlin. — Über hundert Tote! — Extrablatt! — Die vierzehn Punkte Wilsons!“

Paul erwischt in dem Gedränge um den Zeitungsjungen eines der Blätter, das sie im mageren Schein einer Laterne durchlesen. Unruhen in Hamburg, Berlin und in Sachsen? Ach, das ist weit weg! Eigentlich schon etwas Alltägliches. „Was?“ fährt da Christian heraus und zeigt auf eine Stelle des Blattes. „Die vierzehn Punkte Wilsons abgelehnt? — Das ist doch nicht möglich. Die sind uns doch dauernd versprochen worden!“

„Ja“, entgegnet Hans, „das war damals, als sie noch Angst vor uns hatten. Als wir die Waffen noch nicht weggeworfen hatten und die Zähne zeigten, statt mit der Wacht am Rhein und dem Regenschirm zu demonstrieren.“ Wütend zerknüllt er das Blatt.

„Ganz recht geschieht uns“, hohnlacht er dann bitter und weiß, er lacht eigentlich über sich selber mit. „Wir waren ja so vertrauensselig, so saudumm, daß wir das alles geglaubt haben, was uns die anderen weismachten. Ganz recht geschieht uns! Jetzt müssen wir eben für diese Dummheiten büßen. Einer wie der andere. Ihr Bürger genau so wie die Proletarier!“

„Wir können ja nichts machen", jammerte Christian, „das hast du doch gesehen. So wie wir dagegen demonstrieren, jagt uns dieses Gesindel auseinander. Wir können doch nicht auch so gemein werden, so niedrig und auf der Straße Schlägereien anfangen." „Was wollt ihr denn überhaupt auf der Straße?" frägt Hans verächtlich.

„Bitte, gleiches Recht für alle!" forderte Paul. „Hast du vorhin nicht gesehen, wie einseitig sich die Polizei benommen hat? Wer zahlt denn die meisten Steuern dafür? Wir Bürger! Und dann geht sie noch gegen uns vor. Dabei wollen wir nur, daß die Regierung steif bleibt. Daß sie sich auf die Protestkundgebungen des Volkes berufen kann, wenn sie ‚Nein' sagt. Man müßte das doch geradezu von Staats wegen schützen."

Da blieb Hans verwundert auflachend stehen und drehte sich zu Paul hin: „Du bist schon komisch. Du bist ein Gegner der Revolutionsregierung, und doch willst du der Regierung helfen. Du erwartest eine nationale Tat von dieser Regierung, der du doch selber feindlich gegenüberstehst, weil sie international ist. Wie reimt sich das?"

Beschwichtigend wendete Christian ein: „Aber die Regierung hat doch selbst aufgerufen —." „Die Regierung? Wer ist denn das? — Wenn da heute einer ‚Nein' sagt zu den Franzosen, dann drängen sich morgen hundert andere heran, die froh sind, wenn sie ‚Ja' sagen dürfen."

Hans war sich selber nicht darüber klar, wieso er dazu kam, plötzlich solche Reden zu führen, die ihm vorher gar nicht eingefallen wären. Wie er beinahe leidenschaftlich auf einmal eine Meinung vertritt, wo er bisher immer im Dunkeln umhertappte und bald dem oder jenem zuhörte! Warum kam das wohl auf einmal? Weil er Kameraden vor sich hat, mit denen er von Jugend auf hergewachsen ist, oder weil sie Kollegen seines Berufes sind? Ach, es ist ja gleichgültig; wenn man nur endlich einmal mit Menschen zusammenkommt, die einem keinen Dunst vormachen; mit denen man richtig Fraktur reden kann und nicht im Dunkeln fechten muß.

Als sie gerade in eine andere Gasse einbiegen, bleiben sie

wie auf Kommando horchend stehen. Ein neuer Massenlärm schwillt und quillt von weitem heran. Ein Durcheinanderbrausen von leidenschaftlichem Schreien und Singen, ganz anders als vorhin.

„Hört ihr's, da kommt schon die Gegendemonstration. Das geht aber flink!" meinte Hans sarkastisch. Christian faßt ihn am Ärmel und sagt: „Komm, dieses Gesindel will ich gar nicht sehen."

„Oh, bleib nur! Nur nicht den Kopf in den Sand stecken und meinen, was ihr nicht gesehen habt, das ist nicht da. Für eure bürgerliche Einbildung ist so was ganz gesund." „Einbildung?" protestiert Paul entrüstet, „nein, mein Lieber, Stolz ist das — Bürgerstolz! — Anstand!" „Bleibt nur da", lächelte Krafft und hielt sie an den Armen fest.

Ein Schwarm von Radfahrern bog um die Ecke, und dahinter kam ein wogendes Branden von Menschen, das die ganze Straße erfüllte. Männer und Frauen, halbwüchsige Burschen und alte, von der Arbeit gebeugte Gestalten. Voran ging eine Gruppe Männer, die wohl die Führer der Demonstration waren, in der Mitte ein schmächtiger, schwarzhaariger Mensch mit einer grünen Brille, der gewiß nicht in der Fabrik, sondern todsicher in irgendeiner Redaktion oder einem Parteibüro seine Proletariergroschen verdiente. Er hatte sich eigens den Kragen abgebunden, um einigermaßen revolutionär zu wirken. Dieser Mensch drehte sich immer wieder von Zeit zu Zeit zu den hinter ihm dreinmarschierenden Genossen um und schrie: „Frieden um jeden Preis!" Und der Haufe, aus dem ein Schild mit demselben Spruch emporragte, brüllte es im Chor nach: „Frieden um jeden Preis!"

Nun wogte es vorbei, mit Lärmen und Rufen und roten Fahnen, mit Singen und Schreien: „Nieder mit dem Kapitalismus! — Nieder mit dem Imperialismus! — Es lebe die Weltrevolution! Hoch! Hoch! — Den Frieden zahlen die Reichen! — Wir fordern Lohnerhöhung! — Es lebe Räterußland! — Nie wieder Krieg! Nie wieder Massenmorden! — Hinein in die USP.! Hoch der Spartakusbund! — Hoch der Achtstundentag! Gebt uns Brot! — Brot!"

Und über das Branden und Aufschäumen der leidenschaftlich erregten Masse flutete von vorne nach hinten und

wieder zurück wie ein flackerndes Feuer das Brausen des Gesanges: „Wacht auf, Verdammte dieser Erde — die stets man noch zum Hungern zwingt — Brüder, höret die Signale — auf zum letzten Gefecht — die Internationale — erkämpft das Menschenrecht.“

„Dagegen war eure Demonstration eine Nachtwächterei. Denen müßt ihr die Wacht am Rhein entgegensingen, was die dazu sagen“, sagte Hans sarkastisch zu den beiden, daß Paul empört fragt: „Du hältst vielleicht gar zu diesem Gesindel?“ „Nein, Paul, das ekelt mich genau so an wie euer Getue, vielleicht noch mehr. — Aber Gesindel?“ Er deutete auf die vorüberziehende Kolonne, deren Fanatismus in den ausgemergelten Gesichtern der trübe Schein einiger Fackeln noch deutlich genug erkennen ließ, wenn sie im monotonen Sprechchor immer wieder riefen: „Gebt uns Brot! — Gebt uns Brot! — Gebt uns Brot!“

Dann wendete er sich zu Paul hin und sagte: „Glaubst du, daß die es nicht ernst meinen? Da spürt man den Hunger dahinter, wenn sie das rufen. Ihr seht doch, wie viele ehemalige Soldaten da mitrennen. Schaut euch diese sorgengekrümmten alten Frauen an, halb verhungert und schlecht angezogen. Ist das deswegen Gesindel?“

Paul schüttelte ärgerlich den Kopf und sagte: „Mit dir kenn' ich mich überhaupt nicht mehr aus. Du hilfst nicht zu uns, du hilfst nicht zu den Roten, sag, was hast du denn überhaupt für eine Partei?“

„Gar keine! — Die Partei, die ich mir denke, die gibt es leider noch nicht.“ Sofort fällt Christian über Hans her: „Das ist ja das Übel! Schon wieder eine neue Partei!“ „Nein, Christian, die Partei, die ich mir denke, müßte so sein, daß sie alle anderen auffrißt.“ Nun mußte aber Paul lachen und sogar mit dem Finger etwas bezeichnend an seine Stirne tippen: „Du spinnst ja! — Bei diesen Gegensätzen im Volk!“

„Ja, so seid ihr!“ erwiderte Hans und wurde heftig: „Aus jedem Gegensatz macht ihr eine Partei. Warum denn nicht einmal aus dem Willen, in dem wir alle einig sind? Eine Partei, die eigentlich gar keine Partei ist, sondern das Volk?“

Paul schaute Hans wägend an, als ob er an dessen Ver-

stand zweifeln müßte. Er wollte ihn auslachen, sah aber, daß die Augen von Hans Krafft gar nicht verrückt dreinblickten, sondern sehr bestimmt und ernst. Da schüttelte er seinen Kopf und zuckte mit den Achseln: „Das ist mir zu hoch! Viel zu hoch! — Und außerdem habe ich längst schon Durst! Kommt!"

Sie schlenderten alle drei recht nachdenklich durch die schon etwas einsamen Gassen der Altstadt. „So ist es", sagte der Christian plötzlich und blieb einen Schritt lang stehen, als wäre ihm ein gewaltiges Licht aufgegangen. „Wie es im ‚Untergang des Abendlandes' heißt. Habt ihr das Buch schon gelesen?" Paul und Hans verneinten, worauf Christian ganz energisch behauptete: „Das müßt ihr unbedingt lesen, dann begreift ihr erst, was eigentlich um uns vorgeht. Denn alles, was wir jetzt sehen, sind typische Erscheinungen vom Untergang des Abendlandes."

„Was heißt schon Abendland?" meinte geringschätzig Paul. „Dazu gehören doch auch Frankreich, England, Italien; du wirst doch nicht behaupten wollen, daß diese Länder jetzt untergehen?"

„Unsinn", sagte da Hans Krafft, „Wir Deutschen sind ja noch so jung als Volk, so jung und so dumm, als ob wir in den Flegeljahren wären. Schlagt doch in unserer zerfahrenen Geschichte nach, wie oft versucht wurde, ein Deutsches Reich aufzurichten, und wie lange es dann gehalten hat. Es hat ja noch gar kein richtiges großes Deutschland gegeben, eines, in dem alle Deutschen beisammen und auch wirklich nur Deutsche die Herren sind. Ein Reich, das Jahrhunderte bestand. Ich wünsche mir, daß es wieder einmal so wird wie im August 1914. Alles ein Herz und ein Sinn und ein Hut. Wenn das so geblieben wäre den Krieg über, dann hätte diese Revolution nicht kommen können, auch wenn wir den Krieg verloren hätten. Denn wir wären im Unglück noch die größte Macht auf dieser Erde!

Herrgott, wenn ich daran denke, wo heute die Frontsoldaten alle sind. Alle auseinandergelaufen in alle möglichen Parteien, weil jeder glaubt, er kommt sonst zu kurz im neuen Leben. Unnötige Angst! Jeder kriegt sein Teil an dem Hundeleben, das uns blüht.

Meine Politik wäre halt die, daß wir alle miteinander

die Not anpacken müssen — und nicht darum schachern, raufen und demonstrieren, auf welche Schichte des Volkes nun die Not abgewälzt werden soll."

Paul räusperte sich etwas sarkastisch und meinte: „Das ist für meinen gewöhnlichen Menschenverstand wieder einmal zu hoch. Aber komm, laß uns endlich auf ein anderes Thema übergehen. Ich gebe es auf, dich für unsere Partei zu keilen, so lange du von einem Schlaraffenland träumst, in dem es jedem gut gehen soll."

In einer kleinen Kneipe tranken sie etwas verstimmt ein Glas Bier, wobei Paul knurrte: „Soviel auf einmal habe ich mein ganzes Leben lang nicht politisiert wie heute." „Kunststück!" lachte Hans, „mein Urgroßvater war fünfundachtzig Jahre und ist nicht eine einzige Minute mit dem Auto gefahren, weil's noch keines gab. Die Zeit zwingt uns eben zur Politik, weil sie die politisch große Zeit ist." „Ich danke! Nichts wie Ärger und Verdruß hat man damit. Wir waren doch vor dem Krieg die besten Freunde, und jetzt sprichst du so, als ob wir Gegner wären."

„Drum, Hände weg von der Politik! Ein politisch' Lied — pfui, ein garstig' Lied!" zitierte Christian voll Weisheit. „Politik bringt die besten Freunde auseinander."

„Kaum, daß sie sich nach vier Jahren das erstemal wieder lebendig getroffen haben", schmollte Paul. „Ihr habt ja angefangen", entgegnete Hans, „ihr habt gesagt, ich soll mitmarschieren." „Schön — mea culpa! Aber jetzt kein Wort mehr." „Na, gut — wir wollen es versuchen. Ich rede auch lieber von den schönen Seiten des Lebens, von Kunst, Philosophie, von der Natur, und am liebsten wieder einmal von unseren Bergen."

„Die Berge! Wir müssen wieder einmal in die Berge. Heuer im Sommer!" jubelte beinahe vor Begeisterung Christian und begann schon von Wänden und Kaminen, von Gletschern und Firnen zu phantasieren. Das war die große unerfüllte Sehnsucht ihrer blutjungen Jahre vor dem Kriege gewesen. — Die Berge! Da wird sogar Paul ganz springlebendig: „Komm mit! Wir quetschen einige Flaschen aus. Wir sind ja noch so jung, wir alten Politikaster. Auf! An die Geräte — marsch — marsch!"

„Wohin?" fragte Hans auf der Straße, und Paul zeigte

kurz entschlossen auf ein hellerleuchtetes großes Lokal: „Da hat es früher immer einen guten Tropfen für kranke Knabenherzen gegeben.“ „Nein, das ist mir zu fein“, protestierte Hans, aber da hatte Paul schon die Tür aufgestoßen, daß der Schwall von Stimmen und Lachen mit den rhythmischen Tönen einer Tanzmusik, über sie hinwegströmte.

Hans Krafft betrachtete sein Äußeres etwas verlegen und folgte zögernd. Er war augenblicklich etwas verwirrt von dem Gewühl, das auf einer Tanzfläche sich schob und drängte, und wäre am liebsten wieder umgekeht. Schon hatte einer dieser Kellner im schwarzen Frack ihn auffällig gemustert, und er fühlte auch, wie die frechen Augen geschminkter Halbweltdamen ihn von oben bis unten maßen und so taten, als hätten sie sicherlich auf den Grund seines fast leeren Geldbeutels geblickt. Es war ein Dunst in diesem überfüllten Raum mit seinen schummerig rot beleuchteten Nischen und Logen, ein Lärmen, Lachen und Rufen wie beim Karneval.

Da hängt sich Paul in seinen Arm und zieht ihn in das Gewühl, an einem Tisch vorüber, an dem eine typische Schiebergestalt im hochnäsigen Ton mit dem Ober randalierte: „Was ist das für ein Betrieb? Die Damen wünschen zu speisen. Her mit dem Fahrplan!“ Schüchtern fragt der Ober, ob die Herrschaften mit Marken oder markenfrei zu speisen wünschen. „Mit Marken? Sehe ich so aus? Ich verbitte mir Ihre geringschätzigen Bemerkungen.“

Aus einer Nische blendet sie das Glitzern auffälliger Flitterkleider schäkernder Halbweltdamen. Das lachte und stieß gerade wieder einmal an mit den Sektkelchen, und ein hagerer Mensch kräht dazu: „Heute ist heut! Was die Welt morgen bringt —.“ „Neues Geschäft hoffentlich“, unterbricht ihn ein kleiner Dicker und klopft an den Tisch! „Toi, toi, toi!“ Nebenan klemmt sich einer ein Monokel ins Auge, und näselt elegant: „Skandal so was! — Herr Ober! Immer noch keinen französischen Sekt?“ Vielsagend lächelt der Ober: „Bedauere, mein Herr, aber die Blockade!“ „Ach soooo — Blockade?“ meinte eines der grell geschminkten Dämchen, als höre sie zum erstenmal von diesem Zustand. Und der kleine Dicke beugt sich zu dem langen Hageren mit dem Monokel hin und prustet: „Blockade? — richtig —

sehr gut! — Blockade!" Und sie lachen sich verständnisinnig an dabei.

„Wollen wir nicht woanders hingehen?" meint Hans verlegen und angewidert. Doch Paul zieht ihn weiter und lacht: „Natürlich, aber wir wollen erst einmal die Parade ganz abnehmen!" „Ein toller Betrieb!" sagt Christian und fährt erschrocken zurück, weil er dabei in eine Nische geguckt hat, in der ein Pärchen sich eng umschlungen abknutscht. „Unverschämtheit! Begeilen Sie sich woanders!"

Hans wollte über den erschrockenen Christian lachen, aber da zupft ihn Paul ganz leise am Ärmel und winkt ihm mit



der Hand, stehenzubleiben. In der Nische vor ihnen sitzen zwei mit allen Wassern gewaschene Geiergesichter bei einem dicken, südländischen Juden, der gerade gelassen ruhig sagt: „Einfuhrscheine? Besorge ich Ihnen prima — prima! Was brauchen Sie? — Holland? — Schweiz? — Dänemark?" „Gegen Beteiligung?" fragte das eine Geiergesicht hastig. „Nee — pauschal im voraus! Aber bei garantiert besten Beziehungen bis oben." „Ganz oben?" fragt der andere, aber der Jude gibt diesmal keine Antwort, sondern dreht nur sein Gesicht nach den drei Lauschern um. Wie ertappte Verbrecher schleichen sie mit gesenktem Kopf unter den durchbohrenden Blicken der Schieber vorüber und stoßen auf eine geschniegelte, im ungewohnten steifen Hemd steckende Verbrechertype, die in unverkennbar wienerischem Dialekt auf zwei andere ähnliche Typen an einem Ecktisch einspricht: „Ein Schlager sag' ich Ihnen! Trotz Valuta-

unterschied spottbillig. Aber hören S', bei dieser Nachfrage! — Meinetwegen den ganzen Waggon — und die Einfuhrerlaubnis kriegen S' auch dazu — direkt g'schenkt!" „Einfuhrerlaubnis?" „Wenn ich Ihnen sag'!" „Moment mal!"

Nebenan sitzt wie ein Pascha in seinem Harem ein widerlicher feister Kerl, den steifen Hut im Genick, unter einer Schar sich gegenseitig in Zärtlichkeiten überbietender, kaum bekleideter Dämchen. Krafft, der einen Blick im Vorbeigehen hineinwirft, hört gerade noch: „Ein ganzer Waggon samt Einfuhrerlaubnis — haben wir dafür Interesse?" Der Pascha schiebt die Arme der Dämchen von seinem fetten Nacken; seine Äuglein funkeln auf hinter den trägen Lidern, als er fragt: „Preis?" „Preis noch nicht fest", entgegnet der andere. „Dann nicht bieten! Weich werden lassen!" entschied der Pascha und lächelte ein wenig über den Beifall seines Harems: „Ganz groß! Fabelhaft! Genial!"

Hans schaut sich um nach Paul und Christian und hört dabei aus der nächsten Nische, wie sich drei Schieber unterhalten: „Alles schreit nach Corned beef. — Das beste Geschäft!" Eine heisere Stimme regt sich auf: „Was nützt das, wenn es einfach nicht zu kriegen ist?" Worauf eine ruhige Baßstimme gelassen meint: „Überlassen Sie das mir! — Wieviel Waggons brauchen Sie?" „Sie haben ...? Woher?" „Geschäftsgeheimnis!" „Kann man da nicht ...?" „Nein!" lacht der Baß, „diese Leitung ist direkt, ohne Anschluß!"

An einem anderen Tisch entsteht Bestürzung durch das Abendblatt, das soeben ein Kriegsinvalide im Lokal verkauft. „Ein Antrag auf Aufhebung der Blockade? — Nanu?" kreischt ein Glatzkopf, springt auf und fuchtelt mit dem Blatt in der Luft herum. „Na, keine Aufregung", meint gemütlich sein Nachbar, stößt ihm den Stuhl in die Knie, daß der Glatzkopf wie ein Schnappmesser einklappt und wieder sitzt. „Geht ja doch nicht durch, weiß ich bestimmt", tröstet er den Aufgeregten und seufzt gleich selber: „Ach, diese Hetze!" — Weil die Musik den Auftakt eines neuen Tanzes beginnt, zieht er seinen Smoking zurecht und klappt vor einer weit entblößten üppigen Dame nebenan die Hacken zusammen wie ein Gardeleutnant: „Darf ich

bitten, Gnädigste?" Die Gnädigste nickt huldvoll gewährend, Krafft muß über dieses aufgetakelte Paar lächeln, das seine Herkunft aus der Kaschemme nicht verleugnen kann. Er hört im Vorbeigehen, wie der Schieber dieser Qualle von Weib den Hof macht: „Sehen bezaubernd aus, Gnädigste! Angenehmes Parfüm — kenne ich zufällig. Spezialartikel meiner Firma: Fleurs des Argonnes." —

Blumen aus den Argonnen, das ist also wenige Monate nach dem Krieg der Name eines Parfüms für das liederliche Weibsvolk. Mit einem Male hat Hans Krafft dadurch wieder den scharfen, unerbittlichen Blick für die Dinge bekommen. Er hört noch, wie der Galan seine Qualle im Walzertakt umherwirbelt und dazu laut nach der Musik einen neuen Schlager singt, in den viele rundum begeistert einfallen: „Hätt' ich nicht Valuta, meine kesse Kleine — Blanko, so wie eben deine süßen Beine — ich könnt' dich nicht küssen, wenn die Nacht vergeht — hätt' ich nicht erfahren, wie Valuta steht."

„Willst du nicht mit mir tanzen?" Ein Fächer aus gelben Straußenfedern schwenkt vor einem Gemälde aus roter Schminke mit schwarzen Strichen über grünverdunkelten Augenhöhlen und rotgezirkelten Lippen zur Seite. Ruth! — die Ruth mit dem Koks — in einem schwarzen Flitterkleid, das wie die schuppige Haut einer Schlange bei jeder Bewegung schillert. „Oder darf ich dich einladen? — Tanzen wir später? — Hast du noch meine Adresse? Sag, warum kommst du nicht?"

„Geh weg!" antwortet Hans grob und zieht seinen Arm, in den sich Ruth einhängen wollte, aus der Schlinge ihres nackten Armes. Natürlich, dort in der Loge sitzt ja der Generalgroßschieber in Rauschgiften und beachtet aufmerksam den Vorgang der Annäherung. Es ist fast, als zwinge er mit seinen Augen, daß Hans ihn grüßen und ein paar Worte sagen müßte, warum er nicht längst den Anstandsbesuch gemacht hat, um sich zu entschuldigen für seine Unhöflichkeit damals. Aber, da ziehen sich vor den zornsprühenden Blicken Kraffts die Lider über diese glimmenden Kohlen zusammen — und dann ist das dumme Gefühl vorbei.

„Trinken wir einen Cocktail — oder einen —." „Sauf

ihn allein — und verschmiere dir die Fassade nicht dabei.“ Jetzt aber endlich hier weg! Paul und Christian sind natürlich schon verschwunden.

Da tritt ihm der elegante Ober, der ihn schon lange verfolgt, in den Weg und fragt ihn mit geringschätzig prüfenden Augen: „Der Herr hat sich wohl im Lokal geirrt? Bitte sehr, hier ist der Ausgang.“ „In eine bessere Welt“, setzt Hans spöttisch hinzu und schiebt ab.

Beinahe wäre er einem neuen Trupp von Gästen in die Arme gerannt, der sich eilfertig von der Garderobe her ins Vergnügen stürzen will. Und da bleibt Hans Krafft, seine Hände in die Tasche steckend, beinahe herausfordernd stehen; denn er hat in einem eleganten Abendanzug seinen ehemaligen Kompanieangehörigen erkannt, den Soldatenrat, der ihn so eifrig überreden wollte, doch der Mehrheitspartei beizutreten. Hans muß regelrecht herausplatzen, weil er gesehen hat, wie dieser Prolet versucht, seinem Ohrfeigengesicht ungemein wichtige Züge durch das Einklemmen eines Monokels ins linke Auge zu verleihen.

„Du gehst da drinnen gerade noch ab, du Schwein!“ knurrt Hans und gibt ihm einen Stoß in die Seite, daß der Glasscherben zu Boden fällt und zerspringt. Aber da ist Hans schon von mehreren befrackten Herren umringt, und ein unverkennbarer Jude fragt fast förmlich: „Was haben Sie mit diesem Herrn?“

Diese Gesichter, woher kennt er bloß diese Visagen? Das ist doch derselbe Jude, der vor kaum zwei Stunden an der Spitze der roten Demonstration marschierte und „Frieden um jeden Preis“ schrie.

„Ich wiederhole meine Frage!“ drehte der Jude auf wie ein Graf. Lächelnd deutet Hans auf den Genossen Vogel im Hintergrund: „Wir sind alte Bekannte, ich und der.“ Und schmunzelnd setzt er hinzu: „Ich wäre gar nicht satisfaktionsfähig — Genossen! — Ich bin in solchen Dingen für den Frieden um jeden Preis!“

„Sie — Sie sind ja besoffen!“ zischt der Jude und wendet sich zum Gehen, doch Krafft sticht jetzt der Hafer bei diesem köstlichen Witz der Situation, daß er ihm laut nachruft: „Ich bin ja so froh, daß ihr auch bei den Reichen seid, die den Frieden zahlen müssen. — Gebt uns Brot! — Oh,

Pardon! — Gebt uns Sekt! Es lebe Rußland wegen dem Kaviar! — Gebt uns ...“

„Ruhe da! Machen Sie keine Geschichten — vorwärts!“ Zwei Schutzleute fassen ihn hart an den Armen und schieben ihn hinaus. „Was wollen Sie denn von mir?“ Da spürt er schon wieder, daß die Griffe ihn nur noch locker hielten, und einer der Schutzleute sagt unterdrückt: „Wer wird denn so ungeschickt sein? Wollen S' denn mit Gewalt ins Loch? Aber gehn Sie nur jetzt ruhig weiter.“ Der andere Schutzmann meint ganz menschlich heiter: „Da sind Sie nicht der erste. Uns geht's ja nichts an. Und meine Partei ist's ja nicht.“

„Das Geschrei möcht' ich nicht hören, wenn andere sich so aufführen wollten wie die“, sagt Krafft so halb zu seiner Entschuldigung, und der erste Schutzmann lacht etwas verächtlich:

„Jetzt ist ja noch nichts los, erst nach Mitternacht. Da kommen dann die Nackttänze im Programm — und Champagnerströme —, und wenn sie besoffen sind, geht eine Massenhurerei an, daß einem alten Türken grausen könnte. Wir dürfen dann aufpassen, daß niemand zuschaut, wenn die Pärlein ins Auto verladen werden. Früher hätt' man so was ausgehoben.“

„Sauber! — Aber war das nicht der Arbeiter- und Soldatenrat?“ fragt Hans. „Pscht! Net so laut — wenn S' auch recht haben. Guten Abend jetzt!“ — „Guten Abend!“

Die reinste Operettenrevolution — wenn es nicht so bitter und schmerzlich wäre für das betrogene Volk. Wahrscheinlich legt man bei der Polizei Wert darauf, daß sich das herumspricht, sonst hätten die Schutzleute ihm gewiß nichts erzählt. Jetzt weiß Hans auch, woher er diese Gesellschaft kennt. An der Zeitungsabgabestelle sind seit Wochen die Photos ausgehängt von den Männern, die das Volk jetzt beglücken. Jeden Tag beim Anstehen und Warten hat er diese Gesichter studieren und die Loblieder oder die Beschimpfungen über die einzelnen Größen mitanhören müssen. Zur Staffage inmitten anderer der Proletarier echter Herkunft Genosse Wilhelm Vogel, im Frieden Gelegenheitsarbeiter, wenn er unbedingt mußte, im Kriege dauernd unabkömmlicher Infanterist — jetzt feudale Stütze der

neuen Gesellschaft mit Cutaway und einem Monokel in seiner niederträchtigen Larve. Wie nur solch eine Spottfigur überhaupt hochkommen kann?

Nun sind ja endlich Paul und Christian herausgekommen. Der eifrige Ober hat ihnen sogar die Türe geöffnet wie ganz schweren Gästen. „Nett von Ihnen, daß Sie uns hier hinauswerfen", sagt Paul, „sehen wir wirklich so anständig aus? Sie Schmeichler!" Christian stürzt gleich auf Hans los: „Hast du ihn gesehen, den Dirigenten der roten Demonstration? — Paul hat natürlich das Maul nicht halten können — kannst dir denken, wie alles gegafft hat, als Paul schmetterte: Frieden um jeden Preis! Also das müßte in die Zeitung."

„Ich dachte, wir reden nicht mehr von Politik?"

Auf der Rückseite des Lokals, dort, wo die Abfälle und die Kehrrichttonnen hinausgefahren werden, da sitzen an den Hauswänden entlang neben einem großen, versperrten Tor alte Männer und Frauen auf Hockern und Feldstühlen in der Reihe. Über die Höfe herüber trägt der Wind den matten Lärm kreischender Stimmen und die rhythmischen dumpfen Töne der Tanzkapelle aus dem Vordergebäude. Eine junge Frau wendet müde ihren Kopf aus der horchenden Stellung zur Nachbarin und seufzt: „Ach, ist das eine Zeit! Wenn mein Mann das gewußt hätte!" Die resolute Nachbarin kratzt sich mit der Stricknadel unter dem aufgesteckten Schopf und fragt verwundert: „Weiß denn Ihr Mann nicht, daß Sie hier anstehen?" „Mein Mann? — Der ist ja gefallen." „Ach — gefallen? Haben Sie Kinder?" „Ja, vier." „Vier Kinder! Na, die essen was weg", nickt die Strickerin, als wäre das das einzig Wichtige an ihrem Fragen gewesen.

„Ach Gott, wenn nur endlich wirklich Frieden würde", sagte müde die Kriegerswitwe, „daß es endlich genug zu essen gäbe, Milch, Eier und Butter, wie früher."

„Und endlich wieder einmal eine richtige, echte Seife, wissen Sie, so eine, die auch Schaum gibt beim Waschen", seufzt die Strickerin, und sie sagt es so, als wäre es wirklich ihr tiefster Herzenswunsch auf dieser Welt.

„Echte Ledersohlen an die Schuhe müßte man endlich wieder kriegen", fällt eine dritte in die Unterhaltung ein; und eine andere tut ganz wichtig: „Einen echten Zwirnfaden und so eine schöne, gute Schafswolle sollte man kriegen, so wie früher." Und aus dem Hintergrund drängt sich eine andere Frau hervor und ruft: „Wer weiß denn überhaupt noch, wie weißes Brot schmeckt?"

Ach, nun war mit einemmal Leben in dieser stummen Gesellschaft. Alles drängt sich zusammen und setzt sich im Kreis um das vergitterte Tor. Und jeder weiß irgendeine schöne Erinnerung an gute Dinge aus der Vorkriegszeit in den Strudel aller Wünsche zu werfen. Ja, das waren noch Zeiten damals, wo Milch und Honig floß.

Um die Ecke biegt ein Schutzmann und entdeckt den Aufruhr der kleinen Seelen mit gewichtiger Amtsmiene als einen begründeten Anlaß zum Einschreiten. „Zurück! In der Reihe bleiben! Keine Unordnung machen!" Murrend zogen sich die Leute wieder zurück in die Reihe an der Hauswand. Einige schimpften noch hinter dem Schutzmann drein, als er weggeht: „Wer macht denn Unordnung? Nur die Polizei! Gebt uns lieber was zu fressen." Beifallsgemurmel belohnt die waghalsigen Schreier, gerade als Hans Krafft mit Paul und Christian vorüberkommt.

„Da siehst du, wer schon wieder schreit! Immer dieses Gesindel!" zischt Paul durch die Zähne und stößt Hans an, der seinen Schritt verzögert hat und über die Reihen der ausgemergelten Gestalten an der Hauswand hinblickt. Etwas abseits bleiben sie stehen, und Christian frägt: „Was stehen die jetzt schon an? Die Freibank macht doch erst morgen früh um sieben Uhr auf — und jetzt ist es zehn Uhr abends. Hier wird doch nichts verschenkt!"

Es tut Hans Krafft eigentlich etwas weh, daß er seine Kameraden so leichtfertig reden hört. „Dir scheint es ja immer noch recht gut zu gehen, Christian! Du hast wohl noch nicht Hunger leiden müssen, sonst würdest du nicht so dumm daherreden. Ein Stück Fleisch zu erwischen, das ist ja geradezu ein Lotteriespiel für diese Leute. Denke doch nach, wie groß bei diesen Menschen die Sorge um das Essen sein muß, daß sie jetzt schon anstehen, um von dem Wenigen, was morgen früh zur Freibank kommt, einen Hap-

pen zu erwischen. — Ist das deswegen Gesindel, Paul? Wenn meine Mutter nun auch hier anstehen müßte, dann würde sie auch zu diesem Gesindel gehören?“ „Ach, wer spricht denn von dir!“ entgegnete Paul unwirsch.

„Ja, so seid ihr! Anwesende sind immer ausgeschlossen bei dem, was ihr meint. Aber verstehst du nun, warum das Volk so gottvergessen geworden ist? Solche Menschen, die eine ganze Nacht lang auf einen Bissen Fleisch warten müssen, die können doch an gar nichts anderes mehr denken. Der Magen regiert! Kopf und Herz sind leer, weil der Magen leer ist. Und deswegen, Paul, deswegen hat das Volk auf alles andere vergessen.“

„Es geht ja schließlich nicht allen so“, meinte Christian, um abzulenken. „Nein“, entgegnete Hans sarkastisch, „den Schiebern, die wir vorhin gesehen haben, geht es gewiß nicht schlecht. Aber vergiß nicht, daß es den meisten schon so wie diesen Leuten ergangen ist. Diese Menschen müssen doch eine dauernde Furcht vor dem Hunger haben und alles geduldig hinnehmen, was mit ihnen sonst geschieht. Die Furcht vor dem Hunger war noch immer eine große Macht in der Hand politischer Gauner.“

Paul hält sich die Ohren mit den Händen zu und sagt: „Ich will um Gottes willen nichts mehr von Politik hören!“ Und Christian sagt spöttisch zweifelnd zu Hans Krafft: „In deinem Schädel begegnen sich Extreme. Vorhin meinten wir, du wärest ein Alldeutscher, und jetzt müßte ich fast glauben, du bist ein Kommunist.“ „Gar nichts bin ich“, fährt Hans Krafft auf. „Ich mache nur meine Augen auf und sage das, was ich sehe.“

„Das ist das erste Wort von dir, das ich heut richtig verstehe, alles andere ist bei mir in den falschen Hals gerutscht“, lacht Paul und klopft Hans auf die Schulter: „Ich gebe dir einen guten Rat, mache es wie ich, ziehe dich ins Privatleben zurück und schreib an die Türe mit dicker Kreide: Laßt mich in Ruhe mit der Politik! — Gute Nacht!“ „Hast recht! — Gute Nacht!“ —

Daheim ist noch Licht. Krafft sieht es schon von der Straße aus und wundert sich. Der Vater ist noch wach und hat die Zeitung vor sich am Tisch, und die Mutter flickt noch so spät.

„Ihr seid noch auf?“ frägt Hans beim Eintreten. „Ja! Setz dich!“ murmelt der Alte und schiebt die Brille auf seine Stirne. „Ich muß einmal gründlich mit dir reden. Na, wie war's heut?“ „Ach, wieder nichts“, erwidert Hans und macht eine müde, verzagte Geste mit der Hand. „Überall sind uns Frontkämpfern die Drückeberger und Unabkömmlichen voraus. Die haben absolvieren können, wie wir im Feld gewesen sind.“

„Ja, ja — das hab' ich kommen sehen“, nickt der Vater, und die Mutter nickt mit: „Muß man ja froh sein, daß er wenigstens gesund wieder heimgekommen ist vom Krieg.“ „Jawohl — und dann herumstreunen und herumzigeunern müssen ohne Arbeit, bis man verlumpt und verkommt“, sagt Hans bitter. „Richtig!“ stimmt der Alte bei, „Müßiggang ist aller Laster Anfang. Drum geht das so nicht weiter mit dir. Ein Mensch ohne Arbeit taugt nichts. Ich wollte dir heute schon sagen, du sollst wenigstens als Volontär in ein Baubüro gehen, wenn du auch nichts dafür bekommst. Wenn nicht heute in der Abendzeitung —.“

Mit stillem Vergnügen schiebt er dem Jungen das Blatt hin und deutet auf seine Überraschung: „Die Bauschule macht ein eigenes Kriegssemester auf, damit die Frontsoldaten fertigstudieren können und nicht bis zum Wintersemester damit warten müssen. — Na, was sagst jetzt?“ „Wunderbar!“ staunt Hans und liest immer wieder die Aufforderung zur Einschreibung durch. Endlich spürt er wieder, wie einer, der am Ertrinken war, Boden unter den Füßen, und ein Druck weicht von seinem Gemüt, daß die Welt gleich wieder ganz anders vor ihm liegt, so, als wäre er aus einer finsteren kalten Schlucht in die Sonne der freien Höhen gestiegen. Ach, ist das gut!

Ein Räuspern des Vaters holt ihn wieder herab aus seinem Gedankenflug: „Du schreibst dich morgen ein und machst deine letzten zwei Semester gleich in einem durch.“ „Wunderbar! — Aber, was das kostet! Mit Patenthosenknöpfen kann ich doch nicht —.“ „Halt 's Maul, Lausbub! Das werde ich nachher nicht wissen, daß das was kosten wird.“ Und zur Mutter sich hinwendend, meint der Alte:

„Werden wir halt unseren eisernen Bestand hernehmen müssen, ist ja schließlich auch ein Notfall." „Freilich, das muß jetzt sein", nickt die Mutter ganz froh, daß der Vater so selbstverständlich davon spricht, und schaut ihren großen Buben an: „Mußt halt ein wenig sparsam umgehen damit. Wenn das Geld für die Kriegsanleihe, das wir für dich gespart haben, nicht verloren wäre, könnten wir dir mehr geben." Ich weiß, du würdest mir alles geben, denkt Hans und lacht ihr dankbar still in die Augen dafür.

Der Vater blickt ihn durchdringend an mit Augen voll Stolz und Freude, wenn sie auch hinter dräuend strengen Brauen liegen, und knurrt: „Aber das sage ich dir: Auf die Hosen setzen! Und die politischen Flausen aus dem Dickschädel 'raus. Bilde dir nicht ein, daß du allein die Welt anders machen kannst. Heutzutage, wo jeder nur an sich selber denkt. Jetzt hast du auch einmal zuerst an dich und an deine Zukunft zu denken!"

Hans will etwas erwidern, aber der Alte fährt ihm energisch dazwischen: „Brauchst mir gar nichts erzählen, ich hab' selber ein paar gesunde Augen im Kopf. Ich sehe selber, was mit dir los ist. Aber wir Kraffts sind keine Sozialisten! — Wir sind ehrliche anständige Bürger. Das laß dir zum letztenmal gesagt sein."

„Aber Vater, wo denkst du denn hin?"

„Nur Ruhe! Du mußt dir schon überlegen, daß wir unseren Notpfennig nicht opfern können, und du verplemperst schließlich deine Zeit mit politischen Dummheiten, du Lausbub! — Ja, wennst auch im Feld warst! In der Politik bleibst du doch noch ein Lausbub."

Hans lacht behaglich über den blinden Eifer seines Vaters, hinter dem doch nur die ehrliche Sorge um den Jungen zu spüren war: „Vater, da brauchst du keine Angst haben. Die zwei Semester werden ohne Rechts- und Linksschauen heruntergehauen." „So ist's recht", nickt der Alte eifrig, und Hans fährt fort: „Die ganze Politik soll mir den Buckel hinaufsteigen." „Jawohl", fällt der Alte freudig ein, „jetzt denkst einmal an dich. Hätten sie alle so viel getan im Krieg wie du. Du brauchst dich jetzt nicht mehr um diese

Geschichten kümmern, sollen einmal andere hingehen. Dein Beruf ist jetzt wichtiger. Gebaut muß werden; überall fehlt's an Wohnungen. Das halbe Frankreich muß wieder aufgerichtet werden. Arbeit gerade genug!"

Der Junge streift die Ärmel hoch, als müßte er schon mitten hineinlangen, und meint dabei: „Lange genug habe ich zusehen müssen, wie man die Häuser zusammengeschossen hat, jetzt möchte ich endlich wieder einmal sehen, wie man eines aufbaut."

Wie sie da miteinander lachen können vor Unternehmungslust und Lebensfreude. Ganz selig meint die Mutter so zwischendrein: „Lange wird's auch nicht mehr hergehen, dann willst du heiraten." „Ich — heiraten? — Ich wüßte nicht wen", lacht Hans kopfschüttelnd seine Mutter aus. Aber der Vater warnt bedächtig schmunzelnd: „Nichts verreden, das kommt ganz von selber." „Also, da könnt ihr schon wirklich beruhigt sein, das ist mir das Allerletzte", lacht Hans und erhebt sich zum Schlafengehen: „Gute Nacht!" „Ja, ja", nickt die Mutter ihm nach, „so sagt man. — Bis es auf einmal so weit ist." Und zum Vater hin meint sie: „Ist's nicht so?" „Freilich! War es denn bei uns anders?"

Krafft liegt noch lange mit offenen Augen im Bett und lacht still in sich hinein. Heiraten? — Mit was denn? Erst muß ich mir doch eine Existenz bauen. Aber zum zweitenmal wird ihm die Mutter das nicht mehr zu sagen brauchen. Er wird doch langsam seine Augen herumgehen lassen müssen nach einem Mädel. Denn schließlich ist er im Krieg doch von einem Buben zu einem richtigen Mannsbild geworden. Aber Geduld muß man haben, denn bis er so eine findet, wie er sie sich vorstellt! So ein Wesen voll Leben und Lust und Lachen, ein mutiges und gescheites Ding mit einem Herzen von Eisen und auch wieder von Wachs, wie man es halt gerade braucht. Augen muß sie haben — so groß und klar, wie — wie denn gleich? Und singen muß sie können, denn das mag er so gern. Und küssen! — aber das wird sich schon geben. Was denn noch alles?

Dumme Gedanken! Vorderhand hat es noch weit bis dahin. Jetzt hat er keine Zeit für so was. Aber das

Drandenken allein ist schon schön. Wie sie aussehen müßte, wie sie sich wendet und geht, wie sie —.

Ach, da kommt sie ja daher auf einem Gartenweg und streift mit der erhobenen Hand spielend das Gezweige der Hecke und singt leise mit lachenden Augen voll Sonne: „Du schöne Welt, wie bist du so weit . . .“ Gerade wollte er näher —

— aber da ist nun mit einem Male was anderes dazwischen. So viele Menschen in der Nacht, die schreien und singen — und Feuer brennen —

— erheben feierlich Protest! — lieb Vaterland magst ruhig sein! — Hoch! Hoch! —

Pfui! — Nieder! Nieder! — Es rettet uns kein höheres Wesen, kein Gott, kein Kaiser und Tribun —

— Völker höret die Signale —

Extrablatt! Extrablatt! — Blutige Straßenkämpfe in Hamburg. Über hundert Tote in Berlin! — Extrablatt! . . .

Dann ist er vorbei, der brüllende Zeitungsjunge — und ein fanatisches Gesicht frägt Hans, als wäre er schuld an allem Leiden dieser Tage: „Wooo — sind die Errungenschaften der Revolution? — Proletarier aller Länder —.“ Da blendet ein anderes Gesicht herein, voll satter Behaglichkeit und sagt entrüstet wie ein Pastor auf der Kanzel: „Bitte — Ruhe und Ordnung! Disziplin!“ Aber ein anderes brutales Gesicht schiebt ihn weg und brüllt: „Auf zur Demonstration!“ und steckt die Finger in den Mund zum Pfeifen, aber da ist er schon wieder fort, und der kleine dicke nationale Mann mit dem Stops steht da und ringt die Hände: „Ich habe es doch gar nicht so gemeint.“ Krücken und Armstumpen in leeren Ärmeln drohen hinter ihm her: „Ist das der Dank des Vaterlandes?“ Aber da tanzt schon der Schieber mit der fetten, geschminkten Gnädigsten ins Bild und singt: „Hätt' ich nicht Valuta, meine kesse Kleine. —.“

Und dann ist er wieder draußen im Finstern. Aber es ist nicht mehr daheim, sondern wieder wie damals, wenn der Morgen über das Trichterfeld heraufgraute, und der dünne Ruf durch das Trommeln des Sperrfeuers gellt: „Alarm! 'raus! — Sie kommen!“ Schnell, wo ist das

Maschinengewehr? 'raus! — Sie kommen, sie sind schon da! — Handgranaten her! — Rummm!

Ja, so war es, Rauch und prasselnde Erde. Er kann sich nicht mehr rühren, so schwer drückt es auf ihn, und sein Blut rinnt und rinnt, und niemand ist da, der ihm helfen kann. Er will rufen, aber kein Laut kommt aus der gedrosselten Kehle.

Da — Gott sei Dank — ein anderes Bild. Wie er sich auch müht und schwitzt mit der Schiene und dem Zeichenstift, es geht halt nicht. Sein zerschossener Arm ist zu unbeholfen, zu schwer — und tut ihm noch so weh. Und da guckt ihm schon wieder dieses feiste Gesicht mit dem Kneifer über die Schulter, und eine fette Pratze mit einem dicken Siegelring schmiert über das Papier hin: „Kann ich nicht brauchen! Entlassen!" Er bettelt: „Lassen Sie mich üben, es wird schon noch gehen", und streift das Hemd von Schulter und Arm, daß der andere die Narben sieht, und meint, der müßte es doch begreifen, als er sagt: „Da — der Schuß! Es war doch Krieg!" — „Ist mir egal!"

Und da kann Hans auf einmal vor Wut mit seinem zerschossenen Arm eine Faust machen und mitten in dieses Gesicht hineinschlagen, daß es in Fetzen fliegt. Sooo — endlich einmal! Das hätte man schon längst machen müssen.

Er hat aber nur einige Bücher vom Nachttisch geschlagen, wie er erwachend bemerkt. Aber er muß zu seiner Beruhigung die Finger der Hand seines zerschossenen Armes übend spielen lassen, ehe er sich zufrieden auf die andere Seite legt, weil es ausgezeichnet geht, bis auf den kleinen, der nicht mehr recht mittun will. Aber das wird sich schon geben.

Noch klingt in ihm nach, was die Entspannung seiner Nerven im Traum vorüberziehen ließ — und halb im Einschlafen sinniert er noch, wie er lernen und absolvieren will in einem Schwung. Und dann arbeiten wie ein Bär. Denn er muß ja heiraten. Und dann erst recht wieder arbeiten für seine Frau und für seine Kinder. Er wird sich den Teufel mehr um die ewige Unruhe in Deutschland kümmern. Sollen andere politisieren, demonstrieren und sich die Schädel einschlagen. Er wird vernünftig bleiben und nur seiner Familie leben, die er vorläufig noch nicht hat.

Politik verdirbt den Charakter. Ein politisch' Lied — pfui, ein garstig' Lied! Ruhe ist des Bürgers erste Pflicht! Was kann schon ein einzelner machen gegen die Riesenschande, in der Deutschland heute steckt? Ist vielleicht er daran schuld? Jetzt bleibt eben nichts anderes übrig, als mit dem Strom zu schwimmen, um nicht unterzugehen.

Vielleicht kommen von selber einmal wieder bessere Zeiten.





Schöner Kantus

Der Mensch denkt sich zwar aus, wie er sein Leben gestalten will, gelenkt wird er aber vom Schicksal, das ihn hin und her wirft, ohne nach seinen Plänen zu fragen. Das ist eine alte Weisheit, und Hans Krafft hat sie im Krieg soundso oft erfahren müssen. Aber jetzt will er als braver Zivilist sich bewußt die Scheuklappen anlegen, um nicht von Eindrücken gestört zu werden, die ihn von seinem sturen Vorwärtstrachten ablenken könnten. Das beglückende Erwachen des alten Könnens aus der Vorkriegszeit erweckt eine ungeheure Schaffenslust in ihm. Es war eine Lüge, wenn man sagte, der Krieg hätte das gute Können in den Menschen vernichtet, so daß jeder Trottel seine Dummheit nach dem Krieg damit entschuldigte, daß man ihn gezwungen hätte, ein Gewehr in die Hand zu nehmen und Menschen zu morden, die ihm nichts getan hätten. Das hätte dann seinen klaren Geist verwirrt und die Harmonie seiner paradiesischen Seele zerstört, daß er der menschlichen Gesellschaft nunmehr als halber Mensch zur Last fallen müsse. Daß so einer vor dem Krieg auch kein Ganzer war, weiß heute keiner mehr.

Wenn Krafft seine Kameraden des Semesters so betrachtet, dann sieht er schon an ihren tief ausgeprägten kühnen Gesichtern, daß sie alle gute Soldaten gewesen sind. Weh-

leidige Waschlappen würden anders aussehen. In den Pausen und abends beim Kneipen reden sie gerne vom Feld, und wo sie alle gesteckt sind in den vier Jahren. Der eine am Balkan oder gar bis am Roten Meer, oder im Kaukasus, in der Ukraine, in Galizien oder in Polen. Wieder andere erzählen von Südtirol und von der Lombardei. Aber die meisten kennen aus jener Gegend von den Vogesen an bis Ostende hinauf jedes Nest und jede Grabenstellung von einst. Hier sind auch die meisten von denen geblieben, die ihre Semester nimmer vollenden brauchen, weil ihr Leben schon vollbracht ist. Damals, im letzten Semester vor dem Krieg, im Winter 1913 auf 1914, war ihr Jahrgang in drei Klassen eingeteilt, heute bildet der Rest nur noch eine. Ähnlich ist es auch bei den anderen Jahrgängen.

Manchmal fällt es hart und schwer, sich damit abfinden zu müssen, daß der eine oder andere Kamerad von früher einfach nicht mehr da ist. Aber Soldaten trauern nicht. Er ging an meiner Seite — und das vergißt keiner. Kerle waren sie alle, nicht eine einzige Niete darunter. Und wenn sie heute nimmer mitreden und mitlachen können, so spürt es doch jeder, als ob sie noch da wären. Ihr Geist ist ein sicherer Halt für die Übriggebliebenen, ein bitter notwendiger in dieser Zeit, wo ein anderer Geist, der nicht von der Front gekommen ist, sich immer mehr breitmachen will.

Wenn dann manchmal einer davon reden will, wie dreckig es heutzutage im lieben Vaterlande ist, dann winken die anderen ab und gebrauchen den schon zu ihrem täglichen Brot gehörenden Spruch: „Laß uns in Ruhe mit der Politik!“ Darüber sind sie sich klar, daß es sich für einen ehrlichen Soldaten von selbst versteht, national zu denken und als anständiger Deutscher zu leben. Aber sonst zehn Schritte Abstand von allem politischen Dreck. So hat Krafft es gesagt.

Gleich nach den ersten Wochen des Semesters fallen an einem Vormittag während der Pause Christian und Paul über Krafft her: „Hans, du mußt dich von uns keilen lassen für unser Korps!“ „Gibt's so was auch noch?“ frägt er höchst verwundert zurück. „Jetzt doch erst recht“, behauptet Paul, „und so einer wie du muß da unbedingt dabei sein.“

„Nein, mein Lieber! Erstens fehlt mir dazu das überflüssige Geld, und zweitens habe ich gar keine Zeit für euren

altmodischen Stuß." „Geld? Quatsch doch nicht! Unsere Alten Herren haben immer eine offene Hand, die wissen von selber, daß ein Soldat nichts haben kann." „Das mag ich nicht", lehnt Krafft schroff ab.

„Sei doch nicht fad", mischt Christian sich ein. „Außerdem ist schließlich nicht unerheblich, daß Markomanne sein soviel heißt, wie eine Lebensstellung in der Tasche haben." „Ich bringe mich auch so fort. Ich brauche keine Hilfe!" sagt Krafft empört. „Quatsch", brummt Paul dagegen, „das Können allein nützt dir heutzutage gar nichts. Beziehungen muß man haben, Beziehungen! Aber, es drängt sich dir niemand auf. Ich will nur noch darauf hinweisen, daß unsere ‚Markomannia' selbstverständlich streng national bis in die Knochen ist."

Christian unterstützt die Werbung seines Korpsbruders Paul voll neuem Eifer: „Mensch, als Deutscher und als Frontsoldat kannst du dich doch gar nicht drücken von unserer nationalen Sache. Wenn so einer wie du schon auskneifen will."

Krafft überlegt einen Augenblick und erinnert sich, daß die Korps der Studenten schon einmal der Hort alles dessen waren, was als gut deutsch im besten Sinne galt, und sagt daher: „Na, schön, ich komme einmal." „Wir werden uns gestatten, dich abzuholen und einzuführen", lächelt Paul zufrieden und schlägt ganz kommentgemäß die Hacken zu einer vollendeten Verbeugung zusammen.

Am nächsten Abend schon sitzt Hans Krafft auf der Kneipe der „Markomannia" zwischen Paul und Christian, die ihm die Vorzüge des Korps in den schönsten Farben malen. Es geht etwas schneidig laut her, und die studentischen Redensarten prasseln kraftvoll über die Tische hinweg. „Sieh nur!" sagt Paul und dreht Krafft herum, daß er die ganze Stube überblicken kann. „Lauter stramme Burschen! Weißt du, hier lebt noch der alte, echte vaterländische Geist. — Du gestattest doch? — Ich bringe dir meine Blume."

Hans muß lächeln, wie er den exakten Griff zum Bierseidel und das kommentmäßige Aufklappen des Deckels sieht. Da hat ihn aber schon Christian gefaßt und dreht ihn nach der anderen Seite: „Dort in der Ecke, da sitzen unsere Alten Herren. Lauter bekannte Namen. Der linke ist der Ober-

regierungsbaurat Friedberger, daneben Stadtbaumeister Kerl, dann Oberbaudirektor Feuermann, Architekt Liebl und Regierungsbaumeister Schrott. Ja, mein Lieber, hier geht jeder nach dem Abs mit einer guten Stellung unterm Arm weg." Christian lacht ein wenig altklug dazu: „Protektion erspart Nahrungssorgen! Und Nahrungssorgen sind unserer Kunst nicht zuträglich." Paul greift schon wieder nach seinem Krug und sagt ganz selig schwärmerisch: „Weißt du, hier wird man erst zu einem richtigen Menschen. Das gehört einmal dazu, man bleibt sonst zuviel Tier."

„Silentium!" ruft der Fuchsmajor und kommandiert: „Ein Lied steigt! Kantus — Pagina 87! Eins — zwei — drei!" Dann dröhnt es von den Wänden: „Wenn wir durch die Straßen ziehen — recht ein Bursch in Saus und Braus —."

Vor dem Krieg hat Hans Krafft das oft mit seinen Schulkameraden gesungen, wenn sie in jugendlicher Sorglosigkeit des Sonntags ins Weite zogen. Aber jetzt fühlt er sich davon unsagbar kindisch beschämt und läßt, im Innern peinlich betroffen, den Kopf hängen. Er singt nicht mit, wenn ihn auch Paul einige Male ermunternd in die Seite stößt und ihn voll lauter Begeisterung mitzureißen versucht. Bis der Fuchsmajor endlich kommandiert: „Schöner Kantus ex! Ein Schmollis den Sängern!"

Hans schaut noch immer still vor sich hin, bis ihn Paul frägt: „Na, alter Himmelhund, was hast du denn? Bist du liebeskrank, oder" — er macht eine geldzählende Geste — „Dalles?" „Ach, laß mich!" wehrt Hans ab. „Was sinnierst du denn?" drängt Paul in ihn. Da lächelt Hans ein wenig merkwürdig und sagt: „Ach, ich denke bloß darüber nach, wie das wäre, wenn in diese Bude plötzlich eine Granate einhauen würde."

Paul fährt zurück, aber dann lacht er und deutet an die Stirn: „Mensch, bei dir zwitschert's wohl?" Hans lächelt ein wenig ironisch und entgegnet: „Vielleicht erscheint es dir so; ich dachte mir nur, was ihr in diesem Falle für einen Komment anwenden würdet."

Das hat auch Christian gehört und ist fassungslos empört: „Aber hör mal! Spare dir solche plebejische Redensarten, die hier ganz und gar nicht passen." „Ich sehe schon, mit

dem Hans ist heute nichts anzufangen“, sagt Paul ärgerlich. „Kommt, wir gehen bummeln.“

„Ja, du hast recht!“ stimmt Hans erleichtert bei. „'raus an die frische Luft! Denn hier modert es noch gewaltig nach Großvaters Zeiten.“

„Mensch, ich begreife dich nicht!“ sagt Paul draußen auf der Straße, aber Hans entgegnet ebenso: „Und ich begreife euch nicht. Herrgott! Ihr seid doch beide im Kriege gewesen — habt das Ungeheure mit erlebt — und jetzt wollt ihr euch mit Gewalt in die gute alte Zeit zurückversetzen? — Wo wir schon mit beiden Beinen in einer ganz neuen Welt stehen, die wir noch gar nicht begriffen haben.“

„Du scheinst überhaupt zu verkennen, was wir wollen“, entrüstet sich Paul. „Wir sind doch hier keine — keine Revolutionäre!“

„Nein, danach hat der alte Zimt auf eurer Kneipe nicht ausgesehen“, muß Hans lachen, daß Christian sich darüber ärgert und spöttisch pariert: „Abwarten! Alter Zimt ist besser wie gar keiner. Bis aus deinem verworrenen Schädel endlich ein klarer Gedanke ausgärt, was du eigentlich willst auf dieser Welt, sind wir froh, daß wir vorläufig noch einen starken Halt am alten Bewährten haben. Dann wird sich ja zeigen, wie welterschütternd deine neuen Gedanken sind.“

„Meine Gedanken sind klar“, entgegnet Hans mit ruhiger Bestimmtheit. „Ich will weder bei euch noch bei anderen mit Politik zu tun haben. Gute Nacht!“

„Politik? — Das nennt der Politik?“ sagt Paul sich baß verwundernd zu Christian, der ihm völlig beistimmt: „Wo bei unserer Markomannia immer ausdrücklich betont wird, daß wir absolut unpolitisch sind.“

Der Hans muß rein wie ein Narr sein, denken sie, wenn er ein wenig altes nettes Brimborium und ein paar Lieder schon als Politik betrachtet. Kriegserleben und Kriegserinnern ist ja recht, aber das gehört doch nicht hierher. Schließlich will man doch nach den harten Kriegsjahren sein Leben ein wenig genießen und wenigstens etwas nachholen von den durch den Krieg versäumten Jugendjahren. Schwarzbraune Mädel und schwarzbraunes Bier, bunte Mützen und Bänder, ein ungebundenes Herrenleben mit

fröhlichem Singsang und schneidigem Schlägergerassel, das wird doch noch gestattet sein. Soll man deswegen vielleicht Trübsal blasen, weil Krieg gewesen ist? Ein Pereat dem Philister! Vom hohen Olymp herab ward uns die Freude! Und schließlich ist es bester deutscher Brauch, wenn der vaterländische Geist dabei gepflegt wird. Burschen heraus, laßt es schallen von Haus zu Haus!

Was das aber mit Politik zu tun haben soll?





Schülerrat

Es sind kaum einige Wochen vorüber, und sie kommen gerade schön langsam in den richtigen Schwung mit Zirkel und Zeichenstift, da jagen sich die Nachrichten über unklare Vorgänge in München, das anscheinend seit der Ermordung Eisners nicht mehr zur Ruhe kommen will. Heimlich lesend sitzen sie dann vor ihren Zeichentischen und lassen den Professor am Katheder vorne in den Wind sprechen. Einer gibt dem anderen das Blatt weiter, auf dem die neuesten Meldungen rot angestrichen sind. Die Bleistifte werden aus der Hand gelegt, und das Klappern der Reißschienen und Winkel verstummt immer mehr vor dem besorgten Flüstern und Tuscheln in ihren Reihen. In den Pausen stehen dann auf den Gängen große Gruppen und politisieren lebhaft miteinander.

Zwischenhinein hat der Rex anschlagen lassen, daß das Semester nach einer Verordnung des Kultusministeriums einen Schülerrat zu wählen hätte. Sie lachen über diesen Unsinn und schicken Krafft mit dem Semesterältesten Martin zum Protestieren auf das Rektorat. Dort erfahren sie aber, daß sich einige dunkle Gestalten der Parallelklasse, die immer gern abseits stehen, schon anschicken, die Wahl in ihre Hände zu nehmen, und einen revolutionären Aufruf vorbereiten, in dem von der unantastbaren Freiheit der

Schüler und der Tyrannei der Lehrer die Rede ist. Krafft riß den Wisch, als er ihm in die Hand kam, auseinander, und dann war im Umsehen der neue Schülerrat durch Zuruf gewählt. Der baumlange Martin, der kleine Höllein und der dicke Paul wurden Beiräte, und Krafft mußte den Vorsitz des Schülerrates übernehmen. Sie hielten gleich zum Gaudium des Semesters eine Sitzung ab und bewilligten sich als erstes einen Stundentarif für alle Schüler in Höhe von sechzig Minuten, proklamierten dann den Achtstundentag und riefen für alle Sonntage den Generalstreik aus.

An einem schönen Aprilmorgen war es, daß sich Paul und Hans vor dem Eingang zur Schule trafen und Paul ganz atemlos hervorstieß: „'Morgen, Hans! Hast du schon gelesen?" Aber gut gelaunt sagte Hans abweisend: „Ich lese jetzt keine Zeitung, ich lese zur Zeit die ‚Göttliche Komödie'!" „Lese nur, das ist auch eine Komödie!" fuhr Paul erregt heraus und hielt ihm die Morgenzeitung unter die Nase, daß er die dicken Überschriften sehen konnte: Räterepublik in München! — Parade der Roten Armee! — Die Regierung geflohen! — Aufruf zur Bildung von Freikorps! Sein Gesicht verlor nun doch den frohen Schimmer, und auf seiner Stirn grub sich mit einemmal eine tiefe Sorgenfalte ein. Er merkte gar nicht hin, als Paul sich mit der flachen Hand an die Stirn schlug und wiehernd herauslachte: „Diese hirnverbrannten Proleten!"

In der Garderobe stehen Höllein und Christian und streiten schon darüber. „Ach was, bei uns ist doch Ruhe! Uns geht das nichts an", sagt Christian so obenhin, daß Höllein empört auffährt: „So, das geht uns nichts an, meinst du?" „Ach, das geht schon wieder vorüber, die können sich doch nicht lange halten", sucht Paul zu beschwichtigen. Aber Hans knurrt verbissen vor sich hin: „Daß diese Hunde keine Ruhe geben können!"

Der aufgeregte Pedell stürzt ihnen vor dem Zeichensaal beinahe in die Arme und schnappt nach Luft: „Die Volkswehr ist alarmiert! Generalstreik ist ausgebrochen! Mein Gott, was soll das noch werden? Meine Frau hat schon schießen gehört." Höllein reißt natürlich gleich das Fenster zur Straße auf und steckt den Kopf hinaus. Er ist fast ent-

täuscht, als er sich wieder umwendet und sagt: „Quatsch, man hört ja noch gar nichts."

Der Professor, der im Zeichensaal vergeblich auf seine Hörer gewartet hat, kommt heraus und spricht sie vorwurfsvoll an: „Was soll dieser unzeitgemäße Konvent, meine Herren?", daß sie beschämt in den Saal schleichen. Der alte Herr glaubt sich verpflichtet, eine kleine Ansprache in dieser historischen Stunde halten zu müssen, und beginnt: „Ich bin zwar ein alter Mann, aber ich fühle noch mit der Jugend. Gewiß, das sind keine guten Zeichen am politischen Himmel, dir wir heute sehen, aber ich frage mich doch, ob das Ihre Sache ist. Ich glaube das nicht. Die Regierung wird ihre Truppen entsenden zur Wiederherstellung der Ruhe —."

Da ruft einer schneidend laut dazwischen: „Die sind ja alle rot!", daß der Herr Professor beinahe aus der Fassung kommt und stammelt: „Nicht doch — wieso? — Ich meine es nur gut mit Ihnen und erachte es im Sinne Ihres Fortkommens für das klügste, das Studium nicht bei solchen vorübergehenden Vorkommnissen zu unterbrechen."

Hans Krafft hat, ohne auf den Professor hinzuhören, den Aufruf in der Zeitung durchgelesen. „Frontsoldaten, auf ins Freikorps! Die Heimat ist in Gefahr! Meldet euch bei den Werbestellen." Spontan springt er auf und ruft laut in den Saal: „Ach was, die Bude wird gesperrt! Wir gehen ins Freikorps! Wer geht mit?"

Sie springen alle auf und lärmen tosend durcheinander, nur Paul und Christian schauen etwas spöttisch ablehnend umher, und es freut sie sogar, daß der alte Professor vom Katheder her warnend ruft: „Krafft! Vorläufig sind wir noch hier!", sich dann beruhigt umwendet und die tägliche Frage an das Semester richtet: „Wo sind wir das letztemal stehengeblieben?"

Es merkt kaum einer hin, was der Professor erläutert von Kugel- und Kuppelgewölben der Renaissance. An jedem Tisch stecken sie die Köpfe zusammen und wispern aufgeregt miteinander über das Für und Wider des Freikorpsabenteuers. Paul hat sich schon ganz gehörig mit Hans in den Haaren: „Das war doch vorhin nicht dein Ernst?" „Doch Paul, mein blutiger Ernst!" „Du hast doch bisher immer

so schroff abgelehnt, dich mit Politik zu befassen!“ „Da war es noch nicht so weit.“ „Laß doch den Karren laufen.“ „Ja, wenn wir nicht selber draufsitzen würden, dann meinetwegen. Aber das geht uns allen ans Leben, was in München passiert, nicht nur der Regierung. Das will so werden wie in Rußland!“ Paul wendet sich ärgerlich ab: „Blödsinn! Rußland?“ Aber Hans läßt ihn nicht mehr los und zischt ihm zu: „Sage nicht, daß das bei uns in Deutschland nicht möglich ist. Bei eurer bürgerlichen Faulheit und Einbildung ist alles möglich.“

Die anderen haben sich natürlich alle herangedrängt und horchen gespannt der Auseinandersetzung zu. Christian eifert ebenso heftig gegen Höllein: „Ausgerechnet wir sollen der roten Regierung, die wir selber nicht leiden können, aus der Patsche helfen? Und morgen stellt uns vielleicht dann eine andere Regierung dafür an die Wand. Nein, so dumm bin ich nicht. Noch einmal Zeit versäumen, ewig Schulbub bleiben? Sollten die roten Genossen einmal freiwillig gehen, es gibt Arbeitslose genug.“ „Sehr richtig“, warf Paul ein, „ich sehe auch nicht ein, warum ausgerechnet wir die Suppe auslöffeln sollen, die sich die Roten eingebrockt haben. Oder gar, daß ich mein Leben riskieren soll, und andere bleiben schön daheim in Sicherheit. Ich bin doch nicht so hirnverbrannt.“

„Weil du nicht begreifst, um was es geht“, zischt ihn der Martin an, doch Paul wehrt ihm gelassen ab: „Ich sehe schon, dich können keine zehn Rosse mehr halten. Aber während du dann fort bist und wieder einige Semester versäumst, ohne Dank, ohne Lohn — nur schimpfen werden sie dich nachher oder einsperren —, währenddem kommen dir andere zuvor und nehmen dir die Arbeit weg. Hast du noch nicht genug versäumt durch den Krieg?“

Sie beachten es gar nicht, daß sie im Widerparten immer lauter geworden sind, und daß der Professor resigniert die Kreide weglegt, um zum Rektor zu gehen und dort den offenkundigen Zustand der Rebellion seiner Klasse zu melden.

„Genau wie der Paul habe ich auch gedacht, bis gestern noch“, sagt Hans so laut, daß es alle hören können. „Endlich einmal ein fertiger Mensch werden. Jawohl! — Aber was

hat das noch für einen Sinn, wenn doch alles gleichgemacht werden soll? Der Fleißige mit dem Faulen, der Ehrliche mit dem Gauner und der Gescheitere mit dem Dümmeren. Das, was in München ausgebrochen ist, geht in der letzten Konsequenz uns allen an den Kragen. Wir müssen verhindern, daß es so wird wie in Räterußland bei den Bolschewisten. Wer da nicht dagegen ist, der ist in Wirklichkeit dafür, weil er es nicht verhindert. Da gibt's nur ein Entweder — Oder!"

„Oho!" sagt Paul, aber Hans funkelt ihn zornig an: „Wo bleibt hier dein nationaler Korpsgeist, Paul? Was will man von den anderen verlangen, wenn du es nicht begreifen willst, um was es geht?" „Ich sehe nicht ein, was mich das angehen soll?" „Du hast schließlich mehr zu verlieren als die meisten von uns, du hast Besitz und Vermögen. Wenn es zu spät ist, dann wirst du nach einem Gewehr schreien; dann, wenn sie dein Haus plündern, oder deine Schwester nach dem System der freien Liebe behandeln; wenn dein Vater als Geisel an die Wand muß oder du selber. Bloß, weil du einmal zu einem roten Schwein — Sau! gesagt hast und zu einem Gauner — Lump! Wenn das Feuer nicht im kleinen so rasch als möglich ausgetreten wird, dann brennt bald ganz Deutschland! Gehst mit oder nicht?"

Paul besinnt sich noch ein wenig, denn von dieser Seite hat er das Ereignis in München nicht bedacht. Aber dann sagt er kurz entschlossen: „Gut, ich gehe mit!" „Alle müssen mit!" ruft der Höllein. Und alle nicken entschlossen, auch der Christian. —

„Aber ich habe euch gewarnt, auf irgendeinen Dank dafür zu hoffen", orakelt Paul noch hinterdrein. Bedächtig gibt ihm der Martin zurück: „Es kann uns niemand was dafür versprechen. Den Dank kannst dir selber abstatten, für das, daß du mit deinem Eigentum nicht zugrunde gehen wirst, wenn du mit zupackst beim Aufräumen."

So, wie sie sind, brechen sie auf und überfallen den Rex, der sich zwar etwas reserviert verhält, aber doch heimlich freut und mit der Regierung sofort telephonisch verhandeln will. Im Nu war die Schülerversammlung in der Aula gedrängt voll, und als Krafft den Entschluß bekannt-

gibt, jubelt ihm das ganze Semester zu. Nur ein paar langmähnige Jünglinge, die sich ins Kriegssemester eingeschlichen hatten, obwohl sie nicht Soldaten gewesen sind, versuchen Einwände dagegen vorzubringen. Einer beantragte sogar, man müßte erst mit dem Arbeiter- und Soldatenrat verhandeln, um Blutvergießen zu vermeiden; denn wenn der Wille des Volkes die Räterepublik wünsche, dann dürfe man sich diesem Willen nicht entgegenstellen. — Da fliegt er schon vom Podium herab und zur Türe hinaus.

Mitten in ihre Versammlung hinein platzen neue Meldungen. Die rote Volkswehr berate tatsächlich die Aberkennung der geflohenen Regierung und den Anschluß an die Räterepublik in München.

Das hatten sie doch nicht gedacht, daß ihnen die Gefahr schon so nahe am Hals sitzen könnte. Wenn vorher noch einer unentschlossen gewesen wäre, jetzt ist es ein für allemal vorbei damit. Das ist deutlich genug.

„Krafft, ans Telephon!" ruft der Berger, der mit noch einigen Kameraden den Fernsprecher beim Rektor schon kriegsmäßig besetzt hat. Im Vorzimmer tritt ganz strahlend der Rex auf ihn zu und raunt: „Die Regierung ist mit allem einverstanden. Der Herr Minister will Sie selbst sprechen. Hier, bitte — von Bamberg aus."

Hans nimmt den Hörer und meldet sich: „Hallo?" Es kommt gleich die Gegenfrage: „Ist der Führer der freiwilligen Formation da?" „Ja, vorderhand bin ich das." „Hier spricht die rechtmäßige Regierung von Bamberg aus, Minister Schramm. Bitte, Ihren Namen." „Hans Krafft." „Wie stark ist Ihre Formation?" „So gegen dreihundert Mann." „Haben Sie Waffen?" „Nein!" „Wenden Sie sich an Major Sixtus im alten Generalkommando. Vielleicht kann Ihnen der etwas verschaffen. Ich werde Anweisung geben. Aber hören Sie, Herr Krafft, Sie müssen jedes Aufsehen vermeiden — ich meine, es ist schließlich nicht ungefährlich. Sie sind ja auch viel zu schwach in der gegenwärtigen Situation —." „Was wollen Sie damit sagen?" „Daß Sie mit Ihren dreihundert Männlein zur Zeit die einzige regierungstreue Formation in Ihrer Stadt dort sind. Vor zwei Stunden hat die Volkswehr in den Kasernen die Räterepublik ausgerufen. — Hören Sie noch?"

Darüber ist Hans doch ein wenig erschrocken. Aber er entgegnet ganz ruhig: „Da sind wir also gerade recht gekommen." „Das ist sehr schön von Ihnen und Ihren Genossen. Ich werde das auch entsprechend vormerken für später. Aber jetzt werde ich Ihnen sofort Major Sixtus schicken, der mit Ihnen die nächsten Maßnahmen besprechen wird, um zu verhindern, daß die Agitation für die Räterepublik nicht von den Kasernen auf die Stadt überspringt. Es sind von hier aus und von anderen Garnisonen zuverlässige Truppen in Marsch gesetzt; sie werden vor Abend nicht dort sein können. Außerdem habe ich veranlaßt, daß vom dortigen Gewerkschaftshaus einige gewandte Redner bereitgestellt werden, um zu versuchen, die Volkswehr wieder umzustimmen oder wenigstens so lange aufzuhalten, bis die Truppen eintreffen. Geben Sie den Rednern einen unauffälligen persönlichen Schutz mit und —." „Das ist ja Unsinn", platzt Krafft unverhohlen mit seiner Meinung dazwischen. Der Rex, der gespannt neben ihm horchte, zischt ganz entgeistert: „Krafft! Sie sprechen mit einem Minister." „Das ist mir wurscht."

„Was ist los? — Hallo? Sind Sie noch da?" „Ja!" „Mit wem sprechen Sie denn?" „Mit unserem Rektor." „Haben Sie mich verstanden vorhin?" „Jawohl!" „Geben Sie mir Ihr Ehrenwort, daß Sie nur nach den Anordnungen der Regierung handeln." „Bei mir gilt das, was ich sage, auch ohne Ehrenwort." „Vor allem, die Regierung wünscht nicht, daß geschossen wird." „Das liegt nicht bei der Regierung, sondern bei den Roten, ob geschossen wird." „Sind Sie Offizier gewesen?" „Nein!" „Dann kann ich — geht es natürlich — so eine heikle Aufgabe —." „Was hat das damit zu tun? — Waren Sie Offizier, Herr Minister? — Hallo — he, hallo —."

Die Verbindung war weg. Wütend setzt Hans den Hörer auf und rennt hinaus. Der Herr Rektor zürnt zwar: „Aber Krafft!" Doch wie er die finsteren Augen und ein Wetterleuchten auf der Stirn des jungen Soldaten sieht, fragt er besorgt: „Schlimme Nachricht?" „Ja, Herr Rektor! Wir brauchen gar nicht mehr nach München, die Räterepublik ist ja schon hier." „Das sind doch nur Gerüchte!" „Der Minister

hat es selber gesagt.“ „Was wollen Sie tun?“ „Ich weiß es noch nicht, Herr Rektor.“

Als Hans in der Aula das Podium wieder betritt, empfängt ihn Paul mit der gleichen Frage: „Was tun? — spricht Zeus! Was sagt die Regierung?“ Hans wirft dem Störer seiner schweren Gedanken unwillig hin: „Die Regierung? Die ist natürlich mit allem einverstanden. Das war doch zu erwarten!“ Paul macht förmlich einen Freudensprung, bimmelt mit der Glocke wie verrückt und ruft diese neueste Neuigkeit aus. Und in den aufbrausenden Lärm der freudigen Genugtuung bimmelt er wieder und sagt: „Krafft hat das Wort zum Bericht!“ „Bericht? Was fällt dir denn ein?“ grollt Hans unwillig zögernd, aber der Martin gibt ihm einen Puff und raunt: „Du mußt doch jetzt was sagen, los!“

Unten im Saal sind dreihundert erwartungsvoll gespannte Gesichter auf ihn gerichtet. Und da hat er mit einemmal das Empfinden, als stände er wieder wie einst im Feld vor dem Haufen seiner Kameraden, der von ihm seine Befehle erwartet. Hart und bestimmt ruft er über den Haufen hin: „Das hört jetzt auf mit diesen Schülerratsmanieren. Wir sind nun wieder Soldaten! — Wer Offizier war — vortreten!“ Neun seiner Kameraden bauen sich vor ihm auf. „Unteroffiziere — Hand hoch!“ Kaum einer blieb übrig, der nicht die Hand hoch nahm. Das hätte er eigentlich vorher schon wissen können, daß die meisten seiner Kameraden im Felde Unteroffiziere gewesen sind. Und nun weiß er auch auf einmal, was er eigentlich will. Mit dieser Auslese von besten Frontsoldaten kann man schließlich alles wagen. Und er wird es wagen! Hätte man im Krieg immer so leichte Aufgaben gehabt wie diese, zu der nur etwas Frechheit und Schneid gehört!

„Herhören!“ ruft er über die erwartungsvoll raunenden Kameraden hin. „Der Martin läßt auf den Gängen klassenweise antreten und teilt Gruppen ein. Immer der Dienstälteste übernimmt die Gruppe. Macht alles fertig, was noch in der Klasse zu tun und zu versperren ist für die nächsten Wochen — oder Monate. In zwanzig Minuten steht alles marschbereit. Zum Packen und Abschiednehmen könnt ihr erst später heimgehen. Wir haben vorläufig in der Stadt

hier eine Kleinigkeit zu besorgen. — Wer hat Pistolen dabei? Hand hoch!" Es werden immerhin so achtzig bis hundert Stück sein; denn in diesen Zeitläuften geht man nicht gern ohne eine kleine Waffe nachts über die Straßen.

Beim Wegtreten sind sie alle ganz abenteuerlich angeregt. Der Krafft hat sicher irgendeinen Putsch oder sonst einen gewaltsamen Handstreich vor. Das sieht man ihm doch als alter Frontsoldat an der Nasenspitze an. Jedenfalls rührt sich dort immer was, wo der Krafft hinlangt.

„Paul!" „Hier!" „Du bist heute mein Adjutant", sagt Krafft, und Paul schlägt die Hacken zusammen: „Zu Befehl, Herr Räuberhauptmann!" „Die Offiziere sofort zur Besprechung aufs Rektorat!" „Sofort Besprechung am Rektorat!" Aber dann muß Paul doch neugierig fragen? „Was gibt es denn, was hast du vor?" „Das wirst du schon sehen."

Unter der Türe beim Rektorat prallt Hans beinahe mit einem älteren Herrn in Zivil zusammen, den der Lindner vom Sperrposten am Tor unten heraufgelotst hat. „Der Herr will dich sprechen", sagt er zu Krafft, und der Fremde stellt sich vor: „Major Sixtus." Er zeigt einen Ausweis der Regierung, wobei er prüfend den jungen Mann vor sich betrachtet.

„Mir wurde von einem etwas seltsamen Telephongespräch aus Bamberg berichtet", begann der Major. „Ich habe Auftrag, Sie und Ihre Leute vor Unbesonnenheiten zu bewahren. Die Lage in der Stadt steht auf Spitz und Knopf. Die Betriebe sollen ab Mittag stillgelegt werden, damit die Belegschaften für den Anschluß an die Räterepublik in München abstimmen können. Jede Unbesonnenheit könnte in dieser Situation wirken wie ein Funken ins Pulverfaß. Die Kasernen sind im Kriegszustand und werden von den Räteleuten für die Verteidigung hergerichtet. Es ist alles noch so ungewiß, man sieht nicht recht, was sich daraus entwickelt."

„Doch, das sieht man ohne weiteres, Herr Major. Die Roten haben die Waffen in der Hand, und wenn sie ihnen nicht genommen werden, dann sind sie heute nachmittag unter den Arbeitern verteilt, und bis zum Abend ist der Aufruhr fertig. Das ist meine Meinung."

Der Major zuckt ratlos die Schultern und meint: „Mög-

lich! Aber dann wäre es das beste, Sie gehen mit Ihrer Formation den anrückenden Truppen entgegen und sichern wenigstens deren Einzug in die Stadt."

Die Zugführer, die Krafft aufgestellt hatte, stehen herum und hören den Wortwechsel mit an. Den langen Endreß juckt es geradezu, diesem alten, vor Korrektheit zugeknöpften Major etwas zu sagen: „Vor lauter Zuschauen und Nichtstuntrauen laßt ihr die anderen an die Macht kommen. Probieren geht über Studieren! Wir müssen eben schauen, daß wir in die Kaserne kommen." „Sie phantasieren ganz gewaltig, junger Mann!" lächelt der Major etwas ironisch, „denn in die Kaserne können Sie von jetzt an nicht mehr hinein."

„Das werden wir gleich sehen", sagt Hans. „Berger, rufe die Kaserne an. Lasse dich mit dem Soldatenrat verbinden."

In den nächsten Augenblicken schon klappte die Verbindung. Die Kaserne meldete sich. Fragend blickte Hans den Major an und schüttelte den Kopf: „Nicht einmal das habt ihr den Roten unterbunden?" „Um jedes Aufsehen zu vermeiden", verteidigte sich der Major. Aber Hans erwiderte zornig: „Lächerlich! Wenn es schon überall schwelt und brandelt." Aber da winkte Berger: „Jetzt komm her!" — Alle hielten den Atem an.

„Hier ist der Schülerrat der Bauschule", sagt Hans in die Muschel. „Und hier ist der Vollzugsausschuß des Soldatenrats." „Ich rufe an im Auftrag meiner dreihundert Genossen der Bauschule. Wie ihr wohl wißt, lauter Männer vom Bau, Maurer, Zimmerer, Steinhauer und so weiter." „Ja — und?" „Wir haben nämlich vor einer halben Stunde eine kleine Revolution gemacht und auf die Nachricht von München hin die Arbeit niedergelegt." „Was habt ihr? — Ausgezeichnet!" „Soeben hören wir, daß ihr euch in der Kaserne draußen auch nach München orientiert habt. Stimmt das?" „Stimmt! — stimmt! — Aber wo seid ihr denn?" „Wir haben vorläufig unsere Schule besetzt, haben aber keine Waffen. Deswegen rufe ich an." „Einen Moment!"

Hans hört, daß jenseits eine kurze, hastige Beratung stattfindet. Der Endreß bedeutet ihm geschwind wie ein Taubstummer in verrückten Zeichen seine höchste Anerkennung für diese Kriegslist. Dann tönt es wieder: „Hallo!"

„Ja!" „Wollt ihr nicht in die Kaserne kommen?" „Doch, gern! Wenn ihr meint. Unser Schülerrat will sowieso mit euch sprechen, damit wir wissen, was wir tun sollen, ob wir hier bleiben oder nach München gehen. Was ist überhaupt mit den Betrieben? Warum rührt sich da noch nichts?" „Da sind wir gerade dabei." „Gut, wir kommen! — Ist ein Kennwort nötig für die Wache?" „Ach nein — halt doch!" „Ich schlage vor, Kennwort: München!" „Einverstanden, München! Wann kommt ihr?" „In einer knappen Stunde!" „Geschlossen?" „Selbstverständlich, wir machen doch auf dem Weg gleich eine Demonstration." „Moment!"

Aha, es wurde anscheinend wieder beraten. „Wir meinen hier, ihr sollt das besser unterlassen, weil ihr noch nicht bewaffnet seid. Kommt lieber in kleinen Gruppen." „Auch recht. Noch eine Frage: Kriegen wir mittags was zum Fressen bei euch oder müssen wir selber —." „Das ist doch klar, ihr menagiert mit uns!" „Schön, dann kommen wir!"

Sie wollten Krafft schier erdrücken vor Begeisterung, als er schmunzelnd auf die Uhr blickt und meint: „Jetzt ist es ½10 Uhr, um ½11 Uhr sind wir draußen, und bis zum Mittagläuten muß der ganze Zauber vorbei sein. — Das hat gar nicht siegesgewiß geklungen vom anderen Ende des Drahtes her. Ich müßte mich ja schwer täuschen, wenn in dieser Volkswehr überhaupt ein Funken Kampfgeist stecken würde." Keiner hat Bedenken, daß es nicht gelingen könnte, auch der Major nickt schweigende Zustimmung.

„Also, aufpassen! Wir rücken nicht in kleinen Gruppen in die Kaserne ein, sondern auf einmal. Aber sagt euren Leuten, daß sie das nicht zu militärisch machen, sondern revolutionär, schlampig, im Sauhaufen. Ich bin jetzt auch nicht mehr Schülerrat, den markiert da draußen der Martin mit seiner Gruppe. Der Endreß sichert ihn mit seinem Zug, damit er im geeigneten Augenblick das ganze rote Komitee unauffällig verhaften und in einen Keller stecken kann. Ich selber bleibe unter dem Haufen. Ihr stellt mir von jedem Zug zwei Melder, die euch durchgeben, was ihr zu tun habt. Jedenfalls sind die Waffenkammern und die Gewehre in den Stützen auf den Gängen und Stuben unauffällig sicherzustellen.

Der Christian nimmt mit seinem Zug die Wache und

schaut, daß er sie irgendwie unauffällig ablösen kann. Der Eckhart bleibt mit seinem Zug als Reserve in meiner Nähe. Der Friedrich besetzt mit seinen Leuten den Bau 1, unauffällig, wie harmlose Passanten; Hilpert den Bau 2, Wasmuth den Bau 3 und Schmidt den Bau 4; der Übelein das Exerzierhaus mit den Stallungen. Wenn einer Widerstand leistet — nicht schießen, einfach niederschlagen! Verstanden?"

Das genügt ihnen vollauf. Das übrige gibt der eigene Instinkt und der Verstand sowieso an Hand der Lage ein. Begeistert gehen sie zu ihren Zügen, um den Leuten die Aufgabe beizubringen.

Als Krafft allein war, tritt der Major vor ihn hin und sagt warnend: „Sie spielen Hasard!" „Wer spielt bei dieser Partie nicht Hasard, Herr Major? Aber ich habe mit meinen Leuten die besseren Trümpfe in der Hand." „Gut! Aber ich muß noch vorher Ihr Ehrenwort verlangen, daß Sie keine Nebenabsichten dabei verfolgen, beziehungsweise Ihre Macht im Glücksfall nicht anderen politischen Zwecken dienstbar machen."

Was die nur immer wollen mit ihren Ehrenwörtern, denkt Hans. Andere politische Absichten? — Ach so! Er muß lachen, als er antwortet: „Mein Ehrenwort! Ich werde keine Monarchie ausrufen. Mit wem denn? Mit dem Schellenkönig vielleicht? Sowie die regulären Truppen kommen, ziehe ich ab." „Ohne Spaß, Herr Krafft!" „Ja, glauben Sie vielleicht, daß es uns Vergnügen macht, den Kohlrabi wieder einmal zu riskieren? Von uns hat heute morgen beim Aufstehen keiner daran gedacht, daß er schon ein paar Stunden später wieder einen Schießprügel anfassen wird. Aber schließlich hat jeder schon lange im stillen das kommen sehen. Jetzt ist es halt so weit. — Wenn die Regierung versagt, jawohl, sagen Sie das den Herren, dann muß das Volk sich selber helfen. Und bei Notwehr fragt keiner erst lang, was erlaubt sein könnte." „Ich tue nur meine Pflicht, Herr Krafft. — Geben Sie mir Nachricht ins alte Generalkommando! — Viel Glück!"

Pflicht? Wer tut denn überhaupt noch seine Pflicht, ohne dafür gleich die Hand aufzuhalten? Das hat jetzt aufzuhören, von Pflicht zu schwätzen, wenn's lichterloh zu brennen

anfängt. Da müssen Männer her, die mehr tun können, als bloß Pflicht erfüllen.

Schwer atmend und ganz erhitzt kommt Paul an und grinst: „Bin ich ein guter Adjutant oder nicht? Alles habe ich besorgt, meine sämtlichen drei Pistolen, eine Signalpfeife, eine Karte der Stadt, Geld, Zigaretten, eine Flasche Schnaps, und unten steht ein Auto. Sonst noch was gefällig?"

Krafft mußte lachen, wie der alte Soldat mit einemmal in allen wieder lebendig war, und daß man nun gar nicht mehr lange geistreiche Debatten nötig hatte, um ihnen etwas begreiflich zu machen. Überall sah er verschmitzt grinsende Gesichter, aber am ulkigsten war doch die plötzliche Verwandlung der vor einer halben Stunde noch bürgerlich wohlgesittet aussehenden Schulkameraden zu unverkennbar proletarischen Gestalten. Kleider machen Räterepublikaner. Nun, da der Major weg ist, fühlt er sich so ruhig, als gälten die ganzen Vorbereitungen nur einem blinden Alarm. Und doch prickelt ein Reiz durch seine Nerven, wie er ihn immer gespürt hat, wenn die letzten Minuten vor einem Angriff waren, in denen sich alles am ganzen Menschen zum Ansprung gespannt hat.

Es geht natürlich gar nicht so, wie sie sich's eigentlich vorgestellt hatten. „Also genau wie im Krieg, Lage völlig verdreht!" lacht Paul. Schon beim Anrücken vor die Kaserne, zu dem der Martin vorsichtshalber die „Internationale" pfeifen läßt, gibt es eine Überraschung. Plötzlich laufen neben der Kolonne verschiedene Genossen her, die anscheinend auf sie gewartet hatten, und sagen: „Ihr müßt sofort verlangen, daß die Abordnung von München in den Vollzugsrat aufgenommen wird. Die Bonzen da drinnen sind ja viel zu lahm und haben keine blasse Ahnung von der Räterepublik." Dann müssen sie halten, denn das Tor konnte nicht geöffnet werden, weil dahinter zwei Maschinengewehre stehen, in denen der Patronengurt hängt. Aber es war vorläufig niemand zu sehen, der sie bedient hätte.

„Kennwort München!" „Ist schon recht, kommt nur herein!" sagt leutselig der Posten. „Es ist gerade Versammlung in der Exerzierhalle. Ich glaube, es wird noch einmal gewählt. Ihr sollt auch hinüber dazu."

Krafft stellt sich wie ein unbeteiligter, selbständig gewordener Revoluzzer hin und sagt, auf die Maschinengewehre deutend: „Das geht doch nicht, da müssen gleich ein paar Leute von uns her. Wer kann mit dem MG. umgehen?" Natürlich ruft der Höllein sofort: „Hier!" Wenn auch der Posten über den Eifer der Neuen lacht: „Euch pressiert's aber, wo doch gar nichts los ist."

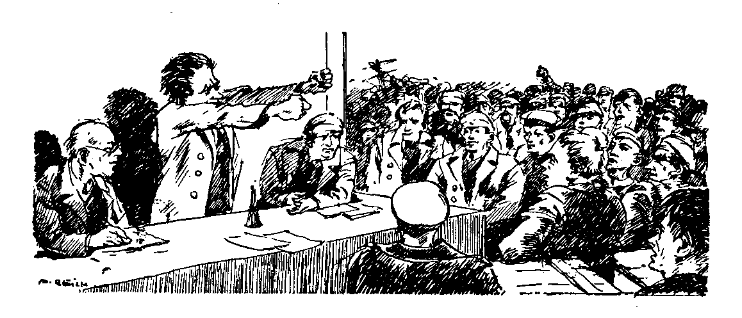
Im Kasernenhof sieht es merkwürdig einsam aus. Vor verschiedenen Eingängen sind noch einige MG.s aufgestellt, neben denen Handgranaten liegen. Auch Sandsäcke hat man anscheinend schon zubereitet und spanische Reiter aus einem Schuppen hervorgezerrt, aber dann stehenlassen, als wahrscheinlich die Versammlung begann. Schmunzelnd streunen die Zugführer mit ihren aufgelösten Haufen zu den Orten ihrer Aufgabe.

Wenige Minuten später sieht schon Krafft, wie so zufällig an den Fenstern der Treppenhäuser sich zigarettenrauchende Zivilisten mit Gewehren in der Hand herumlümmeln. Sonst war schöner Vormittagsfriede in der Revolutionskaserne. Nur in einer Ecke schleppt eine fortlaufende Kette roter Soldaten Gewehre aus einem Keller herauf, die auf bereitstehende Lastautos geworfen werden. Und aus einer Schreibstube gucken einmal neugierige Glatzen heraus und fragen: „Wer seid ihr denn, wo kommt ihr denn her?" „Parole München!" „Ach so!"

Der Christian findet eine versperrte Kantine vor und poltert mit seinen Leuten ganz unverschämt, bis endlich einer kommt und sagt: „Die Kantine ist geschlossen, der Soldatenrat hat das angeschafft." „Was geht das uns an, wir haben Durst und Hunger. Los, aufmachen! — Sonst hauen wir die Fensterscheiben ein. Eine saubere Revolution! Nicht einmal ein Bier trinken dürfen!" Hans muß heimlich lachen, so ausgezeichnet markieren sie den von innen heraus empörten Revoluzzer.

Nun kommt doch eine kleine Gruppe von der Exerzierhalle heran, die immer wieder umfrägt: „Wo sind eure Führer?" Bis sich endlich der Martin meldet: „Hier sind wir! — Wo ist denn euer Vollzugsrat? Das ist ja ein schöner Saustall hier! Da werden wir gleich ein wenig für Ordnung sorgen müssen." „Beruhigt euch, Genossen!" sagt

ein hagerer, schwarzhaariger Kerl mit fremdem Klang in der Stimme, und bleckt freundlich sein gelbes Pferdegebiß. „Vorläufig ist ja keine Gefahr. Kommt mit zur Versammlung!" „Jawohl! Wir wollen auch mit abstimmen", schreit Krafft als erster, worauf natürlich sich der ganze übrige Haufen zum Exerzierhaus hinschiebt. Ein feiner Sprühregen war ein fabelhafter Bundesgenosse zu ihrem Vorhaben, denn sonst hätte die Versammlung sich todsicher im Freien abgespielt.



Lärm und Dunst schlägt ihnen aus dem Exerzierhaus entgegen, das Kopf an Kopf gedrängt voll stand. Soeben war anscheinend eine heftige Debatte im Gang. Ein fanatisch grölender Kerl in Matrosenuniform brüllte heiser aus einer Ecke, wo auf einem zusammengeschobenen Haufen Kisten bei einer roten Fahne der mutmaßliche Vollzugsausschuß beisammenstand: „Genossen, wir müssen auf die Straße, ehe die Sozialverräter vom Gewerkschaftshaus zur Besinnung kommen. Hinein in die Betriebe! In jede Fabrik muß eine rote Kompanie einmarschieren und jedem Arbeiter Gewehr und Patronen in die Hand drücken. Sonst machen die feigen Mehrheitler uns die Arbeiter wieder abspenstig. In Sachsen und in Thüringen warten sie nur noch darauf, bis wir hier die Stadt in der Gewalt haben. Dann wird auch da droben die Räterepublik marschieren — bis nach Berlin!"

„Bravo!" schreien einige. Aber das sah man doch, daß die meisten gar nicht recht hinhörten, was da zusammengeschwefelt wurde, sondern sich ungeniert unterhielten.

„Zur Sache!" rief ein bleicher, aufgeschwemmter Kerl und

läutete ungeduldig mit der Glocke. Der Matrose brüllte ärgerlich: „Ich bin bis jetzt der erste, der hier richtig zur Sache spricht." Die Gruppe seiner Anhänger spendet Beifall, und frisch ermuntert redet er weiter: „Ich schlage daher vor, daß aktivere Kräfte in den Vollzugsausschuß gewählt werden, die nicht davor zurückschrecken, wenn zum Wohle des Proletariats ein paar Tropfen Kapitalistenblut verspritzt werden." — Bravorufe. — „Und die auch nicht weich werden, wenn die Regierung eine Handvoll Noskehunde gegen uns aufmarschieren läßt. Schaut nach München, wo die Weißen jeden Tag an der Front von der Roten Armee ihre Prügel bekommen, weil die Weißen dort auf den geschlossenen Willen des Proletariats stoßen."

„Vorschläge bitte! — Namen!" rief eine dünne Stimme aus der Ecke, worauf der Matrose heftig herausschrie: „Ich schlage vor, daß der ganze alte Vollzugsausschuß zurücktritt und vollständig neu gewählt wird."

Wilde Unruhe und eine heftige Auseinandersetzung in der Masse setzt ein. „Los, Martin!" raunt Krafft. „Dränge dich durch! Hole den Versammlungsleiter hierher. Sag, es ist dringend. Aber möglichst unauffällig."

„Bau 3 und 4 ist fertig!" flüstert ein Melder Krafft ins Ohr, und Paul meldet leise: „Die Wache gehört uns restlos. Der Christian hat den Waffentransport beschlagnahmt, die Autos sind vor das andere Tor der Exerzierhalle hingeschoben, daß es nicht von innen aufgemacht werden kann. Nur da drüben in der Schreibstube hat es Geschrei gegeben, aber nicht lang. Der Wasmuth hat einem dabei den Schädel halb auseinandergeschlagen, und im Bau 1 hat es in der Waffenmeisterei einem Roten ein paar gebrochene Rippen gekostet, weil er die Minenwerfer nicht 'rausgeben wollte. Betrachte die Lage, ich glaube sie stimmt." „Und der Übelein?" „Bitte!" sagte Paul und deutet mit dem Daumen rückwärts.

Über die Mauer seiner Kameraden hinweg, die hermetisch den Eingang belagert und niemand herausläßt, blickt er in die gähnenden Mäuler einer Batterie Minenwerfer und in die Mündungen einiger Maschinengewehre. Wo die Kerle das Zeug nur so schnell her haben. Zwischen Kantine und den Wohnkasernen ist schon mit spanischen Reitern

abgesperrt, hinter denen der Christian bei seinen Maschinengewehren steht. Er hat sogar die Küchenhengste für seine Arbeit eingespannt wie gefangene Russen. Und hier sitzt eine Versammlung von mehr als zweitausend Mann hinter dreckverblindeten Fenstern in der Falle, ohne es zu ahnen. „Ich glaube, wir können jetzt in die Debatte eingreifen", meint Paul grinsend.

Sich wieder umwendend bemerkt Hans den bleichen, aufgeschwemmten Versammlungsleiter mit in die Hüften gestemmten Fäusten beim Eingang und sieht, wie er sich auf den Zehen hebt, daß er den Kasernenhof überblicken kann. Hans stellt sich ganz harmlos daneben und sagt halblaut: „Ja, da ist nichts mehr zu machen. Die Kaserne gehört uns." Der andere fährt zusammen und blickt ihn von der Seite giftig an: „Das merke ich." Aber Krafft tut ganz gelassen: „Dann kann es ja keinen Irrtum mehr geben." „Meinst du? Wollt ihr vielleicht auf eure Brüder schießen, ein Blutbad anrichten?" „Wollen nicht, wenn's aber sein muß?" „Wer seid ihr? Wer schickt euch?" „Wir können uns ja woanders auch darüber unterhalten", winkt Krafft einladend und läßt mit einemmal aus den Falten seines Mantels den Lauf einer Pistole herausschauen. „Nimm das Eisen weg! Ich gehe mit", sagt der Bleiche und läßt resigniert den Kopf hängen, weil er noch einige Mündungen vor sich sieht. Er fragt nur einmal, langsam weitergehend: „Wie ist euch das bloß gelungen?"

Plötzlich horchen alle auf. Da hämmern einige Maschinengewehre durcheinander, ganz nahe. Alles drängt bestürzt zum Ausgang. Auch Krafft hatte sich plötzlich tief erschrocken umgedreht. Es ist aber nur Höllein gewesen, der ganz unschuldig erklärt, er hätte bloß einmal die beiden Maschinengewehre am Graben der alten Hindernisbahn ausprobiert. Er lacht Krafft spitzbübisch an: „Ich wollte bloß etwas mehr Tempo in die Geschichte hineinbringen." Das hatte er allerdings fertiggebracht, die Versammlung nun restlos umzuwerfen. Alles wollte hinaus ins Freie.

„Zurück!" brüllt Martin der andrängenden Meute entgegen und läßt sich von einigen Kameraden auf die Schultern nehmen. „Das war ja bloß Spaß. Da draußen probieren meine Kameraden nur ein wenig eure Büchsen aus,

ob sie auch losgehen, wenn es Ernst werden sollte." Das schien beruhigend zu wirken, wenn auch noch saftig durcheinandergeschimpft wurde über den plötzlichen Schrecken durch eine solche Lausbüberei.

„Wir fahren fort in der Abstimmung!" rief es laut aus der Ecke. „Genosse Habicht ist vorgeschlagen und gewählt. Bitte die Gegenprobe!"

Wo nur der Hans bleibt, man muß doch endlich zugreifen, denkt der Martin und blickt um sich.

Der Hans geht draußen ruhig auf und ab mit dem roten Bonzen und verhandelt anscheinend. Da bringt der Wasmuth einen Verhafteten daher und meldet Hans: „Der da ist ein Soldatenrat, der will zur Versammlung sprechen und für die Regierung — —."

„Vogel? — He!" ruft Hans den Gefangenen an, der sich erstaunt umwendet und käsweiß wird, wie er Krafft sieht. „Komm nur her!" lächelt Krafft. Vogel kommt zögernd näher, und wie er kaum noch drei Schritte von Krafft entfernt ist, spuckt der Bleiche vor ihm aus und zischt wütend: „Jetzt verstehe ich. Du Verräter!"

„Bitte, ich habe gar keine Ahnung! Ich weiß von gar nichts", verteidigt sich Vogel. Aber der Bleiche entgegnet haßerfüllt: „Du lügst, wenn du das Maul aufmachst!" „In diesem Falle ausnahmsweise nicht!" lacht Hans. „Aber sag, Vogel, kennst du den, wer ist das?" „Das ist der unabhängige Abgeordnete Simader." „Nimmer lang!", sagt der Bleiche giftig. „Aber vorläufig bleibe ich noch im Schutz der Immunität. Ich will mich nicht für eure Dummheit und Verräterei auch noch einsperren lassen."

„Wollen Sie nicht eine Rede halten an Ihr Volk und den Umsturz pro forma noch rückgängig machen?" schlägt Krafft vor. „Ich habe ihn ja nicht ausgerufen. Juristisch werden Sie mir nichts beweisen können", wehrt sich Simader. „Das ist ja auch nicht meine Aufgabe", entgegnet Krafft. „Aber eine Erklärung werden Sie mir noch unterzeichnen." „Welche Erklärung?" „Die Erklärung des Soldatenrats der Kaserne, daß die Gerüchte über die Ausrufung der Räterepublik nicht auf Wahrheit beruhen, sondern die Volkswehr nach wie vor treu zur rechtmäßig gewählten Regierung steht." Der Abgeordnete stutzt ein wenig, dann lacht

er: „Das mache ich! Sie werden mich zwar einen Verräter nennen, aber mir ist es ja egal, was die Bande von mir denkt.“

Paul setzt als tüchtiger Adjutant die Erklärung gleich auf und läßt Simader unterzeichnen. Dann hält er sie Vogel hin und meint: „Bitte, Herr Nackttänzer.“ Vogel unterschreibt mit hochrotem Schädel. „So — und das geben wir jetzt gleich bekannt“, sagt Hans und schiebt ihn mit dem Abgeordneten in den Versammlungsraum.

Ein Pfiff schrillt. Plötzliche Bestürzung der Versammlung. „Macht die Tore auf! Das Auto wegschieben!“ befiehlt Krafft in die staunende Stille und fordert die erschrockene Versammlung auf: „Schaut hinaus! Das ist jetzt kein Spaß mehr, das ist jetzt bitterer Ernst. Kaserne und Waffen sind in unserer Gewalt. Die Versammlung ist aufgelöst.“

Ein murrendes Schieben und Drängen. „Das ist Verrat!“ schreit der Matrose, und ein entsetztes Aufbrüllen geht durch die Masse, die vor den plötzlich angeschlagenen Pistolen und Gewehren an den Eingängen zurückweicht. Noch einmal pfeift Kafft und erklärt: „Ich eröffne hiermit eine neue Versammlung zur Bekanntgabe einer Erklärung. Der Abgeordnete Simader wird sie verlesen.“

Wütendes Pfeifen und drohende Fäuste begrüßen seinen Auftritt, aber mit einer verächtlichen Geste wischt er das weg. „Genossen, wir sind überrumpelt worden. Wir können nichts machen. Ich habe mich überzeugt. Es gäbe ein heilloses Blutbad. Ich war schon von Anfang an gegen diese Versammlung.“ Ein Wutgebrüll fegt ihm das Weitere vom Munde hinweg, bis ein erneuter Pfiff Ruhe schafft und Hans energisch dazwischenfährt:

„Wenn nicht Ruhe bleibt, schließe ich die Versammlung und übergebe euch den regulären Truppen der Regierung, die in einigen Stunden hier sein werden. Bildet euch nicht ein, daß ihr noch etwas bedeutet. Die Stadt ist fest in der Hand der Regierung. Sämtliche Betriebe haben sich gegen die Räterepublik erklärt. Das Volk will von der Räteregierung nichts wissen. Ihr seid allein auf weiter Flur. Denkt an eure Weiber und Kinder.“

Der Abgeordnete verliest die Erklärung, und man konnte dabei merken, daß ein befreites Aufatmen durch die Masse

geht. Krafft verkündet einfach: „Die Erklärung ist einstimmig angenommen! Oder will jemand die Gegenprobe versuchen?“ Ein murrendes Auflachen antwortet ihm.

„Die Versammlung ist geschlossen! Ihr könnt dann einzeln nach Hause gehen. Die Kaserne ist bis drei Uhr geräumt für die neuen Truppen. Wer sich dann noch verhaften lassen will, kann ja dableiben.“ Da müssen sie natürlich wieder lachen. Das ist ja gar kein Unmensch oder Bluthund, wie man immer hört.

„Sämtliche Hundertschaftsführer und Soldatenräte hier antreten zum Unterschreiben!“ ruft der Martin aus. „Alles andere hundertschaftsweise antreten. Etwas hopp — hopp! meine Herren!“ Paul rennt gleich fort, um Major Sixtus anzurufen und die Berichterstatter der Presse zu alarmieren. Und Vogel fragt, ob er das Gewerkschaftshaus und die Parteistelle anrufen darf. „Selbstredend, los! Die Entscheidung muß sofort in die Betriebe!“ drängt Hans und staunt verwundert, wie der Vogel ihm die Hand schüttelt und frohlockt: „Da hast du mir eine Chance gegeben — unabsehbar. Ich werde natürlich von dir berichten.“ „Du hältst das Maul von mir, verstehst du! Sonst hänge ich dich beim Minister hin.“ Vogel zieht den Kopf ein und denkt sich, um so besser, dann gehört der ganze Erfolg bei der Partei mir allein. Das nächste Ziel muß ein Reichstagsmandat sein. Wird sowieso bald wieder eine Wahl kommen. Vogel, dann bist du gemacht!

Als der Major Sixtus mit einem Kriegswagen voll Berichterstatter angefahren kommt, kann er kaum hindurch am Eingang, so dicht strömen die Urlauber ins Freie. Er betrachtet sich die Erklärung, auf die sich die Berichterstatter wie die Geier stürzen und sie abschreiben. Ein ganz eifriges Jüdlein drängt sich an Krafft heran und fragt: „Darf man etwas Näheres über die Vorgänge erfahren?“ „Die Vorgänge sind sehr einfach gewesen. Wir haben eine Versammlung abgehalten und zur Lage Stellung genommen, worauf der vorliegende Beschluß gefaßt wurde.“ „Sonst ist nichts gewesen?“ fragt enttäuscht die Pressehyäne. „Nein, sonst nichts. Es hat nicht gekracht, es hat nicht geschossen, es ist nicht einmal gerauft worden. Gar nichts ist passiert. Nur schöne Reden wurden einander an den Kopf geworfen.“

„Ja, aber Ihre Freiwilligenformation, was hat die für eine Rolle gespielt?“ „Wir sind nur in die Kaserne gegangen“, erzählt Krafft spitzfindig, „weil wir meinten, hier könnten wir Anschluß an ein Freikorps finden; denn wir wollen nach München, um den Bolschewismus mit niederzuschlagen. Alles weitere, was Sie hinzudichten möchten, muß ich jetzt schon dementieren, meine Herren.“ Aber trotzdem stöhnt einer der Berichterstatter heißhungrig auf: „Sensation! Das ist eine Sensation! Die Würfel sind gefallen!“

Eine Stunde später jagen die Zeitungsjungen durch die Straßen mit den Extrablättern. Als Paul dem Hans eines der Extrablätter zum Lesen gibt, da weicht die Spannung der letzten Stunden schlagartig von ihm, daß er plötzlich spürt, wie müde er war, und sich aufatmend setzt. Wohlwollend gießt ihm der Major ein Glas Schnaps ein und meint herzlich: Ja, mein lieber Krafft, das Hasardspielen kostet Nerven. Aber Sie hatten recht, Sie konnten es wagen mit Ihren Leuten. Und wahrscheinlich ahnen Sie gar nicht, welch ungeheuer große Sorge Sie von der Regierung und von Millionen Deutschen genommen haben. Das kann man wohl ruhig sagen. Gerade noch haben Sie halt das Zünglein an der Waage auf die andere Seite gedrückt. Auch ich habe ein wenig Hasard gespielt. Während Sie hierher marschiert sind, habe ich der Artilleriekaserne ein Ultimatum gestellt. Es sind dort allerdings nur einige hundert Mann gewesen, aber sie haben sich bluffen lassen und haben kapituliert.“

„Wie steht es in München?“ fragt Krafft. „Nicht gut. Die wenigen Truppen der Regierung sind bei Dachau zurückgeworfen worden von der Roten Armee. Dort unten im Süden macht die Räterepublik immer noch Fortschritte.“

„Wir müssen nach München! Sagen Sie uns, Herr Major, wir wir zum nächsten Freikorps kommen.“ „Nur auf Schleichwegen. In Bayern ist die Werbung für die Freikorps verboten.“ „Verboten?“ „Um einerseits die Bevölkerung nicht zu beunruhigen und andererseits die Arbeiter nicht der Räterepublik in die Arme zu treiben.“ „Das ist ja — da bleibt mir der Verstand stehen!“ „Sie müssen nach Württemberg hinüber, da geht es, hier müßte ich Sie ver-

haften lassen — nach Anordnung derselben Regierung, die Sie mit Ihren Kameraden soeben gerettet haben. Aber keine Aufregung, ich habe auf meinem eigenen Büro einen Herrn, der Werbeoffizier für ein Freikorps ist — streng vertraulich natürlich! Der hat todsicher schon einen Schleichweg ausgeknobelt, wie er euch über die Grenze bringt."

So wurde es zu guter Letzt mit dem Major noch ganz behaglich gemütlich, und in der Kantine sangen die Kameraden beim Freibier das alte Lied: „So leben wir — so leben wir — so leben wir alle Tage —." Denn der Martin hatte noch rechtzeitig daran gedacht, daß sie ja ihre nicht erhaltene Löhnung hereinzubringen hatten in irgendwelchen Sachwerten, und eigenhändig in der Kantine angezapft.

*

Es war schon dunkel, als sie endlich von den erwarteten Truppen abgelöst wurden und nach Hause konnten. Der Paul atmete erleichtert auf: „Gott sei Dank, daß hiermit deine Befugnisse als Freikorpshäuptling enden. Nie wieder Adjutant!" „Paul, halte dich fest! Ich habe gar keine Befugnisse gehabt, sondern ein Verbot", lachte Hans. Paul mußte sich tatsächlich an einer Laterne festhalten. „Menschenskind! Da hast du ja mit deinem Kopf gespielt." „Ich glaube, Paul, wir haben viel gewonnen dadurch. Sonst würde jetzt vielleicht schon geplündert oder Geiseln verhaftet und Barrikaden gebaut. Was das Blut gekostet hätte in den nächsten Tagen! Zwei Drittel der Einwohner sind rote Fabrikarbeiter, das hätte sich schlimmer ausgewachsen als schließlich in München. Und um das zu verhindern, war es wert, etwas zu riskieren."

„Du kannst einem schon richtig das Gruseln lernen", schnaufte Paul und schüttelte sich ab wie ein Hund, der im kalten Wasser war.

Als Krafft allein heimgeht, kommt ihm erst richtig zum Bewußtsein, welchen Schritt er eigentlich heute früh getan hat. Er spürt doch eine kleine Beklemmung, wenn er daran denkt, wie er die Pläne seines Vaters mit diesem Schritt umwarf. Das mußte aber sein Vater doch verstehen, warum er in seiner solchen Zeit nicht ruhig daheimbleiben kann.

„Weitergehen! Keine Gruppen bilden!“ fordert die Polizei die in den Straßen erregt hin- und herflutende Menge auf. Irgend jemand vor Krafft erzählt laut einem Nachbarn: „Morgen früh wird Belagerungszustand verhängt. Es soll heute schon in der Kaserne schwere Auseinandersetzungen gegeben haben. Die Rote Armee hat neuerdings bei Dachau und Freising gesiegt. Die Regierungstruppen sind auf dem Rückzug. Und die Räterepublik ist schon in Augsburg und Rosenheim. Ganz Südbayern ist in der Hand der Roten.“

Wie Hans Krafft das hört, spürt er eine plötzliche Eile in den Beinen, als fürchte er, daß es schon zu spät sein könnte. Und doch ist es ihm eine kleine Erleichterung, als er daheim seinen Vater vorläufig noch im Gespräch mit einem Kunden bemerkt, daß er wenigstens nicht gleich mit der Türe ins Haus zu fallen braucht. Natürlich geht das Gespräch über die Räterepublik. „Die sind ja verrückt in München“, sagt gerade der Kunde, ein behäbig aussehender älterer Herr. „Wissen Sie, wenn ich an der Regierung wäre — ich bin leider kein Soldat gewesen —, aber ich wüßte, was ich zu tun hätte. Da gehört einmal hineingeschlagen mit eiserner Faust, verstehen Sie! Aber noch ganz anders wie der Bismarck.“ Und dann hört Hans mit stillem Vergnügen, wie sein Vater sich ereifert: „Das war ja der Fehler vom Bismarck, daß er mit dem roten Gesindel viel zu zahm umgegangen ist. Da hilft nichts wie dreinschlagen und draufschlagen wie der alte Blücher!“ Und noch unter der Türe, als der Kunde sich verabschiedet, ruft der alte Krafft ihm nach: „Nichts wie dreinschlagen und draufschlagen!“

Eine Weile darnach, als Hans seinen Vater schon wieder in der Werkstatt hämmern hört, geht er hinein und setzt sich auf den leeren Schusterstuhl an der Werkbank. „Grüß Gott, Vater!“ „Grüß Gott! Auch schon da?“ brummt der Alte und blickt ihn gar nicht an dabei.

„Vater, ich möcht' —.“

„Weiß schon!“ unterbricht ihn der Alte und legt seinen Schuh weg, schiebt die Brille auf die Stirn und schaut den Jungen an, der vor Verlegenheit ganz rot geworden ist, weil der Vater ihn schon auf seinen Gedanken ertappt hat,

und jetzt ruhig, aber bestimmt sagt: „Da wird nichts draus. Du warst lange genug Soldat — sollen einmal die anderen hingehen. Kein Mensch gibt dir was dafür, wenn dir was passiert. Willst du denn deiner Lebtag herumzigeunern und schließlich verludern wie ein Landsknecht? Denk lieber an deine Zukunft!"

„Gerade deswegen, Vater, weil ich an meine Zukunft denke! Wer den Rätesaustall nicht bekämpft, der ist dafür, weil er ihn nicht verhindert."

„Lausbub, verrückter", knurrt der Alte und steht verärgert auf. „Nichts als Krieg und Soldat hast du im Schädel. Aber das sage ich dir: Wenn du fortgehst, heimkommen zu mir brauchst du nimmer. Dann schau, wie du mit deinen Landsknechten vorwärtskommst im Leben. Ich kann dann für dich nichts mehr tun. — Ich nimmer." Dann dreht ihm der Alte den Rücken zu und trommelt mit den Fingern an die Fensterscheibe.

Und in der Stille hört man, wie Hans Krafft tief atmet und dann leise von der Türe her sagt: „Gut — dann komm' ich halt nimmer —."

Dann sitzt er in seiner Stube und hält den Kopf mit den Fäusten. Jetzt ist es so weit, daß ihn der eigene Vater nicht mehr versteht. Keiner sieht, was über Deutschland alles hereinbricht. Alle warten auf den Frieden, und derweil fangen sie im eigenen Land an mit Bürgerkrieg und Mord und Brand. Heulen könnte man darüber, wenn man kein Mannsbild wäre. Brennen so schon die Augen wie Feuer, weil man etwas hinunterschlucken möchte und doch nicht kann vor Bitterkeit. So schwer ist es ihm noch nie gemacht worden, von daheim fortzugehen. Aber wiedersehen wird ihn der Alte so schnell nicht mehr. Wird halt das Leben einen anderen Gang nehmen müssen, als man sich geträumt hat.

Er holt seinen Rucksack hervor, reißt Schrank und Schubladen auf, um einzupacken, was er braucht. Die Schuhe und Wickelgamaschen zieht er gleich an zu seiner alten Soldatenhose. Seine durchschossene Feldmütze nimmt er auch mit, die hat ihm immer Glück gebracht da draußen, wo man unter Kameraden —.

Da übermannt ihn ein seltsam tiefes Erschauern, wie er

es im Feld immer spürte unter seinen Kameraden, wenn die höchste Todesnot über sie hergefallen ist im Feuer. Sie tauchen wieder auf, die Gesichter von einst, wie er sie zuletzt gesehen hat, mit dem Schuß durch die Stirn und mit den verglasten Augen, in denen doch viel mehr als nur Leiden und Erdulden war. Das soll man vergessen können? — Nein! — Das wird immer und überall in seinem Leben stehen, solange er ein Leben hat.

Vor der Türe gehen Schritte, daß er brühheiß erschrickt und zu sich kommt. Schnell wirft er seine Klamotten in den Rucksack. Der Vater kommt herein, ganz grimmig wild, und zählt einige Geldscheine auf den Tisch. Dann geht er wieder und brummt von der Türe her: „Wennst wieder eins brauchst, dann schreibst halt.“ „Ich brauche kein Geld.“ „Da wärst du der erste Soldat, der kein Geld brauchen kann, eigensinniger Dickschädel!“ Dabei schlug der Alte die Türe zu, als ob er noch eine Mordswut hätte. Aber das war nur noch „pro forma“, merkte Hans, und wurde mit einem Schlag so froh und vergnügt, daß er beinahe hell aufgejauchzt hätte, wenn nicht die Mutter hereingekommen wäre, um mit verweinten Augen zu fragen und nachzusehen, ob er denn wirklich alles beisammen hätte, was er braucht.





Freikorps

Schön war es gerade nicht, daß sie am Güterbahnhof vor der Stadt wie Diebe im Dunkeln sich zu den Viehwagen pirschen mußten, mit denen sie heimlich über die bayerische Grenze kommen sollten. „Nicht rauchen! — Leise! — Jedes Geräusch vermeiden!" hieß es, als ob sie an einer gefährlichen Ecke der Front in Stellung schleichen würden. Die Nacht war stockfinster und umhüllte ihre Verladung mit der prickelnden Spannung des Abenteuerlichen. Kein einziger ist ausgeblieben, obwohl doch in der Nacht und bei dieser Lage sich Dutzende von glaubhaften Ausreden hätten finden lassen. Ein Expeditor der Rangierstation, der in den seltsamen Transport eingeweiht war, mahnte fortwährend ängstlich zu absoluter Ruhe, damit das Zugspersonal nicht darauf kommt, was mit diesen Waggons befördert wird; sonst würden sich die roten Eisenbahner wahrscheinlich weigern, den Zug abgehen zu lassen, oder einfach die sechs Wagen abhängen. Zu guter Letzt, als sie eingestiegen waren, wurden die Wagen plombiert, damit nicht so leicht ein Neugieriger nach dem Inhalt sehen konnte.

Nach langem Warten, als schon der Himmel etwas grau wurde, spürten sie das Aufstoßen der Lokomotive und hörten, daß draußen geredet wurde. „Sechs Plombierte?" fragte eine Stimme. „Was ist denn drinnen?" „Am Frachtbrief

steht: Alte Maschinen, Rohre und Kabel, ehemaliges Heeresgut." „Na, da bin ich gespannt, wie oft wir diese sechs Wagen wieder hin- und herschieben müssen, bis sie beim richtigen Schieber ankommen." „Der Herr dort, der will dir noch ein paar Worte sagen."

Die paar Worte des Herrn bestanden in einigen Fünfzigmarkscheinen und der Bitte: „Vorsichtig rangieren!" „Gemacht!" Etwas gar so Außergewöhnliches war das in diesen Zeitläuften nicht; denn jeder Großschieber hatte seine Vertrauensmänner auf den Rangierbahnhöfen der großen Umschlagstationen, welche die eigentliche Technik des Schiebens mit Schmiergeldern so lange besorgten, bis die Herkunft der Ware völlig verdunkelt war und unter normalen Umständen auf den Markt gebracht werden konnte.

Wie sie auf freier Strecke sind und ein lebendiges Reden durch den enggedrängten Haufen geht, meint der Höllein, nachdem er Krafft lange nachdenklich angeblickt hat: „Jetzt sind wir eigentlich genau da, wo wir gar nicht hinwollten. Mitten im Brennpunkt der politischen Auseinandersetzung. Ist das nicht sonderbar, wie es oft geht?"

Dasselbe hatte Hans längst auch gedacht. Er nickt nur, sagt aber nichts, so daß Höllein ruhig seinen Gedanken weiterspinnen kann: „Wenn man daran denkt, daß ein paar hundert Mann eine Kiste einfach so schmeißen, wie wir gestern, und dann hat die Lage ein völlig anderes Gesicht? Und selber denkt man dabei gar nicht daran?"

Die lange Nacht und das befohlene Schweigen hat sie alle wach gehalten und zu tiefem Nachdenken gebracht. Um Dinge, die nur im Dunkeln uns wesenhaft deutlich werden, und die im Lärm und im Licht des Tages nicht zu uns passen würden. Es ist wieder wie das Denken im tagelangen Warten tief in den finsteren Stollen der Stellungen des Krieges, wenn die nackte Seele zutage tritt und die Menschen ganz anders sind, viel größer und wahrer, als sie sonst erscheinen. Wo man sich so nahe kommt mit seinem Wesen, daß man den guten Kern im anderen spürt und eine Kameradschaft der Treue fürs Leben den einen mit dem anderen verwebt. Und wie oft schon in solchen stillen Stunden wischt auch diesmal einer mit einem lachenden Wort das grübelnde Denken hinweg. „Ihr fahrenden Scho-

laren", plärrt der Endreß. „Gelt, das paßt euch so! Die Schule schwänzen, den Herrn Professor in Würde und Weisheit allein lassen, daß er nicht mehr fragen kann: ‚Wooo — sind wir' — und alles fällt lachend ein — ‚das letztemal stehengeblieben?'"

„Drei Finger aufs Herz: Wer hat daheim überhaupt was davon gesagt, wo er hingeht? Ich bestimmt nicht", lacht der Berger.

„Na, und ich", fällt Paul ein, „ich habe mich heimlich fortschmuggeln müssen; denn mein Vater hätte mir todsicher mit Enterbung und Ausstoßung aus der Familie gedroht für diesen Schritt. In ein paar Stunden wird er zum Morgenkaffee einen Brief durch die Post bekommen, in dem steht: Dein lieber Sohn — ist auf und davon — ins Freikorps!" Grölendes Lachen. „Da kriegt mein alter Herr dann eine heillose Angst und wird für seinen verlorenen Sohn gern ein Dutzend Kälber schlachten, wenn er nur wieder gesund heimkehrt an die teure Vaterbrust. Das Ausrücken zum Freikorps wird mir später einmal als eine leicht verzeihliche Jugendsünde ausgelegt, mit ein bißchen Romantik drum herum, was mich bei den schönen Mädchen nur interessant machen kann. Woran ich's meine — meine Freude hab'."

Draußen zieht das friedliche Land im ersten Frühlingsahnen vorüber. Schlüsselblumen und Veilchen blühen an den Bahndämmen, und die Haselsträucher haben mit den Birken ihre zierlichen seidig schimmernden Kätzchen aufgesetzt. Auf den Äckern pflügen die Bauern mit ihren behäbigen Ochsengespannen, und die Welt war überhaupt, als wäre ewiger Friede. Es war auch fast wie ein Friedensbild, als sie nachmittags in Ulm am Bahnhof von einigen Feldwebeln empfangen werden und dann singend zur Kaserne marschieren mit ihrem Koffer in der Hand, wie seinerzeit, als sie zum erstenmal als Rekruten zu den Soldaten kamen.

Am nächsten Tag waren sie eingekleidet und marschbereit. Und in der Nacht darauf wurden sie einparkiert und rollten nach Bayern hinüber.

Am Morgen darauf marschierten sie schon von Süden her nach München zu. Das Wetter war schön und die Verpflegung ausgezeichnet, daß sie durch jedes Dorf mit hellem

Singen zogen. Und überall jubelte ihnen das Volk mit Freuden zu. Der Häuptling, den sie bekommen haben, war ein feiner Kerl durch und durch, der stolz auf seine überkriegsstarke Kompanie sein konnte; denn Arbeit hatte er mit diesen alten, erprobten Soldaten fast gar keine.

Es hätte etwas merkwürdig ausgesehen in den Formationen, wenn jeder, der einen Tornister und ein Gewehr trug, in seiner wahren Kriegsbemalung dahergekommen wäre. Da wären Leutnants der Infanterie neben Feldwebeln der Fußartillerie oder neben Deckoffizieren der Marine und Sergeanten der Kavallerie gestanden. Der Übelein war sogar Offizier bei den wenigen Kriegstankformationen gewesen, und drei von ihnen sind als Kampfflieger draußen herumgeschwirrt. Und es hätte noch toller ausgesehen, wenn sie in den bunten Friedensuniformen angetreten wären und die ganze ehemalige bayerische Armee sich in der freiwilligen Kompanie widergespiegelt hätte. Ränge und Dienstgrade von einst spielten keine Rolle mehr. Den ersten Zug führte der Vizefeldwebel Hans Krafft, den zweiten ein ehemaliger Major, den dritten ein Rittmeister und den vierten ein Hauptmann vom Seebataillon. Und in der ersten Gruppe von Kraffts Zug marschierten vier ehemalige Offiziere, wenn auch die Gruppe dem Sergeanten Martin gehörte. Keiner denkt sich etwas dabei, und ein jeder findet das wunderschön, und es ist eigentlich die herrlichste Demokratie, die hier kriegerische Gestalt gewonnen hat. Ihre Nachbarkompanie besteht sogar aus lauter ehemaligen Offizieren, denn es kommt jetzt nicht auf den Rang an, sondern auf den Mann.

Der Gleichschritt schlürft, und ein leichter Staub tut sich auf. Wenn das so weitergeht, gibt es noch einen prachtvollen Durst bis Mittag. Einige kennen sich aus in der Gegend und meinen, da drüben müßte der Starnberger See sein und nicht mehr weit die Isar. Am Abend könnte man ganz gut in München sein. Sie hätten eigentlich erwartet, daß sie bei dieser Nähe der Stadt nicht mehr geschlossen marschieren würden, und einige fragen schon enttäuscht, ob denn überhaupt die Rote Armee noch da wäre oder schon nach Rußland abgerückt sei.

So langsam wird es aber doch Ernst. In einem Ort, durch

den sie kommen, sind Truppen eines anderen Freikorps, mit einem fremden Abzeichen am Ärmel, dabei, das Nest nach Waffen abzusuchen. Einige verdächtige Gestalten werden gefangen vorgeführt, und ein Stück weiter liegt ein Lastauto mit roter Bemalung umgestürzt im Straßengraben. Daneben sehen sie die ersten drei Toten der Roten Armee liegen. Wie das aussieht? So eigen düster grau und schmutzig, gar nicht kriegsmäßig, erschütternd, ernst. Totes Zivil, rote Armbinden überm Ärmel des Überziehers, einen speckigen Wollschal um den Hals und einen eingetriebenen, schäbigen Stops, den irgendwer über das durchschossene Hirn gedeckt hat. Einer reckt die durchgelaufenen Sohlen ehemaliger Lackstutzen aus dem Straßengraben, in denen unbehoste, starre Beine mit süßlila seidenen Socken stecken. Eine groteske Banalität des Todes. Von weither hört man dumpf die Abschüsse von Geschützen, manchmal ganz dünn verweht ein flackerndes Feuer aus Infanteriegewehren und dazwischen hier und da das hohle Hämmern von Maschinengewehren. Eine Batterie jagt an ihnen im Trabe vorbei nach vorne. Fernsprecher rennen über die Felder und spulen dabei Leitungen ab.

Im nächsten Ort ist auf den Straßen ein dichtes Gewühl von Freikorpstruppen. Scheu und argwöhnisch stehen große Gruppen von Zivilisten auf der Straße, die ihnen aber nicht zuwinken, sondern mißtrauisch und ablehnend über sie hinwegschauen. Wie sie hindurch sind, hören sie plötzlich ganz nahe die prasselnden Schläge einiger Gewehrsalven abseits der Straße und kommen bald an einer Kiesgrube vorbei, in der einige Trupps Soldaten stehen. Sie sehen auch durch die Beine der Soldaten hindurch am Boden etwas vor der Wand der Kiesgrube liegen, das unzweideutig den drei Toten im Straßengraben gleichsieht, an denen sie vor kaum einer halben Stunde vorbeikamen. Das erste Standgericht! Ein fröstelndes Grauen der kommenden Tage weht sie nun doch an und legt ein beklemmendes Schweigen auf die marschierende Kolonne.

Und ringsum liegt die schöne Heimat! Und die Vögel singen und zwitschern so lustig und eifrig in der warmen Sonne des Frühlings. Aber die Gegend ist einsam, kein Mensch kommt ihnen in die Quere, und auf den Feldern

stehen die abgehängten Pflüge und Eggen, als ob sie mitten im Feldbau ausgespannt worden sind. Ein großes Dorf vor ihnen kommt im Weitermarschieren immer näher, und nun sehen sie erstaunt, wie am hohen Maibaum, der über die Dächer ragt, eine lange schwarzweißrote Fahne aufgezogen wird. Die Spitze, die zur Sicherung vorausgesandt ist, muß ja bald melden, was das zu bedeuten hat.

Es dauert auch gar nicht lange, dann sieht man einen Trupp Radfahrer, die ein Stück vor ihnen abspringen und die Hüte schwenken. Es sind Bauern der Umgegend, die den Stutzen oder ein Militärgewehr umgehängt haben und eine weißblaue Armbinde am Arm tragen. Merkwürdig, wie einem sofort auffällt, daß diese Menschen anders aussehen als die Gestalten der roten Gefangenen, die ihnen vorhin begegnet sind. Klar, offen und gerade, nicht finster, falsch und verbissen.



„Ja, weil's nur da seid's!" sagen die Bauern ganz froh und erlöst. Und ein alter, weißhaariger Mann hätte jedem am liebsten die Arme ausgerissen vor Freude: „Buam, weil's nur jetzt da seid's!"

Sie erzählen, daß die Bauern in einigen Dörfern der Umgebung Notwehren gebildet haben, um sich zu verteidigen gegen die Plünderungen und Requisitionen, die von wilden Trupps aus der Stadt mit Lastautos gestern in der ganzen Umgegend unternommen worden sind. Erst in der vergangenen Nacht seien im Nachbardorf zwei Höfe abgebrannt, die von den Roten nach der Plünderung angesteckt worden waren. In einem Einödhof haben sie den Bauern und einen Knecht erschossen, die Weiber durchgezogen und ein Kind so zugerichtet, daß es nun zum Sterben daliegt. Seit ein paar Tagen läute es alle Augenblicke von einer anderen Kirche her Sturm, aber seit heute früh sei vorläufig Ruhe geworden, nachdem sie keine dreihundert Meter vor dem Dorf draußen ein Lastauto voll Roter zusammengeschossen haben. Man wird sie ja liegen

sehen. Nicht einen haben sie auskommen lassen von dem Packlzeug, wenn sie auch noch so gewinselt haben. Aber jetzt ist es ja nimmer gefehlt, jetzt sind die Soldaten da, Gott sei Lob und Dank.

Ein Haufen jubelnder Kinder kam ihnen mit hochroten, erhitzten Gesichtern entgegengestürzt. Der Höllein macht gleich seinen Spaß mit den Kleinen und fragt: „Zu wem darf ich ins Quartier?" Natürlich schrien alle sofort: „Bei mir! Bei uns!" „Nur langsam, ich brauche ein Himmelbett, ich kann nämlich nur in einem Himmelbett schlafen." Und ein naseweises Dirnlein piepste: „Wir haben eins, aber da schlaft mein Vater mit der Mutter drin." Natürlich lacht die ganze Kompanie.

Bei den ersten Häusern steht eine regelrechte Kompanie Bauern mit Gewehren in Reih und Glied, und ein Forstmeister meldet ihrem Kompaniehäuptling: „Ortswehr mit hundertsiebenundzwanzig Mann zur Stelle!" Nebenan rollt der Wirt schon einige wuchtige Banzen heraus; denn als ehemaliger Soldat konnte er sich denken, daß die Freikorpsleute vom Marschieren Durst haben müssen.

Kaum daß sie gehalten haben und zur Rast weggetreten sind, sprengt ein Bauer auf seinem schweren Roß ins Dorf und meldet atemlos: „Im Nachbardorf sind ein paar Burschen mit dem Rad eingetroffen und haben erzählt, daß ein Haufen russischer Kriegsgefangener und rotes Gesindel in ihrem Ort den Bürgermeister verhaftet haben und mit der Gemeindekasse davon sind. Der Schullehrer hat einen Zettel mitgegeben und läßt dringend um Schutz bitten, weil die Arbeiter von der Holzfabrik im Nachbardorf auch aufständisch geworden sind." Dann gibt er den Zettel her und lacht über die rastenden Soldaten hin: „Jetzt ist's ja nimmer g'fehlt!"

Während sie ruhen und es sich gut sein lassen bei den freigebigen Bauern, hören sie von den Leuten, wie es so langsam zu diesen bedrohlichen Zuständen gekommen ist. Wie es in München zugeht, weiß zur Zeit überhaupt keiner. Der Herr Forstmeister hätte zwar angesagt, daß sich in München auch eine Bürgerwehr zur Gegenaktion gebildet hat, aber man hat bisher nichts weiter davon gehört. Wenn die Soldaten nicht gekommen wären, hätten schließlich die

Bauern noch ausrücken müssen, wie seinerzeit ihre Ahnen in der Sendlinger Schlacht, um den Saustall in der Stadt niederzuschlagen.

Mittendrin wird Krafft zum Kompanieführer gerufen. Es ist Befehl gekommen, beschleunigt gegen die Stadt vorzurücken. In München soll das rote Regiment schon bös durcheinandergekommen sein, aber man müßte jetzt damit rechnen, daß das Chaos und die Drangsale der Bevölkerung zum Äußersten getrieben werden. Einer noch nicht verbürgten Meldung nach sollen heute in der Frühe zehn gefangene Einwohner als Geiseln erschossen worden sein. Es wäre schon in den nächsten Ortschaften mit Widerstand zu rechnen. An die Bevölkerung ist die Aufforderung zur Ablieferung der Waffen zu richten. Das Standrecht ist über ganz Südbayern verhängt, und wer mit der Waffe in der Hand getroffen wird, wird erschossen. Die an den Unruhen beteiligten Rädelsführer sind zu verhaften und bei der Sammelstelle des Freikorps einzuliefern.

Es wird sofort abgerückt, und es wundert sie eigentlich, daß ihr Hauptmann einfach drauflosmarschieren läßt mit einer gewöhnlichen Marschsicherung, und daß er so ohne weiteres in das Nest einrücken läßt, von dem man doch gehört hat, daß die Bevölkerung zum Teil aufständisch ist. Erst als sie in der breiten Hauptstraße der Ortschaft halten, befiehlt der Alte: „Laden und sichern!"

Kaum haben sie das Schloß zugestoßen und den Sicherungsflügel herübergeklappt, da kommt aus einer düsteren Fabrik ein gar nicht freundlich aussehender Haufe heraus und tritt auf den Zug Kraffts zu. Voran geht eine ganz verwegene Gestalt mit einem Zuchthausgesicht, den Hut im Genick und eine rote Armbinde ungeniert frech am Ärmel. Der Kerl stellt sich herausfordernd vor Krafft hin und deutet breit auf seine Brust: „Ich bin hier der Vorsitzende des Arbeiter- und Soldatenrates."

„Mensch, so siehste aus!" lacht Paul aus der Kolonne heraus.

„Ihr habt soeben scharf geladen", sagt der Soldatenrat mit einem heimtückischen Blick zu Paul hin. „Das ist eine Provokation! Bei uns im Ort ist Ruhe. Ihr müßt sofort wieder entladen!"

„Das könnte euch so passen!“ fährt ihn Krafft an, geht auf ihn zu und setzt ihm die Armbinde ab. Dann winkt er der ersten Gruppe und sagt: „Das sind ja die, die wir suchen.“

Es gibt ein höllisches Geschrei, wie der Haufen des Arbeiter- und Soldatenrates, der schnell noch ausreißen will, gefaßt wird. „Sie!“ brüllt der geschnappte Vorsitzende zu Hans hin und droht mit der Faust, „das ist Freiheitsberaubung! Dafür gehören Sie erschossen!“ Aber da schmiert ihm der Martin schon eine, daß er nur noch lallen kann im Weiterstolpern, als er abgeführt wird. Ringsum sind plötzlich die Straßen voller Menschen, und ein ganzer Zügel liederlicher Weiber mit zerzausten Haaren drängt sich heran, spuckt die Freikorpsleute an und plärrt und kreischt wie irrsinnig: „Ihr weißen Hunde! Kapitalistenknechte! —.“

„Macht einmal tausend Schritte Abstand, sonst knallt es!“ ruft Krafft schneidend über die andrängende Meute hinweg. „Zweite Gruppe die Straße räumen!“ Da stellt sich ein Zivilist vor ihn hin und sagt voller Angst: „Ich bin der Schullehrer, ich habe Sie um Hilfe gebeten. Lassen Sie doch sofort die Fabrik besetzen, dort haben die Roten ihre Gewehre versteckt. Es sind mehr als zweihundert Mann in der Fabrik.“

Merkwürdig, das Tor der Fabrik war schon wieder geschlossen. Krafft winkt seinem Zug: „Marsch, marsch! Daher!“ und rennt auf das Tor zu. „Aufmachen!“ Nichts rührt sich. Es müssen erst einige hinübersteigen und das Tor von innen öffnen. Kein Mensch ist im Hof zu sehen. Auch die Arbeitssäle sind leer. Aber an den Maschinen lehnen verlassene Gewehre mit darangehängten Patronengurten, und in einem Schuppen steht sogar ein schweres Maschinengewehr mit einigen Kisten voll Handgranaten. Sie durchsuchen jede Ecke und tragen die Waffen in den Hof, aber kein Mensch ist aufzustöbern. Die Kerle stehen natürlich jetzt alle draußen in der Volksmenge oder sitzen daheim und spielen die unschuldigen Lämmer. „Das hätte schließlich eine schöne Sauerei gegeben“, meinte Höllein fluchend, „aber mit der Schneid ist es scheint's nicht weit her bei den Roten.“

Beim Durchsuchen der Häuser durch die anderen Züge

wurden tatsächlich keine Waffen gefunden. Wie Krafft den Schullehrer faßt und nach den Leuten in der Fabrik fragt, zuckt derselbe lächelnd die Schultern und meint: „Das können schließlich alle und schließlich auch keiner gewesen sein. Es ist ja nichts weiter vorgekommen." „Sie gehören wohl auch dazu?" fährt ihn Krafft an. „Mein Gott", entgegnet der Schullehrer, „ich hab' mich so stellen müssen, um zu verhüten, daß noch mehr Unglück über die Ortschaft kommt. Sie haben jetzt die Waffen und den Soldatenrat. Ich garantiere Ihnen, daß nichts mehr vorkommen wird. Schließlich habe ich Sie ja gerufen."

Das war allerdings wahr. Und Christian bemerkte sarkastisch zur Lage: „In der Kaserne war es ja genau so, zuerst waren alle blutige Räterepublikaner, und wie sie nicht mehr auskonnten, wollte keiner dabeigewesen sein."

Krafft hat auch gar keine Zeit, sich mit seinem Zug noch weiter um die merkwürdigen Verhältnisse in dieser Ortschaft zu kümmern, weil er schon wieder Befehl erhält, bis zu einer einzeln im Gelände liegenden Ziegelei vorzugehen und zu erkunden. Während er auf der Straße steht und seinen Zug sammelt, klopft ihm jemand auf die Schulter. Eine bekannte Stimme fragt: „Darf man hier auch ein wenig mitmachen?" Hans fährt herum und schaut verdutzt in das lachende Gesicht seines alten Hauptmanns vom Felde. „Ja — Herr Hauptmann?"

„Gewesen! Gewesen, lieber Krafft!" sagt ironisch die unerwartete Erscheinung und knallt lachend die Hacken zusammen: „Ich bitte, in deinen Zug eintreten zu dürfen." — „Sie wollen?" — — „Ach was, Sie? Wir sind doch alte Kameraden, wir sagen du zueinander. — Hand drauf! Gilt schon! — Allen Ernstes, ich möchte mitmachen." Der Hauptmann schält sich aus seinem Regenmantel und steht mit einemmal in seiner alten Felduniform vor Krafft. Dann zieht er seine Feldmütze aus der Tasche und setzt sie auf. Dabei schlägt er auf die Pistole am Leibriemen und fragt: „Na, kannst du mich brauchen?" „Aber freilich! Ja, so was! Das hätt' ich mir auch nicht träumen lassen. Wo kommst du denn her?" „Direkt aus der Stadt. Ich habe mich drinnen", er deutet mit dem Daumen rückwärts in Richtung der Stadt, „etwas konterrevolutionär betätigt und sollte

verhaftet werden. Da bin ich aber lieber euch ein Stück entgegengegangen."

„Wie sieht es denn aus in München?" „Gut und nicht gut. Ihr werdet wahrscheinlich keinen besonderen Widerstand vorfinden. Zu einer Schlacht wird es voraussichtlich nicht mehr kommen, weil die Roten selber miteinander raufen. Der Toller hat, wie ich gesehen habe, dem Leviné die Zügel aus der Hand genommen, und daraufhin hat wahrscheinlich der Leviné den Generalstreik seiner Anhänger erklärt. Aber das erzähle ich dir später. So einzelne rote Häuptlinge können euch immerhin noch zu schaffen machen." „Ist das wahr, daß sie zehn Geiseln erschossen haben?" „Das soll wahr sein, wenigstens habe ich es heute früh überall als eine neue Schreckensnachricht erzählen hören. Zuzutrauen ist es dem Gesindel ohne weiteres. Jedenfalls kannst du mich brauchen, ich kenne mich sehr gut aus in der Stadt." „Selbstredend, von uns da kennt sowieso keiner mehr von München wie den Bahnhof und das Hofbräuhaus oder die Oktoberfestwiese. Aber so ein Zufall, daß du gerade mich finden mußt!" „Zufall? Ich glaube, das hat so sein müssen. — Aber du mußt jetzt abrücken."



Martin war mit seiner Gruppe schon als Spitze vorausgegangen. Auch die Seitenpatrouillen waren schon abgezweigt. Es mochte ungefähr so eine gute halbe Stunde Weg sein bis zur Ziegelei.

In einem Wald, der gut einen Kilometer links voraus seitab der Straße lag, sahen sie unterm Marschieren verwundert einige rote Leuchtkugeln aufsteigen und hörten dann bald darauf auch den blassen Knall der Abschüsse herüber. Vielleicht machte sich da jemand das Vergnügen eines billigen Feuerwerks oder es spielten einige Buben mit der Leuchtpistole, die der Vater vom Felde heimgebracht hat.

Der Berger hat aber mit seiner linken Seitenpatrouille daraufhin die Absicht gefaßt, den Wald ein wenig zu untersuchen. Es rührt sich aber gar nichts, wie sie durch das lichte Unterholz hindurchstoßen, nur jenseits steht neben einer verwachsenen, alten Kiesgrube ein niedriges, halbverfallenes Haus, das wohl früher einmal als Kantine oder Werkzeugschuppen gedient hat. Wie sie näher darauf zukommen, tritt eine zottelige, schmutzige Frau unter die Türe mit einem Kind am Arm, das einen grindigen, dreckigen Kopf hat. Ein anderes dreckstarrendes Kind hängt an ihrem Rock.

Sie wollten eigentlich schon vorübergehen an diesem harmlosen Idyll der Verwahrlosung, und Berger fragt nur noch so nebenbei die Frau: „Haben Sie etwas gesehen, daß hier herum Leuchtkugeln geschossen werden?" „Ja, das ist öfter, das ist da drüben", antwortet sie und deutet dabei genau da hin, wo sie hergekommen sind. Das macht den Berger doch etwas stutzig, daß er plötzlich befahl: „Das Haus durchsuchen!" Aber das dreckige Weib lacht dazu: „Von mir aus, da finden Sie eh' nichts als halbverhungerte Wanzen." Es sah auch wirklich so aus, wie er über die Schwelle trat und in den muffigen, schmutzigen Raum blickte. „Ist Ihr Mann nicht da?" frägt er. „Nein, der ist fort. Schon seit ein paar Tagen."

Es ärgert ihn schon, daß er den Umweg gemacht hat wegen dieser Leuchtkugeln, und er rüttelt eigentlich nur noch zum Schein an der Türe auf der anderen Seite des Hauses, die versperrt war. „Was ist da drinnen?" Die Frau grinste hämisch: „Lauter altes Geraffel und Werkzeug. Den Schlüssel dazu haben wir nicht. Den hat der Bauer, dem der Grund gehört, drüben im Dorf." „Aufsprengen?" frägt einer seiner Leute.

„Halten wir uns nicht unnütz auf — weiter!" sagt der Berger zu seinen Leuten und biegt um die Grube herum. Da sieht er, wie der Kamerad vor ihm, der noch einmal umgeblickt hatte, plötzlich mit entsetztem Gesicht das Gewehr heraufreißt, aber da trifft ihn schon ein furchtbarer Schlag an der Schulter und wirft ihn auf das Gesicht. — Die vorher verschlossen gewesene Türe steht sperrangelweit offen. Einige Kerle knien darin und fetzen nur so drauflos. Bei

der kurzen Entfernung schießen sie, ohne lange zu zielen, und stoßen einander in der Hast. Sonst hätten ihnen weiß Gott die sechs Mann der Patrouille im Umsehen gehören müssen. Funkend hauen einige Schüsse der Patrouille in den Türrahmen. Taumelnd läßt einer der Roten sein Gewehr fallen und sinkt über einen anderen, den es schon über die Schwelle geworfen hat. Einige Handgranaten flattern im flachen Bogen in die gähnende Türöffnung, und dann erzittert das Haus vom rollenden Schlag der Detonation, daß sich das Dach, wie von unten gestoßen, hebt und die Ziegel herunterschüttelt. Noch in den qualmenden Rauch hinein springen die Leute der Patrouille vor und knallen wutentbrannt über den Haufen, was noch drinnen heulend die Hände hochrecken will. Ein kurzes, tödliches Gericht!

Als der Berger sich aufstützt, um zu sehen, was eigentlich vor sich geht, da sieht er gerade noch, wie zwei der roten Burschen soeben aus dem Haus herausgestoßen werden bis an den Rand der Grube; ein paar Schüsse blitzen auf, und dann stürzen sie, vornüber aufklatschend, in das Grundwasser der Grube. Taumelnd erhebt er sich, geht auf das Haus zu und lallt mit entsetzlich rollenden Augen: „Wo ist sie — — die Hexe?“ Und da sah er das Weib mit gläsernen Augen gleich neben der Schwelle liegen, von einer Handgranate entsetzlich zugerichtet. Er muß den Kopf schütteln, wie er sieht, daß den Kindern bei dem Getümmel nichts passiert ist, und dann sackt er selber zusammen. Gerade kann ihn einer noch auffangen und auf den Tornister legen. Sie trennen ihm den Waffenrock an der Schulter auseinander und trösten ihn noch, bevor er alles um sich versinken sieht: „Nicht schlimm, ein glatter Durchschuß, Berger.“ Die anderen tröstenden Sprüche hört er schon nimmer.

Beim Durchsuchen des Hauses finden sie eine Kellerluke und darunter eine Menge Lebensmittel, die todsicher auf den Bauernhöfen in der Umgebung geraubt worden sind. Mehl, Speckseiten, Eier, Butter, Brotlaibe, auch Kleider und silberne Gehänge, wie sie zur ortsüblichen Tracht in der Umgegend getragen werden. „Unschuldige hat es da bestimmt nicht erwischt“, sagt der Lindner, der mit seiner Gruppe auf den Gefechtslärm hin zur Hilfe geeilt ist.

Der Martin hat selbstverständlich die Schießerei bei seiner

Spitze auch gehört und angehalten. Er muß sowieso die Ziegelei vor sich mit dem Feldstecher gründlich absuchen und meint dann, obwohl er nichts Verdächtiges entdeckt hat: „Wenn es da vorne glatt abgeht, dann fresse ich einen Besen."

Nach kaum hundert Schritten finden sie am Straßenpflaster mit Kalk hingeschmiert die freundliche Erklärung von drüben: „Tod der weißen Pest!" Seine Leute lachen natürlich darüber, und einer will sich sogar damit aufhalten, die freundliche Erklärung zu photographieren, hätte nicht im selben Augenblick ein verdammt bekanntes Pfeifen an ihnen vorübergezischt: Zzii — Zziu — Zziu —.

„Das ist doch direkt von der Ziegelei hergekommen", behauptet der Endreß, wie sie im Straßengraben liegen. „Von der Knallerei da links drüben beim Berger kann das doch nicht sein!" Wie es aber am Pflaster draußen funkend aufstaubt und einige Querschläger über ihre Köpfe wegschnarren, brauchen sie nicht mehr lange zu raten, woher das kommt. Jedenfalls schießen die da drüben bei der Entfernung von beinahe noch fünfhundert Meter gar nicht schlecht. Gerade wollen einige Verbindungsleute über die Straße herüberspringen, da dreht es den einen und haut ihn breit auf die Straße hin. Stöhnend kriecht er auf sie zu und zieht seinen blutigen Haxen nach. Der Endreß und der Paul springen auf, um ihn hereinzuzerren, da haut es schon wieder vorbei, und mit blechernem Schlag ist dem Paul ein Geschoß durch die Feldflasche gefahren, daß der Kaffee über den Brotbeutel sprudelt. Aber dann haben sie den Verwundeten herinnen. Ihr erster Verwundeter, denken sie.

Dann ist es eine Weile still. Die Gegend scheint ausgestorben zu sein. Der Verwundete stöhnt leise, nur von weiter hinten, wo Krafft mit seinen Leuten sein muß, hört man das dünne Rufen von Kommandos, und dann sieht man zu beiden Seiten der Straße einzelne Gruppen in langen Sprüngen über die freien Felder daherkommen. Und nun wird es lebendig drüben. Maschinengewehre hämmern in abgehackten Serien hinter dem Gemäuer und den Schuppen der Ziegelei drüben hervor. Man kann den

feinen Rauch der Mündungsfeuer in der klaren Sicht des Tages deutlich erkennen.

Unvermutet jäh war das Gefecht entbrannt. Immer heftiger flackert das Feuer hinüber und herüber. Maschinengewehre schieben sich in die Schützenlinie ein und schicken ihre Feuerstöße nach drüben, daß zeitweise das rote Aufstauben der Geschoßgarbe am Mauerwerk der Ziegelei die Schützen drüben duckt und zögernder werden läßt. Am linken Flügel kommen die Gruppen rasch vorwärts, merkt Martin, weil sie dort fast unbeschossen in der Deckung eines Bahndammes vorgehen können.

Nun sind sie auch rechts mit einem MG. auf der anderen Seite der Straße heran und winken herüber, ehe das rasselnde Feuer loshaut: „Vorgehen!" „Darauf warten wir ja", brummt der Endreß zufrieden, schnüffelt ein wenig in der Luft und meint sachverständig: „Jetzt geht's!" — „Los!"

Mit einem Schlag bricht das Rudel aus dem Graben und fegt über das Feld bis zu einem erhöhten Wegrand, der ihnen gute Deckung bietet zum Verschnaufen. Und nun erkennen sie plötzlich, wie sich kaum fünfzig Schritte voraus in einem Gebüsch an der Straße Bewegung zeigt. Plötzlich haut ihr Feuer hinüber in das Gestrüpp. Verwehte Fetzen eines lauten Geschreis dringen zwischen dem Platzen der Schüsse herüber. Dann sieht man plötzlich, wie drüben ein weißer Fetzen geschwungen wird, so daß sie alle verwundert die Gewehre sinken lassen. „Vorsicht!" raunt einer, „ich traue den Hunden nicht." Aber nun hat sich aus dem Gestrüpp eine Gestalt herausgedrängt und winkt mit einem weißen Tuch. „Nicht schießen!" plärrt eine Stimme.

Lauernd, mit vorgehaltenem Gewehr gehen sie hinüber, um zu sehen, was das bedeutet. Da ist hinter dem Gestrüpp ein großes Erdloch, in dem mindestens ein Dutzend Kerle von der roten Garde mit erhobenen Händen stehen. Eine Menge Gewehre lehnen herum, aber die Schlösser sind aufgerissen, daß man die leeren Kammern sieht. Und ein Maschinengewehr liegt am rückwärtigen Hang mit offenem Kasten, aus dem Zuführer und Schloß herausgenommen sind. Oben neben dem Gestrüpp liegt ein Toter, so halb auf der Seite, daß man die aufgerissenen erstarrten Augen sehen

kann. Und einer, der das durchschossene Bein umwickelt hat, versucht so halb im Sitzen und Stehen nachzuweisen, daß er nicht an Widerstand denkt.

Keiner der Roten sagt ein Wort. Aber in ihren Augen liegt die stumpfe Ergebenheit in ein Schicksal, das sie sich schon bis zum letzten Gedanken ausgemalt haben. Martin stellt sich vor sie hin und stützt wie ein bärbeißiger Feldwebel seine Fäuste in die Hüften: „Na, habt ihr kein Maul? Was ist denn mit euch?"

Aber da haut eine Geschoßgarbe von der Ziegelei her striegelnd dicht über ihre Köpfe weg, daß sie alle auf einen Schlag zu den Roten in das Loch in Deckung springen. Ein kurzes knurrendes Lachen hinüber und herüber, dann wagt einer der Roten das Wort: „Kameraden, wir machen nicht mehr mit." „Kameraden?" fährt ihn der Paul an, „das kannst weglassen." Ein anderer der Roten meint begütigend: „Schließlich sind wir doch auch Frontsoldaten gewesen." „Um so ärger", entgegnet der Martin und stützt sich auf sein Gewehr, während er musternd im Kreis umherblickt und dann fast gütig, ganz gegen seine Absicht, herausbringt: „Sagt einmal, schämt ihr euch denn nicht, daß ihr auf eure alten Kameraden schießen könnt?" „Wir doch nicht! — Wir haben überhaupt nicht geschossen!" fahren da einige Rote heraus: „Da könnt ihr ruhig nachschauen, unsere Läufe sind blitzblank. — Das waren die anderen hinter uns. Wir wollen nichts mehr wissen von dem Räteschwindel."

„Auf einmal!" begehrt der Endreß auf. Aber dann vergeht ihm der Zorn, als der Verwundete mit einer traurig enttäuschten Handbewegung fast weinerlich sagt: „Wir sind ja so angelogen worden." Und ein anderer sagt wie zu seiner Entschuldigung: „Es hat ja ein jeder im Betrieb ein Gewehr nehmen müssen." „Bloß ich nicht!" fällt ein listig grinsender Kerl ein. „Mir haben sie eine Trommel aufgehängt. Trommeln kann ich zwar nicht, aber wenigstens haben sie nicht verlangen können, daß ich mit der Trommel schießen soll."

Da müssen sie alle mitsammen herauslachen, ob sie wollen oder nicht. Aber in das Lachen hinein sagt der Martin

unerbittlich ernst: „Ich kann euch nicht helfen, das Standrecht ist verhängt. Wir müssen euch einliefern. Los, 'raus!" — Und seinen Kameraden befiehlt er: „Durchsucht sie nach Waffen. Auch die Gewehre nachsehen, die werden mit zurückgenommen."

Der Endreß findet tatsächlich bei einem Roten eine einzelne Patrone in der Tasche und hält sie mit drohendem Blick dem entsetzt stammelnden Burschen unter die Augen. „Das kostet dir den Kopf —." „Ich weiß wirklich nicht, auf Ehre und Gewissen, die muß ich ganz übersehen —." „Halt 's Maul!" zischt ihn der Endreß an, „und laß mich ausreden. Das kostet dir den Kopf — wenn ich es melde. Bloß, damit du einen Begriff bekommst von deiner Dummheit."

Sie haben natürlich fast auf das Gefecht vergessen, und Martin ist baff verwundert, als plötzlich Krafft oben steht und ihn vorwurfsvoll fragt: „Was machst denn du noch hier? Schau, daß du in die Gefechtslinie kommst!" „Bitte!" entgegnet der Martin stolz und deutet auf den abgehenden Gefangenentrupp. Kurz berichtet er und meint zuletzt nachdenklich: „Vielleicht könnten wir uns die ganze Schießerei und das Blut auf beiden Seiten sparen, wenn man mit den Leuten erst einmal sprechen würde. Weißt, so wie ich!"

Hans will ihn momentan auslachen, aber er sieht gerade, wie zwei der Kameraden einen Schwerverwundeten draußen auf der Wiese vorüberschleppen, und spürt nun plötzlich heiß das Sonderbare ihres Kampfes. Daß Frontsoldaten herüben und Frontsoldaten drüben aufeinander schießen. Sonderbar, daß ihm in diesem Gefecht jetzt erst zum Bewußtsein kommt, daß da drüben ja gar keine Franzosen oder Russen liegen, sondern Deutsche.

Sein ehemaliger Hauptmann, der mit einer Meldung zur Kompanie zurückgelaufen war, kommt gerade mitten im Feuer auf einem Fahrrad daher, springt wie ein Rennfahrer nach hinten ab, daß das Rad noch ein gutes Stück weitersaust, und meldet schweißtriefend: „Vorläufig nicht weiter vorgehen, bis die Kompanie heran ist. Es wird auch eine halbe Batterie Feldhasen mit eingesetzt. Unnötige Verluste vermeiden. Wirst sehen, die Feldhasen räuchern das Nest da drüben in Nullkommafünf aus."

„Was meinst du dazu, wenn wir die Roten zur Niederlegung der Waffen auffordern würden?“ fragte Krafft seinen alten Hauptmann, und der meinte: „Keine üble Idee. Außerdem gewinnen wir damit Zeit, falls die Roten ablehnen sollten. Ich glaube fast, daß sie das nicht tun. Mich wundert überhaupt, daß sich plötzlich hier so ein Widerstand entwickelt hat; denn hinten hört man, daß die anderen Truppen schon bis an München herangekommen sind.“
„Probieren geht über studieren! Wer hat ein weißes Hemd?“

„Feuer einstellen! — Durchsagen!“ ruft Krafft über die im Feld liegende Schwarmlinie seiner Leute hin, und man hört, wie der Befehl weitergebrüllt wird und das Schießen auf ihrer Seite rasch erstirbt. Wie er aber aus der Sichtdeckung des Gestrüpps auf die offene Straße hinaustritt, fegt es scharf peitschend an ihm vorbei, daß er sofort wieder zurückspringt. Der Martin hat sein schönes Sonntags-Ausgehhemd, das er sich eigens für München in Reserve gehalten hat, mit den Ärmeln an das Gewehr gebunden und beginnt mit seiner Fahne zu winken. Und nun merkt man, wie tatsächlich auch drüben das Feuer langsam versickert.

Sie schnallen ab und gehen auf der Straße durch die Linie hindurch und hinüber zum Feind. Der alte Hauptmann hat schnell noch das Hemd vom Gewehr gerissen und schwenkt den weißen Fetzen um seinen Kopf. Schon können sie hinter einzelnen Deckungen neugierig gereckte Köpfe erkennen und müssen feststellen, daß die Ziegelei sehr stark besetzt ist. Hinter einer Mauerecke treten drei Männer hervor, die auf sie zukommen. Sie sehen, wie die drei miteinander reden und zu ihnen herüberschauen. Dann bleiben zwei davon zurück, und ein großer, breiter Mensch geht allein weiter. Da läßt Hans den Martin und den Hauptmann halten und geht auch allein auf den Menschen zu. Wie er näherkommt, merkt er, daß ihn der von drüben verbissen mit haßerfüllten Blicken mustert. An einem Drahtgeflecht, das als Umfriedung um die Ziegelei lief, treffen sie sich.

„Was wollt ihr?“ fragt der Rote geringschätzig, herablassend.

„Sind Sie der Führer?“ fragt Hans dagegen.

„Jawohl, das sehen Sie!“

„Wir wollen unnützes Blutvergießen vermeiden. Gebt eure Waffen ab!“

Da lacht der Rote hämisch auf: „Das gleiche verlangen wir von euch. Gebt eure Waffen ab — und zieht euch zurück!“

„Sie irren“, entgegnet Krafft, „die Regierungsgewalt sind wir!“

„Wir erkennen eure Regierung nicht an! Wir haben selber eine. — Eine bessere!“

„Ihr seht doch selber, das ganze Reich steht gegen diese einzelne Stadt. Widerstand ist sinnlos. Ich fordere daher nach einmal —.“

„Hier fordern wir“, behauptet unzweideutig scharf der Rote, daß Hans enttäuscht die Schultern hob. Er geht aber dennoch einige Schritte auf den anderen zu und sagt kameradschaftlich:

„Kerle, es ist schade um euch. Das Standrecht ist verhängt.“

„Bei uns auch“, knurrte ihn der andere verbissen an.

Aber Hans hält ihm die Hände hin und sagt eindringlich warnend dabei: „Es hat ja doch keinen Zweck mehr, seht ihr das nicht ein? Die Stadt ist ja schon ringsum eingeschlossen.“

„Erzähl keine Märchen. Das wissen wir besser“, entgegnete der andere verächtlich und wendete sich hohnlachend ab.

„Herrgott!“ sagt Hans versöhnend, „wir waren doch alle Kameraden an der Front!“

„Jawohl“, fährt der andere herum und tritt ganz dicht auf ihn zu und glüht ihn an mit zornigen Augen: „Jawohl, waren wir! — Wenn ihr das wißt, warum kämpft ihr dann nicht mit uns für die Rechte der Arbeiterschaft?“

„Wir kämpfen fürs ganze Volk, nicht bloß für einen Teil. Wir sind auch Arbeiter. Uns fliegen die gebratenen Tauben auch nicht ins Maul. Das ist Selbstmord, was ihr

treibt. Ihr seid nicht allein auf der Welt. Wenn alles hin ist, habt ihr auch nichts mehr zu fressen."

In hellem Zorn hat Hans dem anderen das hingeschleudert. „Zum letztenmal, gebt die Waffen ab!"

„Wir denken nicht daran", entgegnet der andere trotzig.

Ein Maschendrahtgespinst ist zwischen ihnen, man sieht es eigentlich gar nicht, man erkennt sich auf drei Schritt Abstand bis in den letzten Zug der harten Gesichter. Und doch ist es da, daß man nicht zueinander kann. Zwischen ihnen steht wie eine Scheidewand zweier Welten aber noch ein anderes unsichtbares Gespinst. Das spürt Hans in dieser Minute, als er drohend sagen muß: „Wenn das Ihr letztes Wort war, dann trifft Sie die Verantwortung für das Blut, das Ihr Eigensinn kosten wird. Und das können Sie nicht verantworten! Das Blut — und das Unglück dazu."

Aber der andere entgegnet ungerührt, auf seine Uhr blickend: „Wir sind fertig miteinander. In drei Minuten lasse ich das Feuer eröffnen" — und dreht sich um.

Da geht auch Krafft zurück und winkt den wartenden Kameraden zu. „Nun?" fragt der Martin neugierig, als Hans kopfhängend daherkommt, aber das sieht er auch so, daß die Verhandlungen fehlgeschlagen sind.

In der Erdgrube hinter dem Strauchwerk sitzt ihr Kompanieführer mit seinem Stab und schimpft: „Eine schöne Sauerei, haben mir diese Schweine das Pferd unter den Beinen herausgeschossen. Mich wundert eigentlich, daß Sie nicht abgeknallt wurden. Na, was sagen sie denn, die Herren Gegner?" Hans berichtet kurz, und der Hauptmann schnaubt los: „Wenn sie es nicht anders wollen, gut! Von jetzt ab wird nicht mehr verhandelt! Mit Geiselmördern überhaupt nicht."

„Das ist also doch wahr?" fragt Hans. „Leider!" knurrt der Hauptmann und duckt sich plötzlich, weil ein schnarrender Querschläger beißend heiß neben ihm in die Erdwand fährt. „Schweinerei! — Los — fertigmachen zum Angriff! Die Geschütze — Feuer eröffnen! — Vor Einbruch der Dunkelheit müssen wir die Genossen da drüben herausgeworfen haben."

Die Sicht im Gelände wird schon schwächer, und das Feuer von drüben zuckt rot hinter dem breiten Erdaufwurf

der großen Lehmgrube und aus dem verdreckten Gemäuer der Ziegelei hervor. Mit heiserem Schlürfen fegen die ersten Granaten sengend nah über ihre Köpfe und hauen drüben in Erde und Dächer, daß die Fetzen wirbeln. „Was wollen s' denn da noch?“ ruft der Martin fast bedauernd seinen Leuten zu, die gespannt das Schnellfeuer der Geschütze verfolgen und aufspringen, als sie Krafft zum Angriff winken sehen. Überall rennen die Gruppenreihen in der Dämmerung über das Feld, und Schuß um Schuß der Geschütze haut in den träge ziehenden Dampf und Dunst da drüben.



Ein Hin- und Herrennen flüchtender Gestalten zeichnet sich undeutlich in der Dämmerung vor dem rauchverhüllten düsteren Gemäuer ab. Links ist die Kompanie schon an den Ziegelstadel herangekommen, Handgranaten bersten dort auf in weißem, feuerdurchzucktem Dampf, und ein brüllendes Schreien brandet dort hoch. Kaum ein Schuß mehr fällt dabei. Ein fliehender Haufe drängt von links herüber vor ihre Gewehre und versinkt, entsetzt vor ihrem hastigen Feuer Deckung suchend, in den Abgrund der Grube. Ein Rudel Handgranaten flattert hastig hinterher, und dann sehen sie, atemlos am erreichten Zaun stehend, tief in der Grube ein Gewimmel von Menschen im Rauch der Detonationen durcheinanderfallen und -rennen, hinüber zum jenseitigen Rand, auf den nun plötzlich die Granaten mit donnernder Wucht schlagen. Und nun haben sie neben Krafft hastig das Maschinengewehr in Stellung geworfen. Mit vernichtenden Garbenhieben fährt das in die verzweifelten Gestalten, die

bis über die Knie in den lockeren Schutt der Grubenauffüllung versinkend, über den jenseitigen Steilhang der Grube entkommen wollen. Hallend bricht sich das Echo des metallenen Hämmerns an den hohen Wänden der großen Grube.

Nun sind sie auch von rechts heran, winken zurück und dringen in das verwirrende Durcheinander der Gebäude ein. „Feuer einstellen!“ ruft Krafft und springt durch das Loch im Maschendraht, das der Paul mit dem Seitengewehr geschlagen hat, in die Grube hinab. Ein Häuflein Roter, das sich in den toten Winkel des Hanges gedrückt hat, hebt zitternd vor ihm die Hände. Es stehen noch mehrere auf, die sich totgestellt haben. Aber der eine, den Krafft sucht, der ist nicht dabei. Er hätte ihn jetzt fragen wollen, ob er das Bild des Jammers hier verantworten kann, und in einer unsäglichen Wut dann über den Haufen schlagen können.

Paul, der ihm nicht von der Ferse weicht, meint fragend: „Nach dem Standrecht müßten die jetzt alle —.“ „Willst du das machen?“ fährt ihn Krafft an. „I, bewahre!“ „Los dann, führt die Gefangenen ab! Wo ist denn —?“

„Hier hängt er schon“, begegnet sein alter Hauptmann der Frage und schlägt ihm die Hand auf die Schulter: „Ja, Krafft, das mußte einmal so kommen bei uns.“ Hans schaut stur vor sich hin und frägt ganz abwesend: „Hast du noch einen Schluck Kaffee?“ „Kaffee? Nein! — Aber eine Feldflasche voll Terlaner. Sauf ihn aus. Das einzig Richtige gegen den Seelenkoller.“

Krafft lacht ein wenig herb und trinkt. Anerkennend sagt sein alter Hauptmann dabei: „Respekt, wie du deine Leute vorgerissen hast, das war das einzig Senkrechte, kurz und bündig!“ „Ach, die rennen ja von selber vor.“ „Weil sie's bei dir sehen.“

Jetzt ist es gleich vorbei, er kann schon wieder normal um sich blicken, nach seinen Kameraden suchen und spürt nun plötzlich die gähe Frische der anbrechenden Nacht. Mit einer gleichmütigen Geringschätzung, als drohe jetzt in dieser Umgegend keine Gefahr mehr, sichert er seine Pistole und schiebt sie ins Futteral. „Aber jetzt heraus aus der Grube, das ist ja, als stände man hier in einem Massengrab, bevor es zu-

geworfen wird.“ Fröstelnd hängt sich der alte Hauptmann seinen Mantel um die Schultern bei dieser Betrachtung.

Oben am Rand der Grube stehen die Kameraden seines Zuges herum und fragen Krafft: „Was ist jetzt?“ „Sammeln!“ „Und dann?“ Aber er hatte jetzt keine Zeit zu antworten, weil soeben ein Trupp wüst zerraufter Gefangener mit hinter dem Kopf verschränkten Armen vorübergeführt wird. Jedem einzelnen blickt er ins Gesicht, aber der war wieder nicht dabei, den er suchte.

„Wo ist euer Führer?“ fragt er einen der Roten und faßt ihn beim Schlips, daß die Gefangenenreihe stockt. „Der? — Der muß davon sein!“ stottert ängstlich der Gefaßte, daß Krafft wütend lachen muß: „Das ist ja immer so bei euch, daß die Führer ausreißen! Wie hat er denn geheißen?“ „Ich weiß nicht!“ „Sagst du es — oder —?“ „Ich glaube — Angerer war sein Name.“ „Wohnung?“ „Das weiß ich wirklich nicht.“

Ein anderer der Roten rief von hinten plötzlich giftig vor: „Sag's nur! Warum soll's dem besser gehn wie uns? Am Ballplatz Numero sechzehn wohnt er. Der wird sich grad schön warm zu seinem Mensch ins Bett schmuggeln, wenn sie uns in der Grube einschaufeln.“ Ein irres Lachen entfährt ihm dann: „Akkurat am Weltfeiertag des Proletariats, morgen ist der erste Mai. Laßts mich laufen, Kameraden, ich habe eine, die kriegt ein Kind von mir.“

„Armes Deutschland! — Wenn das auch so wird wie du“, sagt verächtlich der Übelein und gibt ihm einen Stoß mit dem Kolben: „Weiter jetzt! Marsch!“

Die Feldküchen und die zwei Geschütze poltern auf der Straße heran, von derben Zurufen begrüßt. Über die Felder geistern einzelne Trupps mit Taschenlampen, um die Verwundeten zu bergen. In einer Stube des Kontorgebäudes der Ziegelei haben die Sanitäter ein vorläufiges Lazarett aufgeschlagen. Krafft zählt die Verluste des Tages. Fast in jeder Gruppe seines Zuges ist heute einer verwundet worden. Soeben tragen sie in Zeltbahnen den toten Wild und den Meyer II vom rechten Nachbarzug heran. Auch in den zwei anderen Zügen hat es Verluste gegeben. Von den Roten sind über zwanzig Tote gezählt worden,

und immer noch hört man einzelne ihrer Verwundeten aus dem Dunkel um Hilfe schreien.

Streifen und Vorposten gehen ins Gelände. Fernab schweben manchmal Leuchtkugeln über schwarzen Silhouetten der Brandmauern der ersten vorgeschobenen Häuser am Rande der Stadt. Einzelne ferne Schüsse hallen von Zeit zu Zeit herüber, dann ist wieder unheimlich finstere Ruhe über der schlafenden Stadt.





Kaleidoskop

Der, den Krafft gesucht hatte, der liegt halb am Schutthang in der Grube, fast verschüttet vom stinkenden Müll, mit dem die Granate ihn zuwarf, die keine drei Schritte vor ihm einfuhr in den Hang der Auffüllung. Stunden müssen seitdem vergangen sein im Wachen und Horchen, ob sie nicht bald abziehen da droben, daß er sich dann heimlich wegschleppen könnte. Die Beine sind ja noch ganz, aber da am Schultergelenk und im Rücken muß es ihn ziemlich erwischt haben. Die rechte Gesichtshälfte wird auch immer starrer und unbeweglicher, eine dicke Kruste von Blut und Dreck spannt sich zäh über Wange und Kinn.

Ein scheußliches Pech! Muß dieser nach Kommißstiefel, Militarismus und Korrektheit geradezu stinkende Führer der Weißen noch angreifen lassen vor dem Dunkelwerden, wo kein Mensch mehr damit gerechnet hätte. Die rote Garde würde die Ziegelei sowieso nach Einbruch der Dunkelheit geräumt haben, beziehungsweise seine Genossen hätten ja sowieso bei Einbruch der Nacht Feierabend gemacht und wären nach Hause gegangen oder in eine der permanenten großen Versammlungen der Roten Armee, um dort gehörig *von ihrem Heldenmut in der Schlacht um die Ziegelei zu* sprechen. Er selber hatte sich schon so schön ausgedacht, was er für eine phantastische Geschichte von der heutigen Schlacht

beim Oberkommando erzählen würde. Und wie sie ihn, den Genossen Angerer, gelobt und gerühmt hätten, daß er diesem reaktionären weißen Hund so pfundig revolutionär herausgegeben hat. Und die Weiber — ach, die Weiber! —, die hätten sich an seinen Hals geworfen und darum gerauft, welche von ihnen zuerst drankommen darf bei ihm.

Um ihn ist schon immer ein Geriß gewesen bei den Weibern. Herrschaft, waren das noch Zeiten unterm Krieg, wenn man als unabkömmlicher, gerade gewachsener Mensch daheim nur die Finger auszustrecken brauchte, und an jedem sind zehn Menscher gehangen. Denn so blöd war der Genosse Angerer nicht, daß er an die Front gegangen wäre. Aber dieser weiße Hund war so dumm und hat es ohne weiteres geglaubt von ihm.

War das ein Glück, daß er ausgerechnet ein halbes Jahr vor dem Kriegsausbruch als Soldat zweiter Klasse abgehen mußte, weil er seinen Feldwebel im Rausch ein wenig mit dem Seitengewehr am Bauch gekitzelt hat. Wie dann die anderen 1914 ins Feld mußten auf die Schlachtbank, da hat er es erst begriffen, wie gut es das Schicksal mit ihm eigentlich gemeint hat. Man könnte schon beinahe an den alten Weibertratsch glauben, daß es so etwas gibt wie ein vorausbestimmtes Schicksal. Hat ihm nicht vor ein paar Tagen erst diese unbeschreiblich russische Katja im Bett aus seiner Hand prophezeit, daß er noch einmal ein großer Revolutionär wird, und daß sein Stern noch leuchtend aufsteigen kann über den Flammen der Revolution. Herrschaft, ist das ein Weib, diese Russin! Augen macht sie, die immer darauf warten, daß sie gepackt wird, und doch nie genug kriegen ...

Plötzlich wird er wieder hell in seinem halbwachen Träumen bei dieser faden körperlichen Starre. Oben gehen Schritte vorüber, hart am Rande der Grube, daß er den Schutt rieseln hört, den die Tritte lockern. Und auf einmal spürt er die Kälte der Nacht bis in die Knochen hinein und merkt wieder den üblen Verwesungsgeruch, der aus dem abgeladenen Müll empordunstet. Er will sich über das juckend gespannte Gesicht fahren, aber seine Hände stinken, als wären sie selber am Verfaulen. Und da könnte er beinahe wütend auflachen, wie ihm seine saudumme Lage einfällt, hier unterm Schutt. Wortwörtlich hat es ihn auf

den Mist geworfen. Wenn er hier krepieren müßte, dann würden sie in den nächsten Tagen eine Fuhre stinkenden Kehricht um die andere über ihn wegkippen. Er wird doch nicht Angst bekommen?

Angst hat er eigentlich nie gehabt. Höchstens ein paarmal davor, daß er trotz seiner schönen Eigenschaft, Soldat zweiter Klasse zu sein, doch noch an die Front kommen könnte. Lieber fünf Minuten feig als ein Leben lang tot, das war der gescheiteste Spruch, der ihm je begegnet ist. Man hat ihm damals sogar angeboten, daß er wieder Soldat erster Klasse werden kann, wenn er sich freiwillig ins Feld melden würde. Aber für so hirnverbrannt hätten sie ihn nicht zu halten brauchen.

Er hat auch nicht Angst gehabt, als sie ihn 1917 im Zusammenhang mit der Meuterei bei der Marine verhafteten, denn so schlau war er gewesen bei der revolutionären Verschwörung, sich nicht auf solche Dinge einzulassen, die den Kopf kosten konnten. So was hat er gern anderen, eifrigeren Genossen überlassen. Fein war's ja im Zuchthaus gerade nicht, aber man hatte wenigstens die Gewißheit, daß man eines Tages wieder lebend herauskam. Wer an die Front ging, wußte nicht, ob er wieder zurückkommt.

Wenn er nur nicht so Durst hätte. Durst! — Nur eine einzige von den unzähligen Flaschen Wein und Sekt möchte er jetzt haben, die sie damals im Rausch einfach zerschlagen haben, nachdem ihn die Genossen im Triumph aus dem Zuchthaus herausgeholt hatten und als einen Märtyrer der Revolution feierten und überall herumzeigten. Sie haben ihm ja geradezu mit Gewalt einen Heiligenschein aufgesetzt. Aber warum hätte er dagegen sein sollen? Wenn sie ihn auf das Podium stellten zum Reden, dann hat er bloß ein paar Sprüche loslassen brauchen von Rache und Blut, von Aufhängen und Erschießen, dann haben sie nur so gerast vor Beifall.

„Wasser! — Wasser!“

Aber Genosse Angerer! Du wirst doch nicht schreien, daß man dich hören und dann finden wird. Der Weiße, mit dem du verhandelt hast, wird dich todsicher erkennen und als roten Rädelsführer ohne Gnade und Pardon an die Wand stellen lassen. So, wie du es selber im umgekehrten

Fall auch gemacht hättest mit diesem vor Bildung und Anständigkeit strotzenden weißen Hund! Der schuld ist, daß du jetzt so daliegst. Eine hundsgemeine Roheit, auf Arbeiter mit Kanonen schießen lassen. Die Kanonen müssen abgeschafft werden! In Zukunft dürfen Kanonen nur noch bei der Roten Armee geführt werden. Jetzt wollen sie schon wieder frech werden, diese Offiziersgesellschaft, und im November haben sie sich in die hintersten Winkel verkrochen. Hätte man damals schon abgerechnet damit, Revolutionstribunale und Galgen aufgerichtet, dann wäre es nicht so weit gekommen, daß man jetzt selber so daliegen muß ...

Irgendwoher hallt das Rufen von Stimmen, daß er plötzlich wieder hellwach wird. Jäh überfällt ihn nun doch eine scheußliche Angst bei dem Gedanken, daß er von dem Mist, in dem er mit seinen Wunden liegt, todsicher eine Blutvergiftung kriegen wird, wenn nicht rascheste Hilfe kommt. Die da droben wollen anscheinend die ganze Nacht hier bleiben, daß er schließlich noch im Schutt verrecken müßte wie ein wundgerissenes Stück Vieh, das sich verkrochen hat.

„Hiiilfe ...!"

Kannst du dein Maul nicht halten, du Rindvieh? Wenn man dich hört! ... !

Aber wenn er auch nicht möchte, es schreit von selber aus ihm heraus. Das erbärmliche Tier in seiner Todesangst. Das reißt ihm, wenn er auch die Zähne zusammenbeißen will, mit Gewalt das Maul auf und stöhnt, daß ihm selber ganz schauerlich weich wird im Wimmern und Jammern: „Hilfe! — Hilfe! — Hiiilfe!"

Er hört noch, wie oben einige Stimmen durcheinanderrufen, und sieht, wie der Strahlenkegel einer Taschenlampe über die Hänge geistert, und dann rieseln Steine und Schutt über die Hänge von näherkommenden Tritten. Von dem, was weiter mit ihm vorgeht, weiß er nichts mehr, weil jäh und unerwartet ein unheimliches schwarzes Dunkelsein ihn verschlingt, daß er vor Entsetzen dagegen ringt und rauft, sich sträubt und einstemmt mit allem, was in ihm ist. Ein fürchterliches Grausen und Erschrecken packt ihn an vor dem Unbekannten, das ihn hinunterwürgen will mit stechend heißem Atem. Hilfe! Was — was tun? Was hilft?

Schnell — um Gottes —. Ach, beten! — Vielleicht hilft

beten — heilige Maria, Mutter Gottes — nein, viel besser gleich direkt — Vater unser, der du bist in dem Himmel...

Da fängt er sich ein im Erinnern des Unterbewußten.

Das Branden und Wogen des Stimmenlärms von jener großen Versammlung im April ist nun auf einmal wieder um ihn. Genosse Sigi, wie er sich selber gerne abgekürzt nennt, Siegfried Berliner, der geniale Proletarierführer, steht gerade am Rednerpult in seiner dämonischen Gewandtheit der Massenbändigung und ruft: „Wer dafür ist, erhebe die Hand! — Gegenprobe! — Danke! Genosse Angerer ist damit einstimmig in den Vollzugsrat gewählt!"

„Genossen, ich danke für das Vertrauen und brauche euch nicht erst zu sagen, daß ich es rechtfertigen werde wie bisher. Es lebe das Proletariat! Es lebe die Räterepublik. — Hoch!"

Aber Sigi übertrumpft ihn und wirft mit bestechender Geste wie goldene Bälle drei Worte über die Masse hin: „Freiheit! — Gleichheit! — Brüderlichkeit!"

Nun verschwimmt das Bild der stolzen Erinnerung in flimmerndes Dunkel; aber es ist noch etwas wach, das lauert begierig auf das nächste. Es ist wie — wie in einem Kinematograph, wenn die nächste Szene kommen soll. Da! — da ist sie schon. Er sieht sich selber vorne dran in der



rennenden Masse. Wie er es vom Sigi gesehen hat, stößt er die Arme hoch vor Begeisterung: „Es lebe die Freiheit!"

Hei! — wie da die Fenster splittern am Polizeipräsidium und sich der johlende Haufe mit Lachen, Schießen und klirrendem Weibergekreische in die Gänge und Stuben ergießt, alles zerdrischt und zerstampft und herausreißt, was an Papier zu finden ist. Ein Regen von weißen flatternden Aktenblättern rieselt aus allen Fenstern auf die unten

wartende hysterisch tobende Menge nieder. Dumpf hallend klatschen ganze Aktenbündel auf das Pflaster im Hof, wo jetzt schwelende Feuer auflodern, in die hinein der endlose Regen weißer Blätter von oben herabfällt. Mit ungesicherten, geladenen Gewehren wenden sie die flackernde Glut wie mit Schüreisen um und lachen brüllend auf, wenn dem einen oder anderen dabei ein knallender Schuß losgeht.

„Genosse Angerer! Das sind ja gar keine Strafakten, die stecken ja ganz woanders, Einwohnerlisten sind's.“ „Halt's Maul, du Aff' — laß ihnen doch die Freude. Dafür ist Revolution!“

„Die Gefangenen heraus! — Gebt eueren Genossen die Freiheit wieder!“

Seht nur, wie sie sich derfallen und schier erdrücken beim Ansturm auf das Gefängnis mit verrücktem Geschieße und gellendem Pfeifen, daß das Tor erzittert und vor dem gähen Anprall plötzlich auffliegt. Macht nichts, wenn auch ein paar vorwitzige Weiber dabei halb zertreten werden, da kann man jetzt nicht aufpassen. Die gefangenen Brüder heraus! Die brauchen wir! Das sind die besten Revolutionäre, die halten aus bis zuletzt, weil sie nicht wieder ins Loch fliegen wollen. Rache! — Rache an denen, die sie einsperren ließen. Das sind die einzig wahren, echten Revolutionäre, die im Zuchthaus waren. Die wissen, wie das Polizeiregiment der Reaktion tut. Nur heraus mit unseren Brüdern, den Opfern der Monarchie und der Bourgeoisie.



„Und jetzt? Was kommt jetzt, Genosse Angerer?“

„Jetzt muß was zum Fressen her! Auf zum Proviantamt! Holt euch bei den Bürgern heraus, was sie dem Proletariat beim Hamstern vom Maul weggestohlen haben. Es lebe die Gleichheit!“

Hahaha! So was braucht man nicht zweimal zu sagen. Wie die Geier stürzen sie durch die Tore, die von gewissen

Genossen Soldaten schon aufgemacht sind, damit im Durcheinander ihre bisherige Stehlerei unerkannt untergeht. Angerer, du bist ein ganz schlauer Hund, du verstehst es.

Wer mag Zigarren, Zigaretten? — Da sind Fleischbüchsen, Konserven! Weg mit dem Brot, jetzt gibt es was Besseres. — Zucker, ah, Zucker! Und Marmelade! Und Fett — Fett! — Werft doch nicht gleich alles durcheinander. — Halt, halt, Genossin, das gehört schon mir, such dir selber was aus, Rollgerste mit Ölsardinen oder Malzkaffee mit Bandnudeln. Wer mag einen Schnaps? — einen ganzen Ballon? — Drückt doch nicht so! Wein — Kerzen — Dörrobst! Pfui Teufel, das war Salz, ausschütten den Dreck! Messer 'raus, Säcke aufschlitzen, schnell sehen, was drinnen ist. Nicht lange fackeln, einfach 'runterschmeißen die Kisten, daß sie von selber auseinanderfliegen.

Flaschen bersten, Pakete brechen, Körbe stürzen, Säcke platzen — bis alles zu einem knietiefen Brei zertreten ist und die Beine in einem Morast von Mehl und Zigarren, Nudeln und Kaffee, Zucker und Seife, Salz und Marmelade waten.

Ach, war das schön! Soll's hin sein von mir aus, ich hab' meinen Rucksack voll. Wenn nur ich was hab', die anderen sollen selber schauen, daß sie was erwischen. Es lebe die Gleichheit! Hähähähä . . .

„Lacht da jemand? — Der Sigi! — Gelt, Sigi, das ist eine Hetze! Da rührt sich was, wenn die echten Proletarier Revolution machen. Weißt du, das ist noch gar nichts, da —." Doch da tritt schon ein anderes Bild aus den Schleiern der Erinnerung hervor . . .

„Los, weiter da! Sie sind verhaftet!" — „Ich möchte wissen warum?" „Halt 's Maul! Du wirst schon wissen warum." — „Aber ich hab' doch gar nichts —." Ein hämisch grölendes Lachen: „Euch werden wir es jetzt zeigen." Nebenan schreit eine Frauenstimme entsetzlich um Hilfe. „Laßt meine Frau los! Ihr Hunde, laßt sie los!" schreit ein Mensch, vom tiefsten Grausen geschüttelt. „Ihr könnt alles haben, alles, aber meine Frau —." Ein Kolbenhieb von hinten, daß er besinnungslos über die Treppe hinabstürzt: „Du brauchst so bald keine mehr!"

„Der Mensch muß doch seinen Spaß haben. Das sagst du doch auch, Genosse Angerer?" „Alleweil, Genossen! Hebt für mich auch noch was auf. Weiter, der nächste!

Was hast du gesagt, Genosse Sigi? Ach so, ganz richtig! — Es lebe die Brüderlichkeit!"

Aber da blendet es schon über in ein anderes Bild. „Haussuchung! Sie haben Waffen versteckt." „Das ist nicht wahr." „Wird sich schon herausstellen. Hierbleiben und nicht rühren! Wo, wo hat der Kerl bloß seine — ah, dort! Das Seitengewehr in den Spalt des Sekretärs gezwängt, ein paarmal wuchten, die Türe springt auf. Aha! Habe mir doch gedacht! Wie das funkelt und glitzert. Dieser Bourgeois hat im Krieg seinem Kaiser auch nicht alles Gold abgeliefert. Jetzt beschlagnahmt es die Räterepublik zum Wohle des Proletariats durch den Genossen Angerer. Schnell, da kommt wer!"

„Du? Laß das liegen, Angerer, das sind keine Waffen." „Dumm werd' ich sein. So ein reicher Protz, der spürt das doch gar nicht." „Aber wir spüren das. Wir sind es dann alle gewesen." „Wenn du natürlich das Maul nicht halten kannst? — Da, schau, da steckt Geld, nimm doch, dummer Kerl! — Oder kannst es nicht brauchen? — Na, also, erst lang zieren. Soo — wieder zugemacht! Und jetzt soll der Protz noch sagen, daß wir es gewesen sind. Dann wird er wegen Beleidigung der Räterepublik an die Wand müssen. Hahaha!"

Der Genosse Sigi? — ach, der sagt nichts. Ist doch mein Freund. Der nimmt es auch lieber von den Lebendigen — da ist der nicht so. Wär' schon fast not, die Räterepublik legt sich extra einen Pfaffen zu, damit ihr beichten könnt, ihr kleinen Kinder. Der Sigi wenn . . .

Da — man braucht ihn nur zu nennen, schon ist er da. Wie er wieder reden kann, der Sigi. „Das Volk elementar aufpeitschen, die Leidenschaften zur Weißglut entfachen! Auf die Straßen mit der Propaganda. Die Bürgerlichen erheben schon, frech geworden, das Lästerhaupt, übersäen die Straßen mit ihren reaktionären Flugblättern, wollen die Massen verwirren mit Schlagwörtern. Propaganda, Propaganda und nochmals Propaganda! Und wenn sich die Rotationsmaschinen heißlaufen dabei. Jeder, der sich abfällig

äußert über den Rätestaat, muß festgenommen werden. Propa ..."

„Halt! Aussteigen! Das Auto ist beschlagnahmt. Ihr Schwollköpfe könnt auch einmal zu Fuß laufen. — Los jetzt, Genossen, rote Fahnen aufrollen, legt euch auf die Trittbretter und Kotflügel und schießt beim Fahren, was ihr könnt, daß sie uns auch hören. Und 'raus mit den Flugblättern!" Hähähähä — wie sie da schauen, die dummen Fußgänger. Das macht Eindruck, das ist Propaganda. Eine Idee! Am nächsten Friedhof vorbei, ein paar Totenschädel holen, auf die Kühlerschraube stecken, auf die Seitengewehre spießen und auf die Arme der Scheinwerfer! Daß sie zittern vor der Räterepublik, diese feigen Spießer.

Redner her! Wer kann reden? Alles kann der Genosse Angerer nicht allein machen. Wo sind denn die vielen bleichsüchtigen Schauspieler und Schwabinger Dichter, die sich in den Versammlungen an den Vorstandstischen drängen und die Arbeiter bevormunden möchten. Da her! Genosse Meyerlin-Lerchenau, Almer-Orlando und die anderen geschwollenen Namen — holt euch in der Theatergarderobe einen Matrosenanzug, maskiert euch etwas revolutionär und schminkt euch proletarisch an, so à la Pariser Apachen. Dann hinauf auf die Sockel der Denkmäler und reden!

Wenn ihr nur nicht so gespreizt deklamieren würdet wie alte verkalkte Hofschauspieler: „Über die ganze weite Welt wird diese herrliche rote Revolution dahinrollen. Sie wird wie eine Sturmflut verschlingen und vernichten die Pestbeule der Bourgeoisie, die Brut der Ausbeuter und Tyrannen, die vom Schweiße der Klasse aller Proletarier der ganzen Welt sich mästet. Aber aus der gerecht lodernden Empörung und blutflammenden Revolution des Proletariats wird einmal erstehen groß und hehr der freie Rätestaat — in Schönheit und Würde. Der Staat der goldenen Menschheit! Der Recht gibt den Entrechteten — und Freiheit den Geknechteten. Jedem sein Menschenrecht!"

Aber es wirkt, die Leute bleiben stehen und horchen. Schnell etwas nachschminken, die Augenlider etwas grüner, dämonischer, und zum nächsten Platz.

„Genossen, Proletarier, Münchner! — Die Reaktion erdreistet sich ..."

Ein Stoß! — Wieder einer! „Könnt ihr denn nicht Obacht geben? Au! — Kruzifix, ang'nagelter, bluatiga Hennakopf! Douu! —"

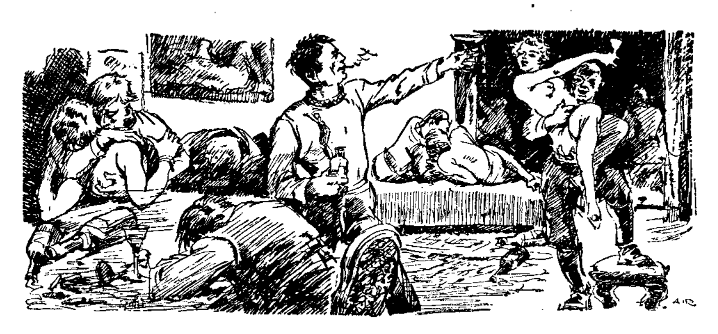
Wahnsinniger Schmerz macht ihn mit einem Schlag wieder wach. Tageshelle schwimmt um ihn, daß er geblendet die Augen wieder zumachen muß. Gemurmel rollt hallend von den Wänden eines großen Raumes, und plötzlich ist der scharfe Geruch von Medikamenten in seine Nase gedrungen. Er erkennt, daß er im Operationssaal eines Krankenhauses liegt. Dann ist er also gerettet, dann hat ihn dieser weiße Hund nicht entdeckt. Haut schon! Das ruhige Gesicht einer Pflegerin in weißer Haube verschwimmt vor seinen lauernden Augen, dann hört er eine tiefe Stimme und spürt plötzlich, wie ihm der Atem genommen wird durch eine Haube, die sie ihm hart über das Gesicht stülpen. Und dann tritt sein Bewußtsein wieder zurück zu dem Film, der mechanisch weiterzurollen beginnt im brennenden Fieber.

Wie es wieder flimmert und schnurrt im knisternden Dunkel! Aber nun wird es schon langsam heller, und Genosse Sigi erscheint, verbeugt sich elegant und kündigt an: „Genossen, ich bitte um Aufmerksamkeit für den zweiten Akt." Dann legt er grinsend den Finger auf den Mund und raunt: „Streng vertraulich! Genosse Angerer, hast du für unten eine zuverlässige Wache besorgt? — damit wir bei unserer Geheimsitzung nicht überrascht werden." Es ist dann, als wische der Sigi mit seiner Hand eine Wand weg wie einen Vorhang, daß sie alle überrascht staunen: „Ah!"

Das Atelier der Katja hat sich zauberhaft verwandelt, so, wie man sich in der Phantasie einer Zehnpfenniglektüre einen Harem oder ein anderes orientalisches Lustgemach vorstellt im roten Schummerlicht. „Eine kleine Überraschung, Genossen! Man muß doch einmal etwas ausspannen", lächelt Sigi einladend und beschreibt mit überlegener Geste seiner Spinnenfinger einen Kreis: „Ich glaube, es ist für jeden Geschmack gesorgt: Rot, Braun, Schwarz — und viel Blond!"

Angerer, das hättest du nicht gedacht, daß eine Revolution solche schöne Seiten hat. Da sieht man erst, was diese Kapitalisten für ein Leben geführt haben müssen.

Jetzt dürfen endlich einmal Proletarier so etwas mitmachen. Das hat man ja noch gar nicht gewußt, wie herrlich das Leben sein kann. Schau nur diese Katja, die hat ja den Teufel in ihrem russisch-orientalischen Leib. Jede Biegung und jede Bewegung ist eine Herausforderung. Mit jedem lacht sie und jeden küßt sie. Vorne hat sie ein durchsichtiges seidenes Efeublatt und hinten gar nichts an. Und erst die anderen Weiber alle! Das ist ja toller wie in einem Bordell — und kostet nichts! Und der Sigi lacht, und Witze



kann der machen, daß der Genosse Angerer noch rot werden möchte. Man wird noch allerhand zu lernen haben, wenn man hier nicht den Anschluß an die mit der Räterepublik verkündete neue Gesellschaft verlieren will. Sauft — sauft! — Und Musik — Musik! Es lebe die freie Liebe! Her zu mir, Katja! Da lacht sie girrend und windet sich wie eine Katze in seinen Pratzen — und Sigi dreht grinsend das Licht ab . . .

Nun ist es auf einmal wieder hell. Irgend jemand hat die schweren Vorhänge von den Fenstern weggezogen. Sigi fegt Teller und Flaschen von einem Tisch, legt eine Karte auf und sagt: „Wir müssen eine Generalstabsbesprechung machen.“ Aber wozu? Es tut so ein jeder das, was Sigi meint und sagt. Katja kommt auch dazu und lehnt sich über die um die Karte stehenden gähnenden Männer in ihrem besudelten seidenen Morgenrock und lallt, noch betrunken, dazwischen: „Sigi, was ist mit meinem Frauenbataillon? Wir wollen Handgranaten, Gewehre und Revolution machen! Blut und Rache! Oh, Katja wird euch zeigen, ihr

feigen Hunde, was Revolution ist." Und sie läßt ihre Finger wie Krallen spielen und macht ein Gesicht wie ein Tiger, der Blut geleckt hat. „Schreien, zittern sollen sie vor Angst, und langsam, ganz langsam verbluten, und dann — alle zusammenschießen mit Maschinengewehr — zersetzen, zerquetschen mit Dynamit. Feiglinge! Warum holt ihr nicht ihre Weiber aus den Häusern? Habt ihr Angst, sie schreien? Wißt ihr nicht, wie man es in Rußland macht? Ooohhh — Idioten!" Sigi lacht erheitert, und alle lachen mit. „Nur warten, kommt schon noch, Katja, kommt alles noch! Wie in Rußland."

Dann zerrinnt das Bild, das Lachen wird leiser, bis nur noch einer kichert. Das ist aber jetzt der alte schlaue Sally Löb an seinem Schreibtisch. Wie er sich die Hände reibt vor Vergnügen hinter dem vergitterten Fenster seiner Bank und in die Muschel des Telephons kichert: „Was kann mir passieren? Nix — kann mir passieren! Auch die Räteregierung braucht a Geld! Hab' ich gesagt, sie sollen aufpassen, daß es net werd geplündert von den übereifrigen Genossen. Und wenn sie Geld brauchen, nix Einfacheres wie das. Sollen sie eins drucken, gibt ja Papier genug. Risiko? Risiko ist gar keines. Holen Sie sich eine Wache vom Zentralrat, rufen Sie den Genossen Angerer an, der besorgt das. Kostet ein paar Prozent, und nix mehr kann Ihnen passieren."

Sally fährt zusammen, wie er merkt, daß der Genosse Angerer unhörbar über den dicken Teppich hereingekommen sein muß, aber er reibt sich die Hände und tut, als müßte das so sein: „Bitte schön, Herr Angerer, wenn Sie unterschreiben wollen. Hier — das Geld! Zählen Sie nach, es sind dreitausend Mark für die Wache." Was braucht er lange nachzählen? Großherzig gibt er seinen Genossen, die in den Klubsesseln der Bank Zigaretten rauchen und Schnaps trinken, ein paar Scheine. Das andere gehört ihm. Geld kann man immer brauchen. Die Genossen können sich bei ihm noch bedanken für das feine Leben, freies Essen und Trinken und Rauchen, und dann noch zwanzig Mark im Tag. So schön hat es noch keiner gehabt. Der Angerer sagt auch nichts, wenn sie einmal ein paar Weiber in den Keller verziehen. Da machen sie es in Rußland ja noch

ganz anders, wie man so hört. Sie wissen sich schon zu helfen, sie haben was gelernt von ihm.

„Ach, der schöne Pelz!“ sagt da so ein Flitscherl, auf eine vorübergehende Frau deutend, zu ihrem geliebten Rotgardisten. „Magst ihn, Schatzerl? Den werden wir gleich haben. — Sie, he, Sie, kommen Sie einmal her! Wo haben Sie denn den Pelz gestohlen? 'runter damit!“ „Aber, das ist doch mein Pelz! Den habe ich doch —.“ „Her damit, sonst –!“ Wie die feine Dame da erschrocken davonläuft und den Pelz gerne zurückläßt, wenn ihr nur weiter nichts passiert. Hähähähä!

Weg damit! Ein anderes Bild! — Das ist auch ein ganz schönes Amt, im Auto spazierenfahren und die Wachen in den Vorstädten kontrollieren. Da ist gleich so ein Lokal, aber fast leer. „Wo sind denn die anderen alle?“ „Die sind heimgegangen zum Schlafen“, sagt einer faul aus der Ecke. „So? Einfach ohne zu fragen? Das geht doch nicht!“ Aber die müde Stimme aus der Ecke entgegnet: „Ja, es fehlt halt an der Einigkeit in der Arbeiterschaft.“ Ein anderer fährt zornig dazwischen: „An der Führerschaft fehlt's, nicht an uns! Geh nur einmal 'rauf ins Oberkommando, wie es da zugeht!“ „Das ist nicht wahr“, sagt der Genosse Angerer aber . . .

Da verwischt sich das Bild schon wieder, und der lärmende kreischende Trubel im Palais der einstigen Potentaten schlägt plötzlich an seine Ohren. Ein lachender, girrender Hexenkessel! Zerraufte Weiber, denen die Brüste aus den zerrissenen Blusen hängen, und glasig stierende Genossen hockend saufend und rauchend an den Tischen. Handgranaten, Patronengurte, Lederzeuge, Hüte und Mützen liegen zwischen Wein- und Bierflaschen, über leergefressenen Tellern und Konservenbüchsen, über dreckigen Papierfetzen, Brotbrocken, Scherben und Zigarettenstummeln. Der Mist eines wüsten Gelages. Ein Grammophon krächzt endlos die Melodie der Internationale: „Wacht auf, Verdammte dieser Erde — die stets man noch zum Hungern zwingt . . .“ Und dazu tanzen und schieben sich die eng aneinandergedrückten Paare mit wirren Haaren und verschwitzten Gesichtern, lachend und zotenreißend, fallen übereinander und kreischen

und stöhnen wollüstig seufzend in der brütenden Stickluft der Räume. Natürlich, die Katja mitten darin. „Katja!"

Sie fällt ihm um den Hals, wie sie ihn sieht, und lallt im Rausch: „Kindlein — liebet einander!" Da muß er das kreischende zappelnde Weib packen, auf seine Schultern heben und brüllen: „Katja wird morgen zur Göttin der Liebe proklamiert. Und dann muß sie auf dem Marktplatz nackt tanzen." „Wir auch!" kreischen die anderen Weiber und schürzen gleich die Röcke über die Knie. „Ein Nacktballett!" wirft Katja begeistert lallend ein, „aber nicht auf Markt, nein, in großer Kirche! Alles rot mit Tuch verhängt, rot, ganz rot wie Blut!" Sie lacht ihn an mit weichen glimmenden Augen und zerschlägt mit einem aufglucksenden Lachen ihr volles Sektglas auf seinem brünstigen Schädel, daß ihm das Blut über die geilen Augen rinnt. Aber er lacht und lacht, weil sie ihn plötzlich eng und gierig umschlingt und ihn mitten in das blutige Gerinnsel küßt. Oh, diese Katja! — Schade — schon wieder weg ...

„Was ist denn? Laßt mich doch schlafen!" Da lacht einer belustigt: „Laßt ihn stehen, er hat ja einen solchen Kater! Drei Stunden gegen den Wind stinkt er nach Schnaps, die reinste Alkoholvergiftung!"

Er ist aber doch wach, nur rühren kann er sich nicht. Er sieht alles, was in der Wache vor sich geht, auf die sie ihn gebracht haben nach der Sauferei. Wie einer der Posten eine Frau hereinführt und vor den mürrischen Wachhabenden hinschiebt, der verdrossen frägt: „Was ist mit der?" „Ihr Mann war nicht da, dann ist sie als Geisel verhaftet worden." „Wo ist ihr Mann?" frägt der Wachhabende barsch. „Mein Mann ist fort", antwortet die Frau ganz ängstlich, „schon seit acht Tagen." „Das kennen wir schon, Ausrede!" „Was wollen Sie denn von mir?" frägt sie zurück und läßt ihren Blick voll Angst umhergehen. „Das werden Sie schon sehen!" knurrt der Wachhabende.

Da hört man draußen die Posten rufen: „Halt, wo wollen Sie denn hin?" „Da hinein will ich!" sagt jemand energisch, drängt sich rücksichtslos am Posten vorbei und schreit den Wachhabenden gleich an: „Sehen Sie denn nicht, daß diese Frau todkrank ist? Ich bin ihr Arzt und verlange, daß sie sofort wieder freigelassen wird." „Da könnte

jeder kommen", grölt der Wachhabende lachend. „Machen lieber Sie, daß Sie hinauskommen! Der Mann von der Frau hier ist ein Feind der Räterepublik." „Das bin ich auch!" sagt kühn der Arzt, daß der Wachhabende hochfährt und ihn anschreit: „Wollen Sie uns zum Narren halten?" „Ich bin nicht aufgelegt zu Narreteien, die Narren seid ihr! Weil ihr euch von Juden und Judenschicksen an der Nase herumführen laßt."

„Da hat er recht!" brüllt einer der Genossen und drängt sich in den Kreis der Neugierigen, die um den Tisch herum-stehen. „Ganz recht hat er! Mir paßt das überhaupt nim-mer. Mich könnt ihr gernhaben, ich mach nimmer mit." Er-staunt sehen sie zu, wie der Genosse sein Gewehr hinwirft und einfach hinausgeht. Keiner rührt sich, um ihn aufzu-halten. Da wird der Arzt erst recht mutig und redet ein-dringlich auf die Genossen ein: „Seht ihr denn nicht, was für ein blutiges Spiel mit euch getrieben wird?" Aber da fährt der Wachhabende auf: „Das sind ja konterrevolutio-näre Redensarten!"

„Wie ihr das nennt, ist gleich, aber es ist die Wahrheit", erwidert der Arzt. „Was habt ihr davon, wenn diese Frau erschossen wird, oder ihr Mann — oder ich? Ihr macht euch bloß jeden anständigen Menschen zum Feind und könntet doch so viele Freunde haben in dieser Zeit."

„Wer's glaubt", lacht einer bitter auf. „Wenn einer was Besseres ist wie ein Arbeiter, schaut er uns schon gar nicht mehr an." „Sehr richtig, so ist es!" stimmen ihm seine Ge-nossen bei.

„Das reden sie euch ein", behauptet der Arzt dagegen, „denn eure Führer brauchen diese ewige Unruhe im Volk. Wenn ihr euch selber zum Verbrecher macht, dann braucht ihr euch nicht wundern, wenn ein anständiger Mensch nichts mehr zu tun haben will mit euch. Seid vernünftig und laßt diese Frau laufen." Und als niemand etwas dagegen sagt, führt der Arzt die Frau zur Türe: „Gehen Sie!" Er ist ganz hocherfreut, als er sich wieder umwendet: „Ich hab' es gewußt, daß ihr anständige Kerle seid. Sagt mir nur, warum macht ihr bei diesem Wahnsinn mit? Ihr seid doch alle Soldaten gewesen?"

„Jawohl!“ schreit einer und drängt sich breit vor, „vier Jahre lang haben wir den Schädel hingehalten, und dann hat man uns betrogen um unser Recht. Dagegen wehren wir uns. Wir sind keine Menschen zweiter Klasse.“

„Wer sagt das? So was reden euch nur eure Führer ein. Kennt ihr denn nicht, daß alles, was ihr da macht, falsch ist?“

Aber da schlägt der Wachhabende auf den Tisch, daß die Biergläser tanzen: „Und wenn wir es falsch machen, jetzt können wir nicht mehr anders. Vielleicht lernen später einmal andere daraus, wie es richtig ist.“

„Sehr gut, Genosse!“ ruft plötzlich eine dünne scharfe Stimme, daß sie erschrocken herumfahren. Unter der Türe lehnt lässig in schäbiger Eleganz Genosse Sigi und belauert sie reihum mit seinem stechenden Blick. Und in der gefährlichen Stille geht der Arzt langsam an ihm vorbei zur Türe hinaus und sagt dabei eiskalt: „Ich habe mit Frontkameraden gesprochen, mit einem Juden spreche ich nicht.“

Sie sehen, daß Sigi unter der Türe für einen Augenblick zusammenzuckt, wie unter einem unsichtbaren Hieb, und sich dann mit einem teuflischen Grinsen wieder streckt. „Ein ganz gefährlicher Bursche“, sagt Sigi dann und tritt näher in die Stube. „Zwei Mann, ihm nach!“ Er deutet dabei mit dem Daumen unmißverständlich energisch über die Schulter nach draußen. Niemand rührt sich. Sie wenden sich ab und tun so, als ob sie nicht verstanden hätten.

Sigi schaut grimmig umher und sieht ihn — ausgerechnet ihn — im Eck sitzen. „Genosse Angerer!“ „Ja, ja, ich geh' schon!“ Etwas unsicher erhebt er sich, langt nach einem Gewehr und rennt hinaus. Da vorne geht einer in der Straße, das muß der Hund sein. Er rennt, bis er ihm auf einige Schritte nahe gekommen ist und — da versucht der Mensch plötzlich auszureißen vor ihm. Aber da haut ihn sein Schuß schon vornüber in den Rinnstein. Noch einen — nach dem Kopf, damit man es gewiß weiß, daß er nicht mehr aufsteht und davonläuft. So! —

Ganz pomadig hängt er sein Gewehr um und geht mit stolzgeschwellter Brust zurück. Sie schauen ihn alle so merkwürdig an, aber Genosse Sigi lächelt und hält ihm ein

goldenes Zigarettenetui unter die Nase: „Nimm dir eine, Angerer. Komm, wir gehen! — Schafft ihn weg, den da draußen!“

Wie sie auf der Straße an dem Erschossenen vorbeikommen, stutzt Sigi und sagt: „Das ist ja ein anderer, das ist der nicht, der in der Wache war. Das ist ja einer von uns. Angerer, da hast du eine große Dummheit gemacht.“ „Aber schuld bist du!“ sagt er eigensinnig verärgert zum Sigi, der unwirsch abwinkt: „Ruhe!“ Nach einer Weile sagt Sigi im Weitergehen: „Du mußt hier weg, Angerer. Am besten gehst du morgen an die Front, wenn du deinen Rausch ausgeschlafen hast.“

Schlafen — bloß schlafen . . .

Ist das ein Dampf und Rauch in dieser Versammlung. Man sieht ja gar nicht mehr durch. „Macht doch das Fenster auf! Hier stinkt es ja zum Umfallen“, schreit er halberstickt hustend die Genossen an.

„Ist ja schon auf“, lacht ihn da eine fremde Stimme an, daß er mit einem Ruck wach wird und verwundert durch ein Fenster auf knospende grüne Bäume blickt. Lachend schaut ihn der Berger an, der nebenan im Bett sitzt und trocken meinte: „Wenn du immer so unruhig schläfst, dann lass' ich mich in ein anderes Zimmer versetzen.“

Immer noch staunend dreht Angerer den Kopf zur Seite und sieht, daß am Bett des anderen die Uniform der Freikorpssoldaten hängt. Er muß die Augen schließen, damit der andere nicht sehen kann, wie sie zu brennen beginnen vor Haß und Wut. „Hast du Schmerzen, Kamerad?“ frägt der von nebenan. Und da hätte er sich fast verplappert: „Wir sind keine Kameraden.“ Er stottert etwas und schüttelt stumm den Kopf. „Ach was“, sagt der Berger und schiebt die Beine unter der Decke heraus. „Ich werde der Schwester sagen, daß du aufgewacht bist. Das kenne ich, wie das tut, Chloroform auf nüchternen Magen. Da ist einem die ganze Welt zum Kotzen.“ „Nein!“ knirscht er, „ich will nicht!“

Es ist auch nicht mehr nötig, denn er ist schon wieder hinübergesunken ins Delirium, und der Film beginnt ganz von selber wieder zu schnurren und zu flimmern . . .

Ein Lärm ist und eine Unruhe, daß sogar Sigi neben ihm am Vorstandstisch Mühe hat, mit der Glocke die erregte Versammlung zu bändigen. Meldungen sind eingelaufen, daß von allen Seiten die weißen Truppen auf die Stadt anmarschieren. Und da stellt sich einer mitten in den rauchigen Schwaden auf den Tisch und schreit: „Zur Geschäftsordnung! — Man muß mit der weißen Garde verhandeln. Kein unnützes Blutvergießen! Bitte abstimmen!“ Aber da schnellt Sigi wie eine Feder auf, schüttelt die Glocke und stützt sich auf den Tisch. Unheimlich drohend neigt er sich vor und ruft unbarmherzig scharf: „Der Vollzugsrat lehnt diesen hochverräterischen Antrag ab!“



Tosender Beifall! Immer, wenn der Sigi spricht, sind sie ganz hingerissen. Und nun bimmelt er mit der Glocke und verkündet: „Genossin Katja hat sich zum Wort gemeldet!“ Ein Matrose hebt sie auf das Podium, sie streicht an ihm vorüber wie eine schmeichelnde Katze. Herausfordernd stellt sie sich vor das rote Tuch, mit dem der Tisch verhängt ist, und hebt die Hände, um Ruhe zu gebieten: „Genossen der Roten Armee! Wir sind unzufrieden mit revolutionärer Führung. Drei Tage warten die roten Garden und fragen empört: ‚Wo bleibt Rache für unsere Brüder, die von weißen Hunden gemordet sind?‘“ — Murrende Zustimmung. — „Weiße Schweinehunde schießen auf offener Straße der Stadt rote Soldaten nieder!“ — Wütende Empörung. — „Genossen Sigi und Angerer haben toten Genossen im Blut gefunden. Rache, Rache! Wir fordern: drei Geiseln erschießen für jeden Toten von uns!“

Brausende Zustimmung rast durch die Menge, und Katja lächelt selbstzufrieden mit verkniffenen Augen. Da schnellt Sigi wieder auf und sagt in unheimlicher Eile: „Wer dafür ist, erhebe die Hand!“

Zögernd steigen aus der Menge im Saal nacheinander die Arme empor. Aber Katja wischt sie mit einer energischen Handbewegung wieder weg: „'runter die Hände! Ich war noch nicht fertig. Es muß dazu heißen: Vollzugsrat übernimmt Katja!“ Stolz deutet sie mit der Faust auf sich und fährt dann mit beiden Armen begeistert in die Luft: „Jetzt hoch die Hände!“ Und noch einmal erheben sich widerstandslos dumm die Hände im Saal.

Da springt einer auf den Tisch und schreit: „Genossen, Vollzugsrat ist Männersache!“



Ein wüstes Durcheinander, in dem nicht einmal das Kreischen der wütenden Katja mehr zu verstehen ist, und plötzlich Gedränge am Eingang. Atemlos, mit fliegenden Haaren, stürzen einige Weiber herein und kreischen hysterisch heraus: „Die Weißen kommen!“

Alles rumpelt auf, Stühle stürzen, Gläser und Krüge splittern zu Boden, ein panischer Schrecken geht durch die Menge. Alles drängt zu den Ausgängen. Aber da bannt sie die scharfe Stimme Sigis noch einmal, daß sie stehenbleiben und horchen, was er noch zu sagen hat. Er steht jetzt hoch über allen Köpfen auf dem Tisch des Podiums in seinem theatralisch geöffneten schwarzen Mantel und stößt beim Reden die Finger wie Fanale vor sich hin: „Genossen! Der Kampf ruft euch an die Front! — Auf die Barrikaden! Liefert den weißen Hunden eine Schlacht zum Ruhme des Proletariats. Ergreift die ungeheuren Chancen — wagt den gewaltigen Wurf, der eine neue Ära der Menschheit heraufholen wird. Vorwärts, vorwärts! Jetzt nicht stehenbleiben auf halbem Weg! Vorwärts! Jetzt beginnt ein Drama der Menschheit, das in Jahren noch spielen wird,

bevor der Vorhang über dem letzten siegreichen Akt zusammenrauscht. Denkt an eure russischen Brüder! Es lebe der freie Rätestaat! Hoch!" Begeistert heben sie die Gewehre, schwenken mit den roten Fahnen und brüllen: „Hoch! — Ho —." Da blendet es schon wieder über in ein anderes Bild.

Ein Rotgardist spielt, am offenen Fenster des Schulhauses sitzend, auf der Ziehharmonika einen holperigen Landler und ruft ihn an: „He — Angerer! — Was ist denn da hinten los an der Hofmauer — mit den Zivilisten dort?" „Die werden erschossen — Befehl vom Vollzugsrat!" „Was? — Ja warum denn?" „Geh, spiel nur weiter, das wird gleich vorbei sein — daß man das Schreien nicht so hört."

„Was ist's, tust net mit, Angerer?" „Seid so schon genug für die paar Schlucker, das nächstemal." Er geht etwas zur Seite, daß die anderen vortreten können. Aber das Schauspiel muß er noch sehen, ehe er an die Front geht. „Geh, spiel doch was Lustiges, seids doch keine solchen traurigen Waschlappen — wegen dene paar Burschoa. Das muß noch ganz anders werden, jede Stunde ein paar Dutzend Geiseln. Wozu ist denn Revolution! Da kann halt mit Blut nicht gespart werden."

Rrrängg — trrangg! —

„Ist schon vorbei! Die nächsten hin! An den Kehrichthaufen gestellt, sind so nicht mehr wert — nur nicht lange fackeln. Anlegen —!"

Rrätsch — pängk!

„Das war schon besser. — Los, weiter — keine langen Geschichten — laßt sie doch schreien, ist so gleich aus damit!"

Trrangg!

„So — das war gut! Laßt sie nur liegen — holt euch eure Löhnung beim Kommandanten. Und jetzt spielst noch einen auf — die Arbeiter-Marseilleuse! Kennst das nicht? — Der Bahn, der kühnen, folgen wir, die uns geführt Lassalle . . ."

Aber da steht plötzlich ein junger weißer Soldat vor ihm und sagt: „Gebt eure Waffen ab, wir wollen unnützes Blutvergießen vermeiden.“ Und er schreit in dieses entschlossene Gesicht vor ihm: „Der Vollzugsrat lehnt diesen hochverräterischen Antrag ab!“

„Wir waren doch alle Kameraden an der Front“, sagt da dieser Soldat, aber er schreit ihn an: „Wir sind keine Menschen zweiter Klasse! Warum kämpft ihr nicht mit uns zum Ruhme des Proletariats?“

„Dann trifft Sie die Verantwortung für das Blut —.“ — Fst — wupp! — „Hi — Hi — Hiiilfe!“

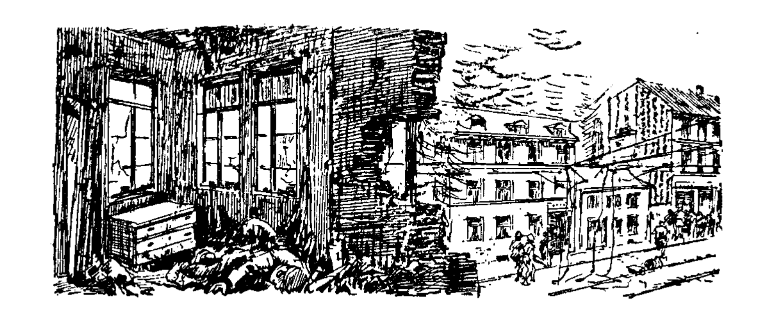
Noch stammelnd erwacht er. Draußen ist es schon wieder finster. Aha, sie haben ihn schon abgesondert von den anderen in ein Einzelzimmer. Da liegt er jetzt in einer Zelle voll Ordnung und duftender Sauberkeit, und die Menschen um ihn tun freundlich und markieren eine wohltuende Art in dem, wie sie sich benehmen. Das sind die Menschen erster Klasse! Aber dazu wird er nie gehören. Sie verlangen schließlich, daß man anständig ist, und sperren jeden gleich ein, der seinen Trieben freien Lauf lassen will. Jetzt wird er wieder draußen am Rand stehen müssen und nur vom neidigen Zuschauen das kennen, was diese Menschen erster Klasse vom Leben haben.

Ein Gedanke erschreckt ihn plötzlich. Sie werden todsicher nach ihm forschen, seinen alten Akt ausgraben und einen neuen Akt dazu machen. Wenn nicht —? Ach, freilich, diesmal wird das Verfahren kürzer sein. Jetzt pflegen sie ihn gesund, man kennt das ja von dieser heuchlerischen bürgerlichen Gesellschaft, damit sie ihn dann vor das Gericht stellen können zu einem Prozeß und danach an die Wand. Oder bestenfalls wieder ins Gefängnis.

Ein schlauer Gedanke kommt ihm: Er wird einfach ganz kalt einen falschen Namen angeben, daß sie ihn nicht erkennen, und dann, wenn er hier wegkann, verschwinden, möglichst weit fort, wo ihn niemand kennt. Das wird er ma-

chen, denkt er, und weiß noch gar nicht, daß auf dem Schild am Bett über seinem Kopf schon angeschrieben ist: Name — Angerer Joseph; Beruf — keiner; Erkrankung — Granatsplitterverletzung, geschlechtskrank.





Fenster schließen! – Straße frei!

Zug Krafft liegt vorläufig noch in Reserve am Rande der Stadt. Es sieht nicht gut aus hier, obwohl der erste große Widerstand der Roten unerwartet rasch durch die Beschießung gebrochen war. Gleich in der Nähe ist eine Fabrik, deren Fassade von einigen Dutzend Granaten bös zertrümmert ist, daß man durch die gähnenden Löcher und die zerbrochenen Fenster das Gewirr der Transmissionen und Maschinen von außen sehen kann. Und nicht weit davon ist an einem einzelstehenden hohen Haus der Erker samt einem roten Maschinengewehr von einigen Granaten glatt wegrasiert worden, daß die verbogenen Eisenträger blank liegen und die gute Stube eines kleinbürgerlichen Milieus vor den Augen der neugierigen Gaffer zur Straße aufgerissen ist, mit dem Wirrwarr seiner Eingeweide aus Diwan, Stühlen, zerschlagenen Bildern und Hirschgeweihen. Die Beine eines Toten stehen unbeachtet unter dem Gerümpel hervor. An einem anderen Haus ist die Freiwillige Feuerwehr der Vorstadt noch beim Löschen der letzten schwelenden Glut unter dem verkohlten Gesparre eines Dachstuhles. Überall drängen sich neugierig die raunenden Häuflein der Umwohner um die frisch angeklebten Bekanntmachungen des Kriegszustandes und treiben sich die vielen Kinder, die es hier gibt, mit lärmendem

Schreien in sensationell aufgeregten Haufen von einer Sehenswürdigkeit zur andern. Manche der Hauswände, die den ersten geschlossenen Straßenzug der Vorstadt beginnen, sind bös zerkratzt und zerhackt von den Garben der Maschinengewehre. Und die Kinder zählen eifrig, wie viele Einschläge ihr Haus abbekommen hat, während die Alten in phantastischen Schilderungen die vor wenigen Stunden gewesenen Ereignisse flüsternd besprechen.

Manch einer ist darunter mit verkniffenem Gesicht, der todsicher vor wenigen Stunden noch mit dem Gewehr und der roten Binde am Arm auf dem Dachboden oder hinter einem Fenster lauernd stand, und versteckt sich unauffällig hinter anderen, wenn Freikorpsleute einen Trupp roter Gefangener vorbei zum nahen Gefängnis führen. Dann starren alle scheu in die verbissenen, angstverzerrten Gesichter dieser Menschen, die aussehen, als wären sie bei der Razzia in einer Kaschemme nach wildem Geräufe festgenommen worden. Sie haben den Hut oder die Mütze tief ins Gesicht hereingezogen und gehen scheinbar teilnahmslos im Trott, die Hände hinter dem Kopf verschränkt; aber man sieht, daß sie noch fassungslos sind darüber, wie rasch sich das Blatt ihrer Situation zum Schrecklichen gewendet hat. Manchmal sind auch Weiber darunter mit zotteligen, zerrauften Haaren und irr flackernden Augen, schauderhafte Gestalten der Unterwelt, denen man sonst im normalen Leben einer Großstadt am Tage nicht begegnet.

Von weiter stadteinwärts her ist seit Mittag wieder ununterbrochenes Schießen zu hören, das manchmal mit den Detonationen von Handgranaten und den hastig hämmernden Serien der Maschinengewehre zu einem grollenden Wirbel zusammenquirlt. Hart an der Straße stehen die zwei Begleitgeschütze und feuern von Zeit zu Zeit einige Granaten ab, die ihre schlürfende, fegende Bahn über die Dächer hinweg ziehen und irgendwo dumpf grollend zwischen den Häusern verdonnern.

Hans steht neben seinem alten Hauptmann vor der Türe einer Wirtschaft, in der seine Leute gerade beim Essenfassen sind, und horcht nach dem fernen Kampflärm. Dann wendet er sich zu seinem alten Feldkameraden um und meint zuver-

sichtlich: „Bis zum Abend denke ich, wird es vorbei sein. Vielleicht brauchen sie uns gar nicht mehr.“

„Möglich!“ gibt der Hauptmann zurück. „Von Norden und Westen her sollen die anderen Freikorps ja gestern schon bis ins Zentrum der Stadt gekommen sein und sogar schon am anderen Ufer der Isar entlang stehen.“

„Das ist ja immer so, wenn es Ernst wird, wirft das Gesindel seine Waffen weg und versteckt sich.“

„Aber da bei uns herüben, in dieser roten Vorstadt, stecken die Fanatiker. Die müssen ausgerottet werden wie die Pestratten. — Und wenn der eigene Bruder dabei wäre! Lauter Verbrecher! Wenn ein anständiger Mensch darunter kommt, dann machen sie ihn auch dazu.“

Hans schaut seinen alten Hauptmann prüfend an und sagt dann: „Du gefällst mir nicht. Du siehst aus, als ob du krank wärst.“

„Ach, dummes Zeug! Da soll man sich nicht krank ärgern? Vorhin, als die Gefangenen vorbeigeführt wurden, habe ich einen von meinen früheren Leuten aus der aktiven Dienstzeit erkannt, einen, den ich ganz zuletzt bei den Roten gesucht hätte. So was muß mir passieren! Aber es ist gut so, wenn man erinnert wird, wie weit wir in Deutschland gekommen sind. Wenn einmal die, die das verbrochen haben, dafür büßen müssen, dann — dann möchte ich ein Teufel in der Hölle sein. Aber so bös kann ein Teufel gar nicht sein, wie die es verdienten. — Hast du noch eine Zigarette?“

„Selbstverständlich! — Sag nur, was hast du seit gestern? Wenn du willst, ich trete dir mit Freuden die Führung meines Zuges ab.“ „Unsinn! Wo ich morgen wahrscheinlich schon nimmer da bin.“ „Du willst weg?“ „Jawohl, sowie die Stadt gesäubert ist. Was soll ich noch? Morgen werden sie doch wieder alle brave Untertanen sein, die heute auf uns schießen. Sie werden sich auf den Boden der gegebenen Tatsachen stellen und heimlich wie ein Schießhund auf die nächste Gelegenheit zum Losschlagen warten. Und dann greifen wir wieder nach dem Schießprügel und treten an, weil ein Soldat ja gar nicht anders kann, und so treiben wir es bis an unser seliges Ende durch eine Verbrecherkugel.“

„Na, na“, meinte Krafft begütigend, aber sein alter Hauptmann lacht bitter vor sich hin: „Eigentlich sind wir

ganz große Esel, weil wir todsicher unseren Zweck verfehlen werden." „Unser Zweck? — Der ist bis morgen erreicht!" „Erreicht? Ist das alles, was zu erreichen wäre? Oberflächliche Ruhe und Ordnung und Weiterwurschteln! Siehst du denn kein Ziel mehr hinter dem ersten kleinen Ziel?" „Nein, da sehe ich vorläufig keines." „Doch, Mensch, Krafft! — Doch! Ein ganz — ganz gewaltiges, hohes Ziel! Ein Deutschland in Ehre und Freiheit! Ist das kein Ziel?"

Da ist es Krafft, als durchleuchte mit einem Schlag ein wetternder Blitz sein Denken, um für einen Sekundenbruchteil ganz schemenhaft irrlichternd den Sinn aufzuzeigen, den das alles haben soll, was sie wie Traumwandler tastend im Dunkeln tun.

„Wo willst du hinaus?" frägt er und schaut dabei seinen alten Hauptmann kerzengerade an. Der schüttelt sich aber, fast hilflos lächelnd vor seinem forschenden Blick, und meint: „Wenn ich das wüßte! Ich suche selber die ganze Zeit und frage und horche überall herum. Ein jeder kämpft gegen die Roten aus ehrlicher Entrüstung, und dann? — Dann hört bei allen das Denken auf. Und bei dir scheint es auch so."

„Dann sag mir doch: Wie? — Was? — Und wer?"

„Ja, darauf warte ich selber stündlich, daß mir einer sagt — wie, was und wer. Aber da wird noch viel Wasser die Isar hinabrinnen. Hast du schon darangedacht, was nachher kommen soll? Oder willst du den Schießprügel wieder weglegen und so lange zugucken, bis die politischen Krautköpfe die Lage wieder einmal verfahren haben? Und dann wieder aufrufen: Frontsoldaten, schützt eure Heimat! Wenn es wieder einmal zum Himmel stinkt wie eine vollgepfefferte Latrine. Heute sagen wir zu den Roten: Hände hoch!, weil sonst die Roten zu uns: Hände hoch! gesagt hätten. Und ausgeschmiert werden wir alle zusammen."

„Du hast doch vorhin selber ganz eindeutig gesagt, daß die Roten Verbrecher sind." „Ja! Aber das sagen die Roten von uns genau so gut. Da muß erst einmal festgestellt werden, wer das Recht hat, das vom anderen zu sagen. Ob wir oder die anderen krank sind da oben im Hirnkasten."

Sinnend legt der alte Hauptmann seine Hand an den Kopf und sagt zu Krafft: „Schau, ist unser Land nicht wie ein Narrenhaus? Da meinen auch die Verrückten, die Ärzte

und Wärter sind die Narren, und sie wären in Wirklichkeit die genialen Köpfe, die der Welt verlorengehen, weil sie eingesperrt werden. Wahrscheinlich hätten sie recht, wenn es so viele Narren gäbe, als heutzutage noch vernünftige Menschen mit gesundem Verstand herumlaufen, und wenn nur so viele normal wären, als heute Narren in den Anstalten sitzen. Dann würde eben die Welt auf dem Kopf stehen und meinen, es müßte so sein."

„Schön, dann werden wir eben diese Welt wieder einmal normal auf die Beine stellen", sagt Krafft. „Ja", höhnt der Hauptmann dagegen, „und dann laßt ihr euch düpieren, wenn die Verrückten schreien, ausgerechnet ihr hättet die Welt auf den Kopf gestellt, statt auf die Beine. War es denn nicht so im November? Am Menschen kennt man es nicht, am einzelnen, was recht ist, noch weniger am dummen Sauhaufen. Man erkennt das immer erst in der Beziehung des Menschen zu einem großen Ziel. Verstehst du mich?" „Doch, sehr gut sogar." „Deswegen sausen wir ja wie losgelassene Feuerwerksfrösche umeinander, statt mit dem bisserl Pulver, das wir ins Leben mitbekommen haben, durch einen Lauf über Kimme und Korn hinweg auf ein Ziel losgeschickt zu werden. Weißt du, was das Bitterste ist im Leben? — Nein! — Das Bitterste ist, wenn ein Mensch sein Ziel verfehlt hat und kein Treffer geworden ist, sondern ein Fehler."

Es war in gewissem Sinne Hans Krafft nicht neu, was er da hörte. Irgendwann einmal haben das schon andere zu ihm gesagt oder sogar er selber gedacht. Nur merkwürdig, daß man im Drangsal der Ereignisse ganz darauf vergißt. Vielleicht meinen sie was anderes mit ihren Kämpfen im Freikorps, aber praktisch wird es so ausgehen, daß sie zwar die Heimat vor dem Schlimmsten behüten, aber doch nicht von dem anderen Schlechten dieser Zeit befreien. Da braucht er nur an sein Telephongespräch mit dem Minister denken. Weil er aber nichts Besseres zu antworten weiß, sagt er zu seinem alten Hauptmann: „Du willst gleich alles auf einmal. Laß dir Zeit! Und wer sollte es denn tun?" „Ich weiß, es ist keiner da unter der noblen Elite unserer Führer, und eine große Chance geht wieder einmal ungenützt verloren. Drum, mache dich wasserdicht, ich rieche schon voraus, daß

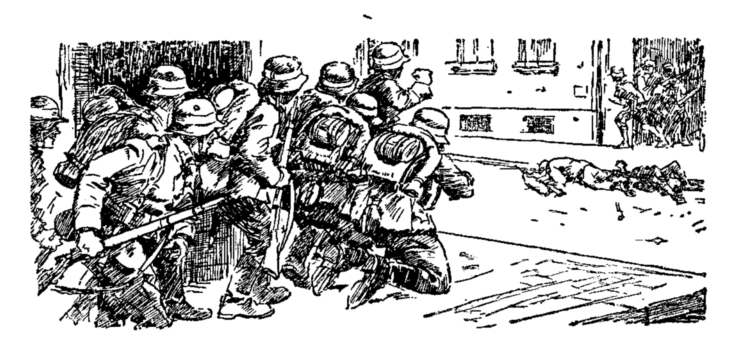
wir auf lange Jahre durch die schönste Scheiße waten müssen."

Sie lachten zusammen herzlich rauh über den blumigen Vergleich ihrer Zukunft. Da kommt der Kompanieführer aus dem Haus und sagt an: „Fertigmachen zum Abrücken!" Er winkt Krafft zu sich heran und umschreibt mit dem Finger auf der Karte den Kern der vor ihnen liegenden Vorstadt, wobei er launig sagt: „Da ist noch so ein unerforschter Münchner Erdteil für uns übriggeblieben, den wollen wir uns einmal in natura ansehen. Die drei anderen Züge stehen schon davor. Ihr Zug geht am besten zur Verstärkung an die große Straße hier. Einfach durchfegen! Wie Sie es treffen. — Die Feldküche bleibt hier. Lassen Sie einige Leute da und scharf auf die Pferde aufpassen, denn das ausgehungerte Völklein hier herum ist imstande und frißt uns die armen Gäule noch auf, wie sie es schon bei unserer Batterie gemacht haben; einfach ein paar Gäule hinterrücks zusammengeknallt, bloß damit sie ein Stück Fleisch in die Pfanne bekommen. Treten Sie gleich an zum Vorrücken."
„Jawohl, Herr Hauptmann."

*

Die Freikorpsleute waren schon eine ganze Weile in der Straße und hatten ihre Maschinengewehre ganz lässig in eine Durchfahrt gestellt, um in dieser harmlosen Gegend nicht zu großtuerisch aufzufallen, wo doch nichts los war. Ein paar Straßen weiter links war allerdings eine ganz ordentliche Schießerei im Gang. Hier und da ziehen einige Granaten ihre zischend heiseren Bogen über die Hausdächer weg und mischen sich mit klirrendem Gepolter in die Vorgänge da drüben. Stadteinwärts sollen dort drüben die Roten das Pflaster aufgerissen und Barrikaden gebaut haben. Die Seitendeckungen der Kompanie, die eine Straße weiter nach links stehen, können von den Isarhöhen auf die tieferliegenden Stadtteile schauen und einen Panzerzug der weißen Truppen, der im Feuer der Roten steckengeblieben ist, auf der Bahnlinie, die die Vorstadt durchschneidet, liegen sehen. Man sieht, wie er noch qualmt und Feuer abgibt. Mit dicken schwarzen Wolken zerbersten ganz schwere Deto-

nationen hoch über den Häusern und verstreuen einen Schwarm singender, fauchender Splitter über Dächer und Straßen. Minenwerfer beschießen den hohen Turm einer freistehenden Kirche. Alles blickt natürlich dorthin, wo man hoch oben aus den Glockenfenstern den graublauen Rauch eines Maschinengewehrs gegen den hellen Himmel fein aufdampfen sieht. Schon tastet sich das rot aufstaubende Spritzen einer Maschinengewehrgarbe dorthin. Da! — ein Volltreffer! Der Kirchturm zittert und wankt in pechschwar-



zem Rauch. Man hört das Prasseln und Poltern der herabstürzenden Mauerbrocken deutlich herüber durch das Rattern der Maschinengewehre. Neugierige Haufen von Zivilisten stehen an den Straßenecken und bestaunen das Kampfbild. Einige Weiberstimmen sind fast enttäuscht, daß der Kirchturm nicht ganz eingestürzt ist.

Hier und da läßt ein vorsichtiger Geschäftsmann seinen Rolladen vor dem Schaufenster herunterrasseln und unterhält sich noch ein wenig mit den Nachbarn darüber, wozu denn diese Soldaten gekommen sind. Erst seitdem diese — diese Freikorps da! — einmarschiert sind, hat das Schießen angefangen. Vorher war es ganz friedlich. Hier herum ist doch nichts los! Kein Mensch will ihnen was, diesen Preußen. Ein anderer wagt zwar dagegen zu halten, daß diese Soldaten dem Reden nach Bayern sein müssen, aber der Geschäftsmann behauptet, jedenfalls wären sie von den Preußen geschickt. Es ist zwar nicht gut, gerade jetzt etwas laut über die Preußen zu sagen, wo in jedem Hausgang

Soldaten stehen, aber man kennt doch seine Kundschaft und weiß, daß sie das gerne hört. Und Vorsicht ist immer besser wie Nachsicht, Laden zu! Man hat sowieso nichts zu verkaufen.

Die Freikorpsleute merken aber doch an den Blicken, die sie im Vorbeigehen streifen, daß sie hier nicht gerne gesehen sind. Eine Patrouille kommt gerade zurück und meldet, daß bis zur zweiten Querstraße alles ruhig wäre. „Aber ich weiß nicht", setzt der Gruppenführer hinzu, „die Leute haben uns alle so spaßig angeschaut." Der Wasmuth, der mit zwei Gruppen hinter der Ecke sitzt, nickt beistimmend: „Hier ist es direkt unheimlich friedlich gegen da drüben." Und wohl zum zwanzigsten Male suchte er mit dem Fernglas Fenster und Dächer der breiten Straße ab. Irgendwo müssen doch die Burschen stecken, die heute morgen da draußen in der Fabrik ausgerissen sind.



Ein Geschütz rattert über das Pflaster und hält an der Ecke. Von hinten schiebt sich schon Krafft mit seinem Reservezug an den Hauswänden heran. Drüben von der anderen Ecke winkt der Leutnant und ruft: „Antreten! — Bis zur nächsten Querstraße!"

Die beiden ersten Gruppen schieben sich in Reihe zu einem an den Hauswänden entlang und prüfen argwöhnisch die gegenüberliegenden Fassaden. Es ist mit einemmal seltsam still geworden zwischen den Häusern, daß man das Trappeln der Stiefel hallend laut vernimmt. Nur weiter vorne drücken sich noch einige Zivilisten neugierig herum und schauen aus, was das bedeuten soll. Und geschwind rasseln noch einige Rolläden vor den Schaufenstern herunter.

„Straße frei! — Fenster schließen!"

Der erste Schuß splittert durch einen offenen Flügel! Unnütz! — Ist doch gar nichts los! Da oben wird halt niemand daheim sein. Mit klappernden Geräten schieben sich jetzt die Maschinengewehrgruppen in den gähnenden

Schlund der plötzlich einsamen Straße. Da vorne hat einer sein Fahrrad noch eilig ans Haus gelehnt und ist nebenan verschwunden. Eisern klirrend haut der Lafettenschwanz des Geschützes auf das Pflaster, und die Kanoniere stehen erwartungsvoll neben den Rädern. „Da schau, die Weißen kommen!“ ruft irgendwer interessiert von oben herab, fährt aber sofort wieder zurück, als drohend einige Gewehrmündungen sich emporheben und der Ruf hinaufgellt: „Fenster zu! — Straße frei!“

Nun sind die vorderen Gruppen an der ersten Querstraße und verhalten, damit die Maschinengewehre nachkommen. Was ist denn da drüben? Da rechts, gut hundert Meter ab in der Seitenstraße, steht wahrhaftig in einem Menschenhaufen eine dampfende Feldküche. Da gibt ein Küchenhengst blauen Heinrich aus an die ihn umdrängenden Frauen und Kinder. Bei der Nachbartruppe drüben sind sie wohl schon fertig mit dem Säubern und haben schon Frieden geschlossen. Lachende Kinder eilen mit dampfenden Kübeln an den Soldaten vorbei und werfen mit ihrem hurtigen Getrippel die ganze strenge Ordnung wieder um. Und der Freikorpsmann, der vorhin übereifrig schoß, schämt sich fast, daß er so nervös gewesen ist. Eine Feldküche siegt hier rascher und schneller wie ein Geschütz oder ein Stoßtrupp, muß er sich denken. Wäre gar nicht dumm, wenn man einen neuen Feldzugsplan ausknobeln würde, einmal umgekehrt wie bisher, Feldküchen voraus und Stoßtrupp hintennach.

Da hätte er fast einen kleinen Knirps umgerannt, der einen Topf voll Suppe in den Händen hält. „Wo willst du denn hin?“ frägt er den Kleinen und lacht ihn an. „Heim zu meiner Mama“, sagt der Bub ein wenig erschrocken. „So? — Wo wohnst du denn?“ „Gleich da drüben.“ „Und wie heißt du denn?“ „Wörner heiß ich. Fritzl Wörner.“ „Dann mach nur, daß du heimkommst, Fritzl! Marsch, marsch!“ Der große Soldat muß ein wenig lächeln über den kleinen Bengel mit seinen großen schönen Augen, wie er jetzt hastig erschreckt davontrippelt.

An den Straßenecken haben sich schon wieder einige Gruppen geballt, und der Leutnant will gerade zum Wasmuth herüber das Zeichen zum weiteren Vorgehen geben,

da läßt er aufhorchend die erhobene Hand wieder sinken. Ein blasser Abschußknall, wohl aus irgendeinem der Hinterhöfe, läßt ihn stocken. Alles stiert gespannt nach vorne in die Straße, wo nun auf einmal eine rote Leuchtkugel ihren fahlen Bogen im Tageslicht über die Dächer zieht, und jetzt! — noch eine! Wasmuth hat den Feldstecher herausgerissen und sucht fieberhaft die Straße ab. Auf den Dächern oben, da ist doch Bewegung? Sollte da ...?

„Deckung!" brüllt er seinen Leuten zu, die blitzschnell mit ihm hinter die Straßenecke zurückweichen. Nur der kleine Bub steht einsam am Gehsteig und guckt zum Feuerwerk der Leuchtkugeln am Himmel und staunt: „Ah — schöön!"

Da fegt und prasselt es mit einem Schlag von den Dächern, daß das Blei auf den Pflastersteinen zerspritzt und staubend Löcher in den Mörtel der Hauswände haut. Und mitten in den fein aufdampfenden Einschlägen der Geschosse steht der kleine Bengel schreckerstarrt und heult mit dem Suppentopf in den Händen zum gegenüberliegenden Haus empor:

„Mama — Mama!"

„Kleiner, zurück! — schnell, daher!" schreit der Soldat von vorhin hinter der Ecke vor und winkt. „Komm, daher!" Der Kleine wendet sich mit ein paar zögernden Schritten, da haut es vor ihm ein paarmal grell aufpeitschend an den Randstein, daß er sich entsetzt wieder umwendet und über die Straße zum Fenster emporschreit voll Angst: „Mama — Mama — Mama —!"

„Zurück, Kleiner! — zurück!" schreit es von mehreren Seiten entsetzt. „Ein Kind! Hört doch auf da drüben, ein Kind! — Euer Kind!"

„Mama — Mama!"

„Daher zu mir!" schreit der Soldat und springt hinter der Ecke vor ins Feuer. Der Kleine wendet ihm sein blutendes, verweintes Gesicht zu und will ihm entgegen — zziu — zzii — peick, peick, peick — zziu ...

Zugleich schlagen sie vornüber auf das Gesicht — der Soldat und das Kind. Langsam kollert der leere Suppentopf in die Straßenrinne ...

Hinter den Ecken und aus den engen Nischen der Haustüren zuckt jetzt das Feuer der Freikorpsleute hervor, aber

man kann von hier unten aus die roten Hunde oben auf den Dächern nicht fassen.

„Maschinengewehre auf den Speicher!" brüllt der Leutnant durch das gellende Peitschen des Feuers. Wasmuth schlägt ein Fenster im Erdgeschoß des Eckhauses ein, das nicht schnell genug aufgemacht wird, läßt sich emporheben und zieht das Gewehr nach. Er kann jetzt nicht riskieren, zu versuchen, ob die Haustüre an der Straße offen ist. Rollend bebt der erste Abschuß des Geschützes durch die Straße, daß die Fenster zittern. „Maschinengewehre auf den Speicher!" brüllt der Leutnant wieder nach hinten und sieht noch, wie ein Maschinengewehrtrupp vorspringt zu einem Hauseingang, und wie einer der Schützen mit den Patronenkästen getroffen aufs Pflaster hinschlägt und sich zur Seite in die winzige Deckung eines Kellerfensters rollt.

Da! — da rennt weiß Gott aus einem Haus eine Frau wie eine Irrsinnige heraus und über die Straße! Sie hört nicht, wie alles schreit: „Zurück! — zurück!", laut aufweinend stürzt sie auf das Kind zu, das bei dem toten Soldaten liegt, bricht in die Knie und reißt den schlaffen kleinen Leib an sich. Und wieder sinken die Gewehre der Soldaten.

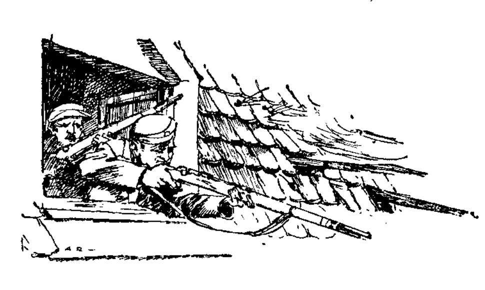
Da kniet das Weib mitten im Feuer und windet sich grell aufschluchzend und preßt das Kind an sich: „Fritzl — mein Fritzele!" — Und will es nicht fassen und muß es doch. — „Mein Fritzele!" — Ein gräßlich aufgellendes Weinen durchschüttert die Frau. Ihre hagere Faust reckt sich zum Himmel, zitternd vor ohnmächtigem Zorn: „Ihr Mörder! — Ihr Mörder!! — Ihr..."

Tssi — tssiu — tsiängg — tssi, tssi — zischt ein Rudel von Geschossen vorbei, die Frau wankt getroffen und will noch einmal aufweinen, aber es ist nur mehr ein Aufschluchzen wie ein erlösender Atemzug. Dann fällt die Mutter über ihr Kind neben den toten Soldaten, der es retten wollte.

Von den Dächern und aus plötzlich offenen Fenstern züngelt und qualmt das Feuer der Roten, und auf dem Pflaster bei der Straßenkreuzung zerklatscht knallend und fauchend das heiße Blei und hackt dumpf schlagend immer neue Löcher in die Fassaden. Mit stählernem Schnalzen

zerschneiden einige Geschosse die Oberleitung der Straßenbahn, daß das Drahtnetz klingend auf die Geleise niederbricht und ein grün blendendes Funkensprühen von den Schienen im Auf- und Niederschwanken der Drähte zischt und prasselt.

Todeinsam ist die Straße, nur zwei graue Soldaten liegen an der Straßenecke regungslos am Pflaster und ein Stück daneben die Frau mit dem Kind. Aber im Verlauf der geraden Häuserflucht hinter der Truppe liegen wohl über ein Dutzend Frauen und Männer, die es beim Ausbruch des Feuers der Roten überrascht und hingeworfen hat. Hier und da sieht man einen der Soldaten kurz vorspringen von einer Haustüre zur nächsten, die plötzlich alle verschlossen sind am hellichten Tag und erst eingedroschen oder aufgeschossen werden müssen. Am Gehsteig liegt der Leutnant von vorhin, der winken wollte, und windet sich röchelnd, aber da kann jetzt keiner hin. Sein Blut rieselt in langen dünnen Streifen in den Rinnstein, und seine Leute kauern hinter jedem seichten Eck, das die Flucht der Straße bildet, und zielen nach den Dachluken schräg gegenüber, vier Stock hoch. Sie müssen ganz steil anschlagen, um hinaufzureichen, und die droben müssen sich weit herabbeugen aus den Dachluken, um auf den Boden der Straße mit dem Feuer zu kommen. Dachziegeln rasseln herab und zerspritzen am Pflaster und da — da kollert ein Dachschütze mit einem Schub Dachplatten hinter einem Kamin hervor. Jetzt! — gerade hat er sich noch am Schneefang eingehalten — drei — vier Schüsse zugleich zucken nach ihm, er pendelt noch, mit einem Arm an der Dachrinne hängend, dann — nächstes Ziel! Handgranaten fallen von oben herab und zerspringen tosend mitten in der Straße, daß der Luftdruck klirrend die Fensterscheiben zerreißt.



Endlich hat der Wasmuth sein Maschinengewehr am Dach oben in Stellung gebracht. Das hämmert nun unbarmherzig los und zerhackt mit seiner Garbe die Mansarden der Dächer auf der jenseitigen Straßenflucht und zersiebt die Seiten der Dachfenster, daß bald Stille dahinter wird. Und dann ist ein zweites Maschinengewehr dabei, die andere Seite zu nehmen und abzufegen. Nacheinander erscheinen Schützen des Freikorps oben an den Dachfenstern, andere stoßen wag- halsig über Brandmauern und an den Schneefängen entlang vor zum nächsten Haus und verlängern die Feuerkette. Eine hitzige Jagd über die Dächer weg wirft noch manchen Rot- gardisten vier Stock hoch auf das Pflaster und in die Höfe hinab.

Langsam wird nun doch Luft. Ein Höllenlärm tost zwischen den Häusern und schleppt sich in die trostlosen Hinterhöfe, in die Krafft mit seinem Zug eindringt. In den Treppenhäusern peitschen Schüsse hin und zurück und krachen mit betäubendem Schlag die Handgranaten auf. Speicher werden gesprengt, Keller ausgeräuchert, und ein wildes Schreien ist überall. Jetzt ist kein Drandenken an Gnade und Pardon, und wer noch glaubt, im letzten Moment das Gewehr fallen lassen zu können und die Hände zu heben, über den richtet in der nächsten Minute das Standrecht an der Hofmauer ohne viel Umstände. Ihr roten Hunde, ihr verreckten! Weiter! Da drüben schießen sie noch. Drauf! Und dort, wie sie laufen und ausreißen! Schnell noch ein paar Schüsse hinterher, ehe sie um die nächste Ecke verschwinden.

Auf der Straße ist es wie mit einem Schlag lebendig geworden und das peitschende Feuer der Roten erloschen. Zitternd stehen die Hauswirte an den Eingängen, die nun auf einmal aufgeschlossen werden, bevor die Türe durch eine Handgranate in Trümmer geht, und beteuern win- selnd, daß es gewiß ein Irrtum wäre, anzunehmen, daß aus ihrem anständigen Haus geschossen worden sei. In den Wohnungen horchen Weiber und Kinder entsetzt nach dem durch die Wände und von den Dachböden dringenden Brül- len und Schießen, das wie ein unterdrücktes Würgen durch den Häuserblock ging und sich nun langsam entfernt. Manch einer verräumt hastig in wahnsinniger Angst sein Gewehr im Bett oder hinter Gerümpel und mimt mit bleicher Miene

den friedlichen harmlosen Mitbürger dieser schönen Welt. Und man kann es ihnen doch an der Stirn und an den falschen Augen ablesen. Aber die Wut des Kampfes zerflackert schon, und was jetzt noch aufgegriffen wird in Kellern und Speichern, das führt man schon vorbei an den Ecken der Höfe, in denen da und dort einer der Genossen liegt und mit gläsernen Augen zum Himmel starrt. Aus den Höfen und Hausgängen werden sie herausgetrieben und zur Kette gereiht, die Arme hinterm Kopf verschränkt und von den ängstlichen Blicken der Mitbewohner hinter den Vorhängen angestarrt und gezählt. —



Bürgerkrieg! Man kann es noch gar nicht fassen, so schnell ist das gegangen. Wer hätte auch gedacht, daß die Weißen so radikal vorgehen würden.

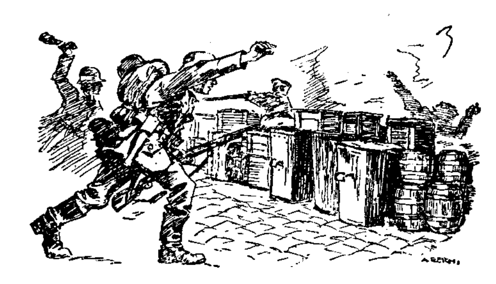
An der nächsten Straßenkreuzung biegt im spitzen Winkel eine Straße stadteinwärts ab. Dort ist das Pflaster zum Teil aufgerissen und ein Loch im Sand ausgebuddelt, in dem noch ein verlassenes Maschinengewehr der Roten in einem Haufen Hülsen steht. Der umgestürzte Handkarren eines Lumpen- und Knochensammlers liegt mit seiner verschütteten Ausbeute des Tages neben einer schräg verbogenen Laterne. Ein seltsames Gemisch von kleinen dreckigen Häusern mit alten buckligen Dächern und niedrigen Zäunen ist von einzelnen, steil aufragenden, schwarzverrußten Mietkasernen durchsetzt, die wie Türme das Wohnviertel überragen.

Lähmendes Schweigen liegt wie ein gespanntes Lauern in dieser Straße, von der enge Gassen zwischen den kleinen Häusern abzweigen. „Vorsicht!“ flüstert der alte Hauptmann, der nicht von Kraffts Seite weicht, „da drüben, da wohnt das Münchener Edelproletariat.“

„Sieht ganz danach aus“, meint Krafft und ruft nach hinten: „Ist alles da?“ Der Kompanieführer winkt aus der Hauptstraße, und man hört, wie nach vorne durchgesagt

wird: „Weiter! — Durchstoßen!“ Mehr als die halbe Kompanie ballt sich hinter seinem Zug an der Straßenecke ungeduldig zusammen.

„Überrumpeln!“ raunt ihm sein alter Hauptmann zu, „sonst wird das eine unheimliche Verzettelung und eine blutige Geschichte.“ Krafft nickt, weil das auch sein Gedanke war. Er ruft dem Haufen hinter sich zu: „Aufpassen! — Alles mitsammen in einem Saus vor und in die kleinen Häuser rechts und links der Straße eindringen. Die Gruppe Martin unterläuft mit mir das erste große Haus links. Wasmuth folgt rechts mit dem Maschinengewehr! Verstanden?“ Sie nikken ihm zu mit gespannten Mienen. „Rücksichtslos durchstoßen, bis wir auf die Nachbarkompanie treffen! Alles fertig? — Achtung! — Los!“



Und wie sie erwartet haben, brach mit einem Schlag von den Häusern her ein unregelmäßiges Feuer unter Dächern und hinter Zäunen hervor. Ein Maschinengewehr der Roten spie aus dem Dachboden des hohen Hauses sein Feuer plötzlich an die Kreuzung der Straße. Aber da waren sie schon darüber weg und brüllend in die engen Gassen und Schlupfwinkel der niedrigen Häuser untergetaucht.

Hinter Hausecken und Torpfeilern versuchen rote Schützen das Gewehr anzuschlagen und sind schon vor dem ersten Schuß überrannt. — Krafft prallt mit einem eifrig aus einem Hausgang stürzenden Roten, den das plötzliche Geschrei und Schießen wahrscheinlich erst alarmiert hat, zusammen und findet nicht einmal Zeit, die Pistole zu erheben; er rennt ihn einfach über den Haufen, und schon drischt einer seiner Leute dem Roten knirschend das Schädeldach ein. Krafft hat jetzt nur das große Haus im Auge, aus dem das Maschinengewehr unaufhörlich heraushämmert.

Doch plötzlich erschrickt er, als sein Blick in die Biegung

der Straße hinein fällt. Keine fünfzig Schritte weg steht eine Barrikade in der Straße, aus allerhand Gerümpel, Kisten, Matratzen und Bierfässern eilig aufgerichtet. Der Rückstoßverstärker eines Maschinengewehrs guckt neben Gewehrläufen hinter dem Gerümpel hervor, und Köpfe bewegen sich dahinter eilig hin und her. Wie er erschrocken zurückfährt, prallt Martin mit seiner Gruppe auf ihn und stockt vor dem unerwarteten Hindernis. Der Wasmuth rennt, noch ahnungslos, direkt auf der Straße mit seinem Maschinengewehr um die Biegung.

„Wasmuth!" brüllt Krafft hinüber und reißt eine Handgranate ab. Hinter ihr her flattert ein ganzes Rudel von Handgranaten gegen die Barrikade, von der gerade das Maschinengewehr die ersten Sätze des Feuers beginnen will. Aber da verstummt es schon im Aufbersten der erschütternden Detonationen.

In den weißen, wallenden Dampf hinein rennen sie vor und kommen gerade dazu, als die Roten aus der Deckung ihre Köpfe erheben wollen. Martin reißt mit einem Satz das Maschinengewehr der Roten herüber. Ein hastiges Platzen von Schüssen, ein Taumeln der roten Gestalten, ersticktes wütendes Schreien im aufquellenden Rauch neuer Handgranaten. Dann ist Krafft mit seinen Leuten schon darüber hinweg und knallt einen Matrosen, der aus dem Fenster einer Wirtschaft noch herausschießen will, mitten ins Gesicht. „Drauf! Drauf!" brüllt sein alter Hauptmann, der mit Martin schon mitten unter dem fliehenden roten Haufen ist.

Von allen Seiten tauchen die Stahlhelme ihrer Kameraden mit dem weißen Band aus den Höfen und dem Gewinkel der engen Gassen. Die Barrikade fliegt auseinander, und an Krafft, der einen Augenblick verschnauft und nach den umliegenden Häusern emporspäht, drängen sich die anderen Gruppen der Kompanie vorbei. An den Hauswänden steht eine ganze Reihe verdächtiger roter Gestalten mit erhobenen Händen. Und nun sieht er auch, wie aus den Seitenstraßen die Patrouillen der Nachbarkompanien lauernd auf den Kampfplatz einbiegen und sich mit den roten Besatzungen der fernerstehenden Häuser herumschießen.

„Die Häuser durchsuchen!" schreit soeben der lange Birkmann und winkt seiner Gruppe, aber da dreht es ihn auf einmal seltsam schwankend um die eigene Achse und wirft ihn auf das Pflaster. Herzschuß!

„Halb rechts am Dach!" schreit der Martin und deutet auf einen rückwärts stehenden Häuserblock, und da sehen sie alle aus der Deckung, in die sie gesprungen sind, wie es dort oben fein aufzuckt hinter den Dachziegeln und von den Dachluken. Hans ist hinter die Ecke eines Hauses gesprungen und will nach dem neuen Widerstand ausblicken, aber kaum hat er sich etwas vorgeneigt, da hacken vor ihm einige Schüsse staubend ins Eck und werfen ihm die Augen voll beißenden Mörtelstaub.

Wie er sich fluchend den Dreck aus den Augen wischt, merkt er, daß sein alter Hauptmann, der neben ihm um das Eck blicken wollte, zusammenzuckt, plötzlich haltlos auf den Boden fällt und sich langsam auf den Rücken dreht. Krafft will sich, noch halb blind, nach ihm bücken, aber da merkt er, daß die Augen seines alten Hauptmanns ihn ganz eigen, fast zufrieden anblicken, und wie ein leichtes letztes Zittern über den alten Soldaten verrieselt. Dann sind die Augen des Hauptmanns mit einem Male streng und starr geworden und scheinen durch alles, was hier herum ist, hindurchzublicken in einem unerklärlich großen Ausdruck.

Der Martin hat das alles mit angesehen, hart an die Hauswand gepreßt, und streckt seinen Arm vor Krafft hin, daß dieser sich nicht unbesonnen aus der Deckung vorbeugen kann in das scharf gezielte Feuer der Roten. Immer wieder haut es mit dumpfem Klatschen in das Eck der Mauer. Da stößt Krafft den sorgenden Arm des Kameraden zornig weg und brüllt: „Achtung — Los!" Mit einem Satz ist er um die Ecke und rennt zwischen Karren und Kehrrichttonnen über den offenen schmutzigen Hof und sieht, wie oben immer noch das Feuer der Roten vom Dach herunterzuckt. Krachend wirft er sich gegen die Türe zum Treppenhaus, und mit ihm Martin, der mit seinen Leuten hinter ihm dreingestürzt ist. Aber die Türe ist fest verschlossen und weicht nicht.

„Zurück an die Hauswand!" brüllt Krafft, dann preßt er sich neben Martin keuchend eng wie ein Blatt Papier an

die Fassade und sieht zu, wie der Rauchfaden aus der Handgranate quillt, die er an die Türklinke gehängt hat. Tssungg! — fährt die Wolke der Detonation auf, Fensterscheiben brechen klirrend, und dann stürzen sie durch den Dampf über die Trümmer der Haustüre die Stufen empor. Sie hören noch, wie oben eine Türe dröhnend ins Schloß geworfen wird.

Höllein ist als erster oben und haut mit der Faust auf die Klinke der eisernen Speichertüre. — Versperrt! Und jetzt! — ganz deutlich hinter der Türe ein paar Schüsse, dann ein Rumpeln und Poltern — und plötzliche Stille. Sie schauen sich an, was das bedeuten soll. Ein Hinterhalt?

„Aufschießen!" schreit Krafft. Einige Gewehrmündungen fahren ans Türschloß, funkend durchhauen die Schüsse das Eisen. Ein Tritt, die Türe fliegt auf: „Hände hoch! — 'raus!"

Gähnendes Dunkel und raunende Dachbodeneinsamkeit ist vor ihren angeschlagenen Gewehren. „'raus da drinnen!" schreit der Martin noch einmal und schiebt sich geschwind neben Krafft in das Düster hinter einem Kamin. Die Kerle müssen doch noch da sein? — Nichts regt sich. Nichts ist zu hören als das Tappen ihrer Stiefelsohlen über die knarzenden Dielen und das Schießen und Lärmen von der Straße herauf: „Fenster schließen!"

Ein Satz, dann ist der Höllein durch den langen Gang zwischen den Verschlägen hindurch an dem einen Fenster, bei dem einige Gewehre lehnen, die noch warm sind, und verschossene Patronenhülsen liegen. „Da sind sie!" schreit er zum Fenster hinausdeutend, und legt hastig an. „Da, über das Dach — ins Nachbarhaus!" Und dann wirft sein Schuß einen Roten, der beim Überklettern der Brandmauer war, hinterrücks hinab auf das Blechdach nebenan, wo die letzten gerade in der Luke verschwinden.

„Martin! 'runter — Nachbarhaus absperren!" ruft Krafft zurück, der sich neben Höllein ins Fenster gezwängt hat. „Zwei Mann Treppe sichern!" „Schnell! Die kommen uns nimmer aus, da drüben geht's nimmer weiter", schreit der Höllein siegesgewiß dem davonstürzenden Schwarm nach. „Bleib du hier, ich gehe ans andere Fenster", sagt Krafft,

und Höllein nickt ungeduldig: „Geh weg, sonst sehe ich nichts.“

An den Lattenverschlägen sind überall noch die Vorhangschlösser, nur den einen Verschlag haben sie aufgesprengt, um an das Fenster dahinter zu können. Aha, ein regelrechtes Matratzennest haben sie um das Fenster herumgebaut, als ob das was nützen würde gegen ein modernes Geschoß.

Er geht in den Lattenverschlag hinein, schiebt das Gerümpel von zerbrochenen Blumentöpfen, Pappschachteln, alten Lumpen und klirrenden Flaschen mit den Stiefeln beiseite und gibt, um bequem ans Fenster zu können, der einen Matratze einen Stoß, daß sie zur Seite fliegt. — Da — hinter der Matratze!

Da sind zwei Gestalten im Zwielicht des Dachbodens plötzlich auf Armlänge direkt vor ihm, daß er entsetzt den Mund aufreißt. Aber es geht so blitzschnell, daß er gar nicht schreien kann. Zwei Hände mit der roten Binde über dem Ärmel krallen sich eisern in seine Arme und drücken die Pistole nieder, die er instinktiv heraufreißen wollte. Zwei Mündungen tanzen vor seinem Gesicht, und ein unterdrücktes Knurren zischt ihn an: „Keinen Schnaufer! — sonst . . . ?!“

Es ist nicht das erstemal in seinem Leben, daß er in den kleinen schwarzen Kreis einer vorgehaltenen Mündung blickt. Das ist es auch nicht, warum er mit einem Male ganz kraftlos lahm wird. Vor seinen Augen flimmert es schwarz wie ein Regen herab, daß er nichts erkennen kann, wenn ihm auch das Entsetzen die Augäpfel wie Kugeln heraustreibt. Die klammernden Griffe in seine Arme lassen nach, und nun merkt er doch im Klarwerden der Sekunde, wie die Pistolen vor seinem Gesicht zögernd wegsinken.

„Duuu — ? Ja — wie kommst denn duu — ?“ zischt es ihn an aus den noch etwas verschwommenen Gesichtern, die ebenso fassungslos entsetzt sind wie er selber. Und er kann auch nur fragen: „Ihr — ? Ja — wie kommt denn ihr — ?“ und erkennt im völligen Erwachen, das ihn überrieselt, daß die zwei vor ihm wirklich niemand anderer als der Max und der Fritz sind.

Pengg! — Ein verirrtes Geschoß drischt einen Dachziegel zusammen, daß die Scherben über ihre Köpfe spritzen. Sie fahren zusammen und ducken sich. Genau so wie damals, wenn es um sie herum über die Trichter gepeitscht und gewettert hat. Und als sie sich wieder strecken, grinsen sie sich an, ein wenig verlegen über diese unwillkürliche, altbekannte Regung, genau so, wie sie es damals immer machten.

Und genau so wie in jeder saudummen Lage, in die sie da draußen miteinander gekommen waren, frägt Hans überlegend: „Ja — was machen wir jetzt?“ Was Max und Fritz getreulich fragend wiederholen: „Ja — was machen wir?“ Das haben sie ja immer dem Hans überlassen, zu entscheiden, was getan werden soll, weil der die einzig richtige Nase für solche beschissene Situationen hat.

Sie halten ihm ihre Pistolen hin, daß er sie nehmen soll, aber die Gewalt eines Schießeisens ist zwischen ihnen sowieso sinnlos, einfach gar nicht da. Das ist es ja, was so schwer ist, daß sich zweierlei Welten in diesen Sekunden übereinander schieben. Mitnehmen kann er die beiden auch nicht, sonst müßte er sie vor das Standgericht bringen. Überhaupt auf dieser Basis läßt sich jetzt nicht denken, sonst läge er schon längst erschossen unter dem Gerümpel hier. Sein Herz sucht sein Gewissen zu beschwichtigen und zu überreden: Es sind ja nur Verführte! Aber ist es nicht schließlich mit allen so? Nein! Es sind lauter Verbrecher! hat sein alter Hauptmann — ach der!

„Wißt ihr, wen ihr erschossen habt?“ zischt er sie an, aber es ist mehr eine bittere, gallbittere Klage als ein Vorwurf, als er fast herausschluchzt: „Unseren alten Hauptmann, den feinen Kerl — da drüben am Eck war's. Und von euch her ist das Feuer gekommen.“

„Wir?“ fährt es den beiden heraus. „Doch nicht wir? Das kann ja — das müssen die anderen — nicht wir — wir nicht.“

Er glaubt es ja, daß sie das sicher nicht gewollt haben. Aber das spüren sie jetzt gräßlich deutlich in dieser Minute, welch ein tiefer Riß über alle Politik und Lager hinweg durch das Volk geht. Daß schließlich die besten Kameraden, die im Feld auf Leben und Tod zusammengehalten haben,

jetzt einander niederknallen wie wütende Hunde. Wer kann da noch von Pflicht reden, Befehle geben oder Richter sein, wo beide Teile zusammen schon verurteilt sind — zum Ende. — Zuletzt werden wir alle zusammen ausgeschmiert, hat erst vor ein paar Stunden noch der alte Hauptmann gesagt. Stimmt! Alle miteinander stehen sie falsch — alle!

„Hans, mach, was du mußt, in Gottes Namen, ist schon gleich", meint der Max, ihn aus seinem Sinnieren aufstörend, und zupft ihn leis am Rock. Er hält seinen Mund dem Hans ans Ohr und bettelt: „Den Fritz laß laufen, der hat ja Frau und Kind. Und mir — mir liegt nichts dran..."

Eine unwillige Bewegung Kraffts schüttelt ihn ab. „Halt 's Maul — du Allerweltsrindvieh! Du gehörst ja mit Kartoffelsalat erschossen. Statt Hirn hast du wohl eine aufgeweichte alte Semmel im Hirnkasten — du Idiot! Ihr seid ja gar nicht zurechnungsfähig, ihr Deppen."

Ach, ist das ein herzlicher, alter, lieber Ton! Wie sie da gleich wieder strahlend leis zusammen lachen können.

Da ruft wer nach ihm: „Hans — Hans! — Ja, wo steckt denn der?" Das ist der Höllein.

„Den roten Fetzen weg!" zischt er die beiden an. „Versteckt euch, bis wir fort sind. Wir haben einander nicht gesehen!" Sie nicken eifrig, wollen noch etwas sagen, aber er stößt sie zurück in den finsteren Winkel des Dachfußes, wirft das Matratzengerümpel völlig ein und über sie hin, daß man sie nicht mehr sehen kann, und tritt zum Verschlag hinaus.

„Was schreist denn so?" herrscht er den Höllein an, „ich bin doch nicht taub." Aber da prallt er mit dem keuchenden Lindner an der Türe zusammen, der ihn anschnauft: „Hans, wir haben sie! Sechs Mann und ein MG." „Wollt' ich dir auch sagen", brummt der Höllein gekränkt.

„Schön, dann alles wieder 'runter!" befiehlt Krafft, aber Höllein meint pflichteifrig: „Hast du den Speicher schon abgesucht, ob nicht —?" „Natürlich, du Esel! Bis du da drauf kommst!" „Man wird doch noch fragen dürfen!" brummt Höllein verwundert über diese Grobheit. Aber der Krafft ist jetzt nicht gut zu sprechen, seit sie ihm seinen alten Hauptmann weggeschossen haben.

Unten bringen die Krankenträger gerade den toten Hauptmann auf einer Bahre daher und stellen ihn neben der Türe ab, wo der Birkmann schon liegt. Durch das Gewimmel der Soldaten im Hof führt der Martin die Gefangenen heran und schreit, die Augen noch voller Wut, Hans an: „Da! — das sind sie! Wie aus dem Verbrecheralbum."

Die Roten spüren alle ein kaltes Grausen im Genick, als sie die unheimlich glühenden Augen des Feldwebels auf sich gerichtet sehen. Hans denkt aber nur, wie das aussehen würde, wenn die zwei, die noch oben am Speicher sind, jetzt hier mit vorüber kämen, und findet, daß sie eigentlich nicht dazu passen würden, zu diesem Verbrecheralbum. Er gibt dem verblüfften Martin gar keine Antwort, sondern bückt sich zu seinem toten Hauptmann herab und zieht behutsam den Mantel, mit den sie ihn zugedeckt haben, über das wachsbleiche Gesicht. Jetzt wird er es schon sehen können, das große Ziel hinter dem Ziel, an dem sie jetzt sind. Das wäre der einzige gewesen, der ihn verstanden hätte da oben am Dachboden. Aber besser, daß er nicht mehr dabei war.

Schweigend stehen seine Kameraden ringsum, und als der Paul daherstürmt und laut nach Krafft frägt, winkt ihm der Christian ab und raunt dem erschrocken stockenden Paul zu: „Es war im Feld ein Kamerad vom Hans."

Wie Krafft sich wieder aufbückt und fragend umherblickt, wenden sie sich verlegen ab und plärren durcheinander, als hätten sie die scheue stille Geste an Krafft gar nicht gesehen. „Was ist jetzt?" fragen einige grob, und Paul deutet zu einem anderen Haufen Freikorpsleute auf der Straße: „Das da drüben gehört schon zur Nachbarkompanie. Und ein Befehl von unserem Häuptling: Die Straßenkreuzung sichern! In unmittelbarer Nähe Standquartier beziehen!" „Da drüben ist ja ein Wirtshaus, das paßt doch ausgezeichnet!" schlägt der Höllein vor, und Hans nickt gleichgültig: „Gut!"

Nun hat er sich schon eingefangen im Gleichgewicht und ist wieder der alte unter seinen Kameraden. Er kann nun die Umgegend schon wieder mit wachsamen Augen betrachten, weil das alles, was war, mählich zurücksinkt ins

Vergessen. Es wird ihm langsam freier ums Herz, daß er nun auf einmal tief atmen und den Körper strecken kann.

Jetzt ist es vorbei! Der Kampf und das Feuer und das Schreien. Das hier herum ist nun wieder München, wieder Heimat und Geborgenheit. Kaum zum Glauben, daß es vorher was anderes sein wollte. Schon drängen sich die Einwohner um die angeschlagenen Bekanntmachungen und gehen ihren täglichen Hantierungen nach, kehren Splitter und Schutt von den Gehsteigen, und die Buben raufen sich um die verschossenen Patronenhülsen, die überall herumliegen. Hier und da peitscht noch ein blinder Schuß aus den Höfen, und von weit draußen vor den Häusern leiern einige Maschinengewehre durcheinander; aber da draußen kann das kein Ernst mehr sein, höchstens ein Ausprobieren der Waffen.

Ein Lastauto ladet Drahtböcke ab an der Straßenecke, wo Wasmuth sein Maschinengewehr fast kasernenmäßig genau auf den Gehsteig hinstellt und umständlich richtet, weil er jetzt Zeit genug dafür hat. Man kann ganz unbesorgt und ohne entsicherte Waffe in der Faust in wahrer Lebensgröße über die Straße gehen und braucht sich nicht mehr wie ein Blatt Papier in die seichten Nischen der Haustüren pressen. Da, wo vor einer guten halben Stunde noch die Barrikade war, merkt man kaum noch Spuren davon. Nur eine alte verwanzte Matratze, die keiner mag, ist übriggeblieben, alles andere ist schon verzogen worden oder wird gerade in den Höfen hinter den Zäunen zu Brennholz kleingemacht. Die Häuser hier herum sind eigentlich glimpflicher weggekommen wie die in der Hauptstraße, hier ist es noch ohne Granaten abgegangen.

Aus einem Hof schiebt ein wüster Kerl einen Handkarren heraus, auf dem drei Leichen erschossener Spartakisten liegen. Die Schuhe sind ihnen ausgezogen und die Hosentaschen nach außen gestülpt. Der einen Leiche hängt der Arm über das Rad und baumelt lose hin und her, wenn ihn die Speichen im Fahren fassen und wieder fallen lassen. Wie ein Stück geschlachtetes Vieh! Mehr sind ihnen die Genossen nicht, die für das Proletariat starben. Auf den Karren und in die Grube. Aus! Mit ungestörter Seelenruhe raucht der Kerl seine Zigarette dabei.

Am Standquartier geht es lebhaft zu. Paul hat schon eine regelrechte Kanzlei auf einem Tisch aufgeschlagen mit Tintenfaß und Papier, sogar ein Stempel mit einem Farbkissen liegt vor ihm. Er nimmt Anzeigen zu Protokoll, und Christian stellt Passierscheine aus für die Zivilisten, die das rings um den Stadtteil gelegte Sperrgebiet verlassen müssen und sich einwandfrei ausweisen können. Es geht nicht sehr fein 'runter dabei, und man kann manchen tiefen Blick in die Verworfenheit echter Proletarierseelen tun.

„Was wollen Sie?" frägt Christian eine schmuddelige Frau, die sich durch die anderen vordrängt. „Ich? — Ich möchte fragen, warum der Müllerin ihr Mann nicht erschossen wird — ha? Der war doch auch dabei — warum holt ihr ihn nicht — ha? Den meinen habt ihr schon erschießen können."

„Werden Sie nicht frech!"

„Ja, soll ich vielleicht mit meinen vier Bamsen ins Wasser gehen? Der Öchsle der ihrige war mit dabei, der Winterin ihrer auch und der Sieberin ihr Zimmerherr erst recht, mit dem sie es seit dem Krieg schon hat, die scheinheilige Wuislerin. Alles sage ich, alles! Warum soll's denen besser gehn wie mir." „'raus jetzt!" Triumphierend geht sie ab und schnaubt rachelüstern: „Die sollen heulen, schreien müssen sie, diese —." Da wirft sie der Lindner mit einem Tritt auf die Straße hinaus.

Paul hat zu Christian hinübergeblickt und meint sarkastisch: „Edelproletariat!" Worauf der Christian die Namen wieder durchstreicht und knirscht: „Lumpenproletariat!" Doch da kommt eine Junge, das Kopftuch keusch um die Schultern eng gehalten und läßt ihre schwarzen Augen rasch umhergehen. Dann legt sie schnell einen Aktendeckel vor Christian hin und flüstert: „Sie möchten das lesen." Wie Christian den Deckel aufschlägt, sieht er eine saubere Namenliste mit Straßen und Hausnummern, vier Seiten lang, und ein Zettel liegt dabei mit der Maschine geschrieben. Schnell will das Mädel wieder hinauswischen, da packt sie der Lindner beim Arm: „Moment noch, Fräulein." „Sind Sie doch nicht so grob, lassen Sie mich aus, ich muß heim."

„Hört!" ruft Christian und liest den Zettel vor:

„Liebe Kameraden! Ein Freund von Euch, der es sehnlichst erwartet, daß Ihr siegreich hier einziehen werdet, will Euch die schwere Arbeit der Säuberung erleichtern und übergibt ungenannt eine Liste, welche unter Lebensgefahr niedergeschrieben ist. Sie enthält die hauptsächlichsten Spartakisten dieses Stadtteils. Die mit Kreuz sind die Anführer, die unterstrichenen die Plünderer und die mit zwei Kreuzen die schwersten Verbrecher und Rädelsführer. Es freut mich, Euch einen kleinen Dienst erweisen zu können.

Ein dankbarer Bürger und Freund."

„Ein Anonymus, die Kerle mag ich gern", zischt Paul. „Wetten!" sagt der Christian, „daß hier einer durch uns seine lieben Freunde erschießen lassen möchte."

Krafft kommt soeben herein und sieht sich die Liste mit dem Zettel an. „Von wem ist diese Anzeige?" frägt er das Mädel und betrachtet sich ihr sinnlich hübsches Gesicht. „Das weiß ich nicht. Ein Herr hat sie mir gegeben", antwortet sie schnippisch. „Hm", lächelt Krafft, „lassen Sie sich so ohne weiteres von einem fremden Herrn ansprechen? Und tun gleich das, was er will?" „Das ist eine Gemeinheit", tut sie erbost, aber Krafft lächelt ungerührt und sagt: „Ihre Anzeige ist ohne den Namen des Herrn wertlos für uns, sagen Sie ihm das. Er möchte doch soviel Schneid haben und sich selber herbemühen." „Der Herr ist doch euer Freund, das seht ihr ja." „Unsere Freunde haben einen ehrlichen Namen, den sie jederzeit unter das setzen, was sie schreiben", sagt Krafft scharf und zerreißt die Liste vor ihren Augen. „Laßt sie laufen, die falsche Katze."

„Großartig!" lobt ihn der Christian, setzt sich aber gleich wieder in Positur, denn an dem Mädel vorbei schob sich ein demütig lauernder Mann herein und grüßte: „Guten Abend die Herren. Bin ich hier recht?" „Was wollen Sie?" frägt Christian. Der Neue holt einen schmierigen Zettel aus der Tasche und raunt geheimnisvoll, die Hand an den Mund legend: „Der war auch dabei." Dann blickt er argwöhnisch um, ob es wirklich auch kein anderer gehört hat. „Wölfel — Georg", liest der Christian laut vom Zettel ab, daß der Angeber erschrocken zusammenfährt und flüstert: „Ja, so heißt er; das ist ein ganz gefährlicher Roter! Der hat gleich

da drüben vom Dach 'runtergeschossen, und jetzt sitzt er daheim, als ob er kein Wasser getrübt hätte. Gewiß wahr, hab's selber gesehen! Und überhaupt, das ist ein —." „Wie heißen Sie?" fährt ihm Christian dazwischen. „Ich? Wie ich heiße?" stotterte der Angeber. „Haben Sie einen Ausweis dabei?" „Ich möchte nicht gern, daß ich genannt werde, wissen S' schon, wie die Leute sind." „Ihr Name bitte!" „Dann möchte ich doch lieber verzichten; ich hab' gedacht, man muß als anständiger Mensch das sagen, was man gesehen hat."

„Sucht ihn aus!" schafft Krafft den Kameraden, die sich horchend hinzugedrängt haben.

„Was wollt ihr denn von mir? Ich bin doch kein—." Dann wird er blaß vor feiger Angst und heult: „Wo ich doch gar nicht mitgemacht habe, gewiß und wahrhaftig, ich bin nicht dabei gewesen."

„So? — Was ist dann das hier? Ein Ausweis der Roten Armee?"

„Aber ich war nicht dabei, ich bin nicht mitgegangen."

„Sie heißen Joseph Wölfel?" — Keine Antwort. — „Ist der Georg Wölfel, den Sie anzeigen, mit Ihnen verwandt? Antwort! — Das ist wohl Ihr Bruder?"

Ein entsetztes Raunen geht durch den Kreis. Das kann doch nicht möglich sein — der eigene Bruder?

„Red, Hund!" fährt ihn der Berger an und haut seine Pranke voller Wut in das bleiche, feige Gefrieß, daß man die fünf Finger rot aufquellen sieht. Taumelnd fängt sich der Verräter ein und lallt: „Ich war nicht dabei — gewiß nicht! aber der!"

„Halt!" ruft Krafft, weil sich alle auf den räudigen Hund stürzen wollen. „Martin?" „Hier!" „Du führst ihn in den Hof und sagst überall laut an, daß der Wölfel seinen eigenen Bruder verraten hat, und dann legst du ihn über eine Wagendeichsel und läßt ihm fünfundzwanzig Saftige auf den Nacken vor allen Leuten anmessen. Vielleicht kriegen wir dann Ruhe vor dem Gesindel."

„Aber ich war doch gar nicht dabei", kreischt der Wölfel mit übergeschnappter Stimme, wie sie ihn hinausschleppen, und Paul meint fassungslos: „Dem kommt es noch gar nicht zum Bewußtsein, was er getan hat." Christian zerknüllt

den Zettel und schüttelt den Kopf: „Da ist der böse Kain wieder einmal besser wie sein braver Bruder Abel.“ Hans hört gar nicht hin, denn er muß an Max denken, wie der meinte: Laß den Fritz laufen, mir liegt nichts dran, wenn sie mich erschießen wollen. Solche Feinde können immer noch zu Freunden werden, aber Verräter am eigenen Bruder oder anonyme Listenschreiber, die sich als Freunde aufspielen, die müßte man erschießen.

„Laßt bloß keinen mehr herein“, will er gerade sagen, da reißt der Höllein die Türe auf und brüllt: „Los, herein da, ihr Saububen!“ Zwei blutjunge Bürscherl, die Mütze verwegen am Haar, werden hereingestoßen. Sie haben noch die Hände hinter dem Kopf verschränkt und stieren mit großen Augen hilflos erschrocken um sich. „Schau sie dir an, diese Rotzlöffel“, sagt Höllein ganz entrüstet zu Krafft. „Noch nicht richtig stehen können, aber bei der roten Garde. In einem Keller habe ich sie aufgestöbert, wie sie ihre Gewehre verstecken wollten.“

Vom Hof herein dringt ein winselndes Heulen, daß Höllein mit einem fragenden Blick seine Meldung unterbricht. Aber Krafft tritt davon unberührt vor die jungen Kerle hin und frägt: „Wie alt?“ „Sechzehn“, sagt der eine kleinlaut, und der zweite: „Auch, sechzehneinhalb.“ „Was ist dein Vater?“ „Der ist gefallen.“ „Und der deine?“ „In Gefangenschaft in England.“ „Und da schämt ihr euch nicht? Wie kommt ihr zum roten Haufen? Nehmt die Hände 'runter!“ „Wir haben halt so zugeschaut, und da haben sie uns ein Gewehr gegeben. Weil wir auch Arbeiter sind, haben sie gesagt.“ „Könnt ihr denn schießen?“ „Ein bissel geht's schon“, meint der ältere von beiden vorwitzig, daß ihn der jüngere verwarnend anschaut.

„Wißt ihr auch, was euch jetzt blüht?“ sagt Krafft eindringlich ernst, und sie ließen schweigend die Köpfe hängen. „Wißt ihr das nicht?“ fragt Krafft noch einmal. „Doch, wir wissen es!“ sagt der ältere trotzig. „Wenn ihr das wißt, warum habt ihr dann mitgetan? — Antwort!“

„Weil wir für den Sozialismus kämpfen wollen, für das Recht der Arbeiter“, bäumt sich der Stolz des jüngeren auf, daß alle verwundert aufhorchen und den lärmend vom Hof hereinpolternden Kameraden zuwinken, ruhig zu sein.

„Du meinst also, wir Soldaten sind solche, die nicht arbeiten brauchen?“ fährt Krafft fort. Verlegen schaut der Bursche auf und meint gedrückt: „Jetzt ist es schon gleich! Jetzt sag' ich's! Ihr seid vielleicht auch Arbeiter, aber ihr laßt euch ausnützen als Landsknechte gegen die Arbeiter.“ „Wo hast du diese Sprüche gelernt?“ „Das sind keine Sprüche, das lernt man als Arbeiter in jeder Fabrik.“ „Und du? Was hast du für Sprüche gelernt?“ „Weil's schon gleich ist. Wir sind nicht feig. Heute macht ihr es mit uns so, später einmal unsere Genossen mit euch. Siegen werden wir Proletarier, weil wir mehr sind wie ihr.“

„Und viel, viel dümmer — nur die Hauptsache nicht weglassen. Das haben wir ja heute gesehen, wie ihr als die mehreren gesiegt habt. — Dumme Lausbuben seid ihr, die mit dem Feuer zündeln und dann nach der Mutter schreien, wenn's heiß wird. Euch muß man einmal das Hirn richtig ausstauben, die Sozisprüche herausbeuteln. Das werden wir jetzt tun, damit ihr nicht vergeßt, daß man auf ehrliche deutsche Soldaten als Deutscher nicht schießen darf. Und daß ihr euch's merkt: Wir lassen Deutschland nicht vor der Welt von euch roten Narren zum Gespött machen und durch eure saudumme Umwüterei unsere schöne Heimat zerstören. Ihr schreit ja doch bloß nachher, wenn alles hin ist, nach Brot, das ihr selber zertreten habt. Vom Brot lebt man, von der Arbeit! Nicht von eueren blöden Allerweltssprüchen.

Höllein! Du gibst ihnen eine anständige Tracht Prügel, daß sie drei Wochen lang nimmer sitzen können. Dann weiter damit!“

„Zum Erschießen seid ihr Rotzlöffel ja noch zu grün und zu dumm“, knurrte der Höllein die wie erlöst lächelnden Burschen an. „Kommt nur mit, jetzt holen wir wenigstens ein paar von den Arschprügeln nach, die euere Alten versäumt haben. Los! Wer will zuerst den Proletarier-Siegesmarsch vorpfeifen?“

Die beiden Burschen lachen dazu wie zu einem guten Witz, denn sie dürfen ja am Leben bleiben.

*

Quer über die Straße hat der Wasmuth mit spanischen Reitern abgesperrt und auf einen großen Kistendeckel mit

Stiefelwichse aufmalen lassen: „Halt! Wer weitergeht, wird erschossen!“ Die Leute seiner Gruppe kontrollieren die Passanten, die das Sperrgebiet verlassen oder betreten wollen. Frauen mit Kindern, die am Morgen schon in der Angst vor den Ereignissen zu Verwandten geflüchtet sind, und Männer, die vorgeben, von der Arbeit heimzukehren. Wer kann kontrollieren, ob die Wische echt sind, die da vorgezeigt werden, und ob die Namen und Angaben stimmen. Die ganze Absperrung hat ja hauptsächlich den Zweck, Zusammenrottungen von vornherein zu unterbinden.

Da kommt gerade ein Weibsbild mit einem frechen Mundstück, die sich darüber aufregt, weil ihre Handtasche untersucht wird, ob sie ein Schießeisen oder Handgranaten hinausschmuggeln möchte. Schon steht eine ganze Reihe an, weil die Untersuchung und Prüfung etwas länger dauert. Jeder möchte zur bekanntgemachten Sperrstunde um sieben Uhr abends daheim sein, weil es dann nicht mehr ganz ungefährlich auf der Straße ist; man will nicht festgenommen und zum Gefängnis gebracht werden.

Da ist schon wieder so ein frecher Bursche, der glaubt, er kann dem Posten das Maul anhängen. Ausweis hat er natürlich keinen dabei. Ein dummer Proletarier, der aus seinem Herzen kein Hehl macht und deutlich erkennen läßt, daß er diese Soldaten da nicht leiden kann. „Schau, daß du weiterkommst, geh hin, wo du hergekommen bist. Und wenn du das Maul nicht hältst, dann wirst du verhaftet, Hanswurst, windiger!“

„Unerhört, wie sich das Pack benimmt“, sagt ein eleganter Herr und zieht höflich den Hut. „Verzeihung, die Herren, ich möchte nach Hause, ich wohne nämlich draußen in der Gartenstadt. Wenn ich mich vorstellen darf — Professor Dr. Cornelius. Hier mein Paß und meine Universitätskarte! Genügt das als Ausweis?“ „Natürlich genügt das. Danke, Herr Professor! — Durchlassen den Herrn!“ sagt Wasmuth und legt ausnahmsweise ein paar Finger grüßend an den Helmrand. Ein Mensch mit Bildung weiß eben, was sich gehört, und fügt sich mit Anstand in das Unvermeidliche, denkt der Wasmuth und blickt dem eleganten Herrn nach, der würdig und gelassen seinen Weg stadtauswärts fortsetzt.

An einer Villa in der Gartenstadt sperrt Herr Professor Dr. Cornelius auf, als ob er hier zu Hause wäre, obwohl am Schild ein anderer Name steht: Dr. Eckstein. Fast hätte ihn die Dame nicht erkannt, die in einem koketten Reisekleid und einem Schleierhut auf ihn gewartet hat. Sie schlägt vergnügt die Hände über dem Kopf zusammen, als sie Herrn Cornelius erblickt, der lächelnd seine Brille abnimmt und dann vor dem Spiegel die blonde Perücke und den ehrwürdigen Backenbart entfernt. Das Gesicht und der Schädel, der dann übrigbleibt, ist weder Herr Cornelius noch der angebliche Herr Eckstein, dem die Villa gehört, sondern Sigi, der große Proletarierführer und Beglücker der Menschheit.

„Nun?“ frägt er und dreht sich um, „hast du es abgegeben?“ „Auftrag erfüllt“, meldete die Dame mit kicherndem Gelächter. Sie zieht nur ein wenig die Augenbrauen dabei hoch und schlägt den Schleier zurück, daß man ihr ganzes Gesicht sieht, das mit dem Gesicht des Dienstmädchens auf der Wachstube absolut identisch ist. Nur waren da noch nicht die Wangen geschminkt und die Lippen so rot bemalt wie jetzt. „Aber —“, sagte sie so obenhin. „Was aber?“ frägt Sigi und runzelt die Stirn.

„Da war so ein hundertprozentiges deutsches Soldatenindividuum, triefend vor Pflicht und Genauigkeit“, entgegnet sie gelassen und zündet sich eine Zigarette an, „der hat die Liste vor meinen Augen zerrissen.“ „Warum?“ tut Sigi erstaunt. „Weil sie keine Unterschrift trug.“ „Schade!“ bedauert Sigi ärgerlich, „und ich dachte, daß sie anonym glaubwürdiger aussähe.“ — „Weißt du, was der weiße Soldat zum Abschied zu mir gesagt hat?“ — „Was?“ — „Genau das, was du immer sagst: Falsche Katze!“

„Komisch! Du kannst dich eben nicht verstellen“, bemerkt Sigi nebenbei und beginnt in seiner Brieftasche zu kramen. Er wirft den Paß des Herrn Cornelius, den Universitätsausweis und andere Papiere auf den Tisch und frägt dabei: „Sind deine Papiere in Ordnung?“

„Gewiß! Ich bin jetzt nicht mehr Natascha, sondern wie-

der einmal die Frau Orsinski, Gattin des Kaufmanns Orsinski aus Polen — deine Gemahlin.“

„Gut, verbrenne das in der Küche! Genosse Landsberger soll schon verhaftet sein. Die Weißen haben ihn in einem Kleiderschrank aufgestöbert.“

„In einem Kleiderschrank? Gott, wie altmodisch!“ kichert sie, man hört doch ein leichtes Vibrieren der Angst hinter den Worten.

„Drum eiligst 'raus aus diesem schwerfälligen München. Es ist höchste Eisenbahn! Ist der Wagen reisefertig?“ „Fix und fertig! Wohin geht die Reise?“ „Über Italien nach Ungarn.“ „Ungarn? Oh, Ungarn liebe ich! Nur mein Ungarisch ist sehr schlecht.“ „Das wirst du sowieso wenig brauchen. In Ungarn wird es nicht mehr viel zu tun geben, höchstens Bélas Nachlaß zu ordnen. Jedenfalls haben wir in diesem Bauerndorf München mehr erreicht als Béla in der Weltstadt Budapest.“ „Sage, bitte, nichts über München. Es war sehr nett hier. Mein schönes Atelier und mein netter Tolpatsch Max! Wo er wohl ist?“ „Schwätze nicht! Hier ist Geld, falls wir uns trennen müssen.“

„Du bist sehr freigebig heute“, lobt sie und rafft die Banknotenpäckchen mit gierigen Krallen in ihre Tasche. „Hat auch seinen Grund“, lächelte er, „du hast mich gut bedient, wir können einen sehr schönen Erfolg unserer Arbeit aufweisen. In Deutschland ist der Grund für ein Sowjet gelegt, mit so zirka tausend Toten, schätze ich. Das Proletariat hat jetzt seinen sichtbaren Feind — hähähä — als Gegenstand seiner Rache.“

Zufrieden reibt sich Sigi die Hände und überblickt nochmal in Gedanken, ob er nichts vergessen hat, während Natascha überlegt, ob sie nicht von ihrem Geld dem netten Tolpatsch Max doch etwas schicken soll. Aber wozu, denkt sie, vielleicht lebt er schon nicht mehr.

Sigi zieht noch eine andere Bilanz seines segensreichen, erfolggekrönten Wirkens und lacht ironisch: „Die weißen Generale werden jetzt in Deutschland Arbeit genug finden und nicht mehr auf die dumme Idee verfallen, Armeen und Freikorps nach dem Osten zu schicken. Die Sowjets sind

dadurch von einem großen Druck befreit." „Der Chef kann mit uns wohl zufrieden sein", lacht Natascha sarkastisch und prüft dabei sorgfältig im Spiegel ihrer Handtasche die Schminke ihres Gesichts.

„Ist der Chef auch!" sagt Sigi. „Aber, bist du fertig? Dann los! Wir werden diese Nacht noch in Zürich erwartet."





Wache

Die Straßen der bei Tage schon trostlosen Vorstadt liegen verlassen einsam im Dunkel der spukhaften Nacht. Hier und dort fällt ein Schuß, und man weiß nicht warum. Oder es rollt plötzlich das Echo eines hämmernden Maschinengewehrs aus den Seitenstraßen, und manchmal kommt dazwischen der dumpfe, pressende Schlag krepierender Handgranaten. Das Unheimliche lauert im Finstern und hinter dem feinen Nebeldunst der frostigen Kühle, der die Sicht behindert.

Von ferne knarrt ein schweres Fuhrwerk über das Pflaster heran, immer nur ein Stück weit, dann hält es wieder für eine Weile an. Voraus geht ein Sanitätsgefreiter mit einer Laterne, um die nächsten zu suchen, die still und steif mit dem Gesicht nach unten im Rinnstein liegen. Schweigsame Gestalten mit Gewehr und Stahlhelm trotten zu beiden Seiten des ächzenden Wagens mit. Von Zeit zu Zeit, wenn der Gefreite mit der Laterne schwenkt, sagt der steif auf dem Bock sitzende Kutscher: „Öha — brrr!“ — und die Pferde schnauben erregt vor den dunklen Bündeln am Boden und gehen noch einige Schritte, bis sie vorbei sind. Dann fassen die städtischen Arbeiter, die hinterdrein laufen, nach einigem Räuspern und Händespucken zu zweit an, und die Soldaten weichen zur Seite, daß die Toten möglichst rasch aufgeladen werden können.

„Sechsundzwanzig! — das ist jetzt der siebenundzwanzigste!“ sagt einer der Soldaten zu seinem Kameraden, und der fragt erstaunt zurück: „Hast du mitgezählt?“ „Achtundzwanzig — Schluß! Jetzt muß doch bald der Zaun kommen, wo ein halbes Dutzend beieinander liegt.“ Und dann zündet er eine neue Zigarette am alten Stumpen an, während der Kutscher mit den Zügeln schlenkert und die Pferde antreibt: „Wüh — wüh!“

Aus einer Querstraße hallt der schwere Tritt von Soldatenstiefeln. Eine Straßenpatrouille, die in der Verlassenheit des Vorstadtviertels glaubt, endlich auf etwas Verhaftenswertes zu stoßen. Dann bleiben die vier Neuen plötzlich stehen und starren schweigsam auf die Stiefelsohlen, die unter der lässig darübergeschlagenen Plandecke hervorstehen. Aber dann lenkt sie das nahe Peitschen eines Schusses und der unverständliche Lärm einer räsonierenden Stimme wieder ab, und sie pirschen sich gespannt an den Häuserwänden entlang in die Richtung des neuen Ereignisses. „Halt, wer da?“ hört man noch rufen, dann nichts weiter mehr als das einschläfernde, knarrende Ächzen der Totenfuhre und das trompetende Schneuzen der Straßenkehrer, die mit einem Sandkarren hinterdrein folgen und ein paar Schaufeln voll auf das schwarze Gerinnsel am Gehsteig und in der Straßenrinne werfen.

Und immer noch fallen Schüsse, singen verirrte Geschosse von weither und hallt in das tödliche Schweigen der Straßen das Klappern schwerer Tritte.

Um eine Ecke biegt ein Trupp, voran fröstelnde Gestalten in Zivil, die ihre Arme hinter dem Kopf verschränkt halten, und hinterdrein Soldaten mit schußbereitem Gewehr im Arm. Gefangene der Roten Armee. Sie starren geradeaus, als sähen sie nicht, was an ihnen vorbeigefahren wird. Der Begleitmannschaft des Fuhrwerks dreht es die Köpfe seitwärts; da ist doch wahrhaftig ein merkwürdiges Weib darunter, ganz auffallend russisch angezogen. Geschminkt ist das Luder auch noch, ganz weiß, mit roten Flecken an den Wangen, das sieht man sogar im Dunkeln noch. Und Augen hat sie, in denen der Irrsinn flackert, wie sie das Fuhrwerk fassungslos anstiert, auf einmal stehenbleibt und schrill aufschreit: „Nein — nicht! — Nein! Ich habe doch

gar nichts getan!“ „Marsch — weiter!“ treibt sie einer der Soldaten wieder in die Reihe.

„Was hat denn die —?“ will einer von der Fuhrbegleitung fragen, da! — wahrhaftig, da bricht sie aus der Reihe aus und rennt kreischend in eine der engen Gassen hinein. Gewehre werden hastig in Anschlag gerissen und drohendes Rufen gellt durch die Nacht: „Halt! — Stehnbleiben! — Halt!“ Gäh funken drei, vier Schüsse auf, und im Blendschein des Feuers sieht man, wie sie stolpert und zusammenbricht. „Dummes Luder!“ brummt der Sanitätsgefreite und winkt mit der Laterne: „Umkehren!“

Der Martin ist mit seiner Streife auf den Lärm herbeigerannt und kommt eben dazu, wie einer der Soldaten den schlaffen Arm der Erschossenen aufhebt, wieder fallen läßt und lakonisch „Aus!“ sagt. „Eine greußliche Hexe“, meint der Martin, „was war denn mit der?“ „Ausreißen wollt' sie uns“, antwortet einer von der Begleitmannschaft und erzählt: „Von uns hat das Luder heute einen bei der Verhaftung mit der Pistole niedergeschossen.“ „Und da habt ihr sie nicht gleich —?“ fragt Martin. „Wir haben sie nicht erschießen dürfen, bloß festnehmen, weil sie eine ganz besondere Marke der Roten gewesen sein muß, eine Anführerin. Katschia oder so ähnlich russisch hat sie geheißen.“

„Katja“, verbessert ihn einer der Gefangenen, die eben vorbeigeführt werden. „Die Katja, die kenne ich! Hier sieht man es noch, wie sie mich gekratzt hat und angespuckt, weil ich in einer Versammlung für euch Weiße eingetreten bin, um Blutvergießen zu vermeiden.“

„Geh weiter! Das erzählst du dem Standgericht, nicht uns. Marsch jetzt!“ drängt der Begleitsoldat und macht große Schritte, um den Abstand von den andern wieder aufzuholen.

Der bleiche Schein einer Leuchtkugel huscht über das Gewirre der niedrigen Dächer und Kamine und läßt den gespenstischen Schatten der Totenfuhre über die Hauswände geistern. „Wüh — wüho!“ Ächzend rollen die Räder über das holperige Pflaster zum nahen Friedhof, wo die Leichenhäuser und die Gänge nicht ausreichen für die Opfer der Tragödie „Räterepublik“. Da werden sie nebeneinandergelegt, die roten Fanatiker und die Verzweifelten, die Ver-

brecher und die Narren, die es nicht anders wollten. Und dazwischen liegen die Männer, Kinder, Greise und Frauen, die unversehens das blinde Blei getroffen hat. Und in einer Reihe liegen die grauen Soldaten, die sich geopfert haben für ein Volk, das kein Volk mehr ist.

In der Wirtschaft am Eck ist es bei der Wache schon still geworden. Nur die Patrouillen kommen und gehen, wenn die Ablösung schlägt. Die letzten Verwundeten des Tages warten in einer Ecke, wo die Rotkreuzflagge zum Fenster hinausgesteckt ist, auf den Abtransport. Am Boden und auf den Wandbänken schlafen die Abgelösten zwischen Tornistern und Gewehren. An einem Tisch sitzt der Vizefeldwebel Hans Krafft, den Kopf in die Hand gestützt, und trommelt mit dem Bleistift leise auf den Umschlag seines Notizbuches, oder stochert mit der Spitze im weichen Tropfwachs der Kerze herum, die auf ein Kochgeschirr gepappt ist. Er hat eigentlich jetzt gar nichts zu tun und könnte schlafen, soweit ein Wachhabender in dieser Nacht überhaupt zum Schlafen kommt. Seine Freunde schnarchen längst oder sind draußen beim Dienst in der Nacht. Der Sergeant Martin ist auf Ronde, und der Höllein ist mit vier Mann vor die Stadt hinaus, um die Feldküche am letzten Straßenkreuz abzuholen. Wach ist nur noch der Lindner, der mit zwei von seinen Leuten einen wispernden Tarock in der Ecke spielt.

Krafft schaut eine Weile hinüber in die Ecke, dann sagt er: „Lindner, ich schlafe ein wenig. Weckst mich halt, wenn was los ist. Wenn die Feldküche kommt, soll sie gleich nebenan in die Hauseinfahrt gestellt werden.“ „Ist schon recht“, nickt der Lindner unterm Mischen und schimpft nachher mit unterdrückter Stimme: „Spielen könnt ihr wie die Studenten, so dumm. Wenn ich doch die As halte, dann mußt du deinen Rotzehner schinden, du Depp!“ „Psst!“ wehrt ihm der andere, „rot sagt man nicht, rot ist unser Feind. Herz heißt's bei uns.“ Und der dritte meinte kichernd: „Ja so, heute ist ja der erste Mai, Weltfeiertag! Proletarier aller Länder —.“ „Der war doch gestern schon, heut ist der zweite!“ korrigiert der Lindner. „Komisch, wie die Zeit vergeht.“

Hans hat sich auf die Bank gestreckt und seine Füße auf einen Stuhl gelegt. Ganz unbeweglich liegt er im Dunkel,

die Kerze hat er ausgeblasen. Er schläft aber nicht. Er hat die Augen offen und sieht an der Decke den Schein einer Kerze mit den Schatten der Tarockbrüder spielen. Er spürt, er hat etwas auf dem Gewissen, und darüber muß er nachdenken. Der Vizefeldwebel Krafft hat seine Pflicht verletzt. Wenn es herauskommt, wird er vor das Kriegsgericht des Freikorps gestellt und degradiert, mit Schimpf und Schande entlassen. Ausgerechnet er, der einige hundert Kameraden, geradezu unduldsam gegen andere Meinungen, für das Freikorps begeistert hat.

Da drängt sich aber ein anderer Gedanke vor und raunt: Nein, das ist nicht richtig gedacht. Da stimmt etwas nicht. Du mußt tiefer greifen, viel tiefer.

Gerne, recht gerne, wenn das so einfach wäre. Bisher hat er immer nur von sich aus das Leben betrachtet. Als wenn er der Mittelpunkt wäre und rundum alles so sein müßte, wie er sich das denkt. Aber das kann er jetzt nicht mehr, seit heute nachmittag. Da hat ihn etwas hinausgestoßen aus diesem Mittelpunkt, und seitdem treiben seine Gedanken ohne Halt dahin wie die Wellen eines vernichtenden Hochwassers und reißen alles ein, was er noch von früher her wußte, was er im Kriege sich zurechtdachte, und was er in den paar Monaten seit dem Waffenstillstand sich an Weltanschauung zusammenleimen wollte. Alles futsch! Er ist nur mehr äußerlich ein Freikorpssoldat, ein Verkörperer der Ordnung, des Rechtes, der Staatsgewalt — innerlich ist er ein Trümmerhaufen. Jawohl! Er spürt es ganz genau. Und das ist er, seitdem er mit seinem Zug die Barrikade in dieser Straße überrumpelt hatte und der lange Birkmann, der im Feld Artillerieleutnant war und beim Freikorps einen einfachen Schützen machte, plötzlich aufstöhnte und sich um die Achse drehte, wie man es im Felde oft bei Herzschüssen gesehen hat.

Nein, da war es noch nicht! Aber wie sein alter Hauptmann neben ihm umsank, ein Soldat, dem Soldatsein alles war, der ein ganzes Leben daran gehängt hatte und beinahe sein Vater sein könnte? Nein, auch da war das noch nicht soweit mit ihm.

Es stimmt schon, erst seit dem Augenblick, als er die Matratze wegstieß, seitdem hat sich alles in ihm umgedreht.

So deutlich spürbar, daß ihm fast schlecht dabei geworden ist. Was wohl sein alter Hauptmann getan hätte, wenn er noch mit dabei gewesen wäre? „Vogt! — Wörner!" — würde er gesagt haben, „schämt ihr euch denn gar nicht?" Oder vielleicht wie heute vor dem Angriff bei der Fabrik vor der Stadt: „Ausgerechnet mir muß das passieren! Leute von meiner Feldkompanie, die ich zu allerletzt hier gesucht hätte."

Oder war es Schicksal? Daß ausgerechnet er die beiden finden mußte und seinen alten Hauptmann eine Kugel daran hinderte, mit dabei zu sein? Es scheint das doch mehr als ein blanker Zufall gewesen zu sein. Ein anderer wenn sie gefunden hätte, der wäre den beiden auf den Tod verfallen gewesen, sie natürlich dann auch der Übermacht. Aber wer fragt danach in solchen Minuten? Daß sie überhaupt nicht sofort geschossen haben? Wohl deswegen, weil sie abwägen wollten: Dein Leben gegen unser Leben! Ist das eine Schicksalsfrage oder nicht?

Der Zweifel ist doch das Schrecklichste, die Verdammung schon auf dieser Welt. Jetzt ist er soweit, jetzt ist das da, von dem sein alter Hauptmann sprach. Ein Ziel müßte man haben, ein Ziel hinter dem Ziel, hat er gesagt, weil man dann, wenn das kleine Ziel erreicht ist, sonst keines mehr hat und verrückt herumfährt wie ein losgelassener Feuerwerksfrosch. Er hat kein Ziel, und Max und Fritz hatten ein falsches. Was ist da besser?

Das denkt er eigentlich erst jetzt so gründlich durch. Auf jenem Dachboden hatte er keine Zeit zum Überlegen.

Erst in der Beziehung zu einem Ziel hat der Mensch eine Richtung. Wie er das jetzt auf einmal begreift, was sein alter Hauptmann aus einer reichen Erfahrung wußte. Auch die Pflicht ist an ein Ziel gebunden, wer ziellos ist, ist pflichtvergessen. Und wer wirklich weiß, um was es geht, der tut von selber seine Pflicht und noch mehr schließlich. Aber das weiß heute ja keiner, um was es geht.

Lauter kleine Ziele stellen die, die sich als Führer aufspielen, vor den Menschen auf. Nur die Roten haben ein großes Ziel: Die Vernichtung alles dessen, was schön, gut und erhaben ist. Gegen dieses Ziel ist er, aber noch ist keiner gekommen, der das Gegenziel aufgestellt hätte. Was ihn

und seine Kameraden treibt, ist ein dunkler Drang, eine innere Auflehnung. Verpflichtet sind sie in Wirklichkeit dem unbewußten Großen, das sie spüren. Und vor dem, glaubt Hans, da kann er bestehen und rechtfertigen, was er heute getan hat.

Ach, da ist ihm nun wieder ordentlich leicht und froh ums Herz geworden. Er will das einmal mit dem Martin besprechen, der ist ein halber Bauer noch, ein Mensch mit einfachen großen Linien. Man braucht bloß an ihn denken. Gerade rumpelt der Martin zur Türe herein und schnauft hervor: „Du, da haben sie ein Weib auf der Flucht erschossen, der leibhaftige Satan, sag' ich dir."

„Interessiert mich nicht! Laß mich in Ruhe!" fährt Krafft gereizt auf. Ausgerechnet jetzt muß der mit so was daherkommen. Verdrossen brummt ihn der Martin an: „Dann laßt es halt bleiben, fader Kerl, fader!" — und geht wieder hinaus. „Sonst nichts?" knurrt Hans verärgert und dreht sich zur Seite, um endlich ein wenig zu schlafen. „Weiber auch noch!" brummt er, aber —.

Da fühlt er, wie er siedheiß vor Scham erglüht im Halbdunkel des Raumes, denn vor ihm, keine drei Schritte vom Tisch, steht eine Frau. Nein, keine Frau, ein Mädchen noch, das zögernd den Schritt bei seiner dummen Bemerkung vorhin verhalten hat, und nun zögert, ob sie dableiben oder wieder weg soll.

Er sieht zuerst nur ein paar große, abgrundtiefe Augen in einem Gesicht, das er nicht beschreiben könnte, so ist er augenblicklich davon gebannt. Dann fällt ihm ein, daß es sich vor diesem „Weib" nicht schickt, einfach so liegenzubleiben, er fährt in die Höhe, rennt den Tisch an, und streicht schnell seinen wirren Haarschopf nach hinten, ärgert sich, weil er wieder rot wird dabei, und gleich noch einmal, wie er seinen offenen Waffenrock sieht und hastig zuknöpft.

„Sie wünschen?" fragt er und denkt nebenbei, wie dieses Mädchen, das er auf volle zwanzig Jahre schätzt, nur hereingekommen ist, ohne von den Posten gemeldet zu werden. Noch so spät, es ist schon zehn Uhr. Und Passanten auf den Straßen werden seit sieben Uhr festgehalten. Sie hat ihn ruhig im Auge behalten, und bei seinen hastigen Bewegungen glaubt er ein Lächeln um ihren Mund entdeckt

zu haben, so eins, wie die Mona Lisa es hat, bei dem sich kein Teufel auskennt. Jetzt tritt — nein, schwebt sie einen Schritt näher und sagt mit einem Glockenton in der Stimme: „Ich möchte den Wachhabenden sprechen!“

Da tut es ihm wohl, daß er streng militärisch sagen kann, um zu zeigen, daß diese Erscheinung auf ihn keinerlei Eindruck macht: „Das bin ich selbst.“

„Dann möcht ich bei Ihnen dreiundzwanzig Gewehre abliefern“, sagt sie, ganz einfach und selbstverständlich, nur etwas leise; denn der Tarockklub im Eck hat lauschend das Spiel eingestellt.

Der Wachhabende stützt die Hände auf die Tischkante, beugt sich vor, als hätte er nicht richtig gehört, und fährt unterdrückt heraus: „Wa — Gewehre? — Wo sind sie?“ Und über sein Gesicht geht ein Zug der Enttäuschung, daß diese reizende Gestalt vor ihm eine Gegnerin sein könnte.

„An der Wand bei der Kellertreppe“, antwortet sie gelassen. „Es sind auch Patronen dabei und verschiedenes anderes.“

Er versteht nicht recht, weil er mit einem Ohr nach lautem Pferdegetrappel auf der Straße hört, und ist froh, wie der Höllein hereinrumpelt und schreit: „Essen fassen!“

Ein Heidenradau entsteht, und in dem Lärm und Gerenne steht sie beinahe hilflos da und wartet verlegen, weil der Höllein einen Briefumschlag auf den Tisch haut, so mehr aus Spaß als aus Disziplin die Hacken seiner Stiefel knallen läßt und sagt: „Vom Alten! Du sollst bis ein Uhr deine Mitternachtsmeldung in das neue Standquartier schicken.“

„Ich komme vielleicht später wieder — oder morgen, wenn Sie mehr Zeit haben!“ sagt sie ein wenig schnippisch und wendet sich um.

„Halt!“ schreit er fast und wiegt den Brief vom Alten in den Händen. Der Befehl für morgen, denkt er noch, aber dann überkommt es ihn brühheiß, daß er das Fräulein eigentlich recht flegelhaft behandelt. Er beeilt sich, um den Tisch herumzukommen und zu sagen: „Verzeihung! — Wollen Sie nicht Platz nehmen? Wissen Sie, nach dem heutigen Tage in dieser Gegend sind wir auf so einen Besuch nicht

gefaßt." Er freut sich, daß sie ganz selbstverständlich Platz nimmt.

Aber da kommt schon wieder eine Störung. Verflucht und angebrannt! Das Sanitätsauto steht draußen, und durch den Trubel schreit ein Sanitäter in den Raum: „Sind hier noch ...?" „Jaaa — endlich!" schreit es ihm aus der Ecke entgegen, und der Feldwebel vergißt plötzlich wieder auf seinen Besuch und zieht sich den Sanitäter an den Schultern heran, daß er ihn fragen kann: „Wie steht's in der Stadt?"

„Oh, alles ruhig! Nur bei euch heraußen scheppert es noch ein wengerl. Die Stadt ist restlos besetzt und der rote Schwindel endgültig vorbei." „Gott sei Dank!" — will Hans sagen, aber das Fräulein hat es schon ausgesprochen.

Die Verwundeten verabschieden sich und kommen auch zu ihm an den Tisch. „Laßt es euch gut gehen — Theo, altes Haus, Servus! Friedl, schreibst uns, gelt! Einen Gruß an die Braut von der ganzen Kompanie. Matthes, die Kirschen blühen daheim, das wird ein Wonnemonat für dich, immer Feiertag! Und der Willi! Laß dich nur fest in den Garten fahren mit deinem Bein, jetzt hast du ja Zeit zum Bücherschnüffeln und kannst leidenschaftlich die Unbekannten in allen Gleichungen der Welt suchen. Servus, behüt dich Gott. — Bis zum Herbst sind wir alle wieder beisammen."

Da verstummt der Trubel und das Lachen ein wenig, und Krafft ist selber erschrocken. Alle? Nein! Sechs von ihnen werden immer fehlen. „Besucht doch einmal die Angehörigen, wenn ihr daheim seid, gelt Theo, Friedel, Matthes, vergeßt es nicht!" sagt er noch draußen am Auto beim Schütteln der Hände.

Wie er wieder in die lärmende Gesellschaft des Quartiers tritt, sieht er, daß das Mädel verschwunden ist. „Wo ist das Fräulein?" fragt er erstaunt den Lindner, der gerade die vollen Kochgeschirre auf den Tisch stellt und daneben das Brot und das Rauchzeug hinlegt. Der Kerl grinst ganz unverschämt und sagt: „Sie holt nur einen Teller und ein Besteck für dich, weil du was Extriges haben mußt." „Halt 's Maul! Ich brauche das Zeug nicht."

Doch läßt er sich ruhig gefallen, wie sie unter dem

Schmunzeln aller Gesichter im Umkreis mit zierlichen, geschickten Fingern ein Mundtuch hinbreitet, Teller und Besteck drauflegt und ganz ohne jede Betonung sagt: „Guten Appetit!" „Danke!" preßt er heraus und ärgert sich wie ein ertappter Schulbub über die grinsenden Gesichter der Kameraden.

Sie steht noch vor ihm und scheint auf etwas zu warten. „Meine Angelegenheit ist wohl schon erledigt?" fragt sie. „Nein, nicht im geringsten, ich weiß ja noch gar nichts", sagt er dienstlich streng und deutet auf den Stuhl gegenüber: „Nehmen Sie bitte wieder Platz!" „Wenn ich nicht störe?"

„Nicht im mindesten. Ich esse später! Dienst geht vor! Und nun sagen Sie, wie kommen Sie zu dreiundzwanzig Gewehren?" Er läßt sie aber gar nicht antworten, hat nach dem Meldeblock gegriffen und fügt schnell das Datum in die Spalte. Dann hat er die Worte hingeworfen: „Es erscheint bei Wache III c —."

„Darf ich um Ihren Namen bitten?" fragt er kaltschnauzig wie ein Gendarm.

„Berta Schön!"

Schön? — Schön? Das hat er heute doch schon irgendwo — natürlich, das ist ja der Name vom Wirt, der großmächtig außen an der Fassade des Hauses steht. Eine Blamage nach der anderen! Hätte er sich gleich vorgestellt, wie es sich einer Dame gegenüber gehört, mit der man spricht, bräuchte er sich jetzt nicht entschuldigen wie ein halbreifer Jüngling. Er erhebt sich und stottert verlegen: „Verzeihung! Ich vergaß — Krafft ist mein Name, Hans Krafft."

Sie nickt fast belustigt mit ihrem sonderbaren Lächeln und erwidert trocken: „Sehr angenehm! Aber wollen Sie nicht zuerst essen, es wird sonst kalt." Der Höllein, der nebenan sitzt und Augen und Ohren nimmer zubringt, ergreift schon Partei für sie: „Ganz recht hat das Fräulein, das Fräulein wartet schon solang, gelt?" Außerdem hat Hans wirklich Kohldampf. Und wozu überhaupt die dumme nichtssagende Meldung?

„Es tut mir leid, Fräulein Schön, daß ich nichts Besseres habe, um Sie einladen zu können."

„Oh, wir haben nicht einmal das, sonst hätte mein Vater Sie alle schon am Abend bei uns eingeladen. Seit vier Tagen gibt es nichts mehr als Kraut und Kartoffeln. Kein Brot, kein Bier, kein Fleisch oder Ei. Das letzte Fleisch haben uns die Roten aus der Speise geholt."

„Darf ich Ihnen — ich wußte nicht — verzeihen Sie, Sie müssen ja Hunger haben. Und wir haben genug in der Feldküche. Los — holt noch ein paar Kochgeschirre voll!"

„Appetit habe ich schon", lachte sie ungeniert mit blitzenden Zähnen. „Und auf die Soldatenküche bin ich schon lange neugierig. Gleich komme ich wieder, will nur einen Teller holen!"

Er sieht ihr ganz versunken nach und denkt: Prüde ist sie nicht, auch nicht frech, sondern so ungeschminkt natürlich, beinahe herzlich — und hat doch gar nichts Besonderes gesagt. Bis ihn der Höllein mit dem Ellbogen anrempelt und grinst: „Gefällt dir, he? —", daß er auffährt: „Das geht dich einen Dreck an! An was du schon wieder denkst." Aber der Höllein lacht bloß und sagt: „Ich? Ich denke nur, wie komisch das ist: Schön heißt sie — und ist doch gar nicht schön." „Dann bist du blind!"

Er will gerade auffahren und in die grinsende Bande hineinhauen, die ihn hell auslacht, weil er sich so unversehens verraten hat, da kommt sie. Der Höllein merkt es gar nicht im Eifer und plärrt: „Du bist blind! Denn das Mädel ist einfach herrlich!"

Sie muß den Schreihals bis zur Türe gehört haben, weil sie wie rot übergossen hereinkommt. Wie sie zur verlegen schweigenden Gesellschaft an den Tisch kommt, lächelt sie aber schon wieder, was noch verlegener macht. Dann hält sie ihren Teller hin und bittet: „Gebt mir auch was!"

Es ist ihm gar nicht recht, daß seine Kameraden sich herandrängen und mitreden und mitlachen. Als sie aber gar zu zutraulich werden nach seiner Auffassung, sagt er plötzlich: „Höllein! Hole mit deinen Leuten die Gewehre herein, die an der Kellertreppe stehen." „Was für Gewehre?" fragt der unwissend dumm und schaut dann noch dümmer, als Berta Schön lachend dreinfährt: „Meine Gewehre! Glauben Sie nur, es ist schon so." Sie wirft Krafft einen dankbaren Blick zu, daß ihm die Hand freudig erschrocken

vor dem Mund stehenbleiben will, und sagt ganz, ganz leise: „Das war nett von Ihnen, Herr Krafft.“ Dabei werden sie, wie sie beide mit niedergeschlagenen Augen bemerken, rot voreinander.

„Haben Sie viel aushalten müssen in diesen Tagen?“ beginnt er nach einer Weile ein Gespräch, was ihm zu seinem Erstaunen gelingt. Dabei kann er ihr wenigstens unbefangener in die braunen Augen schauen und das braune Gelock ihrer Haare im Reflex der Kerzen an den Rändern rot leuchten sehen.

„Wie man es nehmen will. Aber es ist mir nichts passiert. Und jetzt ist, Gott sei Dank, wieder Ruhe geschaffen.“

„Erzählen Sie doch, wie war es denn?“

„Erst war bei uns in der Vorstadt nicht viel von der Räterepublik zu merken. Rote Armbinden und Gewehre hat man allerdings viel gesehen, und hier in dieser Gaststube ist an den Abenden mehr Blut getrunken worden als Bier. Den Sprüchen nach hätte man einen monatelangen Kampf bis zum äußersten erwartet. In den letzten Tagen aber, als es hieß, daß die Weißen gegen München rücken, und Geiseln verhaftet wurden, haben die Anführer von diesem Stadtviertel auch eine Liste der Geiseln zusammengestellt und dabei mir die Ehre angetan, als ersten auf die Liste den Namen ‚Berta Schön‘ zu setzen.“

„Was, Sie als Geisel? Warum denn nur?“

„Vielleicht deswegen, weil ich nicht auch so bin wie ihre Weiber. Der entscheidende Grund für eine Niedertracht ist ja immer der Neid. Vielleicht auch deswegen, weil ich laut genug und überall gesagt habe, daß die Räterepublik ein Verbrechen ist, und daß ein anständiger Mensch das Gewehr nicht dafür, sondern dagegen ergreifen muß. Vielleicht aber auch deswegen, weil ich ihrem Anführer meine Krallen durchs Gesicht gezogen habe, als er mich in dieser Stube hier — küssen wollte.“

„Das ist ja allerhand!“ stöhnte er fast und bereute in diesem Augenblick nicht, zum Freikorps gegangen zu sein. „Und dann? Was haben Sie dagegen gemacht?“ fragt er weiter. „Nichts! — Gewartet! Nur meinem Vater habe ich seine Pistole weggenommen. Damit hätte ich zuerst die

Kerle, die mich holen wollten, niedergeschossen, und dann — mich selber."

Das Geflüster um sie her ist mit einem Schlag verstummt. Hans nickt nur, weil er ihr das ohne weiteres glaubt, wie er ihre plötzlich harten, entschlossenen Augen sieht.

„Aber sie sind nicht gekommen", sagt er dann mit gepreßter Stimme.

„Nein, sie hatten keine Zeit mehr, weil ihr gekommen seid."

Da wird er ganz rot vor Freude, wie er das hört, und frägt weiter: „Warum sind Sie nicht fort, geflohen?"

„Weil sonst mein Vater, oder meine Mutter, oder meine Geschwister an die Reihe gekommen wären. Sie haben da ein verrucht feines System ausgedacht mit den Geiseln. Und dann bin ich hier in diesem Hause geboren worden und aufgewachsen, man geht nicht so leicht fort von so einem Stück Heimat."

Rundum sitzen still seine Kameraden. Sie hören das alle so gern und lauschen gespannt, weil hier die gleichen Saiten angeschlagen werden, deren schwingender wilder Klang sie ins Freikorps getrieben hat.

„Dort an der Türe", fährt sie ruhig erzählend fort, „da ist ein Schuß durch das Holz gegangen, wie Sie sehen, und dort hinten in die Wand, gerade, wie ich heute mittag unter der Türe stand und hinausblickte, weil es hieß, die Weißen kommen. Da hatte einer von den Roten mit der Faust herübergedroht und das Gewehr angelegt. Neben meinem Kopf ging das Geschoß vorbei, ganz heiß! — so daß ich auch einmal erfahren habe, wie lang es vom Aufblitzen bis zum Einschlagen eines Geschosses ist. Ich bin aber noch so lange stehengeblieben, bis der Kerl sehen mußte, daß er nichts getroffen hat."

„Unerhört!" staunte Christian, und Hans mußte besorgt vorwurfsvoll tadeln: „Das war aber leichtsinnig, wie leicht hätte —."

„Einer Gefahr muß man ins Gesicht sehen, hätte ich den Rücken gezeigt, hätte der Rote bestimmt getroffen. Die sollten nur wissen, daß ich mich vor ihnen noch lange nicht fürchte. Während der Kämpfe in dieser Straße habe ich hinter dem Fensterpfeiler zugeschaut, wie ihr vorgedrungen

seid, und wie die Roten feige ausgerissen sind. Das wollte ich sehen, damit ich es ihnen später, wenn alles vorüber ist, ins Gesicht sagen kann."

„Warum denn?"

„Weil es elend und erbärmlich ist, zuerst die Menschen aufzuhetzen, ihnen ein rotes Paradies zu versprechen, einen Bürgerkrieg heraufzubeschwören und dann, wenn es drauf ankommt, auszureißen. Pfui Teufel! Sind das Männer?"

Sie glühte vor Zorn und war so schön dabei, daß alle gerne wünschten, sie möchte weiterreden. Aber sie schwieg und schien sich zu schämen, daß sie sich so hinreißen ließ, und war froh, als Krafft sagte:

„Aber wie kommen ausgerechnet Sie zu dreiundzwanzig Gewehren?"

„Ach so, das muß ich noch erzählen. Aus diesem Hause hier ist einer erschossen worden. Der wollte sein Gewehr schnell noch verstohlen hinter unserer Hundshütte verstecken, damit es bei ihm nicht gefunden wird. Er ist anscheinend gesehen und dabei erschossen worden."

„Natürlich!" unterbrach sie der Höllein. „wenn er ein Gewehr hatte! Wir können doch im Kampf nicht erst fragen, was er damit anfangen will. Das Standrecht sagt: Wer mit der Waffe betroffen wird, wird erschossen."

„Das weiß ich. Es hat auch keinen Unrechten getroffen. Mein Vater hat ihn erst vorher zum Speicher hinausgejagt, weil er aus unserem Hause geschossen hatte. Aber in dieser Zeit hat fast jeder ein Gewehr daheim. Wer es nicht vom Krieg heimbrachte, dem haben sie in der Fabrik, am Bau oder im Büro eines in die Hand gedrückt zur Verteidigung der Räterepublik. Wer sich weigerte, galt als Feind. Die Frauen im Haus hatten nun Angst, daß auch ihre Männer erschossen werden, wenn bei einer Haussuchung die Gewehre gefunden würden. Da habe ich ihnen gesagt, sie sollten alle Gewehre herausstellen, ich bringe sie schon hin, wo sie hingehören. Dann habe ich sie zusammengetragen. Sogar von den Nachbarhäusern hat man sie mir über die Hofmauer herübergereicht. Und dann habe ich sie hier gemeldet. Bin ich nun entlassen?"

„Bleiben Sie doch noch ein wenig, diese Nacht werden doch die wenigsten schlafen", bat Krafft, dessen Gesicht

strahlte vor diesem furchtlosen Mädel, das so ohne Scheu allein unter ihnen saß, wie eine feine, leuchtende Blume unter stacheligen Kakteen. Er möchte sie am liebsten die ganze Nacht erzählen hören in ihrem so nett und frisch klingenden Dialekt. Deswegen beginnt er, den Faden weiterzuspinnen: „Ihre Nachbarn sind Ihnen zu großem Dank verpflichtet.“

„Meine Nachbarn? Die werden mich besser hassen als vorher, abgesehen von einigen wirklich anständigen Menschen. Zu Dank verpflichtet sein, jemandem, den man nicht leiden kann, das treibt ja erst recht den Haß an. Und jetzt gerade noch mehr, denn das Blut von diesen Tagen wird zu Haß. Mir ist es, als hätte der heutige Tag nicht das Ende, sondern erst das Ende eines Aktes gebracht. So, als müßte noch viel, viel Blut fließen, bis diese Menschen alle wieder zu einem Volke geworden sind. — Aber wir sind ja noch jung, wir hoffen alle auf eine bessere Zeit.“

Er ist betroffen von dem sicheren Ernst dieses Mädchens, und es ist ihm, als müsse er in dieser Mitternachtsstunde vor ihr sein Herz öffnen. Denkt sie nicht in der gleichen Richtung, wie erst vor einer Stunde er selbst sinnierte? Aber es klingt wie enttäuschte Hoffnung, als er beginnt: „Hoffen? Jawohl! Ich kann aber an kein Wunder glauben, das uns wieder emporreißt. Nur die eigene Kraft bringt solche Wunder fertig.“ Sie nickt freudig beistimmend, er schüttelt aber den Kopf: „Wo sind sie, diese Kerle, die man dazu braucht? Draußen in den Trichterfeldern liegen sie. Es sind zu wenig von ihnen heimgekommen, daß man darauf wieder aufbauen könnte. Die Besten sind geblieben, denn nur die Besten sind noch in diese Schlachten gegangen. Der Mist ist daheimgeblieben, der ist heute noch da — und regiert heute. Drum ist auch alles Mist, was getan wird. Keiner steht auf und sagt uns, wo wir anpacken sollen. Lauter halbes Zeug und Irrsinn, bis solche Tage kommen wie gestern und heute. Und wenn einer käme, dann würden sie ihn kreuzigen.“

„Wahrscheinlich! Wenn er nicht fertigbringt, statt betenden Jüngern und zweifelnden Aposteln Soldaten um sich zu scharen, die dreinschlagen. Dann ist es schon nicht mehr so einfach, ihn zu kreuzigen. Betrachten Sie nur: Die Roten

haben die Macht ergriffen, weil unsere Spießer nicht dreinschlagen wollten. Ihr habt heute die Macht, weil ihr die Roten geschlagen habt. Nicht weil die rote oder euere Farbe besser ist, sondern weil ihr besser gekämpft habt."

„Donnerwetter! Da müssen wir Mannsbilder einpacken vor Ihnen", staunte der Paul voll Anerkennung.

„Staunen Sie nicht über so ein Mannweib, wie ich es bin. Man liest auch ein wenig, wie es früher hergegangen ist, und ist erstaunt, wie wenig die Menschen sich geändert haben. Dann wundert man sich nimmer über solche Zeiten. Ihr Soldaten habt euch den Frieden sicher anders vorgestellt."

„Da haben Sie recht!" fiel der Christian ein. „Wir haben geträumt, wie schön der Frieden einmal sein wird für uns. Wie wir da arbeiten wollten am Wiederaufbau. Wir haben ja soviel gelernt da draußen, soviel Erfahrungen gesammelt, und jetzt läßt man uns nicht hin. Auf die Schulbank müssen wir noch einmal, vor vorne den alten Zimt durchkauen, und könnten unseren Professoren etwas beibringen."

„Aber erzählen Sie uns doch noch etwas von der Räterepublik", versuchte Hans das Gespräch umzulenken und schlug bittend die Hände zusammen, wie es kleine Kinder tun bei einem Wunsch. Sie lacht recht herzlich darüber, daß sie eigentlich nur immer so fortzulachen hätte brauchen, und es hätte ihnen besser gefallen als die schönste Erzählung.

„Vielleicht interessiert es Sie", begann sie, wieder ernst geworden, „wie sich das Völklein die Revolution der Räterepublik vorgestellt hat. Da hat mir eine Frau aus dem Haus ernstlich versichert, daß jetzt alles geteilt wird, was an Geld und Gut vorhanden ist. Sie hat natürlich fest geglaubt, daß sie in einigen Tagen schon in einer feinen Villa einziehen wird, und daß der Villenbesitzer künftig in ihrer Wohnung hausen muß. Andere haben davon geträumt, daß jetzt sämtliche Kapitalisten erschossen werden, wie mein Vater z. B., von dem sie vermuten, daß er seiner dicken Uhrkette nach sicherlich ein Riesenvermögen besitzen muß. Wer ein besseres Gewand hat als sie oder sich sauberer hält, weil er mehr Reinlichkeitsgefühl besitzt, der ist in ihren Augen schon ein Bourgeois. Andere haben sich den Zustand der Seligkeit so ausgemalt, daß sie überall hingehen, essen

und trinken, Schuhe und Kleider kaufen, einfach nehmen können, was ihnen gefällt, und nichts mehr dafür zu bezahlen brauchen. Ja, lachen Sie nur, es hat wirklich solche gegeben, die ernsthaft an diesen Kommunismus glaubten. Dabei waren die meisten von diesen Leuten früher ganz normale Menschen. Ein Machtrausch hat sie erfaßt, wie sie merkten, daß unsere Herren Bürger sich gar nichts zu machen trauten und sich alles gefallen ließen. Viele haben natürlich die Gelegenheit benutzt, ihre kleinliche Rache auszutoben, und einen Feind, mit dem sie sonst nicht fertig geworden wären, einfach mit ihrem Gewehr zum Nachgeben gezwungen. Hätte dieser Zustand noch eine Woche gedauert, dann wäre es todsicher zu einer unglaublichen Anzahl solcher kleiner Racheakte gekommen, und kein anständiger Mensch wäre seines Lebens mehr sicher gewesen."

„Klar!" nickt Hans. „Einen oder mehrere Neider hat doch jeder Mensch."

„Sie haben sich auch entsprechend gebrüstet mit ihrer Macht, wie zum Beispiel die dummen Kerle, die das Pfarrhaus und einige Bauern in der Nähe geplündert haben und sich dann da draußen auf den Randstein setzten, die gestohlenen Eier aussoffen, die Butterstollen an die Wand warfen, ob sie pappen blieben, und von einer Speckseite oder einem Schinken herunterbissen. Oder prahlerisch ihre Beute den Vorübergehenden hinhielten: Da schaut her, jetzt fressen wir Proleten einmal, solange es uns schmeckt, und die Großkopfeten dürfen zuschauen."

Hans und seine Kameraden müssen lachen, ganz so haben sie sich die Räterepublikaner auch vorgestellt.

„So ist eben der Bettelmann, wenn er aufs Roß kommt", lacht sie mit und fährt dann fort: „Da ist ein anderer, einer ihrer Führer, der vor wenigen Wochen noch nichts hatte als Schulden. Gestern hörte ich, daß er sich zwei große Häuser gekauft hat! Womit? — wissen die Götter! Aber glauben Sie nicht, daß ihm die anderen das übelnehmen. Die sagen alle, der wäre dumm gewesen, wenn er es nicht getan hätte, ich hätte es ebenso gemacht. Glaubt ja nicht, daß ihr hier gegen eine Idee gekämpft habt. Es war nichts weiter als erbärmlichste Gier, Rachsucht, Neid und wieder Neid."

„Wie es ja immer kommen muß, wo die Roten zur Macht

gelangen", sagt Hans und fügt so obenhin, als meine er nur so, hinzu: „Ein paar Idealisten oder Ehrliche werden natürlich auch mit dabei gewesen sein im großen Haufen."

Sie blickt ihn plötzlich aufmerksam scharf an, es ist ihm nicht ganz gelungen, sich vor ihr zu verstellen, sie hat da etwas mitschwingen hören, das ganz fein schmerzhaft geklungen hat. An seinem Gesicht und seinen unruhigen Augen kann sie lesen, daß das eine große Frage an sie war. Das nimmt sie lächelnd auf und erzählt weiter:

„Sehen Sie, da wohnt bei uns ein harmloser Mensch, seit ich denken kann ein Roter, aber eine gute Seele. Der hat bestimmt ehrlich mitgetan, weil er glaubte, als Arbeiter darf er sich nicht ausschließen, weil er sonst zum Verräter an seiner Idee würde. Dem haben sie eine Trommel aufgehängt, weil er schon ziemlich alt ist und einmal Anno Tobak Tambour war. Der hat nun alle Nächte, so um ein Uhr herum, Alarm geschlagen, weil es ihm so befohlen war. Er tut alles, was man ihm glaubwürdig sagt. Das erstemal sind sie angetreten und haben geschimpft, sie hätten gemeint, der Schwindel vom Militär sei abgeschafft, so was sollt' es heutzutage nicht mehr geben, daß man die Arbeiter mitten in der Nacht alarmiert, wenn nichts los sei. In der zweiten Nacht sind von dieser Straße nur noch drei herausgegangen, und in der dritten Nacht hat er eine Stunde lang umsonst getrommelt und ‚Alarm!' gerufen, bis sie ihm ihre vollen Nachttöpfe nachgeworfen haben, er solle das Maul halten und mit dem Trommeln aufhören. Er hat aber sowieso aufhören müssen, weil ihm das Trommelfell geplatzt war — und da habe ich gehört, als er unter meinem Fenster vorüberging und brummte: ‚Jetzt möcht' i bloß wissen, warum die Bagasch a Revolution g'macht hat, wenn s' bloß schlafen und fressen will.'"

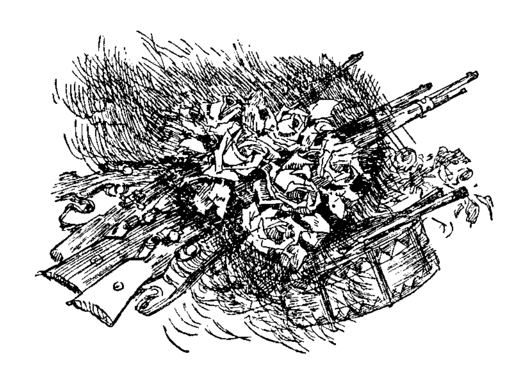
Sie lachen köstlich erheitert über die naive Meinung einer braven Arbeiterseele. Da muß man ja mitlachen, wenn sie es so gut vormacht. Frei heraus sieht Hans sie an, und Berta ihn beim Lachen. Und sie bedenken gar nicht, daß sie einander so gut dabei gefallen. Ihr seine blanken Augen und der kecke Schnurrbart unter der kühnen, feinen Adlernase — und ihm das Grübchenspiel in den samtigen Wangen und das fröhliche Zucken ihrer frischen Lippen. Sie

haben es beide als ihr engstes, neuestes Geheimnis im Herzen voreinander verborgen, als sie ganz gewiß endlich — leider schon gehen muß. Was werden die Eltern denken, wo sie so lange bleibt? „Gute Nacht beisammen“, sagt sie schnell und huscht eilig davon.

Ihre Schwester brummelt zwar und mault ein wenig, weil sie so spät noch aus dem Schlaf gerüttelt wird, um das allerneueste Ereignis dieses aufregenden Tages zu erfahren: „Denk dir nur, da unten ist ein hübscher, junger Feldwebel dabei, den mußt du dir morgen ansehen! Augen hat der, zum Fürchten, sag' ich dir! Ganz scharf und grau sind sie, aber voll Feuer! Hans Krafft heißt er — und so sieht er auch aus!“

Aber die Schwester schläft schon wieder fest. Berta schlüpft unter die Decke, wie ein quecksilberiges Kind, dem man eine große Freude versprochen hat, und sagt noch einmal leise: „Hans Krafft.“ — Und nach einer Weile noch leiser: „Berta Krafft?“

Das gefällt ihr so gut, daß sie vor Entzücken in die Decke beißt. Aber dann gibt sie sich einen Klaps auf den Mund und dreht sich unmutig auf die Seite. Wie sie nur bloß zu solchen dummen Gedanken kommt.





Nachwehen

Eine rostige Türangel kreischt. Lauernd stieren Max und Fritz in das Dunkel der Nacht. Die Posten des Freikorps gehen vor dem Hof draußen patrouillierend auf und ab. In einzelnen Häusern hört man es rumoren und an die Türen schlagen: „Haussuchung! – Aufmachen!“ Erschrockene, weinerliche Stimmen beginnen zu zetern und Licher geistern in den Stockwerken durch die Zimmer.

„Los!“ raunt Fritz, „wir haben es gleich!“ Sie schleichen über den Hof und klinken die eiserne Gittertüre zur Straße vorsichtig auf. „Schnell!“ Mit Riesensätzen springen sie über die Straße, prallen auf eine Türe, die verschlossen ist, und hasten weiter zur nächsten, die Gott sei Dank aufgeht. „Halt! — Stehenbleiben!“ ruft sie aus dem Finstern eine scharfe Stimme an, und gerade noch kommen sie hinein, da haut es funkend in den Mörtel der Türleibung.

Schnell über die Treppe in den Hof und über die Mauer. Noch eine Mauer! Ein Karren poltert, den sie umgeworfen haben in der Hast, Schritte und Stimmen kommen heran, aber da sind sie schon hinter der Türe des Waschhauses und halten den keuchenden Atem an. Irgendein Licht wirft vorübergeisternde Umrisse von Stahlhelmen auf die durchschossene Scheibe der oberen Türfüllung, Kochgeschirre klap-

pern, und ein unbesorgtes Durcheinanderreden zieht draußen vorüber. Sie blicken sich an und lachen ein wenig erfreut, und Fritz sagt: „Jetzt sind wir ja daheim." Dann tasten sie sich durch einen finsteren Keller die Treppen empor und stehen aufatmend vor der Türe zur Wohnung.

Vorsichtig läutet Fritz an. Er fühlt sich schon ganz geborgen und sagt leise zu Max: „Du kannst ruhig einige Zeit bei mir bleiben. — Aber was ist es denn?" Er läutet noch einmal und horcht dann, ob sich nicht die schlurfenden Schritte seiner Frau im Korridor nähern. Na nu! Sollte sie nicht daheim sein? Doch unmöglich, wo sollte sie denn hingehen an so einem Tag. Vielleicht schläft sie schon. Er läutet lange und schrill, und dann poltert er mit den Fäusten und Schuhen, daß Max ihn mahnen muß: „Leise, Vorsicht!"

Nebenan geht unhörbar die Türe der Nachbarin auf. Sie streckt erst lauernd den Kopf heraus, um zu sehen, wer da so rumort, und als sie den Herrn Wörner erkennt, winkt sie: „Pst, pst!" Als Fritz sich zu ihr hin umdreht, flüstert sie wichtig: „Die Weißen haben nach Ihnen gesucht!" „Das ist mir wurscht!" entgegnet Fritz ärgerlich und frägt: „Wo ist denn meine Frau? Ist sie denn nicht daheim?"

„Ihre Frau?" frägt die Alte ganz entgeistert und macht die Türe breit auf, um ihn eintreten zu lassen. „Was ist denn?" frägt er verwundert, „wissen Sie nicht, wo meine Frau ist?" — „Ihre Frau? — Ja, wissen Sie das noch nicht?" „Was soll ich wissen? Was ist denn? Wo ist denn mein Bub?" „Ja — wenn Sie das noch nicht wissen —?"

Dem Fritz wird ganz sonderbar kalt, daß er heiser herauswürgt: „So reden Sie doch, was ist mit meiner Frau?" Eine unheimliche Angst krallt ihm mit einemmal ins Herz, wie er das Entsetzen im Gesicht der Alten vor sich sieht: „Sagen Sie es doch! Ich will wissen, wo meine Frau ist!" Er hat mit einemmal ganz schreckstarrende Augen und packt die Alte rauh an den Armen: „'raus damit!"

Und da erzählt sie stockend: „Wie der Bub über die Straße ist, da haben sie gerade von den Dächern mit dem MG. geschossen — und da war's. — Und dann ist sie 'runtergerannt, und da hat es sie auch erwischt . . ."

Max kann ihn gerade noch auffangen, wie er zurücktaumelt. Unwirsch jagt er die Alte weg, als sie noch herausstottert: „Knapp vor zwei Stunden — da war der Leichenwagen da."

Er schiebt den Fritz in die Küche und setzt ihn auf einen Stuhl. Und da schlägt der Fritz die Hände vor das Gesicht und brüllt auf wie einer, dem man soeben die Augen ausgebrannt hat. Dann läßt er die Hände wieder fallen und lallt vor sich hin wie ein armer Irrer, und dann sitzt er wieder stumm und zerschlagen, als würde es ihn selbst in der nächsten Minute treffen. Ein weinerliches Schluchzen stößt ihn von innen heraus, aber er drückt es wieder nieder und schiebt die Hand weg, die ihm der Max auf die Schulter legen will. Still schleicht die Alte hinaus. Und nun überwältigt es ihn endlich doch, daß er seinen Kopf in die Fäuste stützt und still, ohne einen Laut vor sich hinweint.

Horch! — Schläge an die Türe und schrilles Klingeln. „Aufmachen! Haussuchung!" Verstört fährt der Max auf und sucht wohin, schnell wohin? Die Alte stürzt herein und raunt: „Da über den Balkon, auf das Dach vom Waschhaus, schnell!" Und wieder von draußen das ungeduldige Poltern und Läuten: „Aufmachen!"

Max faßt den Fritz unter und will ihn zum Balkon ziehen, aber Fritz sträubt sich und sagt: „Laß Max, es hat doch keinen Zweck mehr. Laß aus!" „Gut, dann bleib' ich auch!" sagt der Max und setzt sich neben ihn an den Tisch. Draußen greint die Alte: „Ja, ja, ich komm' schon. Mitten bei der Nacht!"

Die Soldaten des Freikorps kommen herein und stutzen, wie sie die beiden sehen. „Wer sind Sie?" frägt einer. Aber die Alte lügt eifrig: „Der da ist mein Zimmerherr — und der da ist mein Nachbar, dem sie heute Frau und Kind erschossen haben, der schläft heute bei mir!" Da winkt der Frager seinen Kameraden mit dem Kopf und brummt: „Komm!" scheu blicken sie im Hinausgehen auf den zusammengebrochenen Menschen am Tisch.

Wie ein kleines Kind läßt sich Fritz auf das Kanapee legen und schläft, von einem leisen Weinen geschüttelt, langsam ein. Heißhungrig stürzt Max den Kaffee hinab, den

ihm die Alte auf den Tisch stellt. Und dabei fällt ihm ein, wo er hin will mit dem Fritz, wo der einzige ist, der ihnen vielleicht helfen kann. Der Michl!

*

Von allen Seiten rücken am anderen Tag Troß und Reserven der Freikorps in die Stadt ein. Es sind zwar noch immer einzelne Schüsse zu hören, aber die Straßen zeigen schon wieder das gewohnte Bild des Friedens. Die Läden sind geöffnet, es duftet nach frischem Brot und Fleisch. Milchkannen klappern vor den Bauernwagen und vor der Wirtschaft poltern frische Fässer in den Keller hinab. In den Treppenhäusern wispern die Klatschweiber in raunendem Hin und Her, denn soviel zum Bereden hat es wohl seit Jahrhunderten in dieser Vorstadt nicht gegeben.

„— wissen Sie schon, den Huber haben grad erst die Weißen verhaftet?" — „Ganz recht so, das ist ihr zu vergönnen, seiner hochnäsigen Madam'."

„Und der vom vierten Stock nebenan, der in der Gießerei gearbeitet hat, der ist gestern erschossen worden, drei Kinder sind da. Und denken Sie nur, die Reuterin von nebenan im zweiten Stock, die immer solche Auftritte hatte mit ihrem Mann, die hat vorhin im Laden ganz kalt erzählt, wie froh sie ist, daß sie ihren Mann auch erschossen haben, sonst hätte sie ihn noch selber erschießen müssen. Sie sucht sich jetzt einen andern." „Die? — Und wie ihr Gestriger im Feld war? Da braucht man ja nicht weiter davon reden, das weiß so die ganze Welt."

„Beim Krämer um die Ecke gibt es schon wieder ein Fünftel Butter gegen Fettkarten." — „Die Berta vom Schönwirt hat die Gewehre anstandslos abgeliefert." „Da ist schon was dabei! Wenn man selber noch jung wäre, und so hübsch wie damals, dann hätte man es bei den Soldaten auch nicht schwer." — „Es sollen Studenten gewesen sein." — „Natürlich! Was geht schon sonst zur Weißen Garde, ein Arbeiter doch nicht!"

So zischelte es auf allen Treppenplätzen, es wäre gar nicht nötig, daß die Zeitungen wieder erscheinen in einer widerlich verlegenen Sprache, weil sie doch nicht so auffäl-

lig von gestern auf heute den Mantel schnell wieder anders hängen können.

Auch die Wache in der Wirtschaft macht sich marschbereit. Sie soll in eine nahe Schule rücken, wo ein Bataillon des Freikorps in Quartier kommt. Zwei Tage Ruhe lachen der Kompanie entegegen, die sich gestern hier in den Straßen herumgeschossen hat. Heute sind schon Dachdecker und Glaser eifrig am Ausbessern der Schäden, nur die Einschläge der Geschosse an den Fassaden wird man noch längere Zeit sehen.

Es ist dem Feldwebel Krafft gar nicht recht, daß sie nicht länger in ihrem jetzigen Quartier bleiben dürfen, und er zögert noch immer mit dem Abrücken, obwohl er keinen Grund dazu hätte. Eigentlich ist es eine große Einbildung von ihm, wenn er glaubt, er müsse das Fräulein Berta vorher noch sehen und sprechen, damit nicht sein schöner Traum so schnell wieder vorbei ist. Er weiß ja gar nicht, ob sie heute für ihn überhaupt noch einen Blick hat. Sie kennen einander ja doch gar nicht. Was er da gleich für Gedanken spinnt? Ist ja lächerlich.

Er wird doch nicht etwa verliebt sein? Das ginge ihm noch ab! Er, ein Habenichts und Kannichts. Solche Mädel wie die Berta, die wollen geheiratet werden, eine gute Partie machen. Die bietet einer gewiß nicht, der nicht einmal weiß, wohin sein Beruf ausschlagen soll. Der Zeit hat, einen Freikorpssoldaten zu machen, wo andere sich eine Existenz bauen. Sie ist die Tochter eines Wirtes und daher gewohnt, Gästen freundlich entgegenzukommen, das bringt das Geschäft mit sich. Und gestern hatte sie allen Grund, freundlich zu sein wegen der Gewehre. Der ganze Roman, den sie so schön glaubhaft vortrug, kann ja auch eine Erfindung — nein, gelogen hat sie nicht. Das wäre gemein, so zu denken. Was will er denn eigentlich? Ach was, aus den Augen, aus dem Sinn.

„Fertigmachen! Auf der Straße antreten!“ — befiehlt er entschlossen. Und — da kommt sie! Tatsächlich! Wie sie jeden freundlich grüßt und alle Hände schüttelt, alle, ihn sieht sie gar nicht. Falsche Katze! Eine wie die andere. Er tut, als sähe er sie gar nicht und schreit: „Los jetzt! 'raus!“ — und tritt auf die Straße.

Sie wollte ihn als letzten allein noch verabschieden, vielleicht hätte er gefragt, ob er wiederkommen darf, und jetzt — so ein Rüpel! Dem wollte sie schon lernen, was sich gehört, wenn sie ihn einmal zwischen den Fingern hätte. Aber, soll sie ihm nachlaufen? Da kann er lange warten!

Und sie spürt doch, wie ihr das Blut aus dem Gesicht gewichen ist, daß sie fast weinen möchte vor Enttäuschung. Die Katze springt aufs Fensterbrett und schmeichelt sich an ihre Seite. Draußen marschiert er davon. Jetzt wendet er sich, schaut noch einmal zurück, sie lacht auf einmal über das ganze Gesicht und winkt mit der Hand, aber sie sieht ihn plötzlich nicht mehr und weiß nicht, ob er sie erkannt hat, weil ein Straßenbahnwagen blitzschnell die Kolonne verdeckte. Da ist ihr das Weinen nahe vor ärgerlicher Scham und bitterem Kummer, daß ihr das Wasser in die Augen steigt und sie sich auf das Fell des Katers niederbeugen muß, damit die Leute, die vorbeigehen, ihre Tränen nicht sehen. „So ein dummer, dummer Bub“, flüstert sie.

*

Der Michl ist bös verwundert, wie zu nachtschlafender Zeit an die Haustür geklopft wird. Steht nicht der Fritz und der Max draußen! Da muß natürlich was passiert sein, denkt er sich, und dann hört er auch eine Geschichte, die kaum zu glauben ist.

„Da habt ihr ja direkt ein Glück gehabt, daß das ausgerechnet der Hans war, wenn das ein anderer gewesen wäre? Da sagt man immer, es gibt keine Wunder mehr“, muß der Michl staunen, wie der Max so nacheinander erzählt. Und dann ist ein tiefes Erschrecken in seinem Gesicht, wie der Max von dem anderen erzählt, das den Fritz getroffen hat. „Jeß — Marand —!“ fährt es dem Michl heraus, und seine Frau klammert sich an ihn und stöhnt: „Heilige Mutter Gottes!“

Ja, nicht einmal zur Beerdigung hat der Fritz gehen können, weil sie ihn sonst verhaftet hätten. Das hat er sicher nicht verdient, der Fritz, daß er jetzt noch obendrein ins Zuchthaus müßte. Jetzt möchten sie halt irgend wohin, wo langsam Gras über die Geschichte wächst, erzählt der Max vollends.

„Vorläufig bleibt ihr bei mir", sagt der Michl. „Bis in ein paar Wochen wird sich schon finden, was zu tun ist: Steht doch breit in der Zeitung, daß eine Amnestie herauskommt. Da können wir leicht in Ruhe abwarten. Mein Bruder wird euch grad gut brauchen können in seiner Säge, wenn ihr das machen wollt. Wir dürfen halt nicht sagen, daß ihr bei den Roten gewesen seid, bis schließlich die Amnestie von der Regierung kommt. Fangt mir bloß nicht das Politisieren an im Dorf!" „Wir werden uns hüten", knurrt der Max, und da kann auch der Fritz endlich wieder reden und sogar ein bißl was essen dabei: „Michl, ich will nichts mehr hören von Politik, ich will bloß arbeiten — arbeiten! Merkwürdig, muß ich da zu dir kommen, um endlich eine Arbeit zu kriegen. Vielleicht wäre alles ganz anders gekommen, wenn ich eine Arbeit gehabt hätte." „Ja, ja!" nickt der Michl, „keine Arbeit, das ist wie eine Straf'."

„Aber das wird sich alles wieder einrenken lassen. Wenigstens zum Teil", meint der Michl gutmütig, wie er ihnen die Kammer zeigt.

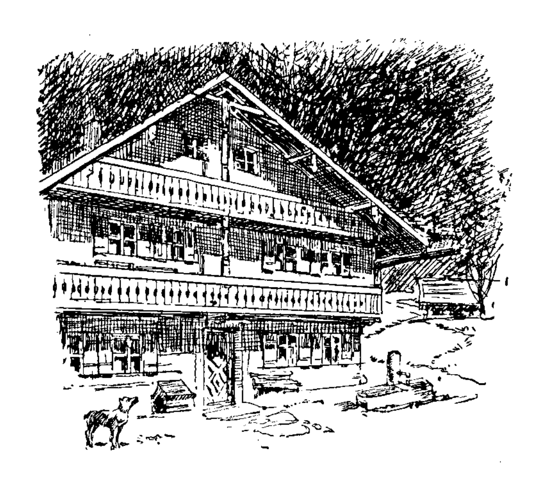
Als sich Fritz und Max ausziehen und über ihre sonderbare, neue Lage nachdenken müssen, kommt es dem Max voll Zweifel heraus: „Wie lange wird's dauern, dann werden sie uns weiterhetzen. Das Geld wenn ich hätte, lieber heut' wie morgen übers Wasser, ganz weit fort. In Deutschland ist ja nichts mehr zu wollen. Alles ist falsch, wo du hinlangst, keiner weiß mehr, wo er hingehört. Der Hans bei den Weißen, wir bei den Roten! Ob das recht gewesen ist von uns?" „Ach, laß mich in Ruhe", brummt der Fritz, als hätte man ihm wehgetan. Aber der Max merkt das anscheinend gar nicht und redet weiter: „Schwindel, nichts wie Schwindel, wohin man langt! Nur lauter Verrat und lauter Gemeinheit hat diese Revolution fertiggebracht. Bloß von Deutschland nichts mehr hören und sehen!"

Fritz hat nun doch hingehorcht, und der Gedanke scheint ihm gar nicht so schlecht, weil er müde sagt: „Von mir aus. Mir ist es ganz wurscht, in welchem Land ich leb'." Und dann nickt er stur vor sich hin und vergißt darauf, daß er

seine Schuhe auf den Boden stellen wollte: „Ich hab's teuer büßen müssen. Mein Bub! Meine Frau — meine Frau!!"

„Herrgott!" knirscht der Max, „es wird doch auf dieser Welt irgendwo ein Stück Urwald geben, wo man sich verkriechen kann!"

Da schlägt der Hund unten an und bellt ganz heiser, als ob jemand kommen wollte. Erschrocken fahren sie auf, greifen nach ihrem Gewand und wollen zur Türe. Da hört das Bellen wieder auf. Müde lächeln sie sich an, und der Max meint: „Na, ärger muß man im Urwald auch nicht lauern."





Politische Säuglinge

Hans Krafft ist seit ein paar Tagen nicht mehr der alte, unbekümmert starke Mensch, der er trotz des ungeheuren Erlebens im Krieg geblieben war. Hat es doch keine Lage gegeben, und wenn sie noch so dreckig aussah, daß er nicht noch immer obenauf gewesen wäre. Jetzt schleicht er umher wie einer, dem ein schwerer Tritt das Kreuz gebrochen hat. Alle seine schönen Vorstellungen von der Welt sind dahin.

Das sagt er sich jetzt wohl schon zum zwanzigsten Male. Wie oft wird er es noch sagen müssen, bis er sich endlich zurecht findet und auskennt, wo er eigentlich hinaus will mit seinem ganzen Denken und Trachten. Man kann doch nicht einfach aufhören damit, denn wozu hat man denn ein Hirn mitbekommen auf diese Erde? Das bohrt und grübelt ja von selber, wenn man auch gar nicht möchte. Braucht nur so ein Hammerschlag zu kommen, wie das Zusammentreffen mit seinen zwei Frontkameraden am Dachboden, dann rasselt so ein Luftschloß von Idealen und Träumen nur so zusammen in Staub, der wie Rauch verweht ist, bevor man es noch recht fassen kann.

Er sieht jetzt erst so recht ein, wie kindlich glaubensselig sie als Frontsoldaten gewesen sind. Als sie dachten, nach dem Ende des Krieges wird schon von selbst aus dem übermächtigen Geist der Front die Erfüllung der tiefen Sehn-

süchte und heißen Wünsche kommen, die im Dreck der Erde aus Blut und Feuer des Krieges in ihnen aufgewacht sind.

Laßt uns erst einmal heimkommen, haben sie draußen zueinander gesagt, wenn politisiert wurde von der Zukunft und vom großen Frieden, dann wird alles anders gemacht. So, wie wir es wollen, wir von der Front. Wenn wir ins Land treten, hat alles zu schweigen, weil wir im kleinen Finger mehr Verstand spüren, das Leben zu packen und zu meistern, als die Gelehrten in ihren gedrechselten Holzköpfen haben.

Ja, so haben sie gedacht, und damit ist es auf einmal ganz anders gewesen in den Novembertagen des vergangenen Jahres. Da hat sich herausgestellt, daß doch etwas fehlt, was sie zusammengehalten hätte. Das, was sein alter Hauptmann noch einige Stunden vor seinem Ende so bitter herb beklagt hat. Ein Ziel hat ihnen gefehlt und der Mann, der es gezeigt und ausgesprochen hätte, was sie als Frontsoldaten zwar fühlen und verlangen, sogar fordern, aber nicht auszudrücken vermögen.

Das ist ihnen jetzt gründlich gelungen, diesen Parteihyänen, die Einheit der Front zu zerfetzen. Heute berufen sich natürlich alle auf die Frontsoldaten, die in ihrem Lager ständen, ob das rechts oder links oder hinten oder vorne ist im Parlament.

Halt! Es ist ihm, als blitze ein Licht in seinem Schädel auf, daß er im Hin- und Herlaufen in der Quartierstube plötzlich am Fenster stehenbleibt. Die Herren, die die Parteien führen, die Köpfe vorne dran, das sind doch wahrhaftig keine Frontsoldaten. Nicht einer ist bei diesen alten parlamentarischen Parteikanonen. Ah, da schau an, sollte da etwas dahinter stecken? Eine Lösung des Rätsels? Wählen dürfen sie schon, da kann man sie schon brauchen, die Frontsoldaten, aber zum Mitreden sind sie wohl zu dumm?

Man braucht nur gründlich nachzudenken, dann fällt einem so allerhand ein. Wie zum Beispiel der rote Soldatenrat damals im November zu ihnen gesagt hat, als sie in die Garnison einrückten: „Das deutsche Volk ist das politisch unreifste Volk. Und ihr Soldaten seid lauter Säuglinge in der Politik. Ihr kennt ja nicht einmal die Programme der einzelnen Parteien und wo sie hinaus wollen,

weil ihr von der Politik überhaupt keinen blauen Dunst habt. Deswegen müßt ihr schon die Führung denen überlassen, die politisch geschult sind, wie meine Wenigkeit." Und — den Kerl haben sie dann noch gewählt für seine Unverschämtheit.

So wird man hin- und hergerissen, daß man bald selber am eigenen Verstand zweifeln möchte. Herrgott! So erbärmlich ist er sich noch nicht vorgekommen wie jetzt. Man muß sich ja schämen als Mannsbild, wenn man sich von so einem Mädel, wie die Berta, erst wieder sagen lassen muß, warum man zum Freikorps gegangen ist. Und ist doch kaum zehn Tage her, daß sie daheim fort sind. Aber welche Tage! Wenn man einen Menschen hätte, dem man so ganz im Vertrauen das Herz aufmachen könnte! Aber nicht dieser Berta, man kann sich doch nicht blamieren vor einer Frau, daß man noch so unreif, so ungebildet ist.

Was er nun hat, daß er dieses Mädel überhaupt nicht mehr aus seinem Schädel herausbringt! Laufen doch genug andere herum. Freilich, aber es ist schon zu dumm! Wenn er jetzt irgendwo ein Mädel gehen sieht, dann muß sein Dummkopf an die Berta denken zum Vergleich. Und dazu noch den ganzen Tag das Gestichel der Kameraden anhören müssen. Wo er sie doch auch nicht länger gesehen hat als alle miteinander. Er wird jetzt einfach nicht mehr drandenken. Schluß jetzt! Ach, man wird ganz verrückt dabei. Oder macht das der Lärm und der ewige Singsang seiner Kameraden?

Krafft kann dieses lustige, unbesorgte In-den-Tag-hinein-Singen seit dem schandvollen Ende des Krieges nicht leiden. Er steht immer noch am großen breitmächtigen Fenster der Schulstube, in die man sie nach den Kämpfen einquartiert hat, und lacht nun hämisch laut heraus, wie der Lindner unterm Gewehrreinigen anfängt zu singen: „Noch ist die blühende, goldene Zeit —."

Das Singen und das Mitsummen der anderen bricht natürlich sofort ab. Der Lindner tupft sich mit dem Finger an seinen Kopf und schaut dann achselzuckend zu Hans am Fenster hin, der schon wieder in schwere Gedanken versunken scheint und ein Gesicht macht wie drei Tage Regenwetter. Am Tisch stecken sie die Köpfe zusammen und

wispern sich etwas zu. Dann gibt Paul mit dem Finger einige Taktzeichen, und der Chor brüllt los:

„Der Wirtin Töchterlein, sie trägt ein blaukariertes Kleid, und läßt sich küssen zum Zeitvertreib! — Und läßt sich küssen —."

„Ruhe!" brüllt Hans. Er ist ärgerlich wild herumgefahren, und sie ziehen vor seinen rauflustigen Blicken die Köpfe ein. Erst als er sich wieder umgewendet hat, wagt der Höllein die Hand auf das Herz zu legen und halblaut zu sagen: „Wo er doch so herzleidend ist!"

Martin ist von seinem Strohsack aufgestanden, geht am Tisch vorbei und brummt: „Kindsköpfe!" Umständlich seine Pfeife stopfend, stellt er sich neben Hans hin und seufzt: „Ja, ja, das kenne ich! — Sei stad!" wehrt er den Versuch einer Einwendung Kraffts ab und meint spitzbübisch: „Wenn es einen so gach packt wie dich, dann hat es doch meistens drüben auch eingeschlagen. Ich begreife dich nicht, warum du nicht einfach hingehst und ihr das sagst." Hans schaut ihn überrascht von der Seite an, als zweifle er an Martins Verstand, und knurrt ein wenig belustigt. Aber der Martin läßt sich nicht stören und fragt ganz dienstbeflissen freundschaftlich: „Oder — soll ich vielleicht einmal bei der Berta ein bisserl auf die Stauden klopfen?" „Du untersteh' dich!" fährt ihn Hans an, daß der Martin erschrocken zusammenzuckt. Darauf haben die Kameraden am Tisch schon längst gewartet und fangen belustigt zu kichern an, daß Hans sich veranlaßt sieht, zu drohen: „Wer jetzt noch ein Wort von dem Mädel sagt —."

„So!" wagt der Höllein ihn zu unterbrechen und schiebt sich langsam vom Stuhl in die Höhe: „Darf man das auch nicht sagen, daß sie gestern nach dir gefragt hat, wie wir beim Schönwirt eingekehrt sind?" „Lüg nicht so!" Aber Höllein deutet auf den Kreis der umsitzenden Kameraden und sagt: „Bitte!" Und alle nicken beistimmend: „Es ist schon so, gewiß wahr!" Martin gibt Krafft einen Knuff in den Rücken und sagt: „Dann geh halt hin." „Freilich, daß sie meint, ich habe bloß darauf gewartet." „Na ja —?" „Was ihr euch überhaupt einbildet?" funkelt Hans den Martin an, der schleunigst wieder den Kopf einzieht und brummt: „Dann laßt es halt bleiben, narrischer Gockel,

narrischer." Nur der Höllein kichert achselzuckend: „Da wird halt dem gütigen Schicksal nichts anderes übrigbleiben, als selber in diesen verzwickten Fall einzugreifen. Wart nur, du Dickschädel!"

Gott sei Dank, daß der Christian kommt und die neuen Zeitungen austeilt; damit man von etwas anderem reden kann. Der Christian fängt auch gleich an: „Wißt ihr, was wir sind?" „Ja, lust'ge Bayern seins wir", gibt ihm der Wasmuth trocken zurück. Aber Christian schlägt gleich ganz große Töne an: „Hornochsen sind wir, ganz ausgewachsene, saudumme Hornochsen."

„Oho!" fährt der Paul auf, aber Christian übergeht ihn einfach und liest vor: „Horcht einmal! — Interpellation im Landtag! Was gedenkt die Regierung zu tun gegen die Gefahr einer Nebenregierung der Freikorps und ihrer Hintermänner? Ist sie bereit, die überflüssigen, kostspieligen Freikorps, diese Sammellager arbeitsscheuer Elemente, unverzüglich aufzulösen?"

Ein wutbrüllendes Durcheinander. „Gemeinheit! — Ausheben den Laden! — Lynchen den Kerl!" Paul ist auf einen Stuhl gesprungen und schreit: „Wo wären diese Herren, wenn wir nicht in die überflüssigen Freikorps gegangen wären?"

„Davongelaufen!" plärrt der Lindner, und der Martin lacht sauer heraus: „Und wir Esel haben sie wieder geholt."

„Angst haben sie vor uns", schreit der Paul und wirft sich in die Brust, „weil nämlich wir Freikorps eigentlich die Herren der Lage sind. Wir müßten jetzt regieren." „Sehr richtig!" wird ihm von mehreren Seiten beigestimmt. Nur Martin meint skeptisch: „Wen willst du denn an die Regierung bringen? — Dich vielleicht?"

Mitten in ihrem schallenden Gelächter schlägt Hans mit der Faust auf den Tisch, daß sie verdutzt die Ohren spitzen, weil er auf einmal loslegt: „Das ist es ja! — Daß wir Soldaten da sind, aber kein Führer. Stellt euch einmal vor, wir Soldaten haben doch die Gewalt, die Macht. Wir bräuchten nur loszumarschieren und überall das rote Gesindel zum Teufel zu jagen. Glaubt ihr, es würde nicht bald anders aussehen in Deutschland, wenn wieder Zucht

und Ordnung geschaffen wäre? — Aber das ist ja unser Elend, daß es den Mann noch nicht gibt, der das wagt."

„Sag' ich auch immer", fällt der Martin ein. „Es ist keiner da. Einer ist wie der andere von den großen Herren, keiner traut sich heraus. Oder sie stellen sich der Regierung zur Verfügung. Da muß ein ganz Neuer kommen. Und der wird noch kommen müssen; denn ich kann nicht glauben, daß wir einfach ausgewischt werden am Globus und für Deutschland ein anderer Name hingeschrieben wird."

„Bravo, Martin!" freut sich Hans, weil ein anderer das gesagt hat, was er schon lange sagen wollte. Er setzt sich an den Tisch und wartet gelassen, bis die Gewehre weggestellt sind, und beginnt die erwartete Rede.

„Habt ihr eigentlich schon genauer darüber nachgedacht, woran wir jetzt sind? Natürlich nicht. — Bedenkt einmal! Über vier Jahre Vernichtung sind über uns weggegangen, die ganze Erde hat mobil gemacht und ihre Soldaten gegen uns geschickt, und wir sind heute noch da trotz der ungeheuren Übermacht. Ein Trümmerhaufen zwar, weil uns ein Führer fehlt, aber! In diesem Haufen kreist noch immer dasselbe gute gesunde Blut. Das haben wir noch gerettet.

Und ein Segen ist, daß immer wieder neues, frisches Blut zu leben anfängt, wenn das alte müde wird. Die Soldaten, die wieder heimgekommen sind, wissen ja noch gar nicht, was in ihnen für ein gewaltiger Schatz an neuem tieferem Leben steckt. Nach außen mit dem Maul sind es heute Rote, Schwarze, Grüne, Blaue, aber unbewußt pflanzen sie alle in den Schoß ihrer Frauen diese große zukunftsträchtige Seele ein.

Ein neuer deutscher Mensch könnte durch uns Soldaten aus unseren Frauen herauswachsen. In einer Generation könnte das deutsche Volk schöner, größer und herrlicher dastehen als vorher, wenn — wenn es in dieser einen Generation am Leben bleibt!

Da stehen wir heute!"

„Dann ist es Zeit, daß wir uns um Weiber schauen", platzt Höllein in das nachdenkliche Schweigen der anderen hinein, worauf natürlich alles vergnüglich lacht. Auch der Wasmuth meint lakonisch: „Wenn's sonst nichts weiter ist, da soll's an mir nicht fehlen." Und der Martin frägt

laut, über das ganze Gesicht schmunzelnd: „Wie stehe ich wieder da? Ich habe schon einen ledigen Buben.“

„Bravo, Martin!“ schreien einige. Aber der Martin schüttelt den Kopf: „Ihr redet euch leicht, aber das Kreuz ist, daß ein Kind auch essen will, wenn es da ist. Oder wollt ihr meine Alimente zahlen?“ „Warum heiratest du nicht, alter Esel?“ meint Paul schnippisch. „Können vor Lachen!“ entgegnet Martin. „Oder willst du mir das Geld dazu geben? Kenn' mich so nimmer aus vor Sorgen, weil wahrscheinlich schon ein zweites am Weg ist.“ „Bravo, Respekt, Martin!“ grinsen sie alle zu ihm hin.

„Natürlich!“ lacht Krafft, „bis jetzt stellt ihr Gauner euch das sehr schön vor. Vater werden ist nicht schwer, aber Vater sein! Hier liegt die große Gefahr. Die Gefahr nämlich, ob eine neue Generation aus uns überhaupt noch stark genug herauskommt, und ob die neue Generation auch leben kann. Ob wir uns nicht vorher selber gegenseitig abwürgen und umbringen . . .

Denkt nur an die letzten Wochen. Ich habe lang und breit darüber nachgegrübelt, ich sehe noch lange nicht durch. Aber ich glaube bestimmt, daß es, abgesehen von der Handvoll Gesindel, wahrscheinlich keine Spartakisten gäbe, wenn unsere Arbeiter alle genug zum Leben hätten.“

„Hört, hört! — Was soll das heißen?“ schwirrt es von allen Seiten.

„Das heißt, daß sie von der Not getrieben sind. Die gleiche Not, die auch jeden von uns treibt, etwas dagegen zu tun. Und was tun wir? Dasselbe wie die Arbeiter! — Wir rennen dann auch irgendeinem Schreier in den Parteistall und lassen uns in Arbeitgeber und Arbeitnehmer einteilen oder in Ausbeuter und Ausgebeutete. Blickt euch doch um, dann seht ihr, daß erst diese politischen Gauner aus dem ursprünglich gleichen Willenstrieb zum Leben bei jedem etwas ganz anderes machen. So lange, bis schließlich alte Kameraden und sogar die eigenen Brüder mit dem Gewehr gegeneinander stehen.“

„Du redest ja daher wie der reinste Sozialist“, unterbricht ihn Paul ganz befremdet. Der Höllein schüttelt auch den Kopf: „Ich verstehe das ebensowenig. Jetzt hilfst du auf einmal zu diesen roten Hunden. Ja, warum bist du dann

ins Freikorps gegangen? Da, lese doch, was deine neuen sozialistischen Freunde über uns schreiben."

Paul nimmt ihm die Zeitung aus den Fingern und beginnt laut vorzulesen: „Die Blutzulage! Nach einer neuen Vereinbarung der Regierung erhalten die Landsknechte der reaktionären Freikorps eine tägliche Zulage von fünf Mark. Proletarier, merkt es euch gut! Um fünf Mark im Tag erschießen diese Hurenknechte des Kapitals die revolutionären Arbeiter."

Alles springt empört auf. Paul deutet mit dem Finger auf die Zeitungsnotiz und schreit: „Da! — das ist der wahre Sozialismus! Hier steht es!" Aber Hans schüttelt lächelnd den Kopf und sagt: „Nein, Paul, wahrer Sozialismus ist anders." „Na, da bin ich neugierig!" lacht der Christian sarkastisch und schlägt sich auf das Knie. „Ich habe doch vorhin ausdrücklich gesagt, erst die Parteiführer machen aus dem gemeinsamen Willen der Menschen etwas ganz anderes, als die Menschen selber wollen. So, wie ihr ein Beispiel hier in der Zeitung sehen könnt, sie brauchen das zum Aufhetzen, damit die Leute nicht zur Ruhe kommen und sich nicht darauf besinnen können, daß sie im Grunde genommen eigentlich alle dasselbe wollen: Anständig leben! Ihr habt alle in langen Jahren am Bau ein Handwerk gelernt und als Gesellen mitgearbeitet. Ihr wißt also, was es heißt, sein Brot als Arbeiter zu verdienen. Hoffentlich vergißt das keiner! Ihr habt auch den ganzen roten Schwindel miterlebt, Streik, Aussperrung, Wahlkämpfe, Agitation und Straßenunruhen. Auch an uns wird nach dem Examen die Frage herantreten, in welches Lager wir gehören.

Heute noch sind wir Kameraden. Bald aber werden die einen von uns Unternehmer und die anderen Arbeitnehmer sein. Soll dann ein Strich gezogen werden zwischen uns? —

Dann können wir gleich aufhören. Dann brauchen wir nicht erst heiraten und Kinder in die Welt setzen, weil dann in Deutschland vor lauter Neid und Haß und Mord nicht mehr genug Luft zum Atmen sein wird. An diesem Parteienzwiespalt müssen wir einmal alle miteinander verrecken, wenn das so bleibt. Vielleicht sogar die Arbeitgeber zuerst, weil die zuvor erschlagen werden, ehe die Kleinen einander auffressen."

Erregt springt Hans auf und geht voll innerer Unruhe hin und her; denn er ist sich selber nicht klar, woher ihm auf einmal dieses Reden kommt. Die Kameraden stecken die Köpfe zusammen und tuscheln ungläubig mißtrauisch miteinander. Paul fühlt sich als Unternehmersohn angegriffen und will Hans daher ganz gehörig die Meinung sagen. „Hans, ich weiß nicht, du bist so sonderbar in der letzten Zeit. Das hört sich ja alles ganz schön an, aber du wirst das nie erleben, daß diese Gegensätze verschwinden. Ich weiß von unserer Firma her nur zu gut, wie dummfrech diese roten Gesellen sind, wie anmaßend. Jetzt wollen sie alle Betriebe sozialisieren. Die haarsträubendsten Zustände gäbe es, wenn es so weit käme. Stellt euch doch bloß einmal vor, irgend so ein Taglöhner, der nichts versteht, nicht richtig schreiben und lesen kann, der wird gewählt, weil er das größte Maul hat. Stellt euch vor, wie eine solche sozialistische Firma aussehen wird und was sie leisten kann. Diese Parteigegensätze sind doch nicht ohne Grund gekommen. Darüber haben wir uns doch schon einmal unterhalten."

„Sehr richtig!" fallen einige ein. Aber Krafft wischt die Einwände mit einer Handbewegung weg: „Dann schaffen wir eben diese Gegensätze beiseite, Paul. Ihr kommt mir vor wie die braven Schildbürger, die den Hausschlüssel verloren haben und ins Dach ein Loch schlagen, um mit der Leiter hinein zu können. Bis sie das schließlich so gewohnt waren, daß sie nicht mehr begriffen, wozu sie sich einen neuen Hausschlüssel machen lassen sollten. Uns haben sie doch auch den Hausschlüssel versteckt, daß wir nimmer heimfinden und Löcher ins Haus reißen, jede Partei ein anderes.

Schaut, der kleine Mann mit seinem engen Gesichtskreis erblickt nur das Nächste um sich. Und das ist nicht viel Schönes. Gerade ihr müßt mehr sehen. Wer höher steht, sieht weiter als der Kleine. Fangt doch ihr an! Werft zuerst ihr eure Vorurteile ab, denn aus eueren bürgerlichen Kreisen kommt der Gegensatz zuerst."

„Immer wetzt du dich an uns Bürgern", ärgert sich Christian. „Willst du uns vielleicht mit den Proleten gleichmachen?"

„Nein! Das wäre Unsinn, weil wir von Natur aus nicht alle gleich groß, gleich stark und gleich gescheit sind. Wenn

alles gleich sein müßte, wäre es von der Natur schon so gemacht. Dann müßte aber die Welt eine Maschine sein, nicht ein Organismus, ein Lebewesen. Hier müssen wir zu denken beginnen, weil wir sonst einfach von der Welt überfahren werden. Denn sie dreht sich nicht nach unserem Willen, sondern wir drehen uns nach dem ihren. Aber das geht für diesmal schon zu weit."

„Viel zu weit!" sagt Paul, „deine Gedankensprünge sind für meinen bescheidenen Kopf immer zu hoch."

„Das glaube ich", lacht Krafft, „denn das habe ich alles erst in diesen Tagen selber einsehen gelernt."

„Ja, aber deswegen muß man doch nicht gleich ein Sozialist werden", warf der Höllein ein.

„Vielleicht bist du selber einer und weißt es gar nicht. Aber darüber wollen wir ein anderes Mal sprechen. Eine Denkaufgabe! — Was ist wahrer Sozialismus? Überlegt es euch einmal."

Hans lacht in ihre glühenden, wirren Gesichter, in denen sich die neuen Gedanken rätselhaft spiegeln; er sieht, daß nicht einer dabei ist, dem um diese Stunde leid wäre.

„Wahrer Sozialismus? Wer soll das wieder wissen?" brummt der Martin und klopft, schon darüber nachdenkend, seine leergerauchte Pfeife aus.

*

„Wer ins Theater mitgeht — fertigmachen!" sagt abends Höllein an und wendet sich dabei an Krafft: „Willst du allein daheimbleiben, wenn uns die Stadt eigens Freikarten stiftet?" „Was wird denn gegeben?" „Das große Zauberspiel mit Feuerwerk und bengalischer Beleuchtung von Doktor Faust."

„Faust?" meint Krafft interessiert, „natürlich gehe ich mit. Hast du noch eine Karte für mich?" „Ich habe es ja gewußt, da ist eine, gleich neben mir, sitzt nur noch jemand dazwischen." „Wer?" „Weiß doch ich nicht! Hoffentlich ein schönes Mädchen. Vielleicht kann man gleich das anbandeln, was du uns heute gelernt hast." „Und wenn ein Mann

zwischen uns sitzt?“ „Ausgeschlossen!“ „Wieso?“ „Ja weil — weil sich die Stadt das nicht erlauben darf mit uns.“

Tatsächlich sitzt eine Dame in der Rangloge, wie Krafft eintritt. Dieses Haar, das sollte er doch kennen? Er stutzt, weil er eine kleine Hinterkünftigkeit vom Höllein vermutet. Da hat sie ihn schon bemerkt und erhebt sich, kommt einen Schritt auf ihn zu mit einem strahlenden Gesicht, über das eine purpurne Welle hinweggeht. Er verbeugt sich korrekt und hat sich schon gefaßt, wie er ihre kleine, feine Hand nimmt und grüßt: „Guten Abend, Fräulein Berta — Schön.“ Das sagt er noch leise nach. Sie versteht es und senkt die Augen, wobei sie freundlich sagt: „Ich danke Ihnen, Herr Krafft. Sie haben mir eine große Freude gemacht, denn den ‚Faust‘ geben sie so selten, und dann bekommt man eine Karte nur nach stundenlangem Anstehen.“

Er ist noch ganz verwirrt und verlegen, erst recht noch, wie er die feixenden Gesichter seiner Kameraden sieht, und wie der Höllein heimlich voller Stolz mit dem Finger auf sich deutet. Nur gut, daß gleich der Vorhang aufgeht und das Vorspiel beginnt. So sieht sie nicht, wie er im Dunkel hinter ihrer Lehne vorbei dem Höllein einen Knuff gibt, daß der bald vom Sitz gefallen wäre.

Dann gibt er sich zufrieden dem Studium ihres Profiles hin und ist verlegen überrascht, weil sie einmal heimlich versucht, auch ihn von der Seite zu betrachten. Weshalb sie beide es nicht mehr wagen, sich anzusehen. Ihm kommt es merkwürdig vor, daß er das Spiel heute mit ganz anderen Augen sieht als sonst. Faust, ist er das nicht selber, dieser Zweifler und Sucher, der keinen Sinn mehr im Leben findet? Der, der in den letzten Akten des Spieles sein Gretchen vergißt? Ihm schaudert bei diesem vorweggenommenen Gedanken, weil er sich zugleich vorgestellt hatte, daß diese Gestalt neben ihm Gretchen wäre. Fast möchte er sorgend seinen Arm um sie legen, wenn das nicht frech gewesen wäre. Gerade macht sie eine abwehrende, ganz leise Bewegung mit der Schulter, als hätte sie seine Gedanken gelesen. Und dann schaut sie ihm mit einem voll abwehrenden Blick ins Gesicht, daß er beschämt geradeaus starrt und

denken muß, was das wohl ist an ihr, daß sie ihn schon inwendig kennt und seine Gedanken errät.

Davon ist er immer noch etwas bedrückt, als er in der Pause neben ihr einhergeht. Er will ihr die Sache mit Höllein erklären, doch kommt sie ihm zuvor und frägt: „Es war wohl gar nicht Ihr persönlicher Wunsch, mich hier zu treffen?“ „Aufrichtig gestanden, ich hatte keine Ahnung. Aber ich bin meinem Kameraden nur dankbar dafür, daß er mir diesen hübschen Streich gespielt hat.“ „Deswegen hätten Sie ihn doch nicht vom Stuhl herunterschlagen brauchen“, lachte sie. „Das können Sie doch gar nicht gesehen haben?“ „Gesehen nicht, aber gefühlt.“

Da schweigt er und fragt sich wieder, was das für ein rätselhaftes Wesen sein mag. Er spürt auch wieder, wie das erstemal auf jener Wache, als er ihre großen Augen sah, dieses seltsame Bekanntsein und Vertrautsein mit ihr auf den ersten Blick. Und mutig geworden, fragt er sie dann: „Fräulein Berta, gestehen Sie, daß Sie gerne hierher gekommen sind?“ „Gewiß, warum nicht?“ „Um mich zu treffen?“ „Auch das! Wenn Sie mir doch selbst eine Karte anbieten lassen.“ „Wären Sie auch gekommen, wenn Sie gewußt hätten, daß der Halunke gelogen hat?“ „Nein! Sind Sie jetzt zufrieden, Herr Staatsanwalt?“ „Wir haben öfters Gelegenheit zum Theaterbesuch. Würden Sie auch ein anderes Mal sich freuen, wenn ich Sie einlade?“ „Warum nicht? — wenn Sie mir Gelegenheit zur Wiedervergeltung geben.“ „Abgemacht.“ „Abgemacht! Vorausgesetzt, daß es aus Leidenschaft zum Theater geschieht.“ Sie schüttelt ganz schelmisch leise das Köpfchen und fügt hinzu: „Und diese Leidenschaft nicht mir gilt.“ „Muß ich das beschwören?“ „Nein, mir genügt Ihr Wort.“

Als er wieder dem Spiel folgen soll, kann er es nicht, weil er in Gedanken ganz woanders ist. Er merkt plötzlich, daß er das erstemal in seinem Leben wirklich verliebt ist. So total verbrannt, wie er oft schon andere belächelt hat. Heiß und kalt geht ihm diese Gewißheit auf. Wenn er nur wüßte, was sie von ihm denkt. Er bemüht sich, irgendein Wort, eine Geste an ihr wahrzunehmen, die von ihr dasselbe verraten würde. Er glaubt es wohl, aber er weiß es nicht — und ihm wird himmelangst, wenn er daran denkt,

sie direkt zu fragen. Nein, das geht nicht, lieber beißt er sich die Zunge ab.

Andere Gedanken drängen sich ihm auf. Was nützt das alles? Er kann sie ja doch nicht heiraten. Bis er einmal einen Hausstand gründen kann, du liebe Zeit, dieweil ist er alt. Und dann erschrickt er bei dem plötzlichen Einfall, daß sie vielleicht schon nicht mehr frei ist. Ihre Unnahbarkeit, dieses Rührmichnichtan, das sie an sich hat, das kommt sicher daher, daß sie jemandem anderen gehört. Natürlich! Auch kein Wunder, andere haben ebenfalls Augen im Kopf, und auf ihn wird sie gerade noch gewartet haben, bis er kommt von irgendwoher. Gott, die Mädels sind heutzutage so frei, daß sie manchmal auch ohne Bräutigam ausgehen; wenn es ihn in diesem Falle auch ganz gehörig ärgert. Außerdem könnte sie doch mit ihrer Unnahbarkeit ruhig in Verbrecherkneipen ein- und ausgehen, ohne eine Belästigung fürchten zu müssen. Das mit den Krallen und mit der Pistole, erinnert er sich, das sagt genug. Aber eben deshalb ist sie ein seltsames Mädchen. So, wie sie nur in Romanen vorkommen, im Leben fast nie, denkt er.

Beim Verlassen des Theaters hören sie in ihre eigenen Ohren, wie einige ältere Damen sich laut genug zuflüstern: „Seht! Ein selten schönes Paar! Geradezu füreinander geschaffen!" Ihm ist das warm zu Kopf gestiegen, aber sie lacht ihr silbernes Lachen und meint: „Wie sich die guten Leute doch irren."

„Was meine Schönheit betrifft, irren sie bestimmt!" sagt er, aber sie läßt ihn abfahren: „Komplimente können Sie sich sparen, sonst kommen wir nicht gut aus miteinander. Solche Schmeicheleien höre ich täglich, und Sie sollten nicht zu diesen oberflächlichen Menschen gehören, denke ich, zu diesen Massenartikeln der Natur."

„Zu Befehl!" antwortet er knapp, so daß sie lachen muß. Dann schlägt sie vor: „Wenn Sie Lust haben, gehen wir zu Fuß nach Hause. Etwas trinken können Sie bei mir zu Hause auch noch als mein Gast." „Danke! Mit Vergnügen!" „O bitte, das Vergnügen ist sehr zweifelhaft und sehr einseitig." „Bei mir, ich weiß." „Nein, bei mir." „Also doch ein Vergnügen."

Es ist ihm eine Wonne, das lebfrische Mädel am Arm führen zu dürfen. Ein eigenartiges Fluidum hüllt sie ein, und sie sagen lange kein Wort. Bis sie plötzlich stehenbleibt und ihn ansieht. „Warum sagen Sie nichts? Habe ich Sie verstimmt?“ „Nein!“ entgegnete er, „ich rate nur, ich kann mir nicht zusammenreimen, warum Sie die Menschen einmal mit Samtpfoten und dann wieder mit Krallen anfassen. Vor allem, ob Sie selbst dabei zufrieden sind?“

Im Weitergehen erwidert sie stockend und befangen auf seine Frage: „Zufrieden? Mir ist selbst nicht wohl dabei. Aber mit dieser Methode kann ich mich am besten durch die Menschen schlagen. Wenn ich häßlich wäre, dann bräuchte ich keine Krallen. Ich will nicht den Weg so vieler anderer Mädchen der Großstadt gehen müssen.“ „Bravo!“ sagt er fast überlaut begeistert, daß sie wieder ganz froh wird und lachend meint: „Sie haben das gleich erkannt, die anderen wissen es erst, wenn sie die Krallen im Gesicht spüren. Deswegen dürfen Sie auch mit mir nach Hause gehen; sonst bin ich immer froh, wenn ich den Angeboten der Begleitung freundlicher Kavaliere ohne Grobheit entkomme. Das will alles gelernt sein.“

„Sie lesen viel? Vielleicht mehr, als eine Frau braucht?“

„Alle Dinge, die aus den Wurzeln des Lebens kommen, braucht auch die Frau. Ein Weibchen natürlich nicht. Und alles, was aus dem Leben an Schönem kommt, sollte zuerst der Frau gehören.“

„Weil die Frau es noch schöner macht. Erst gar, wenn ihr Name schon verpflichtet dazu.“ „Ihr Name verpflichtet nicht minder.“

„Das spür ich wohl, allein mir fehlt der Glaube“, lacht er etwas bitter und fährt fort: „Und die Gelegenheit. Man will heute keine Kraft sehen, nur Kräfte zum Ausnützen für irgendeinen Profit. Da hat der Dichter leicht reden: Am Anfang war die Tat! Kein Mensch will von einer Tat was wissen, nur Tätlichkeiten, das kennen sie.“

„Nie war für eine Tat die Zeit günstiger als gerade heutzutage. Heute ist manches eine Tat, was in geordneten Zeiten nur eine Arbeit wäre. Ehre zeigen, Mut! Sich nicht beugen vor der Dummheit! Das ist heute schon eine Tat.“

„Und das Ankämpfen gegen diese traurige Zeit auch schon?“

„Ja! Und das Opferbringen.“

„Woher Sie nur das wissen?“

„Vom Leben —!“

„Dann müssen Sie schon viel erlebt oder schon erlitten haben, Fräulein Berta.“

„Nicht viel mehr als andere auch. Nur habe ich wahrscheinlich alles tiefer empfunden, tiefer als nur an der Oberfläche. Ein leeres Leben wäre mir ein großes Leiden. Man sieht ja auch so allerhand im Beruf von den Menschen und vom Allzumenschlichen.“

„Sie stehen im Beruf?“

„Natürlich! Sonst müßte ich zu Hause das Schankmädchen spielen, wegen des Geschäfts freundliche Gesichter machen zu Menschen, die mir zuwider sind, weil sie schmutzige Seelen haben. Im Beruf bin ich mein freier Mensch, wenigstens zum Teil.“

Krafft mußte staunen über das Mädel, in dem schon mehr fertig war als in ihm, wo alles noch gärte. Sie ist frei, noch ungebunden, jubelte er für sich. Und dieses Weib müßte einmal einer grenzenlosen Liebe fähig sein, eine unendliche Güte mußte in ihrem Herzen leben. Und ihn läßt sie es leise scheu sehen, daß er am liebsten laut aufjauchzen möchte. Aber er bleibt ganz korrekt und ist nur erstaunt, daß der Weg so kurz gewesen ist.

Zu Hause war sie von lebendiger Heiterkeit, da war sie wieder anders, ganz anders. Er sonnte sich und lachte und scherzte mit ihr, als wäre er von Kindesbeinen auf mit ihr bekannt. Und als er sagte, er fühle sich so behaglich wie bei der Mutter daheim, wurde sie feuerrot und flüsterte im Erglühen: „Damit haben Sie mir eine große Freude gemacht.“ Darauf bekam er soviel Mut, daß er ihr die Hand hinstreckte und fragte: „Fräulein Berta, darf ich mir etwas wünschen?“

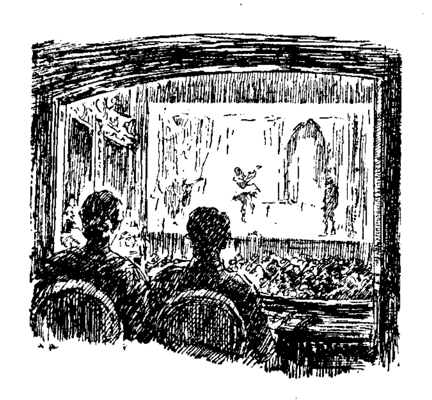
„Was denn?“

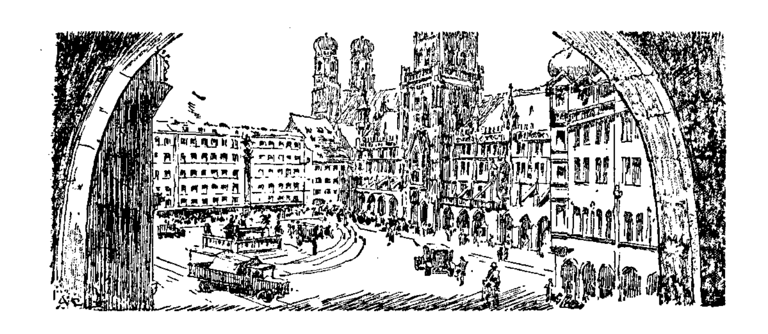
„Daß Sie mich als Ihren Freund betrachten.“

„Das sind Sie doch schon. Haben Sie das noch nicht bemerkt?“ Dabei lachte sie ihn so innig an, daß er fast gejubelt

hätte, aber sie spürte es auch so am Druck seiner Hand, daß sie scherzend stöhnte und mahnend mit dem Finger drohte: „Herr Krafft, nicht so kräftig ein andermal!“

Selbstverständlich ist er an diesem Abend viel zu spät einpassiert. —





Mai

Wenn der Mai über München kommt, dann lacht einem das Herz im Leib. So frei und frisch ist die Luft, und der Himmel so klarblau über den Häusern, als sei alles frisch gewaschen worden. Und die Münchner sind gut aufgelegt, soweit es die schwere Zeit erlaubt. Die Mädel lachen mit ihren heiteren Augen so blank in die Welt. Die Brunnen plätschern und rauschen wieder, und mitten in der Stadt pfeifen die Amseln und die Stare um die Wette.

Dann ist einmal über Nacht aus Milliarden Knospen das grüne zarte Laub geschossen und legt seinen herrlich schönen Gürtel um die Stadt. Und zieht ihn wie ein üppiges Band mitten durch das Häusermeer an der kristallgrünen Isar entlang, die ihre weißen sprudelnden Schaumwellen über die Wehren und Gefälle wie zarte Schleier hinwirft in verschwenderischer Zahl. Das goldene Licht der Maiensonne hebt die schönen Bauten und Kirchen in die feine heitere Wirkung, die einst in schönen wie in schlimmen Zeiten die Künstler beim Schaffen beseelte. Sogar über den bärbeißigen Gesichtern der Frauentürme liegt der Frohsinn wie eine Verklärung. Und trotz der revolutionären Zeiten weidet man gerne die Augen an den königlichen Bauwerken vergangener Jahrhunderte. Wenn jetzt

zum Grünen noch das Blühen kommt, dann muß die Stadt in ihrer Pracht wie eine Hochzeitskrone sein.

Zwei Herzen blühen schon der Zeit voraus und wandern zusammen selig durch die Straßen und Auen. Vier lachende Augen können sich nicht satttrinken an der Schönheit, und zwei Seelen haben gleiche Gedanken. Berta muß heute den Fremdenführer machen. Und wer könnte München besser schildern und zeigen als eine Münchnerin? Jede Straße ist heiterer, wenn sie selber drinnen schreitet, und jeder Park ist grüner und sonniger, wenn sie darinnen lacht. Madonnen mit einem Kinderherzen, Kinder mit einer Madonnenseele, das sind die Münchnerinnen.

So sagt Hans Krafft zu Berta Schön, und sie lacht dazu ihr silbern klingendes Lachen, daß die Leute am Wege mitlächeln müssen und schmunzelnd den beiden nachschauen. Sogar ein Pfarrer, der in sein Brevier vertieft ist, legt den Finger in die Seite des Buches und setzt ab, um an Gottes lebendigem Werk, das an ihm vorbeizieht, den Geist zu erbauen. Zwei junge Menschen, ein Soldat und sein Mädel, die ganze Welt um sich her machen sie jung, ohne es zu ahnen. „Man hätte sie nicht schöner zusammentragen können", sagt ein Alter, daß sie es in ihre eigenen Ohren hören und rot werden. Dieses Zusammenpassen, das macht sie zu zweien noch schöner, als eines allein wäre. Ein Zusammenklingen von eigentlichen Gegensätzen. Sein blonder Schopf neben ihren braunen, flimmernden Haaren, mit denen der Wind spielt; sein kühnes männliches Gesicht mit dem Falkenblick und ihr feines, schlankes Oval mit den warmen leuchtenden Augen. Und Stirnen, auf denen die gleiche reine Freude steht.

Sie waren schon am Vormittag in der Michaelskirche, zwar nicht zum Beten, aber sie haben eine jubilierende Messe von Haydn gehört. Vielleicht sind sie daher so voll Frohsinn. Dann haben sie die Stadt durchwandert, und er hat ihr die Stile der Bauten erklärt, wobei sie tausend Fragen wußte.

„So ein Bauwerk ist wie Musik; wenn es gefällt, dann hat es Harmonie. Und das kann ich mir so lebhaft denken, wie damals die Bürger wohnten und sich gaben."

„Im Grunde nicht viel anders, als die verschiedensten Menschen noch heute sich geben“, meint er belehrend.

„Mir kommt es oft so vor, als wäre ich selber dabei gewesen“, sagt sie dann besinnlich für sich.

Krafft macht große Augen, weil er sich plötzlich auch solcher Empfindungen erinnert: Das hast du schon einmal gesehen! — Obwohl er das erstemal im Leben davorstand. Nachdenklich sagt er zu ihr: „Es ist sehr schön und auch sehr heilsam, die alten Zeiten wieder einmal im Geiste heraufzubeschwören. Die Geschichte ist die größte Lehrmeisterin, wenn man sich belehren lassen will. Nur wird soviel gefälscht und zurechtgestutzt oder soviel Wahres einfach verschwiegen, damit die Gegenwart meinen soll, es wäre noch nie so herrlich gewesen. Neugierig bin ich schon, was die Republik in den Schulen von der Vergangenheit lehren läßt.“

„Oh, das ist mir klar. Das bißchen Gute am Deutschen, das noch gesagt wurde, wird nun ganz verschwiegen, damit man sich in der Republik als der Vollendung eines Staates erst richtig wohl fühlen soll.“

„Aber so ein Bauwerk, ein Bild, eine Stadt, das sind die stummen Zeugen vergangener Größe, die sie nicht so schnell ausradieren können. Deswegen ist der Bolschewismus so konsequent, einfach alles niederzureißen, weil er dann leicht als Beglücker der Menschen auftreten kann, wenn die Völker in einen Zustand zurückgeworfen sind, wo das Einmaleins, das Alphabet oder gar das elektrische Licht oder eine Oper als Wunderwerke höherer Wesen erscheinen müssen.“

„Und ist doch nicht mehr als nur die Kraft, die zwar das Böse will und doch das Gute schafft.“

„Wenn es eine Gesundung der Welt geben soll, muß sie von uns Deutschen kommen. Deutschland ist ja doch das Herz der Welt. Und weil wir krank sind und voll Unruhe, ist es die Welt auch.“

„Oh, es gibt immer noch gesunde Menschen, sie müssen nur zusammenfinden und einmal anfangen.“

„Wer bringt sie aber zusammen, wer weiß einen Plan?“

„Der kommt schon! So gewiß, als ich jetzt Hunger habe“,

lacht sie heiter. „Oder sind Sie vom Schauen schon satt geworden?"

„Satt und hungrig!" lacht er vergnügt. „Was doch der sonnige Mai für fröhliche Menschen macht!"

Es ist aber nicht der Mai allein, der ihnen das Herz lebendiger schlagen läßt. Nur wollen sie sich das nicht eingestehen. Sie sehen das unerhörte Wunder an sich und können es doch nicht glauben, weil es ja so unbegreiflich schön und beglückend wäre.

In der Ecke eines Gartens sitzen sie nach einer Weile an einem weißgedeckten Tisch, betrachten die ersten hellen Blumen des Frühlings im Rasen und die jungen Triebe des wilden Weins. Sie schauen einander ganz unbefangen in die Gesichter, und er muß es heraussagen, was er dabei denkt: „Berta, ich habe noch keine Frau gesehen, die mir so gefallen hätte wie Sie." Da wird sie über und über rot, aber als sie die Augen wieder aufschlägt zu ihm, sagt sie geradeheraus: „Ich wüßte auch nicht, daß ich schon einen schöneren Mann gesehen hätte", daß auch er vor Freude das heiße Blut im Gesicht fühlt.

„Aber die Schönheit allein tut es nicht, Schönheit ist nicht von Dauer", setzt sie lächelnd hinzu, um wieder ins Gleichgewicht zu kommen. Doch er entgegnet voll Feuer: „Es kann auch etwas schön sein, was man nicht sieht, sondern fühlt. Dann zum Beispiel, wenn eine Seele in Güte und Liebe erstrahlt."

„Oder ein Geist sein Licht über das Dasein breitet", ergänzt sie seine Rede, daß er leise gesteht: „Das ist schön, wie Sie das sagen."

Nach einer Weile fängt er wieder an: „Äußerlich sind wir, nebeneinander gestellt, Gegensätze, und trotzdem verstehen wir uns so gut. Also müssen wir einen Geist gemeinsam zum Vater haben."

„Sicherlich, sonst könnten wir einander nicht begreifen", lacht sie ihn an, als wüßte sie, wohin er zielt. Er läßt sich aber nicht beirren und lacht dagegen: „Dann heißt es auch: Verwandte Seelen finden sich."

„Deswegen müßten wir auch dieselbe Seelenmutter haben", lacht sie noch heiterer. „Und vielleicht kommen Sie zuletzt damit, daß äußerliche Gegensätze sich anziehen?"

„Lachen Sie nur! Heute lacht der ganze Tag um uns her. Oder machen das nur Sie, Berta, weil Sie so blühen, wie nur die ersten Rosen im Jahr blühen können? Noch vor ein paar Tagen habe ich ein Lied ärgerlich verdammt, das für mich vorbei schien, und jetzt ist es auf einmal da."

„Wie heißt es denn?" fragt sie etwas zagend, weil ihr das ahnungsvolle Herz ganz ungestüm bis in den Hals herauf schlug. Und ihm ist, als hätte sie Angst vor dem, was er ihr doch so gerne sagen will, daß er nur befangen hervorbringt: „Es fängt an: Noch ist die blühende, goldene Zeit. — Das müssen Sie mir einmal vorsingen, Berta."

Sie nickt erglühend, aber ihre Augen bitten scheu: Sage es noch nicht, was du schon auf der Zunge hast, nicht jetzt. Ich müßte dir weh tun, und das will ich nicht. Er spürt dabei, wie sich da innen in seiner Brust etwas zusammenkrampft. Aber dann steht das Essen vor ihnen auf dem Tisch, und es ist auf einmal wieder die alte, laute Welt um sie her.

Als sie wieder im Freien sind, gehen sie versonnen still durch die spazierenden Menschen dahin. Als wollten sie lauschen nach dem Flügelschlag, um das Wehen der Luft zu verspüren, wenn das Glück an ihnen vorüberrauscht. Jetzt ist er ja so froh, daß sie noch nicht hören wollte von ihm, was ihn bewegt, denn er spürt jetzt, was es Wunderbares ist um das Weben der unsichtbaren Fäden, die aus den Tiefen der Seelen eine Brücke von Herz zu Herz spannen wollen für eine Ewigkeit. Und dazu muß Stille im Menschen sein. Denn Worte sind rauh im liebreichsten Ausdruck und können entfernt nicht sagen, was eine überreiche Seele ohne Worte zur anderen spricht.

Auf dem Heimweg bleibt Krafft vor einer Bank stehen und sagt, zum Sitzen einladend: „Wir sind müde vom vielen Reden", daß sie herzlich auflachen mußte, denn sie hatten kaum ein paar Worte mitsammen gesprochen. Von der Isar herauf hört man das Rauschen eines Wehrs, und der Abend haucht schon den westlichen Horizont goldenrot an. „Das ist noch ein Dämmerstündchen zum Philosophieren", meint Krafft scherzend, und sie erwidert erfreut: „Ich höre gern zu. Wovon handelt es denn?" „Vom Menschen und vom Geist!" „Das ist aber nicht leicht." „Ach, das ist mir vorhin just so eingefallen. Eingefallen! Von irgendwoher

aus dem unendlichen Raum über uns." Sie schweigt in Erwartung, und dann beginnt er:

„Der Mensch besteht aus Leib und Seele, so haben wir in der Schule gelernt. Das ist mir zu wenig. Denn Seele hat alles in der Natur, was lebt, weil es sonst nur Stoff ohne Leben wäre. Wir Menschen haben noch ein Drittes, den Geist! Unser Wesen ist dreifältig. Wir leben nicht nur, um zu leben, wir müssen mehr tun als das. Hinausgreifen in die Unendlichkeit, die Schönheit des Lichtes auf die finstere Erde holen und unsere Seelen erheben über den Dunstkreis des Irdischen. Erst das erhebt uns über das Tier. Wer es leugnet, bestiehlt uns um unser Bestes. Nicht wahr?"

„Natürlich! Deswegen ist ja unsere Zeit so unglücklich, weil sie das Beste im Menschen nicht kennen will. Nicht einmal die Seele, nur das Fleisch, den greifbaren Stoff."

„Immer zuerst, vor allem, was Menschen tun, ist der Gedanke. Jener Funke aus dem Geist des Unendlichen. Den empfängt ein Mensch und sucht dann in den Stoffen der Erde und formt ein Werk. Einen Tonkrug, ein Steinbeil, einen Dom, ein Lied, eine Maschine. Gedanken sind ewig, jeder neue Gedanke ist schon ewig gewesen, wenn er auch erst heute oder später von einem Menschen aufgefangen wird. Nicht das, was wir gelernt haben, bringt uns Menschen voran, erst das, was neu an Geist über uns kommt, reißt uns vorwärts. — Wenn wir bereit sind dazu!

Bereit sein! — das Herz offen haben, das ist wichtiger, als das Hirn dressieren mit Wissen und Merken. Nicht was im Hirn sitzt, sondern was im Blut webt, das ist der Baustoff für eine neue Zeit. Diese Welt hat der Geist gebaut mit solchem beseelten Stoff, und ohne Geist wäre heute noch das Nichts, das ewig tote, unsichtbare Nichts.

Er muß also noch da sein — unser Geist! Er schwebt ewig über Deutschland, er findet nur keine Deutschen mehr. Aber mir ist, als ob es viele Einsame gäbe in Deutschland, die ebenso suchen wie wir, denn in ihrem Blut muß der gleiche Funke glühen wie in uns. Und das ist die Rettung, die ich sehe. Wir brauchen nicht verzweifeln.

Berta, es leuchtet uns immer ein Licht. Und wenn es noch so finster ist."

„Ja, es leuchtet schon von Ihrer begeisterten Stirn",

sagt sie lächelnd und schaut ihn ernst mit ihren großen Augen an. „Weit wird der Weg sein, voll Opfer und Blut, voll Entsagung und Mühe und Kampf. Ich glaube, das ist es, Krafft, was Sie suchen und brauchen, um zufrieden zu sein: Den ewigen Kampf auf Erden um die höchsten Dinge, die deutscher Geist ersinnt. Und wenn das erste sich erfüllt, werden Sie nach dem zweiten jagen und nach dem dritten."

„Das werde ich! Und Sie müssen es auch, Berta!"

„Eine Frau ist anders geartet", weicht sie ihm mit ihrem seltsamen Lächeln um den Mund behende aus. „Was Sie meinen, Krafft, das sehe ich so: Diesem Kampf gehört man ganz und gar. Ein halbes Mittun hätte keinen Sinn für einen Mann wie Sie. Und ein Mann, der sein Leben einem solchen Kampfe weiht, muß frei sein von allen Bindungen des Lebens mit anderen. Das ist noch immer so gewesen auf der Welt. Was schert mich Weib, was schert mich Kind — muß er sagen können. Er wird auch nirgends daheim sein können, denn was ihn ganz erfüllen muß, ist sein Kampf und sein Ziel. Am Anfang steht daher der Verzicht auf alles Menschliche, weil sein Herz nicht mehr ihm selber, sondern seiner Idee gehört, die bei Ihnen eben ‚Deutschland' heißt. Solch ein Mann kann an seiner Seite keine Frau brauchen. Sie würde ihm nur hinderlich sein."

„Das ist nicht richtig gedacht. Das stelle ich mir ganz anders vor. Gerade dann braucht man eine Frau und ein Daheim, und erst recht ..."

Sie lächelt ihm aber wieder mit dem seltsamen Zug um den Mund dazwischen, daß er aufhört zu sprechen und sie hilflos anblickt.

Nun kennt er sich aus. Entweder — oder! meint sie. Entweder deine Idee, dann ohne mich — oder mich ohne diese gefährliche Idee. Am Anfang steht der Verzicht, sagt sie. Wie bei einem, der ins Kloster geht — oder wie einst bei den Landsknechten, deren Leben ein endloser Krieg war, bis sie doch einmal im Feld erschlagen wurden. Weiber genug, aber die Einzige niemals! Der schöne Maisonntag hat auf einmal keine lachende Freude mehr.

Da sagt sie in seine bittere Enttäuschung: „Sie hören mich ja gar nicht mehr an? Habe ich Sie so tief verletzt mit meiner Weisheit?"

„Berta, Sie haben kein Herz im Leib, sondern ein Buch mit sonderbaren Gesetzen. Sie gehören nicht zu jenen Frauen, die den Mann erst für eine Aufgabe begeistern und ihn dann aus Sorge um die Familie daran hindern müssen, sich deswegen in Gefahr zu begeben. Sie würden ihn ruhig ziehen lassen."

„Ganz richtig, Herr Krafft! Weil er sich doch nicht halten lassen würde", lacht sie und macht sich anscheinend dabei lustig über ihn, daß er verdrossen zurückgibt: „Wenn das immer so gewesen wäre, wie Sie behaupten, dann müßte die Welt längst ausgestorben sein. Überhaupt, hören wir auf, zu philosophieren, es kommt nichts Gescheites dabei heraus."

„Etwas doch! Man lernt einen Menschen viel tiefer kennen als sonst im Leben."

„Meinen Sie? Ich denke, man wird erst richtig dumm davon", sagte er verstimmt. „Sie sind ja für mich — ich meine natürlich für meinen Verstand — beinahe zu gescheit."

„Oh, ich weiß, daß die Männer das nicht gern haben an einer Frau. Ich könnte natürlich ebensogut über die neueste Mode oder über den jüngsten Film schwätzen. Nachdem aber mein gefallener Bruder Student der Philosophie war, habe ich notgedrungen, weil doch jedes Weib neugierig auf das ist, was Männer tun, allerhand davon kennengelernt. Ich weiß noch recht gut, wie mein Bruder in seinem letzten Urlaub sagte, der ganze Unsinn, der hier in den Büchern schwarz auf weiß steht, wäre ein Staubkorn vor dem, was ein Soldat im Krieg erkennt von der Welt und von den Menschen. Drum hat es mir mehr als Vergnügen bereitet, heute einen solchen Soldaten philosophieren zu hören. Und ich habe mich ehrlich gefreut, wie Sie steckengeblieben sind."

„Verspotten Sie mich nur, Sie haben ja recht. Das Leben ist immer stärker als alle Philosophie. Ich sollte das längst wissen, und ich weiß es auch. Nur denkt man gewöhnlich nicht daran. Aber das kommt davon, wenn man auf einem Trümmerhaufen steht, sich wieder etwas aufbauen will, und dann fährt plötzlich ein Erleben ... Ich muß Ihnen etwas beichten, Berta."

„Mir? Glauben Sie, daß ich Sie absolvieren könnte?"

„Ich weiß es nicht", entgegnet Krafft. „Ich spüre nur, daß ich seitdem ein recht unruhiges Gewissen habe." Und er beginnt zu erzählen von dem Erlebnis mit seinen einstigen Kameraden auf jenem Speicher des Hauses, das kaum einen Steinwurf von dem Haus ihres Vaters entfernt ist: „Was würden Sie gemacht haben in einer solchen ungeheuren Gewissensfrage?"

„Dasselbe wie Sie!"

„Aber, bedenken Sie doch, wenn es zwei andere gewesen wären —."

„Da ist nichts zu bedenken, das war Schicksal. Das hat so sein sollen."

„Möglich! Aber wenn sie nun nicht von mir, sondern von einem anderen entdeckt worden wären? — Und es gäbe noch ein paar tausend Wenn und Aber."

„In der Philosophie, aber nicht im Leben. Da gibt es nur Ja oder Nein. Mein Bruder sagte einmal ein schönes Wort: Es gibt ein tödliches Radikalmittel gegen die Philosophie — einen Glauben!"

„Da hatte er gewaltig recht. Aber es gehört zum Glauben mehr als bloß Wissen. Das Ahnen braucht man, sonst kann man auch nicht glauben. Das Ahnen! Mir scheint, daß manchmal das Lebenmüssen eine viel größere Strafe ist als das Sterbendürfen. Ist es nicht seltsam, daß der Mensch mit einem Schrei diese Erde betritt und mit einem seligen Lächeln wieder verläßt?"

„Ja, das kann seine tiefe Bedeutung haben. Aber damit sind wir im Kreis herum wieder zum Anfang gekommen."

„Es ist spät geworden dabei."

„Aber es ist schön gewesen."

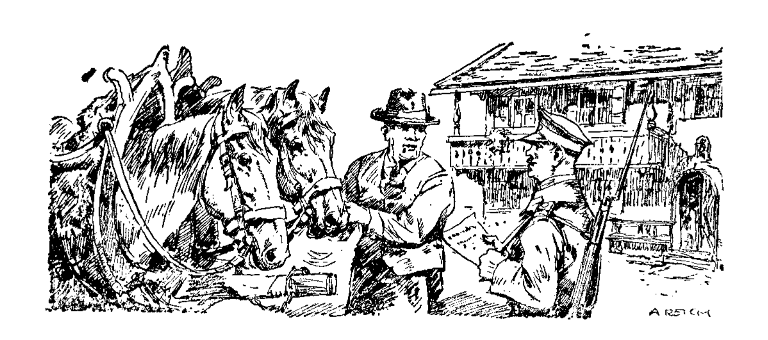
Die Nacht ist lind. Lau fächelt ein Wind mit sanftem Kosen um ihre heißen Köpfe. Etwas müde hängt sie sich in seinen Arm zum Gehen. Nur einmal bleiben sie stehen und schauen von der Isarhöhe über die Lichter der Stadt, aus der sich die Kuppeln und Türme und die breite ruhige Silhouette des Doms schwarz vom klaren Himmel heben. Unten in einem Haus am Hang quillt Licht aus einem offenen Fenster. Spielerisch perlend schlagen die Tasten eines Klaviers an, und ein Cello mischt seine halbdunklen samtenen Töne darein. Sie bleiben stehen und lauschen.

Eine Frauenstimme fängt einfach und schlicht zu singen an:
„Guten Abend, gut' Nacht, mit Rosen bedacht ..."

„Berta", sagte er leise, als das Lied verklungen war, „Der Künstler ist uns doch lieber als der Philosoph; denn er macht dem Menschen eine Freude."

So endete das schwere Examen voreinander, in dem sie sich ungewollt bis in den letzten Grund ihrer Seelen erforscht und erkannt haben.





Der Sozibauer

Auf allen Dörfern des Oberlandes werden Einwohnerwehren gebildet und umgefragt von Haus zu Haus, wer von den Bauern mittun will. Dem Anreiner-Michl sein Knecht, der Loisl, hat sich schon darüber gewundert, daß der Wehrschaftsführer des Ortes auf seinem Rundgang beim Anreiner vorübergegangen ist, ohne einzutreten und anzufragen. Schließlich waren der Loisl und sein Bauer auch Soldaten, die im Notfall mit antreten konnten. Am Abend nach dem Nachtmahl nimmt er den Bauern im Stall draußen beiseite und sagt ihm das.

„Sie werden uns halt nicht wollen“, lacht der Michl, „weil ich auf meinem Hof die Maulbeterei abgeschafft habe.“ „Ich mein' viel eher wegen des Geredes vom Sozibauern. Jeden Sonntag muß ich im Wirtshaus das Gestichel anhören. Das dauert gar nimmer lang, dann schlag' ich so einem Lügenmaul den Maßkrug auf den Schädel.“ „Das tust nicht, Loisl.“ „Ich tu's!“ „Das will ich nicht.“ „Wirst sehen, daß sie noch frecher werden.“

Das hat den Michl etwas nachdenklich gemacht. Auch in der Kirche ist ihm am letzten Sonntag aufgefallen, wie verschiedene spitzfindige Redensarten von der Kanzel fielen, die unzweideutig auf ihn gemünzt waren. Haben sogar die Bauern dabei ihre Köpfe nach ihm herumgedreht und scha-

den froh über den bloßgestellten Sündenbock gegrinst. Sein Bruder hat ihm auch hinterbracht, daß der Schullehrer sich recht scheinheilig mitleidig nach dem Max und dem Fritz erkundigt hätte und nicht glauben wollte, daß sie der Michl aus blanker Kameradschaft von der Stadt kommen hat lassen, weil sie arbeitslos waren. „Wenn uns nur keine Geschichten deswegen gemacht werden", meint sein Bruder besorgt. Aber der Michl entgegnet vertrauensvoll: „Das muß doch jeder einsehen, daß man so einen Kameraden, wie den Fritz, in seinem Unglück nicht sitzen lassen darf. Warum sagen sie es mir nicht ins Gesicht, diese verdruckten Häuselschleicher?"

Aber das Gerede vom Sozibauern und das Gemunkel von den beiden neuen Leuten in der Säge geht im Dorf um wie ein schleichender Nebel, den man nicht fassen kann, der aber doch hängenbleibt und naß macht. Der Michl nimmt sich vor, einmal mit dem Bürgermeister darüber zu reden. Wie er es aber versucht, weicht ihm der aus, er hätte selber noch nichts gehört, und jedem könne er doch nicht aufs Maul schauen. Da hätte er was zu tun!

Wo halt der Michl hinkommt, trifft er auf Mißtrauen und Ablehnung. Den Sozibauern heißen sie ihn, und das ist hier herum in dieser Gegend ein böses Schimpfwort. Einige Bezirksämter weiter würde man darüber lachen; denn dort soll es ganze Ortschaften geben, in denen die Bauern rot gesinnt sind. Wenn er mitheucheln würde und an der letzten Männerwallfahrt teilgenommen hätte, würde er beim Herrn Pfarrer natürlich besser angeschrieben sein und damit im ganzen Ort. Aber da müßte er sich selber etwas vorlügen, selber falsch werden und verdrückte hinterlistige Augen machen. Das kann er nicht. Und wenn sie ihn steinigen, er kann es nicht. Wie er auch nicht begreifen kann, daß man durch Hinterlist und Scheinheiligkeit ein ehrengeachteter Mann werden kann, statt durch Geradheit, Offenheit und Wahrheit. Vor dem Krieg, wie der alte Pfarrer noch da war, da war es anders, da hat man noch frei heraussagen können, was man sich gedacht hat. Jeden Sonntag predigt der Pfarrer von guten Werken, die man tun soll, und wenn er an seinen Feldkameraden ein gutes Werk tut, dann feindet man ihn an. Er hat geglaubt, wenn

er ein stilles, rechtschaffenes Leben führt, so wie er es sich im Krieg draußen immer vorgestellt hat als den schönen Frieden in der Heimat, wenn er den lauten politischen Trubel im Wirtshaus nicht mitmacht, dann wird er sich nicht wegen der Politik mit seinen Nachbarn verfeinden. Aber es scheint, daß man ohne diesen verfluchten politischen Schwindel nicht auskommen kann.

Eines Montagmorgens, wie der Loisl den Max und den Fritz aufwecken will, sind die beiden davon. Ein Zettel liegt am Tisch, auf dem steht: „Lesen und verbrennen! Wir danken euch für eure Hilfe, aber wir müssen jetzt fort, weil wir seit gestern im Fahndungsblatt der Polizei stehen. Wir sind nicht amnestiert worden. Macht euch keine Sorge, wir bringen uns schon durch. Ihr werdet schon wieder von uns hören."

Am späten Vormittag ist der Michl gerade dabei, seine Rosse auszuschirren und in den Stall zu bringen, da sieht er den Gendarm von der Straße auf sein Haus zu einbiegen. Er hat sogar heute einen Gehilfen dabei und das Gewehr umgehängt, was er sonst bei seinen gewöhnlichen Dienstgängen nicht tut. Der Michl kann sich schon denken, warum die zwei kommen, und freut sich innerlich ein wenig, daß sie den Weg zu ihm herauf umsonst machen. Wie nur der Max die drohende Gefahr in die Nase bekommen hat? Wahrscheinlich, als er am gestrigen Sonntag heimlich in der Stadt gewesen ist.

„Ah, guten Morgen, Herr Oberwachtmeister!" „Guten Morgen!" „Na, wo aus denn, wenn man fragen darf?" Der Oberwachtmeister räuspert sich und meint dann streng dienstlich: „Bei Ihnen wohnen doch zwei Flüchtlinge aus der Stadt, ein gewisser Max Vogt und ein Fritz Wörner?" „Die sind nicht mehr da." „Aha! Und wohin die beiden sind, wissen Sie wohl nicht?" „Nein, das weiß ich nicht. Sie sind heute nacht heimlich fort." „Warum haben Sie das nicht sofort gemeldet, Herr Anreiner? — Das weiß doch jedes Kind im Dorf, daß die zwei bei der Roten Armee gewesen sind. Sie doch erst recht?"

„Da waren viel dabei. Es hat die ganze Zeit her geheißen, daß die Unschuldigen amnestiert werden. Und daß

die zwei nichts Schlechtes gewollt haben, dafür traue ich mir jederzeit meine Hand ins Feuer zu legen." „Ja, Herr Anreiner, es tut mir leid, aber ich habe den Auftrag, auch Sie mitzunehmen. — Es ist meine Pflicht!"

Der Gendarm zieht aus dem Aufschlag am Ärmel seines Waffenrockes ein Schreiben hervor und hält es dem blaß gewordenen Michl vor die Augen. Haftbefehl! — steht darüber. Der Michl muß sich an den Kopf greifen und verwundert auflachen: „Ich? Ja, was hab' denn ich —?" „Tut mir leid, Herr Anreiner, ich habe den Auftrag! Machen Sie keine Geschichten."

Aber der Michl lacht ganz belustigt: „Mitgehen kann ich ja, ich hab' ja nichts verbrochen, das wäre ja gelacht, daß man wegen so was..."

„Liesl!" ruft er ins Haus, „da geh einmal her, hast jetzt so was schon gehört?" Seine Frau ist zu Tod erschrocken und hängt plötzlich aufweinend an seinem Hals und stammelt: „Das ist ja nicht möglich, das ist ja nicht wahr, Michl! Das dürfen sie doch gar nicht." „Ich habe leider den Auftrag, Frau Anreiner, tut mir leid, es ist meine Pflicht", wiederholt der Gendarm sein dienstliches Sprüchlein und drängt: „Machen Sie sich fertig!"

„Aber, Liesl, geh, das ist doch zum Lachen, wein doch nicht!" tröstet der Michl, und er lacht wirklich herzlich laut auf, wie er seinen Schurz abbindet, in die Joppe schlüpft und nach seinem Hut langt. „Das werden wir gleich haben. Das muß sich ja herausstellen, daß das eine Riesendummheit ist." Dann drückt er sie noch einmal lachend an sich und sagt: „B'hüt Gott derweil! Ich werde bald wieder da sein — das wäre ja gelacht."

Im Dorf weiß man anscheinend schon davon, denn wie der Michl mit den Gendarmen daherkommt, stehen überall die Weiber vor den Türen. Und die Kinder haben es wichtig, die voll kribbelnder Neugierde hinter dem Aufzug schreiend nachlaufen.

Im Garten des Wirtshauses sitzt am hellichten Werktag ein Haufen Bauern beieinander, die wohl schon darauf gewartet haben, bis man ihn bringt. Wie der Michl einen Blick hinüberwirft und die Reihen der schadenfrohen Ge-

sichter sieht, vergeht ihm das Lachen, das er bis dahin trug. „Jetzt haben sie ihn ja endlich, den Sozibauern“, plärrt einer, und die anderen lachen dazu. „Höchste Zeit ist's!“

Nicht einen Freund hat er im ganzen Dorf! Nicht einer wagt es, ihn zu grüßen und ihm ein lachendes, bedauerndes Scherzwort zuzurufen. Halt doch! Einer ist da. Der rumpelt halb betrunken, den Maßkrug in der Hand, zum Wirtshaus heraus und stellt sich breit auf die Straße. Der alte, heruntergekommene Veitl, der Dorfnarr. Wahrscheinlich haben sie ihn eigens mit ein paar Maß Bier dazu angestiftet, herauszugehen in seinem Rausch.

„Ja, Anreiner!“ plärrt er, „das habe ich ja gar nicht gewußt, daß du auch einer von uns Proletariern bist. Aber Genosse — wir treten für dich ein! Solidarität! Genosse Anrei — hhiupp!“ Er ist ganz übergeschnappt vor Freude, daß er sich mit seiner roten Weltanschauung in so feiner Gesellschaft mit dem Anreiner befindet und nimmt es dem Michl gar nicht übel, wie ihm der einen Stoß gibt, daß er zur Seite fliegt. Den Maßkrug schwenkend, taumelt der Veitl unter dem lachenden, spottenden Kinderhaufen hinten nach und versucht krächzend zu singen: „Wir sind die Arbeitsmä — ä — nner — das Pro — leta — riat.“

So einen Spaß haben die Leute schon lange nimmer gehabt. Das ganze Dorf ist ein einziges höhnisches, schadenfrohes Gelächter hinter dem Michl her.

Drüben am Pfarrhaus steht der Herr Pfarrer im Garten und tut, als ob er mit seinen Obstbäumen so beschäftigt wäre, daß er gar nicht merken könnte, was auf der Straße vor sich geht. Wie der Michl an der Kirche vorbeikommt und an dem großen Kreuz, das an der Mauer des Friedhofes steht, lupft er seinen Hut, wie es so der Brauch war. Ein paar alte Betschwestern kommen gerade aus der Türe, und als sie merken, wie der Michl seinen Herrgott grüßt, lacht die eine schrill auf: „Den schau an, wie gut er es auf einmal kann, der Sozibauer!“ Und die andere kreischt ihm nach: „Pfui! A so a Schand fürs ganze Dorf!“ Auch der Herr Lehrer schaut vom Fenster der Schule dem Aufzug mit den hinterdrein lärmenden Kindern zu und schüttelt den Kopf: „Wer hätte das gedacht, daß der An-

reiner ein Roter ist!“ Und er nickt voll kluger Gelahrtheit: „Ja, stille Wasser...“

So also ist der Anreiner-Michl geachtet. Der Schand- und Spottkerl ist er für die Gassenbuben. Abgeführt wird er in einem Aufzug, als wäre er ein langgesuchter Raubmörder. Das allein schon ist viel schlimmer wie das Eingesperrtwerden. Wenn er nur wüßte, was er den Leuten, die ihn verspotten und beschimpfen, getan hat. Neider um seinen schönen, schuldenfreien Hof hat er genug, das ist ja nicht anders zu erwarten, wo die meisten den Hypothekjuden Woche um Woche im Haus haben. Aber daß sie ganz vergessen haben darauf, daß er seinen Mann gestellt hat als Soldat im Krieg, daß sie sich freuen darüber, weil er das Unglück hat, in einen Verdacht zu kommen für ein gutes Werk an seinen Kameraden? Und sind doch so viele selber Soldaten gewesen. Das versteht er nimmer.

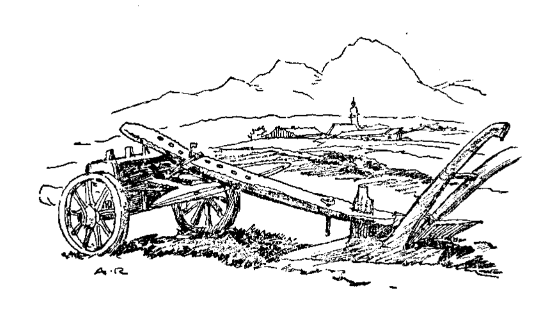
In der Schwüle des Mittags haucht ihm urplötzlich ein eiskalter Schrecken ins Blut bei dem Gedanken, der ihn auf einmal anfällt. Nein, er will das nicht denken. Aber er bringt es nicht los jetzt, das sitzt in ihm und bohrt und kocht, so tief haben sie getroffen mit ihrem Spott. Fortgehen, einfach woanders hin, die Sippschaft ist es ja gar nicht wert, dazubleiben als anständiger Mensch. Doch lieber nicht nachdenken jetzt, sich selber noch unglücklich machen. Es wird in Gottes Namen schon wieder recht werden, es muß sich ja herausstellen, daß er nichts Unrechtes getan hat.

Über Hügel und durch Wälder, die im vollen frischen Grün des späten Frühjahrs stehen, führt der Weg zum Bezirksgericht. Aber das Bild der Heimat scheint heute so grau und fahl. Die Kette des Gebirges hat sich hinter einem düster dräuenden Wettergewölk verborgen, der Himmel ist auf einmal so blaß geworden, und alles ringsum sieht so freudenlos, so neidig aus. Wie wenn jeder Baum und Stein am Weg voll Haß und Scheelsucht nach einem schlagen und stoßen wollte. Es ist nicht mehr schön daheim, wenn die Menschen nicht mehr gut sind, und jeder Schritt und Handgriff umlauert ist von Bosheit und Verleumdung.

Das soll der Frieden sein? Den hat sich der Michl auch anders vorgestellt. Da war es im Krieg ja noch schöner, da

waren die Menschen Kameraden zueinander, und da hat auch keine Falschheit und feige Lügnerei zwischen den Kameren Platz gehabt. Warum das jetzt anders ist? Es sind doch noch die gleichen Menschen?

Das kann und kann der Michl einfach nicht verstehen...





Die Parole zum Frieden

„Wann ist denn endlich die nächste politische Aussprache in unserem Verein?" begehrte Paul zu wissen, und Krafft frägt erstaunt zurück: „Eilt das so? Ihr seid ja keinen Abend zu sprechen. Jeder startet in eine andere geheimnisvolle Richtung nach dem Dienst." „Sie nehmen sich nur an dir ein Beispiel", grinst der Höllein und weicht behend dem ihm von Hans dafür zugedachten Puff aus. „Also wann?" frägt Paul wieder, daß Hans lachen muß: „Warum gerade du so eifrig, Paul? Mein schärfster Gegner!" „Halb so schlimm! Auffressen kann ich dich nicht, was bleibt mir übrig, als dich gelten zu lassen. Wenn du mich nur nicht immer so vernichtend abtrumpfen würdest!" „Du darfst es mit mir genau so machen, meinetwegen gleich heute abend."

Doch das entfacht einen Sturm der Ablehnung auf der Quartierstube: „Heute muß ich unbedingt wohin." — „Bin heute eingeladen." — „Gerade heute werde ich erwartet."

„Also dann morgen", schlägt Krafft vor. „Nein, morgen..." Da waren also wieder andere verhindert, so daß Hans endgültig vorschlug: „Dann übermorgen! Wer ist dagegen?" Keiner mehr. Höllein empfiehlt noch, eine feuchte Ecke zur Aussprache zu wählen, was natürlich ebenso einstimmig gutgeheißen wurde. Und damit man nicht so weit nach Hause hätte, das Nebenzimmer beim Schönwirt.

Als ein paar Tage später die ungewöhnliche Versammlung sich beim Schönwirt eingefunden hatte, stellte Paul den Antrag, Berta Schön als Mitglied aufzunehmen und hereinzubitten. Brüllend angenommen! Sie kam dann auch, freundlich wie immer, mit ihrem Kater auf dem Arm. Nur Hans erhielt einen Blick, der fragte, ob denn das sein müsse. Er zuckte nur die Achseln, ich war es nicht, worauf sie sich der lustigsten Unterhaltung mit seinen Kameraden an einer fernen Tischecke hingab.

Krafft ließ Zettel austeilen und sagte an: „Ihr habt jetzt Zeit genug gehabt zu überlegen, was Sozialismus ist. Das schreibt ihr auf und setzt euren Namen dazu, damit man weiß, von wem die Weisheit ist."

Das gefiel ihnen. Da war ein Gekudder und Herausprusten, ein Flüstern und Schmunzeln an den Tischen. Gar so leicht ging es aber nicht. Über eine Viertelstunde verrann, bis endlich alle Zettel wieder beisammen waren. Hans ordnete sie zum Vorlesen und schüttelte dabei immer wieder den Kopf. Die laute Unterhaltung sank währenddem zu einem spannend erregten Geflüster herab, in das Paul noch geschwind laut hineinrief: „Paßt auf! Jetzt wird der Hans uns alle zu Sozialisten machen."

Ein knurrendes Auflachen entstand, das aber sofort erstickte, als Hans den Pack Zettel in der Faust zerknüllte und sagte: „Ich sehe, so geht es nicht. Die Hälfte der Zettel ist leer abgegeben worden. Wir wollen doch lieber frei darüber sprechen. Das Thema ist mir doch zu ernst, um eine Gaudi daraus zu machen, wenn zum Beispiel einer einen Witz als Antwort gibt, den man in Gegenwart einer Dame nicht bekanntgeben kann."

Es gab verschiedene rote Köpfe, und Berta erhob sich und meinte lächelnd: „Ich will natürlich Ihre freie Meinungsäußerung nicht durch meine Gegenwart behindern." Man ließ sie aber nicht gehen, und Christian brachte sogar eine wohlgesetzte Entschuldigung im Namen aller vor und versicherte, daß man wie weiland auf der Wartburg beim Sängerkrieg in edlem geistigem Wettstreit um die Wahrheit ringen werde.

„Dann beginnt, ihr edlen Herren", lachte Berta auffordernd. Paul setzte sich auch gleich in Positur und tat, als

hätte er eine Harfe in den Händen, und begann mit den Fingern in der Luft zu spielen, als schlüge er schon die Saiten zum Beginn seines Liedes, worüber Berta vergnügt auflachen mußte, aber dann mit dem Fingerknöchel auf den Tisch klopfte und verkündete: „Zur Sache, meine Herren! Es ist ein Thema gestellt, wie ich höre, das heuzutage alle Köpfe beschäftigt. Die große Frage für uns alle: Die soziale Frage."

„Gut!" meinte der Martin, „dann will ich gleich einmal ganz dumm fragen: Was ist denn eigentlich Sozialismus?"

„Das Gegenteil vom Kapitalismus", gab der Wasmuth schlagfertig zurück.

„Gar nicht schlecht", lachte Paul und klatschte in die Hände, aber Berta parierte: „Ja, wenn wir nur erst wüßten, was Kapitalismus ist", und hatte damit die Lacher auf ihrer Seite.

„Ach was!" entgegnete Paul heftig, „Sozialismus ist gar nichts weiter als ein Gewerkschaftsrummel. Eine Lohnbewegung!"

„Verrat am Vaterland ist er!" schrie der Endreß von der anderen Ecke her, und der Höllein hängte sich sofort an: „Der Bauernfeind — und der Todfeind des Bürgertums!"

„Kurz gesagt — Diebstahl am Eigentum!" behauptete verächtlich der Lindner.

„Sozialismus ist bloß eine Ausrede der Faulen!" brummte der Hertlein in gelassener Ruhe und machte dann einen tiefen Schluck aus seinem Krug, setzte aber erschrocken ab, weil der Übelein aufsprang: „Sozialismus ist eine Utopie — ein Wahnsinn!"

„Und darum staatszerstörend!" pflichtete ihm der Schmidt bei. Und der Hilpert ergänzte mit warnender Stimme: „Man sagt nicht umsonst, der Sozialismus wäre der Antichrist, der uns eine Hölle auf Erden bereiten will!"

Martin hatte jede Äußerung mit heller Aufmerksamkeit verfolgt und sagte in der Atempause, in der sich alle vorhandenen Meinungen erschöpft zu haben schienen, mit ruhiger Bedenklichkeit: „Jetzt ich hätte geglaubt, Sozialismus ist eine Arbeiterbewegung."

„Du meinst, eine Folge der schnellen Entwicklung unserer Industrie?" fragte der Friedrich anknüpfend, aber Paul

fuhr ihm dazwischen: „Nein, mein Lieber! Sozialismus ist ein ganz gefährliches Experiment mit Blut!“

„Das Ende mit Schrecken!“ fuhr der Endreß, zornig über die lange Hin- und Herraterei, gleich weiter. „Nihilismus, Anarchismus, Spartakismus! — Siehe Rußland!“

„Na, und die Räterepublik hier bei uns?“ geht der Liebl hoch. „Da habt ihr doch selber einmal den Sozialismus in seiner wahren Gestalt gesehen — ohne Maske!“

Der Kreis der Kameraden nickte ihm ernsthaft beistimmend zu. Da erhob sich der Wasmuth und warf kategorisch in die Debatte: „Der Sozialismus ist überhaupt ein Schwindel. Das ist nur ein Schlagwort für die dumme Masse.“

„Ganz recht!“ brummte der Hertlein phlegmatisch. „Sozialismus gibt es ja gar nicht. Das ist nur eine Erfindung von Karl Marx.“

Einige lachten belustigt auf, weil der Hertlein es, wie aus einem Keller herauf, in seinen Krug hineingebrummt hatte. Aber da stand der Endreß zornglühend auf und schleuderte über die Tische: „Sozialismus ist für mich der Feind des Nationalismus!“

„Sehr richtig!“ stimmte Paul frenetisch bei. „Und wer nicht national ist, der ist in meinen Augen ein Lump!“

Brausende Zustimmung, die aber bald wieder in ein beklommenes Flüstern und Raten überging. Bis es Christian einfiel, daß Hans ja noch gar nicht in die Auseinandersetzung eingegriffen hatte. „Und deine Antwort, Hans?“

„Die kommt nachher“, lächelte Hans zurück.

„Nachher?“ fragte Paul unwirsch, aber da schob ihn der Höllein beiseite und wandte sich an Berta: „Was sagen jetzt Sie dazu?“

„Ich?“

„Ja, Sie als Frau!“

„Aber — ich verstehe doch nichts von Politik.“

„Gerade deswegen“, fiel der Martin ein und deutete mit seiner Pfeife herausfordernd zu Berta hin.

„Sozialismus?“ — meinte Berta überlegend, und dann sagte sie lächelnd in die erwartungsvoll ihr zugewandten Gesichter: „Das ist für mich ein Fremdwort!“

Sie waren einigermaßen beschämt, daß eine Frau ihnen erst das Nächstliegende sagen mußte. Nur der Endreß behauptete: „Das ändert gar nichts an meinem Urteil." Und Paul wendete sich zu Hans um: „Du! Du bist doch sonst so ein eifriger Sozialist. Du kommst jetzt dran!"

Hans ist doch etwas davon betroffen, wie verschieden das große Schlagwort der Zeit vom Sozialismus in ihren Köpfen herumspukt. Als er ans Glas klopft, hat er sofort eine gespannt lauschende Gemeinde um sich. „So gut als ihr überzeugt seid, daß national sein unbedingt zu einem anständigen Menschen gehört, genau so fanatisch sind die anderen davon überzeugt, daß sozial sein eine Lebensnotwendigkeit ist. Seht ihr, das ist es, was mir schon so viel zu denken gegeben hat.

Ich habe ebenfalls versucht, dem auf den Grund zu kommen, was Sozialismus eigentlich ist. Fräulein Berta hat uns heute den ersten Schlüssel zur Lösung des Rätsels gegeben. Wir haben es mit einem Fremdwort zu tun. Ich kenne aber noch kein passendes Wort, das uns diesen Begriff verdeutscht hätte. Man könnte also meinen, Sozialismus ist etwas, das es früher nicht gegeben hat, das erst zu uns wie eine Seuche hereingeschleppt worden ist."

„Eine Seuche! Sehr gut!" rief der Christian dazwischen.

„Freilich, was wir bisher davon erfahren und gesehen haben, war nicht erbaulich. Daher schließlich eure kategorischen Verdammungsurteile: Schwindel, Verrat, Utopie, Feind, Diebstahl!"

„Ist es vielleicht nicht so?" tat Endreß empört.

„Nein! Das sind alles nur oberflächliche Urteile aus Wirkungserscheinungen, die wir um uns sehen. Die aber noch gar nichts erkennen lassen, solange wir nicht klar überblicken, wer eigentlich mit diesem Begriff für seine Zwecke operiert."

„Na, da bin ich neugierig", meinte Paul kribbelig gespannt und sah verwundert zu, wie Hans ein Messer aus der Tasche zog, die Klinge öffnete und es dann emporhob, daß jeder es sehen konnte, als er sagte: „Ein Beispiel! Der Begriff, was ein Messer ist, ist euch doch geläufig?"

„Natürlich!" antworteten sie verwundert.

„Mit einem Messer kann man vielerlei anfangen. Man

kann Brot schneiden, Späne machen, Bleistifte spitzen, Äpfel abschälen; lauter nützliche Dinge. Wenn ein Künstler ein Messer in die Hand bekommt, kann es ihm einfallen, daß er aus einem Stück Holz einen Christuskopf damit herausschnitzt. Oder — ich schnitt es gern in alle Rinden ein — dann ist es ein Verliebter, ein Glücklicher."

Ein verschmitztes Lächeln kommt dabei in ihre Gesichter. Du mußt es ja wissen, heißt das, weicht aber sofort, als Hans das Messer plötzlich beim Griff faßt und frägt: „In der Hand des Mörders aber . . . ?"

Er läßt das Messer auf den Tisch fallen: „Was kann das Messer dafür?

Und ebenso frage ich: Was kann der Sozialismus dafür, wenn er mißbraucht wird von Gaunern, Idioten und Verbrechern? Könnte nicht derselbe Sozialismus in der Hand ehrlicher Menschen Frieden und Segen bringen?

Der Begriff ist an sich tot. Leben und Gestalt gibt ihm erst der Mensch dadurch, wie er ihn anwendet.

Betrachten wir uns doch einmal, was der Mensch aus dem Sozialismus machen könnte. Nicht jeder! Aber für unsere Betrachtung stellen wir uns einen Menschen vor, der von Natur aus die besten Gaben mitbekommen hat. Keinen Dummkopf! Denn Dummheit ist eine Strafe der Natur. Sie will nicht, daß Minderwertige zur Herrschaft kommen, und macht sie daher dumm. Angewandte Dummheit ist schließlich das schwerste Verbrechen an gesunden Menschen. Aber das nur nebenbei.

Nehmen wir den Kern heraus aus dem Wort. Lassen wir den Ismus weg, dann bleibt das Wörtchen ‚sozial'. Durch richtigen, wahren Sozialismus soll schließlich einmal die soziale Frage gelöst werden. Das habt ihr sicher schon irgendwo gehört?"

Ein beistimmendes Raunen ging um die Tische.

„Wer aber wünscht die Lösung der sozialen Frage? Man sagt, die Armen, die Entrechteten, die Unterdrückten und Ausgebeuteten, die sich in den sozialistischen Parteien oder in den Gewerkschaften zur Abwehr zusammenschließen. Das stimmt nicht, das ist nur ein Teil. Die Lösung dieser Frage wünschen alle, die Not leiden!

Und um ganz auf den Grund zu kommen, müssen wir

jetzt erst noch wissen, was Not ist. Paul, weißt du, was Not ist?"

„Na, hör mal! Da fragst du mich?" lachte Paul sorglos.

„Not ist etwas Furchtbares", flüsterte Berta vor sich hin, doch haben es alle vernehmen können.

Da sagte Krafft langsam und schwer in die erwartungsvolle Stille: „Not — ist der Mangel an allem, was der Mensch zum Leben braucht. Der Mangel an Nahrung, an Kleidung, an Wohnung — und auch an Bildung, die man die Not an Schönem, die Not an Kultur nennen kann.

Die ärgste Not aber ist der Hunger!! — Denn ohne Nahrung können wir überhaupt nicht leben.

Wenn ich also die soziale Frage lösen will, dann muß ich zuerst die ärgste Not, die es gibt, beseitigen durch Nahrung. Wer erzeugt aber unsere Nahrung?

Der Bauer! Wenn er den Acker sät, Vieh züchtet, Gemüse und Obst baut, dann löst der Bauer den Kernpunkt der sozialen Frage. Würde der Bauer streiken, dann würde er die soziale Not zur Katastrophe verschärfen. Es heißt ja: Wenn kein Bauer den Acker bestellt, verhungert die Welt. Arbeitet er, dann ist der Bauer der erste, der allererste Sozialist im Staate, weil er die grundlegendste Voraussetzung des Sozialismus — des Mittels zur Lösung der sozialen Frage — beiträgt.

Fragt aber unsere Bauern, ob sie Sozialisten sein wollen. Sie werden entsetzt ein Kreuz schlagen, als wollte sie der Teufel zur Sünde verleiten. Denn sie sehen unter Sozialismus nur Brand, Raub, Mord und Plünderung.

Da habt ihr die Begriffsverwirrung!

Nicht Demonstrationen, Streik und Aufruhr ist Dienst am Sozialismus, wie die roten Proletarier meinen, weil dadurch keine Nahrung und keine Güter entstehen, sondern zerstört werden. Denkt an das Messer, dann seht ihr, daß nicht die gütigen Hände weitschauender Menschen mit dem Begriff Sozialismus operieren, sondern Verbrecher! Die genau das Gegenteil vom Sozialismus meinen — nicht das Leben fördern, sondern vernichten.

Der Bauer kann sich aber sträuben wie er will, dem wahren Begriff nach ist er Sozialist, und seine Arbeit ist wahrer Sozialismus."

Ein raunendes Geflüster ging um die Tische. Soll das wirklich so einfach sein, diesen rätselhaften Begriff durch eine sonderbar neu erscheinende und doch so einfache, klare Lösung enträtseln zu können? Man kann es kaum glauben.

„Kommt ihr mit?“ frug Krafft. „Gut! Sehr gut!“ antwortete es von allen Seiten.

„Dann gehen wir einen Schritt weiter. Neben der Nahrung braucht der Mensch zuallererst Kleidung, um sich gegen die rauhe Natur zu schützen. Solange er nicht genug Kleidung hat, plagt ihn die soziale Not. Er friert, wird krank und stirbt vor der Zeit.

Wer macht aber unsere Kleidung? Der Handwerker, Schneider, Schuster, Weber und Gerber, heutzutage allerdings vorherrschend die Industrie. Alle, die das tun, sind also Sozialisten. Die Maschinen und Fabriken, die benützt werden, sind soziale Einrichtungen.

Fragt aber einmal die Handwerksmeister und die Herren Fabrikbesitzer, ob sie sich als Sozialisten fühlen. Sie werden entrüstet auf ihren Bürgerstolz und ihr Nationalbewußtsein hinweisen und erklären, daß sie nichts gemein haben mit dem Sozialismus, sondern seine geschworenen Feinde sind. Und doch dienen sie dem Sozialismus, sie wissen es nur nicht.

Wer Wohnungen baut, löst ebenfalls seinen redlichen Teil an der sozialen Frage mit, ob es der Architekt oder der Unternehmer, der Bauhandwerker oder der Hilfsarbeiter ist. Sie dienen alle mit ihrer Arbeit dem Sozialismus, wenn sie sich auch untereinander als Todfeinde betrachten und im Sozialismus nur den Kampf um höhere Löhne sehen.“

Krafft mußte tief Atem holen und im Kreis umherblicken, wo ihn lauter verwundert fragende Augen ansahen. Und in dem gespannt horchenden Schweigen begann er den Faden seiner Betrachtung weiterzuspinnen. Sie spürten alle, wie das Herz mitschwang in seinen Worten, als er erneut begann:

„Ist nun der Mensch nicht mehr hungrig, friert er nicht mehr, und hat er ein Dach über dem Kopf, so ist für ihn die soziale Frage noch lange nicht gelöst. Er ist noch nicht

satt! Denn das unterscheidet uns ja vom Tier, daß wir nicht genug haben, wenn der Körper satt und geborgen ist.

Unbändig und gewaltig regt sich die Seele im Menschen, daß er sich nach Liebe sehnen und nach einem Glauben hungern muß.

Und sein Geist sucht nach dem Schönen und nach der Freude in dieser Welt. Denn der Mensch will die Welt um sich begreifen — und sich selbst...

Um das zu können, braucht er die Bildung. Er muß lesen, schreiben, rechnen, zeichnen, singen und tausenderlei anderes können. Dazu braucht er den Lehrer, den Seelsorger, den Künstler! Und weil er nie genug davon bekommt, sondern immer weiter vordringen will, braucht er auch den Forscher, den Gelehrten, den Erfinder!

Sie alle arbeiten ja, um unser Leben erst wirklich lebenswert und schön zu machen. Es wäre traurig öde und freudelos um uns her, wenn sie nicht wären und uns das Unausgesprochene im Menschen und seiner Umwelt begreiflich nahebringen würden. Und was sie tun, ist das erhabenste Stück am Sozialismus. Auch sie sind Sozialisten, und wenn sie sich heute noch so entsetzt gegen diese Bezeichnung verwahren...

Hat der Mensch das alles, dann muß er daran denken, sich zu schützen und seine sozialen Errungenschaften gegen andere, die sie ihm neiden, zu verteidigen. Dazu wird er Soldat — wie wir!"

Das verstanden sie restlos! Sie nickten gläubig zu ihm hin und konnten kaum erwarten, daß er weiterfuhr.

„Und aus der Gemeinschaft aller Schaffenden eines Volkes entsteht schließlich der Staat und der Staatsmann. Und mit ihm das Gesetz mit Richter und Henker.

Die Technik steht im Dienst am Menschen zu seiner sozialen Besserstellung mit ihrer gesamten Industrie.

Und der Kaufmann sorgt für die Verteilung der sozialen Güter, daß nicht die einen Not leiden müssen, während andere im Überfluß ersticken. Die Menschen haben zu diesem

Zweck ein einfaches Tauschmittel erfunden, das Geld. Auch das Geld und die Banken sind ursprünglich nichts anderes gewesen als eine notwendige soziale Einrichtung.

Ihr seht also, nicht mit Geld an sich kann man die soziale Frage lösen. Es muß erst eine produktive Arbeit dahinterstehen, die ja dem Tauschmittel Geld erst eine Geltung gibt.

Und so geht die Kette ringsum im Volk von einem zum anderen. Alle sind nötig, Mann und Weib, Land und Stadt, Äcker und Fabriken, damit ein gesunder Sozialismus lebendig wird ..."

Als Krafft einen Atemzug lang nachdachte, warf Christian schnell ein: „Dann gäbe es überhaupt nur noch Sozialisten. Da müßte ja das Paradies auf Erden sein."

„Augenblick! Ich bin noch nicht ganz fertig", entgegnete Krafft und stellte lächelnd die Frage: „Wer ist kein Sozialist?"

Sie schüttelten verwundert die Köpfe und frugen sich selber gegenseitig: „Kein Sozialist? Wer soll jetzt noch kein Sozialist sein?" Da sagte Krafft schneidend scharf in ihr Raten hinein:

„Jeder, der diese von der Natur gegebene Lösung der sozialen Frage stört! Der Wucherer, der Ausbeuter, der Volksverhetzer und Volksverdummer, der Saboteur, der Verräter, der Parasit, der Faulenzer, der Dieb, der Räuber, der Mörder — kurzum der Verbrecher!

Wer nicht mithilft durch seine ehrliche Arbeit die soziale Frage zu lösen, wer bewußt oder durch Dummheit andere daran hindert, der ist ein Verbrecher am Volk. Denn wenn alle so wären, gingen wir miteinander grauenhaft zugrunde. Wie? — Das haben wir in den letzten Wochen gesehen, als Verbrecher sich in München zu Staatsmännern aufgeworfen hatten."

Freudige Erregung geht durch ihre Reihen, weil das Bild sich jetzt gerundet hat. Ein gewaltiges Bild, vor dem sie alle noch in tiefes Staunen versunken sind. Und Hans ist es selber warm ums Herz geworden, daß er weiterspricht: „Denkt einmal nach, welcher vernünftige Mensch

könnte, wenn er sich das überlegt, noch von sich sagen, daß er ein Gegner des Sozialismus sein will? Er könnte genau so gut sagen, ich bin ein Gegner des Lebens.

Denkt noch einmal an das Messer! Und betrachtet euch das sozialistische Gerede unserer Tage, dann habt ihr ein grandioses Beispiel, wie eine gute Idee vergewaltigt wird, um mit ihr den eigentlichen Gegensatz heraufzuführen. Nicht ein geordnetes Leben, sondern das Chaos.

Denn wenn nicht alle, die leben wollen, eisern zusammenstehen und arbeiten, sondern einander würgen, beißen und erschlagen, dann gehen wir alle elend zugrunde. Ihr genau so gut als Bürger wie die roten Proletarier.

Da stehen wir heute!

Die soziale Frage hat es zu allen Zeiten schon gegeben. Sie ist nicht erst eine Erfindung des Juden Karl Marx. Er hat nur aus etwas Selbstverständlichem eine politische Theorie, ein Fremdwort gemacht zum Irreführen der Menschheit. Damals, als die Satten darauf vergaßen, daß die Hungrigen auch leben wollen.

Sozialismus ist schon seit Bestehen der Welt unter den Völkern geübt worden als Sitte und Gebot. Nur einer gerechten, vernünftigen Anwendung verdanken große Völker ihre Blüte, ihre hohe Kultur und ihren Wohlstand. Die soziale Not war zu allem großen Geschehen auf dieser Erde der Anlaß, ob das die Not des Körpers oder eine Not des Geistes und der Seele gewesen ist.

Und jetzt verstehe ich auch den Krieg! Jetzt kann ich begreifen, daß ganze Völker sich erheben, vom Vaterland singen und in den Tod gehen. Die soziale Not treibt sie; denn sie ersehnen ja im Kampf nichts anderes als die Freiheit ihres Volkes und des Landes, in dem ihr Brot wächst: Ihrer Nation!"

Es ist um Krafft her immer noch so andächtig still wie in einer Kirche, daß er beinahe verwirrt davon wird, als er mit der Hand wie erwachend über die heiße Stirne fährt und beinahe entschuldigend stammelt: „Kameraden, es ist

mir selber unbegreiflich, wohin ich da mit meinen Gedanken gekommen bin. Ich kann es selber noch nicht recht fassen.

Aber seht doch! Deutsch fühlen und sozialistisch handeln ist kein Gegensatz, sondern eins!

Und bedenkt nur! Wir Frontsoldaten — und heute so verachteten freiwilligen Landsknechte, wir standen doch in den vergangenen Jahren und in diesen letzten Tagen mitten in den heißesten Brennpunkten der Auseinandersetzung zwischen den Völkern draußen und den Menschen im eigenen Land. Wir haben mehr gesehen und erfahren als die, die nicht in diesem brausenden Hochofen der Front und in der harten Schmiede des Kampfes gewesen sind. Wir wissen mehr vom Leben und vom Sterben als andere. Denn wir mußten ja so unendlich viel in die Zusammenhänge schauen, die dem Spießer immer ein Rätsel bleiben werden.

Und daher glaube ich, daß gerade aus uns Soldaten — trotz Tod und Teufel — einmal doch noch der wahre Sozialismus kommen wird!"

Er setzte sich und starrte, noch glühend benommen, vor sich hin. Eine seltsame Erregung hielt ihn gefangen und zitterte leise nach, daß er gar nicht recht wahrnahm, wie um ihn her die Kameraden aufgesprungen waren und mit einem Freudentaumel auf ihn eindrangen. Erst allmählich kam wieder die ganze Umgebung auf ihn zu, und der Schwall der begeisterten Stimmen umbrandete seine Ohren. Langsam erhob er sich, schob seine Kameraden achtlos weg und blickte fragend in die Runde, bis er Berta sah, die, ganz in sich versunken, die Hände gefaltet und in den Schoß gelegt hatte. Er ging hin zu ihr, legte behutsam seine Hand auf ihre Schulter und beugte sich zu ihrem Gesicht herab, daß sie fein erschauerte vor ihm. „Berta, es ist wieder einmal spät geworden. Wollen Sie nicht schlafen gehen, wo es stiller ist?"

Da erhob sie sich und sah ihm mit einem tiefen warmen Blick in die Augen: „Ich danke Ihnen, Herr Krafft, daß Sie mich zuhören ließen."

„Es kommt doch alles nur von Ihnen her zu mir. Darum danke ich Ihnen noch viel mehr, Berta.“ Sie faßten sich herzlich an den Händen, aber dann riß sie sich los, rief fröhlich „Gute Nacht, Kompanie!“ und verschwand lachend mit ihrem Kater durch die Türe.

*

„Wunderbar war das, Hans, was du erzählt hast“, meinte Paul auf dem Heimweg. „Ein unglaublich schöner Traum! Aber leider ein Traum!“

Ein Traum? Hans schien es jetzt selber so, als er, von der Kühle der Nacht erfrischt, wieder mit nüchternen Augen durch die Straßen ging und ihm das Erinnern aufdämmerte, wie sie sich vor wenigen Wochen noch hier mit deutschen Menschen in tödlichem Haß herumgeschossen haben. Da kommt es ihm so übermenschlich, so gewaltig schwer vor, nur einen einzigen guten Gedanken zur Tat werden zu lassen, daß sein ganzes Gebäude von Idealen wie ein Kartenhaus vor einem Windhauch einstürzt. Diese Menschen hier glauben doch niemals mehr an die redliche Absicht ihrer vermeintlichen Gegner.

Wenn einer das fertigbrächte, nur das eine, den Haß der Menschen gegeneinander in Kameradschaft zueinander zu wandeln ...

„Und doch!“ sagte der Paul neben ihm, „ich würde sofort mitmachen, wenn der Traum nur zum Teil, nur zu einem kleinen Teil reales Leben werden könnte.“

„Ich auch“, versicherte der Christian, „obwohl ich immer noch nicht recht daran glauben kann, daß aus dem alten Schlachtruf zum Bruderkrieg einmal noch die Parole zum Frieden werden könnte.“

Die Parole zum Frieden!

Aber dieses Wunder kann wohl ein Mensch nicht wirken. Und daran wird letzten Endes die beste Absicht scheitern müssen. Diese Menschen wollen ja nicht. Der Haß in ihnen ist zu groß, unüberwindlich groß. Es müßte denn ein Gott

selbst auf diese flackernde, brennende Erde niedersteigen, um noch einmal das Schicksal zu wenden.

Man kann nur hoffen, hoffen! Und die Myriaden von Zweifeln nur noch verdrängen und niederringen mit dem einen Glauben, daß der Herrgott die Deutschen doch nicht ganz vergessen hat.





Ein Sonntag

Das ist eine von den schönen Künsten des Lebens, die nur der kindlichen Heiterkeit verliebter Herzen so ganz gelingt, sich für einen Tag restlos aus den trüben Fluten des Alltags zu erheben und die Umwelt zu sehen, als wäre sie eigens für diese zwei Herzen allein geschaffen worden. Und dann noch Schönes zu sehen, wenn die Welt um sie herum einstürzen will. Das kommt aber nur vom Schein, der, aus dem Herzen glühend, alles voll Liebe schon umfangen hat, ehe es das Auge betrachten kann. Der spöttische Volksmund sagt dann, Liebe mache blind, vergißt aber, daß diese Blindheit nach außen von dem vielen einwendigen Schauen kommt. Eine Kunst, die in der Liebe leicht, ohne Liebe überhaupt nicht gelingt. Wie alle Kunst ohne Liebe abscheulich ist. Nach innen schauen — nennt man Betrachtung, nach außen — Ansicht.

An diesem Sonntag aber kann man nur fröhlich sein. Alles, was kreucht und fleucht in den Mauern der Stadt, zieht es mit Gewalt hinaus in die grüne Freiheit. Auch Hans und Berta wollen irgendwohin. Da verhält aber Berta plötzlich an einer Plakatsäule und liest, ihn mit der Hand am Ärmel zurückholend. „Lesen Sie nur, Krafft, eine Morgenaufführung mit der Peer-Gynt-Suite. Heute! Wir kämen gerade noch zurecht.“ „Heute? Bei diesem Wetter?“

wendet er ein. „Da bekommen wir sicher noch eine Karte.“ „Wir müssen uns aber schicken“, beeilt er sich zu sagen, denn sein gedachter Hinweis auf die schöne Sonne verhaucht vor der Sonne ihrer bittenden Augen.

An solch einem schönen Tag sind nur Musikfanatiker auf den Plätzen. So kommt es, daß sie zu zweien allein eine Loge finden und sich wie Kinder darüber freuen und ganz eng zusammenrücken. Der Zauber der Töne hat es nicht schwer, sie vollends einzufangen in seine Gewalt. Balladen erklingen, die er noch von seinen Jugendbüchern her kennt: Der gruselige Feuerreiter, der Nöck, der so schön singen kann, und Archibald Douglas. Und wie die Stelle kommt: „Der ist in tiefster Seele treu, der die Heimat liebt wie du“ — da faßt sie leicht nach seiner Hand. Sie sehen sich ganz groß an, ihre Lippen schweigen, und es ist ihnen, als sprächen ihre Herzen zusammen. „Das bist du“, sagt das ihre zu dem seinen — und das seine meint verschämt: „Ich bin es nicht wert, daß du so zu mir sprichst.“

So schweigen sie in stiller Zwiesprache, bis Oses Tod verklingt, der düstere Tanz der Trolle in der jubelklaren Morgenstimmung verweht, Anitras seelenloser Tanz vorübergeht und endlich der Solveig Lied aus dem Äther zur Erde herniedersingt: „Ich will deiner harren, bis du mir nah — und harrest du dort oben, so treffen wir uns da!“ Da ist ihr Köpfchen an seine Schulter gesunken, und er muß ihr unmerkbar zart mit der Hand über die Haare streichen und ihre kleine Hand fassen, daß er ihr Blut durch die Adern klopfen fühlt; so still ist es in ihnen.

Noch auf der Straße waren sie bleich vor innerer Freude. Dann ist aber das Licht wieder dazwischen, der Lärm der Straße und die hastigen Menschen. „Wo wollten wir eigentlich heute hingehen?“ fragt Krafft, und sie besinnt sich eine Weile und meint dann: „Heute möchte ich in unser schönes Isartal, das Sie noch nicht kennen.“

Er war mit Freuden dabei, aber sie sagt noch immer „Sie“ zu ihm. Er brachte es nun auch nicht fertig, die Wand zu überspringen, die vorher plötzlich nicht mehr da war zwischen ihnen. Immerwährend muß er sie ansehen, wie sie neben ihm einhergeht, so stolz und doch ein wenig

scheu, daß er zu ihr sagen muß: „Berta, Sie sind heute so schön wie das Schneewittchen bei seinem Erwachen."

Sie wird rot und lacht ein wenig scheu, und wird noch mal rot; dann lacht sie ihn frei heraus an: „Natürlich möchten Sie gerne der Prinz dazu sein." „Ja!" sagt er und nimmt ihre Hand. Und sie nimmt sie ihm nicht wieder weg.

Es war noch früh am Nachmittag, da hatten sie endlich ein stilles Plätzchen gefunden, wie der Herrgott sie nur einmal in den hohen Buchenwäldern an der Isar geschaffen hat. Hier hat er eigens den Wind das braun-goldene Laub vom letzten Herbst wegfegen lassen und der Sonne befohlen, einen glatten grünen Teppich, mit den zarten Farben der ersten Blumen durchwebt, hinzubreiten. Weil heute zwei Sonntagskinder kommen, die von diesem sonnigen Eck sein liebes, wildes und frisches Isartal betrachten möchten. Und er muß zufrieden schmunzeln, wenn er hört, wie in hellem Jubel bald er, bald sie lobt, wie einzig schön er diesen wilden Fluß durch das Tal gewunden hat, da einen Felsen, dort eine Kiesbank hingeworfen, hier den Wald so und dort wieder anders an den steilen Hängen hat wachsen lassen. Und daß er als großer Künstler im weiten Süden das schönste Bild der deutschen Landschaft, die hohe Wand der Berge, hingebaut hat. Hoch oben hat er noch den blühendweißen Firnschnee liegen lassen, damit der göttliche Kontrast zum hellblauen Himmel so einzig zustande kam.

So kann er zufrieden warten, wie Menschen es tun müssen vor seinen Schöpfungswundern, daß sie schweigsam werden vor ihrer Größe und Güte, und ein Leuchten in den Augen haben, wie wenn er selbst leibhaftig auf diese kleine Erde herniederkäme mit seinem strahlenden Licht.

Dann freut er sich, wie sich ein Mädel, im Schauen versunken, auf den Teppich setzt, daß das helle duftige Kleid wie eine Wolke um sie niederfällt, und wie ein ranker Kerl sich mit einem soldatischen Ruck daneben wirft, aber so, daß er zu ihr auf ins Gesicht schauen kann. So ein Schlingel! Was er wohl will? Man hört nichts als das Rauschen der wilden Isar im Grunde, so leise bettelt er: „Berta!" „Was, Hans?" „Berta, sing mir ein Lied!" „Was für eines, Hans?" — „Das von der Solveig!" „Ach, was du willst! — Aber du darfst nicht hersehen!" „Ich mache

die Augen ganz zu, wenn du meinen Kopf in deinen Schoß legst.“ „Dann komm her, du kleiner Bettelbub! Aber du mußt ganz brav und ruhig sein, sonst sing' ich nicht.“ „Ich bin schon ganz brav.“

Nach einer Weile, da er mit lauschenden Ohren schläft, beginnt sie ganz zart die Melodie für ihn in den lauen Wind zu singen. Immer voller und klarer wird das Lied, daß ihm die Freude durch den Körper rieselt, so schön singt sie. Er hatte ja schon immer aus ihrem Lachen heraus gehört, daß sie so schön singen können muß, weil bei ihr ein freudiges Herz mitsingt.

Und als der erdenferne Jodler ausgeschwungen, und von drunten und von ganz ferne der Widerhall verzittert ist, da singt sie die zweite Strophe. Und da meint er, es hielten die Bäume ihr junges Laub an, daß es nicht rascheln kann, und die Isar hätte das Rauschen vergessen vor Staunen, und der Wind hielte sich seinen blasenden Mund zu, um nicht die Töne zu verjagen, weil das noch schöner ist wie das erstemal. Der Himmel muß ganz weit offen sein, so erlöst fühlt er sein Herz jubeln, und durch die Augenlider spürt er den hellen Glanz von oben.

Dann ist wieder atemlose Stille nach dem Verklingen des Widerhalls aus dem Grund, und er wagt noch immer nicht die Augen zu öffnen, weil er glaubt, daß es dann nimmer so schön wäre. Da fühlt er, wie ihr leiser Atemhauch sein Gesicht streift und spürt erschauernd ihre weichen, warmen Lippen auf seinem Mund, daß er die Arme um ihren Nacken schlingt und sie nicht mehr losläßt vor Seligkeit. So süß also ist die Liebe, so schaurig süß . . .

Still lächeln sie einander an und sehen, wie tief in ihren Augen ein vordem nicht gekanntes Strahlen und goldenes Brennen ist. Und sie bettelt ganz leise: „Sag mir doch einmal, wie lieb du mich hast!“

„Das kann man ja gar nicht besser mit dem Mund sagen als so.“ Und er besiegelte es genugsam mit dem ihren.

„Und doch mußt du es mir sagen“, flüstert sie beim Herzen und Kosen in sein Ohr.

„Ach, ja“, muß er selig seufzen, und dann lacht er warm: „Ja, wie soll ich das sagen, ohne wieder zu philosophieren, so, daß du es richtig groß verstehen sollst? Sieh, schon

immer, wenn mir einer von Heimat und Vaterland gesprochen hat, da habe ich mir darunter eine schöne junge Frau vorgestellt. — So wie du vor mir bist! Nur hätte ich niemals geglaubt, daß ich das einmal in Fleisch und Blut so lebendig schön vor mir sehen könnte — und von ihm so heiß geküßt würde. — Aber das ist alles nichts, komm, ich muß es dir einfach so sagen, wie mein Herz es tut." Und er greift mit voller Hand in ihre Haare und hält seinen Mund an ihr Ohr, daß er ganz hauchfein flüstern kann: „Ich hab' dich ja sooo lieb!"

Da kam ihr ein perlendes Lachen vor Glück über die roten Lippen, daß sie sein Gesicht mit ihren Händen halten mußte, um ihm ein für allemal mit ganzer Innigkeit ins Herz zu brennen: „Ich glaube dir ja, daß du mich grenzenlos lieb hast. So — wie auch ich um dich vergehen könnte! — Du! — Du dummer Philosoph!"

Er hielt selig lächelnd still, daß sie ihn küssen konnte nach Herzenslust, und er küßte sie noch öfter dafür. Bis ihnen doch einmal der Atem verging und sie einander in glücklichem Müdesein die Haare aus der Stirne strichen. Dabei blickte er ganz tief durch die Augen mitten in ihr freudig jubelndes Herz und mußte ihr gestehen: „Ich habe dich gleich beim ersten Blick wieder erkannt — und du mich! Ich habe gesehen, wie du dabei vor mir bis ins Herz erschrocken bist vor Freude. Damals, am Abend auf der Wache. Weißt du noch?" „Ach, freilich bin ich heiß erschrocken, weil ich plötzlich spürte, daß du das andere Stück von meiner Seele bist, nach dem ich immer schon gesucht habe." „Und wolltest es noch immer nicht glauben, nur ewig prüfen und prüfen." „Ach, du!"

So redeten sie noch glücklich froh, als die Sonne hinter den Wäldern rot verbrannte. Berta hatte ihr Köpfchen an seine Schulter gelehnt, und Hans seinen Arm um sie genommen, als sie leise zu singen begann von Liebe und Leid, von Jugend und Freude, von Hoffen und Harren und Glück. Und er sang freudig mit, weil er jetzt endlich seit dem Krieg wieder ganz von Herzen singen konnte. Solch ein Wunder hatte die Liebe an ihm getan.

Dann waren sie froh, daß der Weg noch so lang bis nach Hause war, und sie streckten die Zeit noch ein wenig länger

in einem Gasthaus. Und daheim waren sie froh, daß sie noch eine Stunde lang beisammen sein konnten, bis er wirklich fort mußte. Das schönste aber war, daß sie noch heimlich tun mußten vor den andern. Denn kein Feuer, keine Kohle kann brennen so heiß . . .





Die Judenfrage

Das ist eine goldene Zeit, wenn zwei Herzen zusammen den Rosenhag durchziehen, zu dem die Welt ringsum geworden ist. Es gibt nichts in der Natur, das nicht schön wäre für zwei liebestrunkene Augen. Die Sonne ist schön, weil man draußen wandern kann. Der Regen ist fast noch schöner, weil man im Regen eng zusammenkriecht und irgendwo lang, lang beisammensitzen kann. Und ein Gewitter ist etwas Herrliches, weil man nie die Nähe und das kraftvolle Weben der Natur so stark erfühlt wie in diesem Zustand. Der Morgen ist keusch in seiner Frische, der Tag ist fröhlich mit seinem Licht, die Dämmerung so lauschig mit ihrem freudig müden Feierabend, und die sternübersäte Nacht so erhaben feierlich mit ihrer Stille. Weil die Liebe nur das Göttliche in den Wesen und Zeiten sieht und fühlt, und weil das Alltägliche, das Niederträchtige des Lebens ja so tief unter jenen Höhen liegt, die man voll wundersamer Harmonie zusammen wandelt. Es gibt im Grunde nichts Böses mehr in der Welt, in allem liegt der Funke des Schöpferwillens verborgen, den nur die Liebe erkennt und sieht. Ein Wald ist ein Geheimnis, so gut als ein Stein am Wege, die Luft wittert von Seltsamem, und der Äther läßt die unendliche Weite des Raumes ahnen.

Und weil das so ist, deswegen ist die Liebeszeit jene Zeit in der Laufbahn des Menschen von der Wiege bis zum Grab, in der im Manne der Schöpfergeist erwacht und der große Wurf für das Leben geplant wird, den man dann gewöhnlich ein unerreichbares Ideal nennt. Wer in Liebe brennt, der weiß, daß die Erfüllung der Ideale möglich ist, weil er die Kraft dazu in sich spürt und deshalb eine unerschöpfliche Hoffnung besitzt und die klare Gewißheit eines guten Glaubens. Deswegen ist die Menschheit ja so arm, so materialistisch, weil sie keine Ideale mehr hat, und das kommt wiederum davon, weil soviel niederer Haß und so wenig Liebe in ihr ist.

Liebe besitzt eine unergründliche Macht, die von daher kommt, wo nur noch das Übersinnliche webt. Liebe kann alles! Sich opfern bis zur Selbstaufgabe, kämpfen bis zum Tod, arbeiten, ohne müde zu werden, hungern und dürsten, ohne es zu spüren; weil nichts so schwer sein kann, so düster und grau, daß das Geliebte davor verblassen würde. Sein Leuchten überstrahlt alles.

„Du bist furchtbar gescheit", lacht Hans seine Berta aus, als sie auf einer Wiese mitten unter Blumen liegt und davon erzählt.

„Du irrst dich, ich war immer nur eine mittlere Schülerin. Aber das, was ich sage, das sehe ich ja vor mir. Ich gebe es nur wieder. Das Sehen macht mich so, das ich vordem nicht hatte."

So wandern sie täglich ins Freie und kehren am Abend wieder heim voll wunderbarem Erleben und Erkennen. Oder sie wandern einmal eine laue, geisterhafte Sommernacht hindurch und sind den ganzen Tag hernach so tief zufrieden vom sonderbar Schönen, das aus ihnen gesprochen hat in der nächtlichen Stille. Sie singen durch die Wälder gemeinsam vor Lebenslust und freuen sich, wie schön ihre Stimmen zusammenschwingen. Sie baden im klaren See miteinander und freuen sich heimlich an ihren ranken Körpern. Er am Feinen, Graziösen und dem Hauch der kindlichen Unschuld ihres Leibes, sie an seiner Kraft, der schnellenden Geschmeidigkeit und stolzen Haltung.

Ein heißer Tag trieb sie wieder einmal an einen See zum Baden. Hans schwimmt weit draußen, und Berta sieht ihm

vom Ufer nach. Da fühlt sie, wie die Blicke der herumliegenden Männer auf ihr ruhen, und als sie stolz abweisend umhersieht, grinsen ihr lauter feixende Judengesichter entgegen, daß sie vor Ekel leise schauert und bange sehnt, Hans möchte bei ihr sein. Sie spürt, daß die Blicke ihr folgen, als sie weggeht, und hört, daß hinter ihr her dreckig gelacht wird. Und sie schämt sich ja so. Plötzlich springt vor ihr ein schwarzgebrannter Judenbengel auf und tritt ihr in den Weg: „Darf ich das gnädige Fräulein zum Kaffee einladen — oder zum Eis? Bitt' schön! Sehen bezaubernd aus, die Gestalt von einer Venus."

„Lassen Sie mich in Ruhe!"

„Aber warum denn? Ein Mädel allein? Allein ist's doch nicht schön hier." Dazu grinst er hinter seiner Hornbrille wie ein Satan und kommt näher.

Berta tritt zurück und erbleicht, wie sie sich plötzlich von lauter Juden umgeben sieht, von denen einer nach ihrer Hand fassen will und frech sagt: „Mir gibst du keinen Korb, nicht wahr, Kleine?" Er winkt im Kreise und ruft laut: „Auf, ins Kasino!" Und der Chor brüllt, lacht und tobt, daß man das Flehen und Rufen der gefangenen Berta kaum noch hört. „Hans!" flüstert sie leise, „Hans, hilf mir!" Geile Pfoten tappen sie an und schieben und ziehen an ihr. Sie reißt sich los, aber einer faßt sie erneut und sagt: „Netter Kerl! Wir haben doch ein Auto, darfst mitfahren!"

Aber da faucht er plötzlich und schlägt die Hand vor sein Gesicht, weil ihm Berta blitzschnell ihre Krallen durchgezogen hatte. Einige Juden stutzen, andere lachen, aber niemand kommt ihr zu Hilfe. „Ein Mädel allein, Gott, was sucht so ein Mädel hier? Anschluß, was sonst, einen Kavalier!"

„Was ist da los?" Hans ist auf einmal da, triefnaß und atemlos. Er sieht Berta an, sieht die Auslese des Satans umherstehen und wird bleich wie eine Wand. Seine Augen werden ganz starr und grünleuchtend, da taumelt der vorderste Jude, der zweite und dritte, so blitzschnell trifft seine Faust. Die anderen laufen davon. Dann lacht er grimmig auf und hat seine gesunde Farbe wieder.

Badewärter kommen und helfen den niedergeschlagenen Juden auf die Beine, und Berta kann nun auch schon wieder über die hilflos dummfeigen Gesichter lachen und über das

Rachegeschrei der Davongelaufenen, das aber gleich wieder verstummt, als Hans sich umdreht.

„Sie müssen sofort das Bad verlassen", verlangt einer der Wärter. „Werfen Sie doch die frechen Juden hinaus!" empört sich Hans. „Juden? — Sie, beleidigen Sie unsere Badegäste nicht so unverschämt. Hier gibt's keine Juden und keine Christen. Verlassen Sie das Bad!" Berta drängt Hans: „Komm, wir suchen ein anständiges Bad, hier ist es ja wie am Jordan in der Bibel, das ekelt mich an."

„Ui jegerl, tun S' nur nicht so g'schwollen, sind S' froh, wenn ein besserer Herr sich abgeben mag mit so einer ..."

Da fliegt der Wärter durch einen prima Kinnhaken unter eine Rotte geziert aufkreischender Weiber. Dadurch sind die Juden erneut aufmerksam geworden und pirschen sich lüstern an das girrende Weibsvolk heran.

„Siehst du, die haben nur drauf gewartet, auffallen zu können, hör nur, wie sie balzen und förmlich Rad schlagen", sagt Hans zu Berta.

„Mir dreht sich das Herz um, wenn ich das sehen muß", entgegnet sie. „Diese Judenschweine richten uns zugrunde, das ganze Blut versauen sie uns."

„Und Blut ist das Beste und das Einzige, was wir noch haben."

Als sie sich nach dem Ankleiden treffen, zittert Berta noch leise und schmiegt sich im Gehen eng an ihn, daß er besorgt fragt: „Fehlt dir was?" Sie meint ganz beklommen: „Nein, nichts! Mir graut nur noch vor der Berührung, als hätte mich eine Schlange gestreift. Und angst möchte mir werden, weil es deutsche Mädel gibt, die das nicht fühlen."

Und dann frägt sie auf einmal: „Hans, wie stehst du zur Judenfrage?"

Er hält betroffen den Schritt an und frägt verwundert dagegen: „Was weißt du davon?" „Sehr viel!" sagt sie, „seit vorhin weiß ich aber, daß sie die brennendste Frage für uns ist. Der Prüfstein, an dem sich alles Echte und Unechte im Deutschen scheiden muß."

„Hm — wenn ich recht nachdenke, die Juden habe ich noch nie leiden können, schon als kleiner Bub in der Schule nicht", erwidert er, und Berta sieht ihn dabei an, als erwarte sie von ihm ein Urteil über Leben und Tod. „Woran

das liegt, habe ich mich zwar nie gefragt, ich denke, das liegt uns im Blut. Die Juden sind für unser Empfinden schmutzig, schweinisch, ehrlos — kurz gesagt, das genaue Gegenteil von uns. Kennst du das Verslein nicht? —

Jud', Jud' — hepp, hepp, hepp!
Schweinefleisch ist fett, fett, fett!
Sauerkraut ist gut —
Du bist ein stinkender Jud'!"

„Nein, das kenne ich nicht", lacht sie heiter.

„Das haben wir daheim als Kinder zum Abzählen beim Spiel hergesagt. Wenn uns ein Judenbengel auf der Straße begegnet ist, haben wir ihn ebenso ausgespottet: Jud', Jud'— hepp, hepp, hepp! — und dann richtig verhaut, weil wir die falschen Judenbuben einfach nicht riechen konnten. Der Jud' stinkt, haben wir als Kinder immer gesagt."

„Wir auch! Kinder und Narren sagen die Wahrheit, heißt es."

„Von einer Judenfrage habe ich auch schon manchmal reden hören. Da hat es doch früher die Antisemiten gegeben, die zu allerlei Geschrei und Judengezeter Anlaß gaben. Aber es geht mir da so wie in vielen sogenannten Fragen, wie mit der Treue, der Vaterlandsliebe oder der Ehre. Das sind für mich keine Fragen, sondern Selbstverständlichkeiten, wie das Waschen, das Zähneputzen, die Reinlichkeit. Wenn ich das nicht mache, fühle ich mich nicht wohl, nicht gesund. Ich habe dann Angst, ich kriege Läuse, Ungeziefer." —

„Jawohl! Ungeziefer, das ist das richtige Wort dafür. Weil wir eine schmutzige Zeit erleben, drum gedeiht dieses Ungeziefer so prächtig. Es frißt uns noch auf, wenn das so weitergeht. Und dieses Ungeziefer hat sich überall eingeschlichen und drückt uns jetzt sein Gesicht und seine Gesetze auf. Weg mit der Moral, der Ehrlichkeit, der Sauberkeit, der Ehre! Wenn es nur noch Schweine gibt, dann wird aus der Erde am besten ein großer Misthaufen gemacht, ein Paradies für Schweine. Manchmal scheint mir, als sei uns diese Judenplage geschickt, daß wir sehend werden sollen. So wie die Menschen das Auftreten von Ungeziefer zu größerer Reinlichkeit zwingt."

„Wir haben uns schon die schönste Zeit ausgesucht, um auf die Welt zu kommen“, lacht Hans ironisch. „Grad lustig ist's zum Leben! Nichts als Sorgen, schlimme Aussichten für die Zukunft, den erschöpfenden Krieg hinter uns. Man möchte fast verzweifeln, wenn ...“

„Wenn?“ fragt sie neugierig.

„Wenn es nicht noch ein paar solche deutsche, gesunde Prachtmädel gäbe, wie du eines bist. Komm, wir nehmen einen Kahn und fahren ganz weit in den See hinaus, wo nur noch Fische und wirklich keine Juden mehr sind.“

Fröhlich springen sie ins Boot, und Hans zog mit wahrer Lust die Ruder durch das Wasser, daß sie bald die Menschen am Ufer nicht mehr sahen. Und Berta fing im Rhythmus der Ruder zu singen an und kämmte mit den Fingern selbstvergessen die tiefgrüne, klare Flut. Mitten im See hält er an und zieht sich aus. „Was machst du denn?“ fragt sie bestürzt, und er lacht: „Den Dreck abwaschen von vorhin. Dreh dich um!“ Er sieht vergnügt, wie sie rot im Nacken wird und gleitet über die Spitze des Bootes leise ins Wasser. Dann tobt er ausgelassen herum, legt sich auf den Rücken und schwimmt ihr davon, daß sie die Ruder ergreifen und ihm nachlenken muß.

Nur Sonne, Luft und Wasser ringsum. Im Süden hebt sich die majestätische Kette des Gebirges in die summende, flimmernde Stille. Lachend holt sie ihn ein und beginnt wieder zu singen, eines der klangreichen Lieder ihrer Heimat. — Heimat, wie bist du so schön!

Und als es zu Ende ist, winkt sie ihn heran und sagt: „Du mußt das Boot halten!“ „Warum?“ „Ich will auch baden — Dreck abwaschen!“ lacht sie, wirft behend das Kleid ab und befiehlt: „Kopf ins Wasser!“ Aber er tut es nicht und lacht nur. „Neugieriger Nöck“, droht sie mit dem Finger und streckt ihm lachend die Zunge heraus. Dann sieht er sie in der keuschen Pracht ihres Leibes ins Wasser gleiten.

„Ach, ist das Wasser schön!“ sagt sie, wie er sie sorglich umkreist. „Weil jetzt eine Nixe drinnen ist“, behauptet er. „Du möchtest dich wohl betören lassen?“ lacht sie und wirft ihm einen Arm voll Wasser ins Gesicht, daß er schnaubt wie ein Walroß. Und das verlassene Boot schaukelt in den

Wellen, die ihr toller Mutwille aufwirft. Bis er endlich außer Atem sagt: „Steig ein, Nixlein, ich halte den Kahn!"

Lange treibt das Boot auf den leise gluckenden Wellen. Sie sitzen von köstlichen Ahnungen erfüllt eng aneinander geschmiegt und träumen in den goldenen Abendhimmel hinein. „Du wirst mich so lieb haben, wie keine andere Frau von sich sagen kann — und ich werde es dir vergelten, wie keine andere Frau es könnte", flüstert sie in sein Ohr, daß er ihr Gesicht faßt und bettelt: „Sag es doch einmal laut, ganz laut, ob es wahr ist, daß du mir gehörst!" Da steht sie auf und jauchzt hinaus: „Ja, es ist wahr, ich gehöre dir!" Dann kuschelt sie sich kichernd an ihn und sagt schelmisch: „Vorhin war es fast nackte Tatsache!" Und dann mußten sie immer wieder lachen und singen, denn das Boot trieb mit ihnen über das golden glitzernde Wasser mitten ins Glück hinein. Alles Bedrückende war verflogen und verweht. Erst als die Abendkühle über die Wellen streicht, erschauern sie und erwachen aus dem Dahinträumen . . .

Am Bahnhof der Stadt umfängt sie wieder der tosende Lärm des Verkehrs. Aber es scheint, als wäre eine besondere Erregung unter den Menschen. Es muß irgendwas los sein. Wirklich, Telegramme sind angeschlagen, von dichten Menschenhaufen umlagert. Krafft drängt sich durch, bis er lesen kann: „Heute wurde im Schlosse von Versailles der Friedensvertrag unterzeichnet . . ."

Was weiter folgt, interessiert ihn nicht mehr. Also doch! Hat man auch nicht anders erwarten können. Diese Proteste und großen Reden sind doch nur Schaum gewesen, der oben schwimmt, im Grunde brachte keiner der Männer dieser erbärmlichen Zeit die Kraft auf, die Folgen des „Nein" dem Volke zu zeigen, und dann dennoch ein unbeugsames „Nein" zu sagen. Das ist der schwärzeste Tag in Deutschlands Geschichte seit Napoleons Zeiten. Was wird er an Unglück, Elend und Blut über Deutschland bringen?

Weiter unten — da stand noch etwas. Was ist? — Die deutsche Flotte versenkt in Scapa Flow? Er traut seinen Augen kaum, wie er liest, die deutsche Besatzung hätte den ruhmvollen Untergang einer ehrlosen Auslieferung vorgezogen und die ganze deutsche Flotte vor den Augen der

Engländer versenkt. Deutsche Matrosen! Die Meuterer vom November? — Es gibt doch noch Männer, Soldaten, die eine große Tat wagen. Die noch eine Ehre kennen, dieses sonderbare Gefühl, das seit dem November verschwunden scheint.

„Berta", ruft Krafft, „die Marine — hurra! Die hat die Faust gezeigt, wie die andern gebuckelt haben!" Seine Augen leuchten, und sie lacht ihn an, weil er ihr in seiner Begeisterung so gut gefällt.

„Den schaugts an! Hurra schreit der! Dem hat scheint's der Krieg nicht lang genug gedauert", räsoniert ein Eisenbahner, der im Haufen steht.

„Was paßt dir denn nicht?" fragt Hans kampflustig.

„Das paßt mir nicht, daß wir jetzt die Flotte auch noch zahlen müssen."

„Das ist noch viel zu wenig, bis euch Simpeln einmal die Augen aufgehen. Ihr habt doch immer geschrien, Frieden um jeden Preis, den Frieden zahlen die Reichen, und habt dann eine Revolution gemacht. Jetzt habt ihr ja denn Frieden, den ihr gewollt habt. Jetzt müßt ja ihr vor lauter Freude ‚hurra' schreien."

„Das ist's ja, daß drüben die gleichen Kapitalisten an der Macht sind wie bei uns."

„Ja, wo bleiben denn nachher eure Brüder Proletarier von der Internationale? Wo bleibt denn die Weltrevolution? Ich höre noch immer nichts. Wo stehen euere Genossen der anderen Völker auf und sagen, das darf nicht sein, daß unsere Genossen in Deutschland zur Sklaverei verurteilt werden?"

„Weil ja die ganze Revolution verraten worden ist", meint kleinlaut der Eisenbahner.

„Nein, weil ihr dumm genug gewesen seid, das zu glauben, was man euch vorgelogen hat. Da könnt ihr ewig warten, bis euch ein Fremder hilft."

„Sie sind halt drüben jetzt im Siegestaumel."

„O du heiliger Strohsack! Wer hat sie denn siegen lassen? Wer hat denn gesagt, daß es ein Unglück wäre, wenn Deutschland siegen würde? Ihr Roten! Wo ist denn jetzt das Glück dafür? — Rindvieh, miste dein Hirn aus, laß frische Luft hinein. Und freu dich, denn deine Bonzen

schreien: Genossen, es lebe die Internationale! Ein neuer Sieg des Weltproletariats! Sie beginnen uns zu lieben — sie fangen ja schon an bei unserem Geld. Schrei ‚hoch!‘ — dummer Teufel — oder ‚muh!‘“

Soviel auf einmal hatte dem Proleten noch keiner ins Gesicht gesagt. Als er die spöttischen Blicke um sich sieht, droht er mit der Faust dem weitergehenden Krafft nach: „Warts nur, ös Monarchistenschlawiner, euch treib'n wir's Hurraschrei'n scho no aus.“ Aber es gab ihm niemand Beifall, er stand zu jämmerlich allein da.

„Wenn du das öfter so machst, kriegst du bald ein paar aufs Dach“, lacht Berta, aber es hat sie doch gefreut, wie furchtlos er unter dem Haufen gestanden ist.

Sie machen noch einen kleinen Umweg durch die Stadt, die heute voller Aufregung ist. Überall bespricht man das neueste Ereignis. Frieden! Endlich ist Frieden geworden! Nun muß ja die Blockade fallen und Handel und Wandel wieder einsetzen wie vor dem Krieg. Es wird wieder genug und billige Lebensmittel geben und schöne seidene oder echt wollene Kleider und Anzüge. Und feine Lederwaren, bessere Zigaretten, Südfrüchte und Bananen, Bohnenkaffee und chinesischen Tee mit echtem Rum. Da muß es ja wieder besser werden, bis schließlich die guten alten Zeiten vor dem Krieg wieder da sind. Selbstredend wird die Regierung dafür sorgen müssen, daß die Reparationen die anderen zahlen. Man wird schon die entsprechende Partei wählen mit seiner Stimme. Wir haben ja in Deutschland keinen sündteuren Militärapparat mehr. Was da allein schon eingespart wird an Abgaben und Steuern! Damit kann man die paar Milliarden jährlich gar nicht schwer einbringen. Die Kriegsentschädigungssumme ist zwar noch nicht ausgemacht, aber wenigstens ist der Vertrag schon unterschrieben. Ach, es wird schon umgehen, die Hauptsache ist vorerst, daß wieder Frieden im Land ist.

Und jetzt kommt ein Völkerbund, der muß dann alle schwachen Staaten in Schutz nehmen, natürlich auch Deutschland, daß sie nicht von kriegslüsternen Völkern überfallen werden können. Komisch, warum nur die Franzosen noch soviel Militär halten? Kostet doch bloß Geld. Vor Deutschland brauchen sie doch keine Angst mehr haben. Den

paar nationalen Schreiern, die noch herumlaufen, wird das freche Maul bald gestopft sein mit Gewalt oder mit einer Pension. Das Soldatenspielen ist endgültig vorbei, jetzt kommt das Zeitalter der allgemeinen Abrüstung auf der ganzen Welt und der Weltfrieden für alle Zeiten. Jeder hat die Nase voll, vom Krieg will kein Mensch mehr etwas wissen. In Deutschland wird jetzt ein für allemal nicht mehr exerziert und Handgranatenwerfen geübt, die Deutschen werden jetzt friedlich arbeiten, ihren Lohn verzehren, und in ein paar Jahren wird der allgemeine Wohlstand einziehen. Der friedliche Sozialismus hat damit endgültig über den kriegslüsternen Nationalismus gesiegt.

Ob da im Friedensvertrag drinsteht, daß die Deutschen am Krieg schuld waren, spielt jetzt und in Zukunft keine Rolle mehr. Das waren die Gestrigen, der Kaiser und seine Generäle, schließlich noch die Soldaten, die geschossen haben. Die, die heute in Deutschland regieren, kann man nicht dafür verantwortlich machen. Und das versprechen wir hoch und heilig, daß wir das ganz gewiß nimmer tun werden. Man wird sich selbstredend recht brav zeigen müssen und ordentlich zahlen, dann werden die drüben bald unseren guten Willen einsehen und schon noch mit sich reden lassen. Alles mit der Zeit.

Gar keine üble Idee übrigens, von der gesprochen wird, wenn sich Bayern und noch ein paar Länder selbständig machen würden. Die Bayern haben am allerwenigsten einen Krieg gewollt, das war der Kaiser und seine Preußen, die haben immer so laut mit dem Säbel gerasselt. Sollen sie doch jetzt die Suppe auslöffeln, die sie sich eingebrockt haben. Warum müssen denn die Süddeutschen immer mitbüßen, sie haben ja sowieso nichts zu reden gehabt, weil sie in der Minderheit waren. Die Franzosen sollen sogar insgeheim erklärt haben, daß sie einen Rhein-Donau-Staat einschließlich Österreich nicht für den Krieg verantwortlich machen würden. Warum macht man es dann nicht, wenn man schließlich nicht mitzahlen braucht? Wenn vielleicht doch noch in Berlin der Bolschewismus ausbricht? Ist doch besser schon vorher eine saubere Abtrennung. Immer noch lieber ein halber Franzose sein, als ein Bolschewik werden.

Oh, die Zeit ist voller politischer Probleme, und die

Dunkelmänner aller düsteren Schattierungen spielen hinter den Kulissen mit dem Feuer ungeheurer Gefahren für das deutsche Volk. Zündstoff ist überall, denn es ist keiner da, der mit der Gegenwart zufrieden wäre. Und wer es könnte, den treibt die Gier nach mehr Profit und das Spekulieren mit traumhaften Möglichkeiten den politischen Hochstaplern in die Arme. Warum soll man nicht statt mit Lebensmitteln einmal mit Politik sein Schiebergenie versuchen. Im Prinzip ist es dasselbe, nur die Ware ist anders. Mal probieren, aber selbstverständlich durch einen Strohmann, der heutzutage nicht schwer zu finden sein wird ...

Mitten im dicksten Trubel der Straße, durch den sich Hans mit Berta drängt, faßt ihn eine Hand am Arm und hält ihn fest. Steht da wahrhaftig der Michl vor ihm und lacht über das ganze Gesicht vor Freude: „Ja, Hans! Ja, so ein Zufall! Dich such' ich schon den ganzen Tag. Aber jetzt gehst gleich mit."

Hans ist noch ganz fassungslos und schüttelt dem Michl die Hand: „Ja, Michl, jetzt so was! Berta! Das ist der Michl, mein Kriegskamerad — und was für einer!"

„Jetzt hörst aber auf!" wehrt der Michl das Lob verlegen ab und wendet sich zu Berta um.

„Jetzt, da legst dich nieder! Dem Hans seine Braut?" staunt er sie an. „Herrgott, so was Sauberes!" sagt er ganz frei heraus, als er ihre Hand nimmt und sie dann spitzbübisch anlacht: „Ja, der Hans hat schon immer einen ganz besonderen Geschmack gehabt." Er muß vor Vergnügen über die roten Köpfe der beiden lachen und hängt sich Berta an seinen Arm. „Sie gehn doch mit. Ich muß nämlich den Hans auf der Stelle verhaften, weil ich mit ihm was ganz Wichtiges zu bereden hab'. Das geht Sie nämlich als seine Zukünftige auch mit an." „Aber ..." „Nix aber, wir kaufen uns jetzt ein paar Maß, schon wegen der Wiedersehensfreude. Kommt, stehen wir nicht den Leuten im Weg herum. Der Max und der Fritz warten sich sonst mit meiner Frau noch zu Tod."

„Der Max und der Fritz?" tut Hans ganz erschrocken. „Gelt, da schaust?" nickt der Michl. „Aber laß dir erzählen."

Es ist politisch so unglaublich und menschlich doch so selbstverständlich, was der Michl daherbringt in seinem

geraden einfachen Verstand, daß Hans immer wieder den Kopf schütteln muß. Und dann gibt es ihm plötzlich einen Riß, daß er entsetzt stehenbleiben muß, weil er einfach nicht begreifen will, daß es den Fritz so unbarmherzig hart getroffen haben kann. „Seine Frau — und sein Bub?“ fragt er fassungslos zurück, und der Michl nickt: „Ja, Hans, mir ist es grad so gegangen wie dir jetzt, als ich das gehört habe. Und da haben sie noch hinter ihm her gehetzt, während Hunderte von wirklichen Lumpen amnestiert werden und sich den Kopf aus der Schlinge lügen. Lügen muß man; wer ehrlich die Wahrheit sagt, wird ja eingesperrt. Es ist ja alles so falsch, so hinterrücks gemein geworden bei uns. Aber, daß ich meine Rede nicht vergess' . . .“

Hans hört nur noch mit einem Ohre hin, weil er das einfach nicht in die Reih' bringen kann, in die Weltordnung, die sich ein jeder Mensch aufstellen will, wenn keine Ordnung unter den Menschen ist. Und Berta ist auch ganz heiß erschrocken, weil das mit einem Schlag wieder die ungeheure Angst aufweckt, die sie mit ihrer jungen Liebe erstickt zu haben glaubte, die Angst, die jedes Weib in dieser Zeit um Mann und Kinder haben muß und deswegen immer heimlich fleht, der Mann möchte herausbleiben aus diesem Hexenkessel der Politik. Aber es trifft ja auch die Unschuldigen mit, man kann ja nicht aus, man lebt ja mittendrinnen. Ach, wenn man fort könnte, auf eine einsame Insel im Meer, und dort sein einfaches Leben ungestört glücklich verbringen dürfte. Wenn man das könnte! —

Im dampferfüllten Biergewölbe eines Bräus wartet dem Michl seine Frau mit Fritz und Max in einer Nische. Der Max hat sein Gesicht durch einen flotten Schnurrbart so verändert, daß er fast fremd aussieht, und der Fritz ist noch hagerer geworden. Wie ehrlich sie sich freuen, als sie Hans sehen und seine Berta überrascht bewundern. Aber die Frau vom Michl hat einen tiefen Gram um ihre Augen liegen, wenn sie auch mitlacht und offen heraussagt, daß sie an Hans und Berta ihre helle Freude hätte.

Bald ist aber wieder lauschende Stille am Tisch, als der Michl fertig erzählt, wie es ihm ergangen ist. „Ja, so saudumm kann's manchmal gehen. Ein Jahr Gefängnis haben

sie mir 'naufgehaut. Wegen Fluchtbegünstigung und Beihilfe zum Hochverrat."

„Aber — mit Bewährungsfrist!" setzt seine Frau mildernd hinzu.

„Ja, zwei Jahr' Bewährungsfrist", knurrt der Michl bitter. „Weil sie vorläufig keinen Platz frei haben im Zuchthaus. Und weil sie ganz gut wissen, daß man derweil vor Wut eines von den Lästermäulern niederschlägt, die auf Schritt und Tritt herumwispern: Weißt es schon, der Anreiner muß ein Jahr sitzen. Oder wenn sie im Wirtshaus aufstehen, daß sie nicht mit einem Zuchthäusler an einem Tisch sind. Kein anständiger Dienstbote wird mehr in einem Haus bleiben, wo der Bauer ins Gefängnis muß. So eine Schand' für die Gemeinde — heißt's um und um. Jeden Schabernack und das ewige Gestichel dulden müssen? Bis d' in deiner Wut einen erschlägst und es gleich richtig fürs Zuchthaus langt.

Weißt, es ist halt am Land anders wie in der Stadt. Da kann man sich wenigstens verkriechen. Am Land kann man halt ohne seine Ehre nicht leben! Wie du um deine Ehre gekommen bist, danach frägt keiner mehr. Zuchthäusler ist nun einmal Zuchthäusler!"

„Ja, und ihr?" wendet Hans sich fragend an Fritz und Max.

„Wir?" brummt der Max und blickt scheu um sich. „Uns haben sie bloß noch nicht erwischt, wir kämen bestimmt nicht unter fünf oder sechs Jahren weg."

„Und da setzt ihr euch so offen ins Lokal?" schimpft Hans siedheiß erschrocken. „Ihr müßt fort! Schnell, irgendwohin über die Grenze, wo euch niemand kennt. So rasch als möglich!"

Sie nicken ihm bei jedem Wort verständnisinnig zu, und der Michl legt ihm die Hand auf die Schulter: „Ganz richtig! Hast uns schon erwischt bei der Meinung. Fort — nix wie fort! Weißt, vier Jahre im Feld, zuvor zwei Jahre aktiv gedient, und jetzt einsperren lassen, bloß weil die Hanswurschten in der Regierung zu dumm sind . . ."

„Pst! Michl!" wehrt ihm seine Frau, daß er das Ende seiner Rede hinunterdrückt und nur noch grimmig hervorstößt: „Mir war's g'nua! — —"

Mit meinem jüngeren Bruder hab' ich den Hof gegen die Säge eingetauscht, daß wenigstens der Hof einem Anreiner bleibt. Haben so schon ein paar gute Nachbarn wie die Wölfe drauf gelauert. Die Säge hab' ich verkauft, um ein Spottgeld zwar, an den Holzjuden, aber er hat's gleich bar ausgezahlt, was die Hauptsach' ist für uns." Behäbig stolz klopft der Michl auf seine Tasche. „Einen schönen Wald hab' ich noch stehen, der braucht noch seine fünf, sechs Jahre, bis er schlagreif ist, dann muß mir mein Bruder das Geld nachschicken. Bloß fort jetzt! Und die zwei — die nehm' ich mit als meine Kameraden."

„Was? Auswandern wollt ihr?" fragt Hans bestürzt.

„Ja, auswandern!" entgegnet der Michl fest entschlossen. „Hast es doch selber gesagt vorhin. Wir gehen gleich ganz weit fort. Bis nach Brasilien."

Max und Fritz nicken eifrig stolz dazu und lachen dem Hans in sein fassungslos staunendes Gesicht: „Gelt, da schaust?" Der Fritz macht sogar noch einen protzigen Witz: „Bis in ein paar Jahren schicken wir dir schon einen selbstgebauten Kaffee." „Wenn wir nicht auf eine Goldader stoßen beim Umgraben", wirft der Max lachend ein, und der Michl sagt köstlich erheitert: „Dann stiften wir dir und deiner Braut den Ehering — das heißt, wenn ihr noch so lange warten könnt."

„Aber Michl!" stößt ihn seine Frau verschämt in die Seite, doch der Michl haut auf den Tisch und sagt: „Ach was! Heut wollen wir uns noch einen lustigen Tag machen. Wo grad unser alter ‚Hunderter' vom Feld her wieder so schön beisammen ist. Eßt und trinkt! — und laßt es euch schmecken. So ein Bier kriegen wir lang nicht wieder. In Brasilien ist es sakrisch heiß."

Wie sie aber lachen und trinken, das ist gewaltsam, ihr Herz ist nicht dabei. Das haben sie schon voll großer Hoffnungen ihrem weiten Weg vorausgeworfen in einem harten Entschluß. Hans merkt, wie schwer es ihnen doch fällt, von daheim fort zu müssen, und warnt gutgemeint: „Überlegt das erst noch einmal!"

Aber da kommt er schön an beim Michl. „Das ist lange genug überlegt worden. Wir wandern aus! Wir sind ja nicht die einzigen, aus meinem Gäu allein wandern über

hundert Bauern aus. Wo sollen sie denn hin? Zu zweit kann man sich in einen Hof nicht teilen, und in die Stadt ziehen? Um 'runterzukommen? — Da drüben ist jeder sein eigener Bauer, was er erarbeitet, gehört ihm. Was Schöneres gibt's doch nicht!"

Und der Fritz ereifert sich: „Meinst, daß ich noch länger hier bleib', mich erst lang einsperren lasse und dann als zerbrochener Mensch noch jahrelang warte, bis sie eine Arbeit für mich haben? Da drüben in Brasilien gibt es mehr als genug Arbeit für einen, der zulangen mag."

„Wer weiß, wie es in Deutschland noch wird", orakelt der Max. „Die Kriegsschulden, die sie uns 'naufhauen in Paris, die machen Deutschland noch ganz, aber radikal ganz fertig. Wirst es sehen! Laß nur die neuen Herren so weiter regieren."

„Uns treibt es fort!" sagt der Fritz, als könnte er es gar nicht mehr erwarten. „Was bist denn in Deutschland? Ein Kuli der Franzosen und Engländer! Der ruhig krepieren kann, wenn er aufmucken will. Da drüben in Brasilien sind wir angesehen, da sind sie froh um uns."

„Wenn ihr euch nur nicht täuscht!" entgegnet Hans warnend, aber der Michl lacht ihn aus: „Was willst denn? Der Fritz hat sogar freie Überfahrt als gelernter Schreiner, und der Max braucht bloß die Hälfte zahlen, weil sie froh sind in Brasilien, wenn einer was vom Handwerk oder von der Kunst versteht. Meinst, wir sind so mir nichts dir nichts auf Brasilien gekommen? Das haben wir uns schon vorher genau angeschaut, die Bilder, die Plankarten und die Schriftstücke vom deutschen Konsul. Da ist nicht dran zu rütteln. Das sind selber Deutsche gewesen, die als Werber bei mir waren. Sogar einen Film haben sie dabeigehabt, wo sie selber drauf waren mit ihrer Farm. Deutsche Schulen und Kirchen, alles ist da, mit eigener deutscher Verwaltung. Ja, willst du noch mehr?"

Die weite, offene Welt lockt mit ihren Verheißungen und Wundern. Man spürt, wie im Blut die alte, deutsche Lust am Abenteuer in der Fremde sich sehnsüchtig erhebt und zum Herzen drängt. Daß man am liebsten den ganzen Krempel daheim hinwerfen und mit fort möchte. Der Michl schiebt seinen Stuhl ganz nahe an Hans heran und legt

ihm seinen mächtigen Arm um die Schultern. Und während er ihn ein wenig hin- und herrüttelt, fragt er verlockend herzlich: „Was ist denn mit dir, Hans? — Hast du nicht Lust? — Dich könnten wir grad noch brauchen. Schau, dann wär' unser eiserner ‚Hunderter' wieder ganz beieinander, die alten Frontkameraden!"

Auch der Fritz hat sich herangedrängt und raunt auf ihn ein: „So ein heller Kopf wie du, Hans, der muß doch da drüben noch schneller vorwärtskommen wie unsereiner. Hier ist's doch nichts mehr für dich."

„Überleg dir's nicht lang", raunt der Max ihm zu. „Dem Mutigen gehört die Welt Schau uns an! Vom Baufach bist auch noch, kannst Pläne machen. Grad dich brauchen wir noch! Seit drei Tagen suchen wir nach dir. Stell dir vor, vier solche Kerle wie wir!"

„Und deine Braut nimmst auch gleich mit", lockt nun der Michl wieder. „Kannst gleich heiraten — und deine Hochzeitsreise mit der Überfahrt machen. Wer weiß, wie lang du hier noch warten mußt. — Geh mit! Das Geld kriegst von mir. Für dich hab' ich eigens ein paar Tausender reserviert. Du mußt unseren Anführer machen!"

Hans schaut zu Berta hin, die ihren glühend roten Kopf am liebsten verstecken möchte vor den lachenden Augen der Kameraden. Die Frau vom Michl zieht sie ein wenig an sich heran und flüstert ihr ins Ohr: „Das wäre schön, gelt? Und ich tät' mich ja so freuen."

Freilich wäre das schön, unglaublich schön müßte das sein, denkt Hans. Der Michl hat ihn damit schon richtig heiß ins Herz getroffen. Und solche Kameraden dazu, das müßte ja so werden, wie er sich das Leben mit anderen schon immer gewünscht hat. Und doch! —

Da ist eine Regung in ihm, die will nicht schweigen. Er muß danach hinhorchen, ob er will oder nicht, was das ist. Und da ist es! Wie es grell leuchtend aufzuckt, vergeht, und wiederkommt. Wie daheim in seiner Stube, als er zum Freikorps fortgegangen ist. Das Gesicht!

Das Gesicht, das er nie mehr vergessen kann, das immer auftauchen wird vor ihm, stumm und starr, wenn er seinem Gewissen untreu werden möchte. —

Das er oft tagelang als einzigen Kameraden neben sich im Trichter anschauen mußte. Mit den glasig gebrochenen Augen unterm dunklen Rand des durchschossenen Stahlhelms. Augen, die so unendlich weit durch alle Materie hindurchblicken bis an den letzten fernen Grund des Wissens um alle Dinge. Und das schwarz verkrustete Blut auf den zerfallenen bleichen Wangen und die im letzten Seufzer der Erlösung offen gebliebenen Lippen.

Vor diesem Gesicht muß er leise verneinend den Kopf bewegen und in Gedanken sagen: „Ich — tu's nicht!"

Er lächelt wissend still, wie die drei Kameraden ihn bestürmen und betteln: „Geh mit! — Du wirst es noch bereuen! — Laß dich doch gernhaben! — Überleg nimmer lang, sag: Ja!"

„Nein!" sagt er laut und scharf. Es tut ihm weh, wie er die bitter enttäuschten Gesichter zurückweichen sieht. Nur Berta hat einen dankbaren Blick für ihn und schüttelt leise die Beklemmung ab, die sie vorhin erfaßt hatte. Ein herbes Schweigen lastet im Kreis.

„Weißt ...", will der Michl beginnen, aber Hans nimmt ihm das Wort vom Mund: „Ich weiß, ihr könnt jetzt nicht anders. Gut, geht hinüber und sucht euer Glück. Ich wünsche es euch, weil ich daran glaube, daß ihr uns daheim keine Schande machen werdet. Aber ich — bleibe da!!

Es muß doch auch in Deutschland ein paar Kerle geben, die ganz von vorn ein neues Leben anfangen, wie ihr es drüben in Brasilien wollt.

Damit ihr Deutschland wenigstens wieder findet, wenn euch das Heimweh einmal herübertreibt — oder eure Kinder."

„Das Heimweh? Nach dem Zuchthaus?" meint der Michl bitter und schluckt erst einmal, ehe er fortfährt: „Und nach der Falschheit — und nach der Ungerechtigkeit?"

„Und nach der Not und dem Saustall in Deutschland?" lacht der Max noch bitterer drein. „Das werden wir ewig nicht kriegen. Wir haben es aufgegeben, auf den Dank des Vaterlandes zu warten und dabei zu verhungern. Gelt, Fritz!"

Der Fritz nickt müde und sagt dann leise zu sich selber: „Ich wüßte nicht, nach wem ich noch Heimweh haben sollte."

Ja, das wird der Fritz immer mit sich herumschleppen und seiner Lebtag nie mehr recht froh werden. Aber er will den andern nicht zur Last fallen mit seinem Kummer und versucht, ein frohes Lächeln in sein zergrämtes Gesicht zu bringen, als der Hans ihn frägt: „Wann geht's denn los?"

„Morgen! Hält uns ja nichts mehr auf jetzt: Eigentlich sind wir schon in Rotterdam. So hat nämlich unser Agent gesagt, damit er die Pässe für uns drei angeblich schon ins Ausland geflüchtete politische Verbrecher bekommen hat. So ein Schwindel geht heutzutage, brauchst selber gar nicht dort zu sein, Lichtbild genügt, und schon bist ein Brasilianer." Der Michl lacht nun auch wieder und hebt den Krug: „Prost, Männer, auf die neue Heimat."

„Michl!" meint Hans leise beim Anstoßen, „hoffentlich lassen dich deine Berge aus." Da wird der Michl auf einmal still, setzt den Krug wieder ab und sagt ein wenig verträumt: „Weißt, Hans, wenn es wieder besser wird in Deutschland und meine Strafe verjährt ist, dann verkauf' ich drüben und komm' wieder heim." Und er atmet ganz tief, bevor er weiterspricht: „Einen Wald hab' ich ja noch in Deutschland. Das hat mir mein Bruder versprechen müssen, daß der stehenbleibt, solang ich will." Dann hält er seinen Mund ganz nahe an das Ohr, daß nur Hans allein es hören kann: „Weißt, sterben? — sterben möcht' ich nicht da drüben..."

Und scheu finden sich zwei Hände unterm Tisch, die mehr zueinander sagen als ein lauter Schwur. Dem Michl seine Frau lächelt Berta an. Sie haben es beide ahnend gesehen.

„Ich hab' heimlich ein paar Bilder eingepackt von unserer alten Heimat. Das weiß er nicht", flüstert Liesl voll heimlicher Freude Berta ins Ohr. „Und den alten Herrgott hab' ich auch mitgenommen. Und in die alte Wiege haben wir uns einen doppelten Boden machen lassen, da ist Erde drinnen von unserem Feld. Daß unsere Kinder drüben nicht auf fremder Erde geboren werden müssen, sondern auf der guten deutschen."

Berta drückt es schier das Herz ab vor Wehtun, als sie denken muß: Wie müssen Menschen, die so sind, an ihrer Heimat hängen.

„Ein Kreuz ist es schon", sagt da der Michl wieder laut. „Fast noch schwerer wie das Kreuz, das wir als Soldaten geschleppt haben von den Vogesen bis nach Ostende hinauf und wieder vom Meer bis an die Vogesen herunter. — Aber jetzt ist's einmal beschlossen! Und was der Michl sagt, das tut er!"

Sie haben alle das Wasser in den Augen, wie sie sich die Hände schütteln und noch ein paar letzte gute Worte sagen vor dem Auseinandergehen.

Morgen noch einmal machen sie sich einen guten Tag am Rhein, vielleicht den letzten, den sie haben im Leben. Denn die Fremde ist nicht gut für einen deutschen Bauern.

Herrgott, wie schwer muß der Michl, dieser junge stolze Bauer, gerungen haben, bis er von der Heimat losgekommen ist, sinnt Hans mit grimmigem Herzen. Wie schlecht aber ist eine Ordnung, welche die Besten aus dem Boden des Landes entwurzelt und vertreibt. Bauern wandern aus! Das ist ein furchtbares Zeichen der deutschen Not, wenn die Heimat nicht mehr stark genug ist, ihre Söhne zu halten.

*

Über die Straße, die Hans und Berta nachdenklich schweigsam gehen, zieht plötzlich ein lärmender Haufe mauschelnder Ostjuden mit Koffern und Paketen. Ein frischer Transport aus Galizien ist wohl soeben am Bahnhof eingetroffen und hat seinen verlausten, schmierigen Inhalt in die Stadt ergossen. Mit speckigen, langen Kaftanen und plattgedrückten runden Hüten, unter denen lange Ringellocken hervorquellen und an den Backen der feixenden Gesichter baumeln, den Schnorrsack über die Arme oder Schultern gehängt, so kommt das Gelichter daher, quietschvergnügt, als wäre es schon immer hier daheim. Schmuddelige, fette Weiber mit wirren, schwarzen Haaren sehen aus, als wären sie einem Zigeunerwagen entsprungen, angetan mit verluderter Pariser Mode, von der die Fransen hängen, und gleißende Ketten an speckig glänzenden Hälsen und Handgelenken. Man schaudert und weicht gern dem übelstinkenden Knoblauchdunst aus, der von dem plärrend quirlenden Haufen ausgeht.

Berta klammert sich, wie schon einmal heute, zitternd an seinen Arm, als hätte sie eine drohende Gefahr gewittert

und suche Schutz bei ihm. Er preßt ganz hart ihren Arm in den seinen und stößt heiser heraus: „Berta! Es ist direkt zum Verrücktwerden! Frontsoldaten müssen auswandern — und Juden wandern ein!“ „Daß das sein darf? Hans, warum darf das sein?“

Aber er kann jetzt nicht antworten vor unsäglich würgendem Haß. Jene, die ihre Heimat mit dem Leben verteidigt haben in hundert Schlachten, die dafür bluteten und hungerten und litten, die haben keinen Platz in ihr. Aber die, die noch keinen Finger dafür gerührt, noch keine Handvoll Erde umgegraben und keinen Stein für ein Haus gelegt haben, die kommen und werden zum Herrn über Deutschlands Boden und Kultur.

„Das darf nicht sein, Berta, das muß wieder anders werden!“ knirscht er hervor. „Und es darf auch nicht sein, daß Deutsche ihre Heimat verlieren, weil sie sich einmal im politischen Denken geirrt haben, als niemand da war, der ihnen aus ihrer Not den rechten Weg gewiesen hätte.“

Wer aber weiß den rechten Weg?

Ringsum schlafen sorglos Hunderttausende, und in ganz Deutschland träumen aber Millionen dem neuen Frieden entgegen. Einer besseren, schöneren Zeit. Sie denken alle an den Frieden, der früher war, und sind arglos vertrauensselig wie kleine Kinder, die nicht ahnen, wie der Wurm heimlich im Holz des Hauses nagt und die Ratten unterm Boden wühlen, die nächtens in neuen Schwärmen von außen kommen und in den Schlupfwinkeln der Großstädte untertauchen. Und niemand weiß, woher dann die Unruhe kommt und das plötzliche Unglück, das über die Menschen hereinbricht.

„Berta, was sagst du jetzt zur Judenfrage?“

„Daß sie die brennendste aller Fragen für uns ist.“

„Weißt du auch, warum die Geiseln, die hier in München von den Roten erschossen wurden, verhaftet worden sind? Weil sie einem judengegnerischen Verein angehört haben! Berta, ich glaube, wir kommen schon langsam heran an den rechten Weg. Er kann nur über die Judenfrage führen. Mir ist so sonderbar klar zumute, als treibe mich irgendeine unfaßbare Gewalt so kreuz und quer, damit ich das alles

sehen soll. Drum habe ich dableiben müssen. Ich darf nicht fortgehen, sie wollen es nicht — meine toten Kameraden."

„Ja, Hans, du mußt hier bleiben! Ich bin ja so froh, daß du es getan hast, denn ich hätte ja mit dir gehen müssen. Wie hätte ich denn anders können?"

*

Dann war mit einem Male der Tag da, an dem Krafft endlich heimfahren mußte. Sie sind noch ein letztes Mal ins Isartal hinausgegangen und haben das heilige Plätzchen gesucht, wo sie sich in Liebe zusammengefunden haben. Ein Gewitter zog dräuend von Westen heran und warf seinen fahlen Höllenschein auf die Steilhänge der Ufer und über den Wald. Sie saßen eng aneinandergeschmiegt und sagten kein Wort, weil es doch weh getan hätte. Und sie ließen ihre Haare vom Wind zausen und schauten in das grelle Züngeln der Blitze und das urgewaltige Sichübereinandertürmen der Wolken hinein. Endlos rollten die Donner durch das dämmerige Tal und kamen im grollenden Echo wieder zurück. In der Weite streiften die Wolken auf die Erde und verhüllten das Land mit ihrem wogenden, wallenden Vorhang grau in schwarz, als wäre dort die Welt im Untergehn.

Noch fiel kein Tropfen in ihrer Nähe, und in ihrem Rücken lachte der heitere Himmel und lag noch Sonne über den Bäumen. Da drehte Hans sich um und zog sie so an sich heran, daß er selber ins finstere Gewitter und Berta in die leuchtende Sonne sehen konnte. „So wollen wir es immer machen", sagte er zu ihr und versuchte zu lachen. „Ich mache Front zu den Gewittern, und du mußt in den lachenden Himmel schauen, damit uns die Freude nicht ausgeht."

„Du willst immer nur das Schöne für mich", meinte sie und sah zu seinem blitzumwetterten, kampfgewohnten Gesicht auf. „Wenn aber der Himmel vergeht, dann wird es düster und unheimlich. Und so ist mir heute zumute. Du gehst fort, und der sonnige Schein erlischt; denn du gehst in die Unwetter hinein."

„Einmal muß es sein, Berta! Was hat nicht jedes Geschlecht schon gesungen und gedichtet von Leid und Schmerz, wenn Liebesleute auseinandergehen. Aber das Jauchzen

der Freude beim Wiedersehen klingt noch viel heller darüber hin. Daran mußt du heute schon denken, wenn wir im Winter uns wiedersehen und — wenn ich dir dann den Ring an deinen Finger stecken kann."

Da konnte sie schon wieder hoffnungsfroh lächeln und ihn innig warm auf den Mund küssen. Er hielt sie aber fest, warf sie mit einem Ruck in seine Arme und trug sie lachend davon, daß sie die Augen schloß und wünschte, es möchte immer so sein. Die ersten schweren Tropfen des Gewitters regneten in ihren Schoß. Sie hörte sein pochendes, starkes Herz beim Laufen im Rauschen des Regens, der über sie fiel und trommelnd auf das Dach der Laube prasselte, in der er sie endlich absetzte und herzlich hinauslachte.

„Bist du stark!" wunderte sie sich und folgte ihm in die Gaststube, wo sie einen stillen Erkerwinkel zum Bleiben fanden. Draußen jagten die Schauer des Hagels grau in grau über den Talgrund, daß man die Isar nicht mehr sehen konnte. Da legten sie die Arme auf den Tisch und kosten sich die Hände — und schauten immer wieder, wenn sie die Lippen ans Glas setzten und der Wein über die Finger funkelte, durch die Augen in den brennenden Grund ihrer Seelen und tranken sich daran satt wie am Wein für eine lange Zeit.

„Berta, wenn dich ein Schmerz bedrängt, dann rufe meinen Namen, und ich bin bei dir. Wenn du eine Freude hast, dann sage es leise in den Wind für mich — und ich freue mich mit." Und er drückte ihre Hände an sein Gesicht, küßte sie innen und gab sie ihr zurück. „Wenn du deine Hände regst, wirst du denken, er hat sie mir geküßt. Wenn du dein Gesicht im Spiegel siehst, wirst du dich freuen, daß ich dich so oft im Mai und im frühen Sommer auf die Wangen, auf die Stirn und an den Hals geküßt habe. Und wenn du im Bett liegst und zu träumen anfängst, dann denke, ich käme und trage dich wie vorhin." Berta zitterte fein, als er das sagte, denn sie hörte, daß es sein blankes Herz war, das zu ihr sprach.

„Ich werde immer am Abend im Dämmern dein Bild ansehen, bis du heraussteigst aus dem Rahmen und mir eine glückliche Viertelstunde voll schöner Gedanken schenkst. Dann werde ich den Abendstern am Himmel suchen, und du

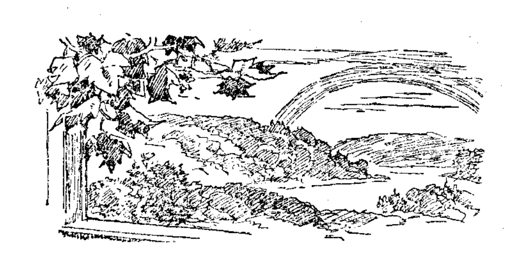
wirst es nicht anders tun. Dort treffen sich unsere Gedanken und unser Sehnen. Willst du?"

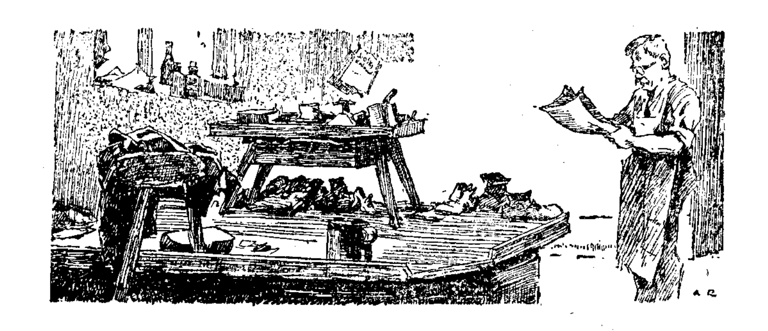
Sie nickte versonnen und sah ihn groß an: „Du kannst das Leiden noch schön machen — du Hans — Krafft!"

Ein Sonnenstrahl fiel durch das tropfende Weinlaub vor dem Fenster über ihre Hände. Das Gewitter war vorübergegangen, und die frischgewaschene Luft ließ ahnend weit in die Tiefe des blauen Himmels schauen. Über die dampfenden Gründe spannten sich zwei leuchtende Regenbogen nebeneinander wie Brücken der Träume. „Sieh, Berta, die hat uns der liebe Gott geschenkt zum Abschied, einen für dich und einen für mich." Da steckten sie die Köpfe zusammen und lachten durch die Fenster in ihr liebes, wildes Isartal hinaus.

Das werden sie eben nicht vergessen können, wo der Mai ihres Lebens war in Wald und Sonne, an Wasser und Wiesen und Sand. Wo die Buche stand mit dem eingeschnittenen Herz und ihren Buchstaben. Wo die versteckten Wege sind, die sie gegangen, und die verborgenen Plätze, auf welchen sie sich herzten und kosten mit der Innigkeit seligsten Glücks.

Das kann keiner vergessen, wenn er wirklich von Herzen geliebt hat. Und jeder wird sagen wie Krafft, als er mit einem wonnetrunkenen Blick Abschied nahm: „Du schönes Stück Welt, ich komme wieder!"





Heiratsprobleme

Krafft war nun wieder daheim. Sein Vater begrüßte ihn lachend unter der Türe: „Bist da, du Schlingel? Gut schaust aus, Herr Bräutigam, aufgeblüht bist wie ein Nagerlstock!" „Bei so einem Mädel wie die Berta!" lachte Krafft. „Wann kommt sie denn einmal? Sehen muß ich sie schon zuvor, ehe ich da ja und amen sage." „Da hast du nur noch amen zu sagen." „So schnell schießen die Preußen nicht, da muß ich vorher schon noch ein ernstes Wörtchen mit dir reden. Was ist sie denn für eine?" „Eine blitzsaubere, quicklebendige, brave, gescheite — eine, auf die Verlaß ist. Modern und doch nicht verrückt — natürlich, aber nicht unschicklich — und schön, schön wie ein Sonntag im Mai." „Hör auf, hör nur auf! Das will ich nicht wissen, das sagt jeder das erstemal. Ich meine, was sie von Haus aus ist, was ihre Leute sind, und — wie schaut's denn da aus?" Dabei machte der Alte mit Daumen und Zeigefinger eine geldzählende Geste.

Da wurde dem Jungen das Gesicht finster, daß sein Vater lachte: „Natürlich, die Hauptsache hast vergessen, du Tolpatsch. Mit was wollt ihr denn heiraten?" „Die Hauptsache?" fuhr Krafft auf, „so, bei dir ist das die Hauptsache, und das Mädel selber, das geht so drein beim Handel, denkst du." „Nur langsam!" beschwichtigt der Vater. „Ich

denke bloß daran, was dann werden soll, wenn das Honig-schlecken und das Süßholzraspeln vorüber ist. Du brauchst einmal eine Frau mit Geld, damit du dich selbständig machen kannst. Oder willst du alleweil der Angestellte bleiben mit dem Hut in der Hand vor den Geldigen?" „So? Das ist dir ganz wurscht, ob ich das Mädel mag oder nicht. Nur Geld, Geld! Warum hast du nicht nach Geld geheiratet? Weil dir die Mutter besser gefallen hat als eine andere. Warum soll ich jetzt anders sein? Der Apfel fällt halt immer nicht weit vom Birnbaum weg."

„Dummer Bub, ich mein dir's ja nur gut. Wie man sich bettet, so liegt man. Meinetwegen tu, was du willst." „In diesem Falle laß ich mir gar nichts dreinreden, heiraten muß ich, nicht du. Wie du einmal jung warst, hast du auch nicht danach gefragt." „Hast recht! Aber ein Elend war's für mich schon. Alle Jahre ein Kind, bis es sieben waren, und dann die Sorgen, bis sie nacheinander herwachsen und eines Tages einfach ausfliegen. Nur wenn die Not kommt, dann wissen sie, daß sie einen Vater und eine Mutter haben, die helfen müssen. Deine Schwestern sind alle fort während des Kriegs, jede hat drauflos geheiratet. Ganz allein ist man. Und keines will sich was sagen lassen von den Alten."

Die Mutter trat herein und fragte tausenderlei nach der Braut, so daß es ihm wohltat, ihr Lob nur so singen zu können. Und als sie meinte, sie wäre ja froh, daß die ewige Angst um ihn, kommt er noch einmal heim aus dem Krieg oder nicht — nun vorbei sei. Er werde schon noch erfahren, daß das Leben in einer Ehe nur ein Rackern und Kämpfen für die Kinder sei, nur für die Kinder. Wie hätte es bloß bei ihnen angefangen, und es ist immer wieder gegangen. Wenn die Not am größten, dann ist immer Gottes Hilfe am nächsten. So manche Nacht hätte sie geweint und nicht gewußt, wie sie den sieben Mäulern am Morgen Brot geben sollte, aber immer sei ein Wunder gekommen, man muß nur recht drum beten. Das einemal hat einer plötzlich eine alte Schuld bezahlt, oder ein Auftrag ist unverhofft gekommen, oder es hat einer Kredit gegeben — und heute muß sie eigentlich ein wenig lächeln, wie unsinnig die Sorgen oft gewesen seien. Es werde schon recht werden, wenn nur die Berta einen starken Glauben hätte und sich

nichts draus mache, jede Arbeit anzupacken. Denn was der Mann hereintrage ins Haus, das könne eine unbedachte Frau leicht in der Schürze wieder hinaustragen. Ob sie die Tiere lieb habe und Blumen pflegen könnte? Dann werde sie auch eine gute Mutter sein.

Hans sonnte sich vor Behagen in den Lehren seiner Mutter. Sein Vater hatte sich ganz in Qualm gehüllt und brummte in das rosige Idyll hinein: „Das ist alles ganz recht und schön. Aber wenn man soviel gesorgt und sich abgekümmert hat, möchte man, daß es den Jungen einmal besser gehen soll. Man möchte ihnen das ersparen, was man selber erfahren hat. So habe ich das gemeint, nicht anders. Daß du gleich am ersten Mädel, das dir gefällt, schon für ewig hängenbleibst, habe ich nicht gedacht. Die oder keine! Das sagt man bei einer jeden. Wenn du in einem Jahr noch so denkst, wie heute, soll's mir recht sein. Jeder sucht sich das Kreuz, das ihm gefällt. Schleppen muß er es selber in Gottes Namen!"

Dann erzählte er ganz aufgeräumt, wie lustig es auf seiner Hochzeit hergegangen sei, halt so, daß er am Tag nach der Heirat nur noch drei Pfennige im Sack gefunden hat, und damit hat er sich ein Stück Pech gekauft zum Schustern bis tief in die andere Nacht hinein — und der Halunke, dem er die Schuhe gemacht habe, sei sie heute noch schuldig. So ist halt sein Eheleben gleich doppelt mit Pech angegangen, und dran hat es ihm dann nie mehr gefehlt die langen Jahre her. Aber schön war es doch. Und alle sieben Kinder sind herangewachsen wie die Bäume, verhungert ist keines. Aber ein jedes will sich selber an den Ecken und Kanten des Lebens die Hörner abstoßen. Da kannst halt nichts machen — und wenn er richtig zurückdenkt, war er selber nicht anders. Wäre nur schade, wenn das gesunde deutsche Blut der Krafft aussterben würde und diese harten, stolzen Raubvogelgesichter der Buben. Und es ist immer so gewesen, daß nur auf einem der Buben der Name geblieben ist. Das war bei seinem Vater so, dem seine Brüder Anno 70 bei Balan und Orleans geblieben sind, und von seinem Großvater weiß er, daß ein Bruder in Rußland für — und einer bei Hanau gegen den Napoleon gefallen ist. Das sei als kleiner Bub schon sein Kummer

gewesen, daß einer von den Kraffts für den Franzosenkaiser hat sterben müssen. Da müßte er heute noch rot werden, daß so was einmal möglich war. Und heute schaut es fast so aus, als sollte das noch einmal wieder kommen.

Da waren sie im richtigen Fahrwasser, der Alte und der Junge. Sie politisierten, daß die Köpfe rauchten, und Hans redete gar nicht so dumm daher, schien seinem Vater. Nur solle er seine Finger davon lassen, an der Politik der großen Herren verbrenne man sie sich leicht. Er solle nur zu keiner Partei gehen, das sei der schlimmste Volksbetrug, was vorher dort versprochen und nachher als genaues Gegenteil getan werde. Da stimmten sie beide überein. Auch darin, daß etwas Neues, etwas von unten aus dem Volk kommen müßte, aber das gehe sie vorläufig nichts an. Das Hemd sitzt immer näher als der Mantel, zuerst muß man an sich und seine Familie denken.

Hans sagte nichts dagegen, wenn er auch oft entgegengesetzt dachte über das Neue, das Wunder im Deutschen, das kommen mußte. Nur in seinen glühenden Briefen kochte und gärte es leidenschaftlich von jenen Gedanken, die er in München mit Berta angesponnen hatte. Und Berta spürte seine ganze heiße Sehnsucht heraus. So sahen sie jeden Tag nach dem Briefkasten, ob nicht ein Gruß gekommen war, und wenn, dann gingen sie auf ihre Stube, um ganz allein den Atem zu spüren, der aus den Zeilen wehte in verborgenen und offenen Geständnissen ihrer Liebe, daß ihnen beim Lesen oft das Blut heiß ins Gesicht schoß.

„Denk Dir nur“, so schrieb sie einmal, „ich habe die flotteste Korbfabrik in München. Meine Körbe sind sehr gefragt. Es geht seit dem Sommer keine Woche vorüber, daß nicht irgendein Freier bei mir zu Hause vorspricht. Es grassiert die Heiratswut wie eine schlimme Seuche. Meine Geschwister bringen Freunde in die Familie, von denen sich bald herausstellt, daß die Freundschaft eigentlich mir gilt. Es ist fast gefährlich, wenn ich einmal allein bin, weil dann sicher einer kommt und auf die Knie fällt. Meine Eltern haben nur ein Ziel, mich gut versorgt unter die Haube zu bringen. Mein Vater hat erklärt, er dulde nicht, daß ich einen Andersgläubigen heirate, einen Protestanten. Du kannst Dir schon denken, wen er damit gemeint hat. Er

hat sich sogar unsern Stadtpfarrer zu Hilfe geholt, der mir lange ins Gewissen redete und sichtlich erbaut war über die Wirkung seiner Worte, weil ich sagte, ich wäre ganz seiner Meinung. Bis ich das Lachen nicht länger verbeißen konnte und herausplatzte: Mein Hans ist ja kein Protestant, er ist katholisch, wie ich, er ist ja das, was ihr wünscht. Diese Gesichter! Ich lache noch immer, wenn ich dran denke. Dann haben sie es von einer anderen Seite angepackt. So ein nettes, schönes Mädel sei zu schade, um arm zu heiraten. Da wäre es bald vorbei mit der Schönheit. Kannst Dir denken, daß ich oft in meine Ohren hören muß, wie dumm ich sei, diese reichen Partien auszuschlagen, eine andere lecke sich die Finger bis zum Ellbogen um solche Freier. Meine Schwestern rechnen mir vor, was ich mir alles leisten könnte, ein eigenes Haus mit Dienstboten, ein Auto, und die Kleider erst! Sag mir, sind denn alle jungen Mädchen nur auf diese Nebendinge bedacht?

Nun werde nicht eifersüchtig, wenn ich Dir meine Freier der Reihe nach mit ihren Vorzügen und Nachteilen aufzähle. Schließlich schmeichelt es der Eitelkeit, die in jeder Eva steckt, so umworben zu sein. Wir haben ja kein Geheimnis voreinander.

Der erste war einer der größten Metzgermeister in der Stadt. Ein strammer Kerl, mit einem klaren Kopf, der nur nicht ganz richtig saß. Er zählte seine Habe auf, und mein Vater machte Augen wie ein Mühlenrad dazu. Es sei zwar ein lediges Kind da von einer Magd, aber das dürfe man nicht so auf die Waagschale legen, gestand mein Vater nachträglich, so daß ich wußte, daß er die Werbung eingefädelt hatte. Sie meinten, es gelänge ihnen zu zweit, meinen Korb wieder rückgängig zu machen, aber dem Metzgermeister sagte ich, daß er die Magd mit dem Kind heiraten solle, die passe besser zu ihm als ich. Außerdem gehöre es sich, wenn er ein wenig Ehre im Leibe habe. So ein Mädel kann für ihn arbeiten und versteht etwas vom Geschäft. Nur eine Magd, meinte er. Er als Bürgerssohn könne so eine doch nicht heiraten. Aber ich sagte: ‚Meine Mutter war auch einmal eine Magd und ist heute eine stolze Bürgersfrau.‘ Er ging wie ein begossener Pudel. Ich

habe gestern gehört, daß er seine Magd tatsächlich heiratet und sie ihm also nicht nur fürs Bett gut genug scheint.

Der zweite Freier war ein alter Bekannter, ein Freund meines Bruders, der mir still und rücksichtsvoll seit Jahren den Hof macht. Er ist erschrocken, wie er von der Werbung des ersten erfuhr, und war selig, als er von meiner Weigerung hörte. Da wagte er es, der Arme. Ihm sagte ich offen, daß mein Herz schon Dir gehöre, und er seufzte, das hätte er gleich geahnt, wie er Dich das erstemal bei uns gesehen hätte. Ein braver, sauberer Mensch, aber ein wenig unmännlich, zu zart, zu schüchtern für einen Mann. Er will warten, bis ich wirklich verheiratet bin, er glaubt noch an ein Wunder, daß Du mir doch nicht gehören solltest, und will dann wiederkommen. Ich werde also dafür sorgen müssen, daß er inzwischen woanders seinen Kopf verliert. Eine Kollegin von mir, ein liebes, gerades Ding, sieht ihn gerne.

Dann kam ein Herr Regierungsrat, förmlich zugeknöpft, ganz feudales Korps. Er hätte mich schon länger beobachtet, er sei mir einmal in den ersten Kriegsjahren vorgestellt worden und hätte von da an häufig meine Gesellschaft gesucht. Da wußte ich, den ganzen Krieg war er ja zu Hause. In seinen Kreisen trägt er ein Monokel. Er legte mir sein ziemlich zerzaustes Herz, sein Vermögen und seine Stellung zu Füßen und schwitzte vor Anstrengung auf seiner Glatze. Diesmal war mein Vater beinahe froh, als ich nein gesagt hatte, so Angst hatte er vor dem hohen Herrn, der einen bestechenden Eindruck machte, aber Augen, die einem die Kleider vom Leibe rissen. Wie rot übergossen verließ der Herr Regierungsrat die ihm nicht standesgemäße Umgebung.

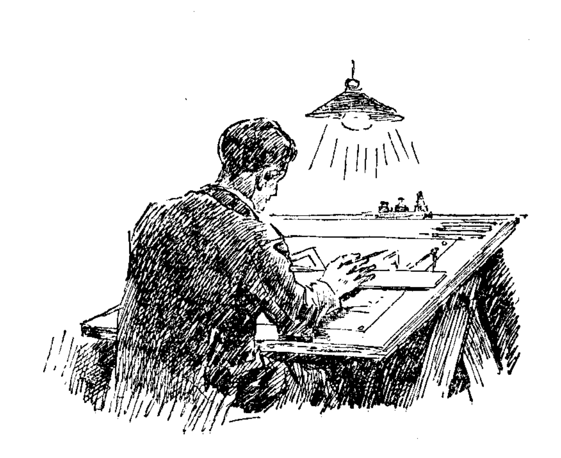
Der nächste, der unbedingt einen Korb von mir wollte, war ebenfalls ein höherer Beamter, einer, der gerne von sich und seinen Leistungen sprach und ein geschmeidiges Rückgrat hatte. Nach ihm kam weiß Gott ein Jude. Man sah es ihm auf den ersten Blick gar nicht an, nur die Ohren, die warnten. Der wollte sich sogar taufen lassen, wenn das ein Grund der Ablehnung sein könnte. Ein übler Dunstkreis ging von dem Schwein aus. Als er mit seiner Absicht herauskam und gleich zutraulich werden wollte und mich

zu einer Autofahrt einlud, weil man da alles schöner besprechen könnte, ließ ich ihn einfach stehen. Denk Dir nur, mein Vater wollte überlegen, daß ich den Juden nähme. Einen Juden schon, nur keinen Protestanten. Sogar der Herr Pfarrer hätte seinen Segen gegeben. Aber laß mich nur erst volljährig werden! Mich widert das an, daß ich ausgeboten werde wie ein Stück Vieh am Markt, seitdem mein Vater fürchtet, Du könntest mich wegholen. Verstehst Du, wie ich flehe nach Dir und Deiner Nähe, die mir Ruhe gibt und Sicherheit?"

Und Krafft fiebert vor Erregung, denn er kann ihr diese Ruhe nicht geben, weil er im Semesterschlußexamen steht. Doppelt schwer drückt es auf ihn ein, daß er noch kein fertiger Mensch für einen Beruf ist. Dem Juden wenn er begegnen würde, kalt lächelnd könnte er ihn erschlagen. Berta fiebert vor Freude, als sie das in seinem Brief lesen kann. Sie hat ihm noch lange nicht alles geschrieben. Das nicht, daß der Jude sie täglich nach Büroschluß mit seinem Auto erwartete und sie belästigte, bis sie die Hilfe eines Schutzmanns in Anspruch nahm. Seitdem spioniert er ihr auf Schritt und Tritt nach. Sie mag gar nicht mehr ins Theater oder Konzert, todsicher sitzt der Jude auf dem Platz neben ihr und starrt sie mit seinen stechend lüsternen Augen ohne Unterlaß an.

Aber sie schwieg vor ihm und lächelte zu allem. Sie hätte nicht geglaubt, daß die Judenfrage sie persönlich so ernsthaft streifen würde. Ihr Vater sah nur eine andere Religion, wo sie eine andere Welt fühlte, eine entsetzlich schmutzige Welt. Wozu sollte sie ihrem Hans den Kopf noch schwerer machen? Sie fühlte sich stark genug, der ganzen Welt zu widerstehen, wenn sie an ihn dachte, und sie schämte sich, daß sie einmal gemeint hat, sie dürfe ihm nicht für immer gehören, vielleicht nur für eine Weile, und da nicht ganz. Jetzt weiß sie erst, daß sie nur den Kindern Kraffts eine rechte Mutter sein kann, und sie spürt leise das Sehnen ihres Blutes danach, daß sie ein süßer Schauer überrinnt beim Drandenken. Dann streichelt sie sein Bild, küßt seine Briefe und muß mit Gewalt das helle Jubeln unterdrücken, das sie vor Glück überkommt. Ihre Eltern staunen dann, wenn sie abends daheim sitzt und beim Sticken leise singt.

Gar der Kater, der hat gute Zeiten und muß sich alle Zärtlichkeiten gefallen lassen, die eigentlich ihm gehören sollen. Er ist der einzige, mit dem sie von ihm spricht, denn er ist auch der einzige, der ihr nicht widerspricht. Und wenn er von nächtlichen Kämpfen auf den Hausdächern zerzaust und zerkratzt in der Frühe an ihr Bett streicht, dann sagt sie: „Du bist der gleiche Raufbold, wie dein Herr, du Lumperl, du garstiges!“





Der seltsame Gast

Was nützen die besten Vorsätze, die der nüchterne Verstand eingibt, wenn das Herz zu drängen beginnt? Wenn es sich aufbäumt vor Scham und Wut über das Gemeine, das an den Menschen herantritt und das Blut aufschäumen läßt vor Empörung. Freilich, es muß außer unserem noch mehr solche Herzen geben, die allein stehen und sich behaupten müssen, aber wo sind sie? Sie schweigen alle verbissen und ringen um den letzten Halt, den winzigen Funken von Glauben an eine Gerechtigkeit, an den Sinn, den das Dasein doch haben muß, sonst wäre es eben nicht. Warnt dich der Verstand: ‚Hüte dich!' — so treibt dich dein Herz: ‚Du mußt!'"

Berta liest es in einem Brief von ihm. Sie weiß, was er damit sagen will. Er ringt um den Entschluß, ob er zu dem gigantischen Kampf antreten, oder ob er zunächst an sich und an sein Glück mit ihr denken soll. Dann darf er nämlich nicht antreten, denn sonst mögen ihre besten jungen Jahre darüber hingehen, hingehen über das bißchen Glück, das ein Mensch in diesen Zeiten auf der Erde haben kann. Sie werden dann nicht drandenken können, zu heiraten und eine Familie zu gründen. Jedesmal wenn ihr der Gedanke kommt, daß sie immer für alle Zeit mit ihm beisammen sein soll, ihn täglich hören, sehen und herzen kann, dann

fahren ihr jagende Schauer über den Leib, daß sie jubeln und weinen möchte zugleich.

Aber dann hätte sie ihn, und er würde ihr nur halb zuhören, an ihr vorbeisehen und mit seinem Innern hinauslauschen in das Leben und unglücklich sein, wenn er um sich her wohl das eigene Glück sähe, aber draußen das große Unglück des Volkes. Ein gefangener Mann ist aber kein Mann mehr, nur mehr ein halber, ein Hanswurst. So einer, wie ihn Berta verachten müßte. Sie wird sich wehren müssen mit aller Kraft gegen die Wucht der langen Entsagung und gegen dieses am Herzen zehrende Sehnen nach ihm. Fast hat sie Angst vor einem Wiedersehen, weil dann ihr Stolz zusammenbrechen könnte und sie sich an ihn klammern müßte: „Tu's nicht! Ich vergehe sonst — so allein!" Und doch wird sie ihm schreiben, er soll seinem Ehrgefühl folgen, zum Kampf antreten, gar keine Rücksicht auf sie nehmen — aber sie muß die Hände ans Herz drücken, daß es nicht zerspringt dabei. Ach ja, so weh kann die Liebe tun.

Zur selben Stunde steht Krafft in seiner Stube am Fenster und trommelt gedankenlos mit den Fingern an die Scheiben und lauscht den Bildern seiner Phantasie. Was sie wohl tun wird, ob sie daheim ist wie er? Oder gar an ihn denkt? „Duu — Berta — es wäre so schön — unsagbar schön" — haucht er ans Fensterglas und sinnt verträumt in den Abend und merkt nicht, daß die Dämmerung in seine Stube kommt.

Dann setzt er sich wie selbstverloren an seinen Tisch und sieht das Zeug an, das er heute aus seinem Koffer gekramt und ordnen wollte. Merkwürdige Dinge einer andern Welt, in der er auch einmal gelebt hat, es ist nur schon so ewig lange her — fast zwei Jahre schon. Und wie er so denkt, ist ihm auf einmal, als wehe ihn all das Grauen und die Todesnot wieder an aus jener Zeit, wo diese Dinge her sind. Zackige, rostige Stahlsplitter in seltsamen Verrenkungen; an manchen klebt noch die Kreide von der Aisne, der Lehm von Verdun oder der graue, sandige Flandernschlamm. Da sind auch Handgranatensplitter und Schrapnellkugeln, darunter zwei, in die mit dem Messer ein Kreuz geritzt ist. Das hatte er damals getan, um sie später wieder zu erkennen unter den anderen, als man sie ihm im Lazarett

aus dem Leib herausgeschnitten hatte. Eine Handvoll Gewehrgeschosse liegt daneben, kupferne Franzosen — und englische Nickelmäntel, kaum eines darunter, das nicht vom Aufschlag verbogen, zerspellt und zerhackt ist. Jedes einzelne Stück kennt er gut, so gut, wie eine Mutter ihr Kind erkennen würde unter vielen anderen. Denn an jedem Stück hängt eine vorübergezischte Gefahr für sein Leben. Dann sind noch Ringe von Granaten, ein Zünder darunter, Muscheln vom Strand der Nordsee bei Lombartzyde und der seidene Fallschirm einer französischen Leuchtrakete aus der Champagne. Und merkwürdige Abzeichen aus Messingblech mit den stolzen Namen englischer Regimenter: Egypt, Transvaal, New-Sealand, Gibraltar, Canadian, Sussex, London, Bombay, Scotland. An jedem ist einmal ein toter oder gefangener Engländer gehangen. Lauter ganz persönliche Sachen, manches der Preis für ein Menschenleben: ich oder du!

So viele Stücke, so viele Kämpfe, so viele gefallene Kameraden!

Ein Stoß vergilbter, regenverwaschener Karten liegt dabei von jenem Land, in dem der graue Tod der Herr war jahrelang. Und heute liest man, daß wohlhabende Neugierige aller Länder der Erde mit Autos in jenen Gegenden umherfahren und die Wollust an Sensationen über jenem geheiligten Boden kreischt, sich gruseln läßt, um um so lebhafter flirten zu können. Dort, wo einmal Männer gegeneinander gerungen haben unter den Vorhängen des Trommelfeuers, wo im Trichter ein Kampf schrillte und tobte, wie ihn noch kein Geschlecht gesehen hat. Wo so viele Erdschollen und Grabensohlen rot wurden vom Blut und so viele Orte unbekannter und nie gesehener Heldentaten der Letzten, Verlassenen, Einsamen liegen, die kein Kreuz fanden im Rasen des Feuers und längst vergessen, verschollen sind. Und doch muß irgendwo in Deutschland eine Seele sein, die in dunklen Nächten nach ihnen schreit, die keine Ruhe hätte, wenn sie jene vergessen würde.

Da sitzt nun wieder der alte Soldat Hans Krafft und atmet leise in das Raunen der Dämmerung. Er sieht das alles wieder vor sich und fühlt das brennende Erkennen, wie heilig und groß das war, daß ihm dabei ein kühler

Schauer über den Rücken läuft. Und er sucht in Gedanken die Orte, wo all die Kreuze seiner Kameraden stehen müßten, und findet einen Platz, wo ihm das teuerste steht, das vom Anderl, dem besten Kameraden der Kompanie. Ein Bauernbursche nur, ein einfacher, und doch ein so großer, edler Mensch!...

Hat es nicht geklopft? „Herein!"

Er weiß nicht, ist jetzt die Türe gegangen? Aber, da steht doch wahrhaftig der Anderl und lacht ihn still an. Er hat eigentlich immer ein lachendes Gesicht gehabt. So, wie er ihn das letztemal gesehen hat, als es zu Ende ging mit ihm. Sein Waffenrock ist noch derselbe mit den verschossenen Bändern der Kreuze, und das EK. I ist in den Kanten voll Lehm und ein wenig angerostet. Die Mütze sitzt noch genau so verwegen mit dem bayerischen Reservistenschmiß überm Ohr. Er ist gar nicht erschrocken, nur ein wenig erstaunt, als er sagt: „Ja, grüß dich Gott, Anderl!"

„Grüß' dich Gott, Hans! Ich wollt' nur einmal nachsehen, wie's daheim ausschaut. Was tust denn da?"

„Ein bissel 'rumstüren in dem Zeug von draußen, kennst es ja — schau, da ist sogar dein Soldatengebetbüchel, das ich mir behalten hab', damals, wie du..."

„Ach so, mein Gebetbüchel! Ich weiß gar nimmer, ob ich je einmal hineingeschaut hab'. Es ist ja auch so gegangen."

„Freilich, Anderl! Weil ja jeder Schritt, jeder Schnaufer da draußen schon ein Beten war — für Deutschland daheim. Das war halt doch noch eine andere Zeit. Aber jetzt?! — Sei froh, daß du das nimmer erleben hast müssen, wie's zu End' gegangen ist — die Revolution und jetzt den Frieden."

„Frieden ist also schon?"

„Ja, aber halt was für einer! Die Franzosen sind am Rhein, wir haben alle Waffen abliefern müssen, und jetzt hocken sie in jeder Stadt und passen auf, daß auch gewiß das letzte Gewehr zerschlagen wird."

„Aha! Angst haben sie halt immer noch vor uns, die werden so schnell nicht vergessen, wie wir sie vier Jahre lang..."

„Die Franzosen nicht, die nicht, Anderl, aber die Deutschen! Elsaß-Lothringen haben sie uns auch genommen, wo deine Frau her war, deine Marie."

„Was? — Dann wäre ja meine Frau jetzt eine Französische?“

„Ja, so dem Papier nach halt.“

„Und mein Micherl, mein Bub, ein Franzos'?“

„Ja, der auch; er ist ja drüben geboren, weil deine Marie ja nach der Kriegstrauung noch daheimgeblieben ist bei ihren Leuten.“

„Geh, mach keinen Witz, sag die Wahrheit!“

„Das ist mein blutiger Ernst, Anderl. Dein Bub ist heute nach Frankreich zuständig. Wenn er zwanzig Jahre alt ist, muß er auch nach Toul oder Verdun oder nach Paris einrücken.“

„Mein Bub? Daß ich nicht lach'! Wo ich doch vier Jahre lang gegen — aber das gibt's doch nicht! Wenn da wieder ein Krieg käm', dann müßt' mein Micherl — mein' Bub, gegen deine Buben — so was, das darf doch nicht sein? Du spinnst ja!“

„So ist's nach dem Friedensvertrag, und nicht anders.“

„Ja, aber das darf doch nicht so bleiben, da müßt ihr doch gleich wieder hinüber, das Land wieder holen ...“

„Du redest dir leicht! In Deutschland mag keiner mehr.“

„So — mögen tun s' nimmer, so weit ist's also, so weit?“

Da ließ der Anderl den Kopf hängen, daß man die Schramme sehen konnte, die ihm ein Splitter vor Amiens am Hals gezogen hatte. Und dann würgte er heiser heraus: „An uns denkt wohl keiner mehr? Wir sind wohl schon vergessen, das alles, was wir getan und ausgestanden und — alles glatt für die Katz'! Herrgott, war ich ein Narr, ein Depp! Und ihr? Pfui Teufel, seid ihr Schlappschwänze geworden.“

„Anderl, wir an der Front haben getan, was wir konnten.“

„Von dir weiß ich's. Aber die andern, wo sind denn die?“

„Ach Gott, die haben ihre Ruhe wie du. Die sind alle gefallen bis auf ein paar. Es war ja fast nichts mehr da zuletzt in der Kompanie und im ganzen Regiment. Und heute müssen wir das Maul halten und uns gefallen lassen, wenn man uns auslacht und voll Dreck wirft. Da — les einmal, was da steht!“

„Was ist das für eine Zeitung?“

„Eine Arbeiterzeitung, aber nicht Arbeiter, sondern ein paar Juden schreiben sie."

„Das sind schon die Rechten! Die schreiben über den Krieg? Draußen hast keinen gesehen, höchstens als Marketender."

„Aber les nur, da steht, daß wir Soldaten schuld waren, daß jetzt so ein Frieden ist. Wie wilde Viecher hätten wir in Frankreich umgehaust, im Schnapsrausch gemordet, hinter der Front herumgehurt, gestohlen, geplündert und im Graben vorn die Hosen voll gehabt."

„Geh, hör auf! So was darf gedruckt werden? Des hätt' ja grad so gut ein Franzos' schreiben können."

„Freilich! Aber so gemein kann ein Franzos' gar nicht sein. Bei uns im Land aber brüllt alles vor Beifall: Ja, so war's, ganz genau so! Und das schönste ist noch, daß so ein Lump geehrt und gefeiert wird, statt daß sie ihn an der nächsten Laterne aufhängen."

„Und das laßt ihr euch so gefallen, ihr Soldaten?"

„Was will ich machen, Anderl? Ich habe doch kein Geld, daß ich auch eine Zeitung herausgeben könnte — dagegen."

„Aber aufstehn kannst doch und kannst es hinausschreien, daß es nicht so war. Und dreinschlagen kannst doch auch in dieses Gesindel."

„Anderl, das verstehst du nimmer, wie es heute ist. Da muß erst von ganz vorn wieder angefangen werden."

„Dann fang halt an! Bist doch kein Scheißkerl, trau dir nur!"

„Ja — aber — das —."

„Nix aber! Das mußt du mir versprechen!"

„Gut, Anderl, das versprech' ich dir! . . ."

Stockfinster war es, als Krafft erwachte. Irgendein sonderbares Gefühl hielt ihn reglos gefangen, daß er wiederholen mußte: „— Das versprech' ich dir!" Ihm kam das gar nicht seltsam vor, er wußte jetzt, daß die ganze Zeit her diese Betrachtung in ihm war, und fühlte sich endlich frei durch den Entschluß. So ein gutes Gewissen hat er auf einmal, daß er aufspringt und Licht macht. Und liebevoll nimmt er Stück um Stück seines Erinnerungsschatzes und legt ihn in den Koffer zurück. „Ja, Anderl — das versprech' ich dir!"

Es ist einige Tage später, da steht er wieder am Fenster und denkt, wie wunderbar das ist, daß zwei Menschen, die einander gern haben, so oft das gleiche denken, über so große Entfernungen hin. Das beglückt ihn. Und weil es so schön ist, liest er immer wieder, was Berta schreibt:

„Du darfst es ruhig als eine Fügung des Schicksals betrachten, daß Du in den Jahren des Krieges am Leben geblieben bist. Du wirst halt noch eine große Verpflichtung haben, eine Aufgabe. Nur so kann man den Sinn dieses wunderbaren Glücks verstehen, das Du in den Schlachten gehabt hast. Du mußt weiterkämpfen, Hans, das soll Dein erstes Trachten vor allem andern sein. Weißt Du noch, wie wir einmal schon davon gesprochen haben, damals im Mai? Heute bin ich mit Dir auf Gedeih und Verderb verbunden, ich könnte mich nimmer davon lösen, ohne zugrunde zu gehen, zu vertrocknen und zu erstarren. Was Du tust, soll mir recht sein. Wir werden vielleicht lange Jahre Brautleute sein, ich werde warten. — Gehe Deinen Weg, ich gehe mit! Und wenn Dich alle verhöhnen, ich werde unerschütterlich an Dich glauben. Denn wenn Du nicht so wärst, wie Du bist, ich weiß nicht, ob ich Dich überhaupt liebhaben könnte."

Da spürt er, wie der Kampfgeist von einst sich mit elementarer Gewalt zu rühren beginnt, denn er weiß jetzt einen Menschen, der ihm den Rücken deckt.





Der Klebezettel

Wie Krafft einmal in der Frühe zur Schule geht, sieht er einige Männer um einen Laternenpfahl stehen, die etwas lesen. Neugierig geht er hin und sieht auf dem Eisen einen kleinen Zettel angeklebt, auf dem ein eigenartiges kreuzförmiges Zeichen steht und der Satz: Die Revolution ist der Stern Judas. Darunter kann man ganz klein noch lesen: Deutschvölkischer Schutz- und Trutzbund.

Die Männer streiten miteinander, denn einer hat gerade gewagt zu sagen: „Das wird schon wahr sein!" Aber da sind die andern nur so über ihn hergefallen. Erstens sei es eine Schweinerei, die Laternen und Haustüren mit solchen Zetteln zu verpappen; Narrenhände beschmieren Tisch und Wände. Ein anständiger Mensch tue so etwas nicht. Zweitens sind die Juden gar nicht schuld an unserm Unglück, sondern der Krieg, der Kaiser und die Junker, die Großkapitalisten. Ein zweiter meinte, es sei niedrig, die Konfessionen gegeneinander zu hetzen. Die Juden hätten sogar die älteste Religion der Erde, aus der erst das Christentum hervorgegangen sei. Dann gäbe es unter den Juden sehr viele große Männer, ohne die es um unsere Kultur traurig stünde. Gar nicht zu reden, wie unsere Wirtschaft ohne Juden aussehen würde. Und ein dritter

sagte, die Juden seien auch Menschen so gut wie wir, meistens sogar bessere und edlere.

Schon war eine regelrechte Versammlung an der Laterne entstanden. Ein neu Hinzugekommener las und kollerte dann los wie ein gereizter Truthahn. Mit dieser gemeinen Judenhetze will man die Arbeiterschaft bloß von ihren Feinden ablenken. Die Juden sind schon immer Freunde der Arbeiter gewesen, Marx, Lassalle, Engels waren Juden, ohne sie gäbe es gar keine Arbeiterbewegung. Man müßte denen die Finger wegschlagen, die mit diesen Giftfetzen die Gegend besudeln. Einfach abreißen! Aber wie er seine Finger ausstreckte, zuckte er zusammen, denn jemand rief laut: „Pfoten weg! Dranlassen!"

Erstaunt sahen alle nach Krafft um, der es gewesen ist. Er merkte, daß er etwas sagen mußte, wenn er nicht ausgelacht werden sollte. „Das ist wahr, was hier steht. Und was wahr ist, ist keine Hetze. Schaut euch doch um! Wem gehören die Fabriken, die großen Geschäfte und der Handel? Lest doch einmal die Firmenschilder: Seligsohn, Marx, Bach, Löb, Hirsch, Fulda, Bamberger, Frankfurter und Goldstein, Grünhut und Diamant, Ullmann und Felsenstein, Kupfer und Freundlich. Da ist der Heymann, Silbermann, der Bernheimer, der Wassermann, der Baruch. Und an den Banken stehen die Namen Morgenstern, Levy, Rosenthal, Moses, Friedländer und Gutleben, Arnstein und Jugower. Wer kennt nicht die Warenhäuser von Tietz und Sachs, Katz und Freund, Landauer und Cohn? Merkwürdig, daß ihr durch den Krieg alle ärmer geworden seid, die Juden alle reicher. Während wir die Schädel hingehalten haben, hat der Jud' den Geldbeutel aufgehalten. Die Revolution ist der Stern Judas. Wer war denn vorn dran, wie die Revolution gemacht wurde? Eisner, der Liebknecht, die Rosa Luxemburg, der Leviné, der Toller, der Mühsam, der Wadler, der Haase, der Cohn, der Landsberg, der Radek-Sobelsohn, Trotzky, Apfelbaum und so weiter. Es waren auch ein paar Nichtjuden dabei, aber fällt es nicht auf, daß so viele Juden vorndran sind?

Überall sitzen sie vorndran. In der Justiz, auf den Universitäten, bei den Ärzten, in der Industrie und im Handel. Wo sind die Juden, die Bauern sind, oder Maurer,

Schlosser, Bergarbeiter, sucht sie! Wo sind Juden, die ehrlich arbeiten wie unsereiner? Denkt euch die Juden weg aus dem Land, dann ist wieder Ordnung und Recht, Treu und Glauben zwischen den Christen. Sie saugen uns nur aus, sie betrügen uns, denn wie kämen sie sonst von ihrem verlausten, schmierigen Kaftan durch Hausieren mit abgelegten Hosen in zwei, drei Jahren zu einer Fabrik, einem Kaufhaus oder zu einem schweren Bankkonto!"

„Was verstehst denn du von der Welt, du mußt erst hinter den Ohren trocken werden", schrie einer aus dem Hintergrund und einige lachten. Blitzschnell hatte Krafft aber in den Haufen hineingegriffen und den Schreier gefaßt. „Du bist als alter Esel scheint's mit fünfzig Jahren noch nicht trocken hinter den Ohren. Das merkst du dir, zu einem Frontsoldaten sagst du das kein zweites Mal." „Wir waren auch an der Front!" protestierte das erschrocken zappelnde Männchen, und ein anderer kam ihm zu Hilfe und schimpfte: „Radauantisemit!" Ein anderer fragte die Umstehenden so obenhin: „Seit wann reden denn die Kinder schon mit?" „Seitdem sie sehen, daß die Alten zu dumm sind und zu feige, die Juden beim rechten Namen zu nennen", sagte Krafft laut in die drohenden Gesichter um ihn her. „Wenn die Alten früher so gescheit waren, warum haben sie das Unglück nicht kommen sehen? Wir Jungen sollen es jetzt ausfressen und das Maul dazu halten. Da könnt ihr mich lieber kreuzweis'..."

Eine Pickelhaube tauchte plötzlich auf. „Auseinandergehen — weitergehen!" Dann riß die Hand der Obrigkeit den kleinen Zettel ab, der Anlaß war zu einem Auflauf, zu einem Schock Beleidigungen kochend grollender Männerseelen und obendrein, daß Krafft zu spät zur Schule kam.

Vor dem Tore holt ihn der schmächtige kleine Herr ein, der den ersten schüchternen Versuch zu einer Verteidigung des anrüchigen Zettels gewagt hatte, und sprach den erstaunten Krafft an: „Verzeihung, mein Name ist Hartwig, Uhrmachermeister Hartwig. Darf ich Sie zu einer Versammlung von uns einladen für morgen abend im Nebenzimmer vom ‚Krokodil'? Es sind nur Leute unserer Gesinnung da, sehr interessante Vorträge, morgen spricht zum

Beispiel Professor Born über die Entstehung des Hakenkreuzes."

Erstaunt hatte Krafft zugehört. Vielleicht ist es dasjenige, was er schon so lange suchte? Das Neue, ein Weg zum Neuen, eine Spur wenigstens zum Nochverhüllten. „Ich komme gerne, ich interessiere mich sehr", sagte er, worüber der Uhrmachermeister strahlte und versicherte, Krafft würde gewiß ein Mitglied werden; es wäre fabelhaft, wie gut er in der völkischen Lehre schon bewandert sei, und wie er die Judenfrage schon kenne. Dann freute sich der kleine Mann im Abgehen, wie die Runde staunen wird, wenn er dieses Urbild eines deutschen Mannes vorstellt als einen von ihm geworbenen Mitkämpfer. Schade, daß die Augen dieses Urbildes nicht blau, sondern grau waren; aber es hat bekanntlich schon bei den alten Germanen graue Augen gegeben. Das läßt sich schon vertreten. Schon wieder eine Seele!

Am Abend drauf hätte den braven Uhrmachermeister bald vor freudigem Schreck der Schlag getroffen. Ging da die Türe auf, und der neue Jünger erschien, ging auf ihn zu und grüßte: „Guten Abend!" „Heil!" sagte der Uhrmachermeister und wollte schon die Türe wieder schließen, weil anscheinend noch ein anderer Verein da draußen im Gang herumsuchte. Aber der Neue lachte: „Wollen Sie meine Freunde nicht auch hereinlassen?" Und dann kam das unfaßbare Wunder für die erlauchte Versammlung der würdigen älteren Herren. Marschierten da unaufhörlich lauter junge, stramme Kerle ein, vierundzwanzig an der Zahl. Der Vorsitzende überblickte gleich, daß heute keine Abstimmung stattfinden durfte, denn die Neuen hatten unweigerlich die Mehrheit. Die neuen Gäste sind zwar ein wenig laut im Ton, aber der Herr Professor begütigte, das mache die noch gärende Jugend der Leute; es seien fast durchwegs gut germanische Typen. Man gratulierte dem Bruder Hartwig zu seinem einzigartigen Werbeerfolg, und der Schriftführer ließ gleich vorsorglich eine Anwesenheitsliste herumgehen, wobei er noch Zeit fand, einen schriftlichen Antrag auf Ernennung des deutschen Bruders Hartwig zum Dietwart bzw. Werbewart zu formulieren.

Krafft und seine Kameraden waren ein wenig enttäuscht.

Sie hatten geglaubt, eine volle Versammlung anzutreffen. Vor allem waren sie etwas betreten von dem feinen akademischen Ton, der von der erlauchten Gesellschaft dieser gut bürgerlichen, älteren Herren ausging. Krafft konnte sich nicht vorstellen, daß einer dieser korrekten Menschen sich so weit erniedrigt haben könnte, einen Zettel an einen Laternenpfahl zu kleben. Der Höllein machte schon ungehörige Witze über den Spitzbart des Vorsitzenden, der sich soeben erhob und eine Glocke schwang. Als Stille eingetreten war, begann er:

„Deutsche Brüder! Unsere erste Versammlung im Nebelung erhält ihre besondere Bedeutung durch die Anwesenheit der deutschen Jugend, die heute so zahlreich erschienen ist. Schon Goethe hat gesagt —." Dann zitierte er alle guten deutschen Männer, die einmal etwas über die Jugend gesagt haben, bis er endlich dem Professor das Wort erteilte.

Das war schon interessanter, was der Professor über das Hakenkreuz erzählte, daß es in Urzeiten aus der Vorstellung der Alten vom Sonnenrad erstanden wäre, oder aus den Runen, wie es über die Erde wanderte als Zeichen des Heils für alle Menschen, wo man es heute überall noch findet als die Spur einer alten großen Rasse, der einmal diese Erde untertan gewesen sein muß. Wie sich das Hakenkreuz besonders hartnäckig in den germanischen Ländern gehalten hat, wo man es sogar noch heute in den christlichen Kirchen findet auf Altären und Geräten, dieses von den gleichen Kirchen gehaßte „altheidnische" Zeichen. In den Katakomben stand es eher in Fels gehauen als das heute bekannte lateinische Kreuz. So hat das Wesen eines edlen Blutes immer und überall das Zeichen seines Daseins eingegraben in das Gesicht dieser Erde.

Da fallen Kulissen und Tarnungen vor Kraffts Augen, daß sein Schauen und Ahnen mit einem Male weit in die Anfänge der Zeiten zurücktasten kann. Innerlich ist er davon beglückt, weil seine Auffassung bewiesen wird, es hat von jeher den deutschen Geist gegeben, der in ihm so lebendig ist. Endlich eine Zuversicht, frohlockt er im stillen, und begeistert nach dem Vortrag seine Kameraden, daß sich

alle aufnehmen lassen und sich das neue Zeichen, das Hakenkreuz, anstecken.

Noch kennt es niemand, daß Krafft sich oft ärgert über die vielen dummen Fragen, die ihn deswegen treffen; was das für ein Sportabzeichen wäre, oder welcher Verein das sei, dem er angehöre. Das Hakenkreuz? Wohl eine neue Sekte, vielleicht Bibelforscher oder was Geheimes, Spiritistisches. Niemand kennt es. Und es verdient höchstens ein mitleidiges Lächeln bei der Umwelt, wenn wirklich einmal einer seinen „deutschen Bruder" auf der Straße trifft und ihn mit „Heil!" begrüßt. Verrückte Kerle! Was die für ein Theater machen. „Heil!" sagen sie zueinander, wie die Radfahrer „Allheil!" sagen oder die Turner „Gut Heil!", wenn sie bürgerlich, und „Frei Heil!", wenn sie sozialistisch sind. Wenn einer gar dann hört, daß diese Leute mit dem sonderbaren Kreuz Antisemiten sind, dann ist ihm vollends klar, daß sie spinnen. Antisemitismus ist ja eine längst überstandene Bildungskrankheit, der moderne Menschen nicht mehr verfallen.

Ist das eine blinde Welt, denkt Krafft resigniert. Und keine Möglichkeit, ihr die schlafenden Augen zu öffnen.

Bald aber kommt eine zweite Überraschung. Berta schickt ihm einige Heftchen aus München. „Auf gut deutsch!" steht darüber, herausgegeben von Dietrich Eckart, das sei derselbe Dichter, dessen gewaltige Peer-Gynt-Übersetzung sie so gefangengenommen hat damals im Mai, schreibt Berta dazu. Hier liest Krafft, wie einer die Judenfrage anpackt, daß es überzeugt. Man spürt beim Lesen, daß dieser Mensch fest steht im Leben des Volkes. Das ist kein gelahrter Scholast und lebensfremder Vortragender, der sagt es direkt, wie einem der Schnabel gewachsen ist. Begeistert gibt er die Hefte weiter, und seine Kameraden reißen sich darum. Lesen! Lesen!

Sie wittern alle, daß es große, verborgene Schätze gibt von Dingen, an die bisher kein Mensch im Traum gedacht hat. Der Uhrmachermeister hat eine sonderbare Bibliothek ganz unbekannter Bücher und Schriften und freut sich, daß in seinem Schatz gewühlt wird. Da geht einem freilich ein Licht um das andere auf. Was hat man bisher von der Freimaurerei gewußt, von den Jesuiten und von den

Juden? Rein gar nichts. Grauenvoll ist das, zu erkennen, wie die Welt und gerade das deutsche Volk von Netzen umstrickt ist, die man in der Blindheit des Unerfahrenseins zwar spürt und daran reißt, aber nicht sieht. Wenn man dann liest, wie der und jener berühmte Staatsmann ein Freimaurer und Judenfreund gewesen ist, dann versteht man viel und wundert sich nicht mehr, warum es nicht anders hat kommen können.

Eine dünne Schicht bestimmt aus dem Dunkel des Verborgenseins Geschick und Wandel der Völker, deren Entwicklung oder Tod. Das kann doch nicht sein? Es ist so! Lese nur Bruchteile der Wirklichkeit, und es könnten dir die Haare grau werden beim Erfahren von soviel Schurkerei, Niederträchtigkeit und Haß, die unter der Maske der Biederkeit und Wohltätigkeit einhergehen.

Als Krafft die „Weisen von Zion" gelesen hatte, war er tagelang wie erschlagen von der treffenden Sicherheit dieses Planes. Es kann doch nicht wahr sein, nur Teufel können so etwas ersinnen. Aber wo Krafft hinsah, erkannte er, daß man auf Schritt und Tritt im öffentlichen Leben dem ungehinderten Weben dieses Netzes begegnet, und die Menschen sind taub und blind dafür. Wie soll man nur dagegen ankämpfen? Ihn schauerte, wenn er an die Riesenaufgabe dachte, an das schier Unmögliche. Das wäre eine Arbeit für Götter, nicht für schwache Menschen. Da gehen Generationen vorüber, bis diese Aufgabe gelöst ist. Gelingt es in dieser Generation nicht, dem blinden Volk den Star zu stechen, dann wird es für immer zu spät sein. Dann hat Deutschland aufgehört zu sein. Und oft überfällt ihn das lähmende Grauen, daß es schon zu spät sein könnte dazu, so daß es ihn heiß und kalt überläuft.

Wie fein das zusammenwirkt, die Feinde draußen und die Feinde innen. Ein absolut tödliches Spiel für das Volk. Überall sieht man die Zeichen des Verfalls. Den Zwist untereinander, von Drahtziehern klug geschürt, den Sittenverfall, von den raffiniertesten Mitteln gefördert, diese stumpfe Empfindungslosigkeit gegen das, was man Ehre nennt. Zu groß ist die Macht der Feinde, zu schwach, erbärmlich schwach und lächerlich klein die Zahl der Sehenden und Suchenden. Ein Vereinchen gegen drei Weltmächte.

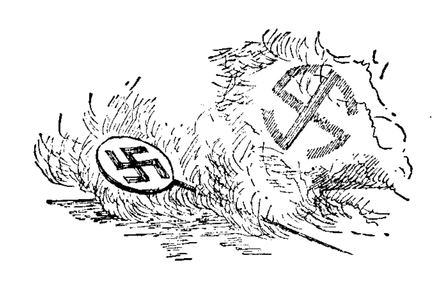
Millionen stehen gegen einen einzigen, und alle Kampfmittel sind bei den Millionen. Ein winziger Klebezettel gegen die Presse, die täglich millionenfach ihr lähmendes Gift hinausspeit in die Menge. Einige stümpernde, trockene Professoren gegen ein Heer von gleißenden Rednern. Die krasse Armut und Hilflosigkeit, das Nitschewo, gegen Milliarden in allen Valuten. Wie soll dieser Kampf, der nur für Titanen ist, überhaupt nur beginnen?

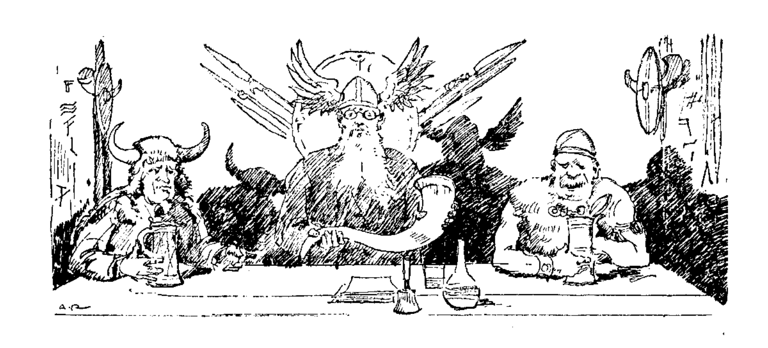
Zwanzig Millionen Menschen sind in Deutschland zuviel, ein furchtbares Wort kalter Berechnung und höhnischer Grausamkeit. Aber die Deutschen schlafen und vertrauen darauf, daß man sie nicht untergehen läßt, weil die anderen wohl nicht gerne auf ihre Sklavenarbeit verzichten werden.

Geht durch die Straßen! Man lacht über die Not weg, man tanzt über das Grauen hin, man freut sich, daß es so und nicht anders ist. Sie wissen nicht, daß sie im Untergehen sind, sie sehen das schleichende Verderben nicht, sie spüren kaum mehr die Not, so empfindungslos sind sie schon geworden, und hoffen, hoffen auf die Gnade der Feinde. Gar so arg wird's nicht werden. Nur so weiter, es muß sich doch einmal zum Bessern wenden. Wozu sich plagen, sich anstrengen, es kommt doch alles, wie es kommt.

Krafft sieht es, und es graust ihm vor dieser Ahnungslosigkeit. Die Welt wird neu gestaltet. Unerhörtes geht vor sich. Aber Deutschland träumt!

Vom Weltfrieden und von der Völkerversöhnung — und von dem Wunder, das schon einmal kommen wird.





Das Raritätenkabinett

Die Völkischen wachsen allmählich zu einem großen Verein an. Allenthalben tauchen Menschen auf, die das Neue suchen und sich unter anderem Gedankenschwefel einmal auch die Weisheiten aus altem Germanentum anhören. Viel Falsches aus verlogenen, leichtfertigen Büchern und Schriften mit pompösen Titeln wird in den Sprechabenden kredenzt. Meist ein Gefasel und Gestammel mit altdeutsch klingenden Worten und mißverstandenen alten Begriffen in einer geschraubten Sprache, deren Stolz darin liegen soll, daß man sich mit Gewaltanwendung aller Worte enthält, die einmal von auswärts in den deutschen Wortreichtum hineingeschmuggelt wurden. Formelkram, Tintenweisheiten, starre, engbrüstige Dogmatik, hinter der kein Leben steckt, keine Seele. Das ist alles so trocken, so „germanisch" aufgeblasen. Ein emsiges Suchen in bloßen Äußerlichkeiten nimmt überhand, ein Nachäffen alter, längst versunkener Bräuche und Sitten, die einmal groß waren, heute wieder hervorgezerrt und aufgeputzt werden von Menschen, die doch zu tief im Alltag des modernen Treibens stecken. Es mutet fast wie eine Verhöhnung des guten Alten an, worüber sich die Germanen in ihren Hünengräbern umdrehen möchten, daß die Steine wackeln.

Da sprechen kleine, verknöcherte Männchen mit einer

kastratenhaften Fistelstimme vom deutschen, germanischen Schwert und Schild, die von der Last dieser Waffen schon erdrückt würden, geschweige denn einen solchen Balmung ihrer Kraftträume schwingen könnten. Sie führen Schauspiele auf in Bärenfällen, mit Büffelhörnern und Adlerflügeln an den Helmen, und sprechen Stabreime dazu, die kein Mensch versteht. Ein kümmerliches Feuerchen glost an diesen Versammlungsabenden, die vorzüglich von der in Not geratenen gebildeten Schicht jener Stände besucht werden, deren Mark unter dem Druck der standesgemäßen Haltung um jeden Preis am Austrocknen ist. Die echten Söhne der Germanen, das Blut der Soldaten, beschränkt sich fast allein auf den Kreis der Kameraden Kraffts. Hier ist ein noch nicht angekränkeltes, kritisches Verstehen, so daß oft gelächelt wird in ihrer Ecke, die bald die Entrüstung aller braven Tanten hervorruft.

„Es ist hier verflucht wenig von der neuen Sache zu spüren, du wirst mich bald nicht mehr hierher bringen“, klagte Paul einmal zu Krafft hin.

„Nur abwarten, irgendwas muß noch herauskommen aus diesem Kessel germanischer Raritäten“, entgegnete Krafft.

„Weißt du es?“ fragte Christian, „dann sage es doch!“

„Nein! Aber ihr seht alle, daß etwas Neues auf diesem bisher unbekannten Gelände gefunden wird, lauter einzelne Stücke, schön und nicht schön, aber doch brauchbar. Nur hat noch keiner den Plan entworfen, nach dem die Stücke zu einem großen Werk verwendet werden können.“

„Wenigstens wissen wir, daß hier etwas vollbracht wird, was wir sehr nötig brauchen“, sagte der Martin. „Wir beginnen uns an der alten, vergangenen Größe wieder aufzurichten, wir fangen an, wieder an uns selber zu glauben. Wir sehen, daß wir von jeher reicher sind als andere Völker an Können, Wissen und Denken. Daß wir uns nicht zu verkriechen brauchen.“ Krafft nickte beistimmend: „Und wenn auch noch so manches lächerlich wirkt, was wir sehen und hören, es steckt ein tiefer Ernst dahinter, wenn er sich auch ungeschickt in die Zeit fügt.“

„Das läßt sich nicht leugnen“, meinte bedächtig der Höllein.

„Was wir heute wissen vom Wirken des Juden in der

Welt, was wir gelesen haben über die Rassenfrage, daß jedem heute das Blut kocht vor Scham und Wut, wenn er ein deutsches Mädel mit einem Hebräer gehen sieht, das hat die meisten von uns noch vor ein paar Monaten kalt gelassen."

„Wenn ich so einem Pärchen begegne, könnte ich alle zwei direkt niederschlagen", eiferte der Berger.

Das verstanden sie alle. Jeder würde es tun, denn jeder fühlt sich von den Juden in seinem eigenen Blut besudelt, wenn er selbst an ein Mädel geraten würde, das vorher mit einem Juden zu tun gehabt hätte.

„Das ist unser innerster Kern, der hier getroffen wird. Ich darf gar nicht darüber nachdenken, sonst verliere ich jeden Glauben an ein Besserwerden", sagte der Berger über den Tisch hin und biß auf die Zähne.

„Wenn man nur etwas tun könnte dagegen!" meinte der Christian.

„Du kannst etwas tun. Ich habe Klebezettel gekauft beim Werbewart, hier lest einmal: Deutsche Mädchen, wahrt eure Ehre! Laßt euch nicht von Juden umgarnen. Sie verderben euch an Leib und Seele! — Die Zettel kannst du alle verpappen."

„Her damit! Du kriegst dafür einen Stoß Flugblätter über die ‚Weisen von Zion'. Das ist mir das liebste Propagandamittel, das zieht am besten."

Während sie hin- und hertauschen, beginnt ein Vortrag über „Die Bedeutung der Götter in Walhall", der nur so von urgermanischen Worten wimmelt.

„Daß diese Kerle immer so geschraubt germanisch reden müssen", zischte der Höllein, „das lese ich lieber einmal in einem Buch nach. Was Neues wollen wir hören!"

„Ich bitte um Ruhe!" donnerte der Versammlungsleiter und schnaubte in die Ecke, wo sie saßen: „Gerade die Jungen sollen dankbar sein, etwas zu hören über den starken Glauben der Ahnen." Worauf in der Ecke zur Entrüstung der braven Bürger noch stärkeres Geraune entstand und — o Entsetzen! — einer nach dem andern aufstand und das Lokal verließ. Erst nach Schluß des Vortrages, als ein schwindsüchtiges Händeklatschen die schlafende Zuhörerschaft weckte, kamen sie wieder herein.

Hinter ihnen traten zwei Gestalten in den Saal, die hier in diesem Kreise kaum mehr ein Aufsehen erregten. Aber der Martin platzte heraus: „Den schaut's an — Christus der Zweite!" Auflachend folgten die Blicke der Kameraden dem Paar.

Voraus ging mit einem hochmütig über die Versammlung schweifenden Blick Er selbst, als wollte er diese bösen Menschen hier in den Staub schmettern. In der Hand trug er einen langen Stock, im Gesicht einen blonden Bart und auf dem Kopf lange Haare, wie sie die Maler den Christusköpfen gerne anhängen. Sein Wams war aus grauem Leinen und hatte einen Schillerkragen, seine Hose ging nur bis an die Knie, an die die Trodden eines Bauchstrickes schlugen. Die Beine waren nackt, und die Füße steckten in bußfertig klappernden Holzsandalen. Hinter ihm folgte mit züchtig zu Boden gerichteten Augen seine Jüngerin, die ein fast kleidsames Leinengewand trug, das bis zu den Knöcheln reichte, was in dieser Zeit bei der Mode der kurzen Röcke auffallen mußte. Ein einfacher Gürtel raffte es um die Hüften, und der runde Halsausschnitt war von einer großen, getriebenen Bronzeschnalle mit dem Sonnenrad geziert. Das braune Haar hing in schweren Flechten im Nacken, und die Füße steckten ebenfalls in Sandalen. „Die büßende Magdalena", zahnte der Paul hinter ihr drein.

Da läutete die Glocke des Vorsitzenden. Der neue Apostel hatte sich zum Wort gemeldet. Wie ein Gebieter stand er am Rednerpult und wartete, bis peinliche Ruhe eintrat. Erst dann begann er: „Deutsche Schwestern und Brüder! — Was sage ich? Deutsche? Ich sehe gar keine Deutschen. Und das soll eine völkische Versammlung sein? Lauter Welsche sehe ich. Ihr tragt alle welsches Zeug, welsche Kleider, Wäsche, Schuhe. Euere Haare sind welsch gescheitelt und gestutzt, das Gesicht welsch rasiert, ohne Bart. Haben unsere Ahnen sich nicht deutsch gekleidet? Und Locken getragen? Wie wollt ihr wieder deutsch werden, wenn ihr ein welsches Leben führt, welsche Sitten damit verknüpft, die Kinder welsch erzieht, welsch denkt, welsch ..."

„Frag die Juden!" rief laut der Höllein dazwischen.

Da reckte der Apostel seinen Arm mit prophetischer Geste in den Saal und rief schrill über die Köpfe hin: „Das ist

der Wahn des Hasses, der aus diesem Munde vorhin sprach. Nehmt euch ein Beispiel an den Juden, an ihrem Zusammenhalt, ihrer tiefen Religiosität, an ihrer Kraft, zu leiden und euere Rassenüberhebung geduldig zu ertragen. Das Volk, das lange vor euch war, das einen Christus geboren ..."

„und ans Kreuz geschlagen hat ..." rief der Berger wütend dazwischen.

„Soll das heißen, daß Christus kein Jude war? In der Bibel steht aber geschrieben ..."

„daß du ein Esel bist —", schrie Berger hallend durch die Hände. Krafft bog sich vor Lachen, und um ihn herum dröhnte es, bis sich die Glocke des erbosten Vorsitzenden durch den Lachtumult zur Geltung brachte. Er bitte sich aus, die Weihe der Versammlung nicht dauernd durch Zwischenrufe zu stören, das spreche nur von einem Mangel an Bildung bei den Betreffenden. Aber da erhob sich die Ecke der Jungen und brüllte: „Schluß mit dem Heuschreckenfresser! 'runter mit dem Judenknecht! In die Synagoge damit! Schluß! Schluß!"

Der Uhrmachermeister kam entsetzt gerannt: „Wirken Sie doch auf Ihre Kameraden ein, Herr Krafft!" „Fällt mir gar nicht ein, Herr Hartwig, ihr alten Herrn spürt wohl nicht, wie der euch verzahnt?" „Aber das geht doch nicht. Unser Ruf als —." „Habt sowieso keinen — Schluß, Schluß!" rief Krafft wütend. Und der Kerl mußte abtreten.

Die Magdalena versuchte noch Karten von ihrem „Reservechristus", wie der Höllein sagte, zu verkaufen, auf denen er völlig nackt in einer verzückten Stellung, wie auf dem Bild „Lichtgebet" des Malers Fidus, seine Arme in die Luft streckte. „Der Meister im Gebet", stand darunter. Als sie an den Tisch in der Ecke kam und auf eisige Ablehnung stieß, sagte sie salbungsvoll: „Liebet euere Feinde!" „Bei Ihnen könnte man diese Ausnahme machen!" meinte Paul anzüglich, und Krafft fragte: „Fräulein, wie können Sie den Unsinn nur mitmachen!" Einen Augenblick blitzten ihre Augen auf, dann sah sie nach dem Meister hin, der hoheitsvoll an der Türe die Abwicklung des Geschäftes abwartete, und als sie wieder hersah, lag in ihren Augen ein Glanz, wie ihn nur die Liebe kennt, und demutsvoll sagte sie: „Ich bin nur die Magd des Meisters. Nehmen Sie mir

bitte eine Karte ab!" „Nein, wir unterstützen keinen Unsinn!" lehnte Krafft schroff ab. Da schien es, als schäme sie sich, und sie zögerte. Doch der „Meister" kam und sagte heftig: „Komm!" „Ja, Meister!" sagte sie ergeben und senkte den Kopf zu Boden. „Um die ist es schade", bedauerte Paul, und Krafft schwieg, weil er gesehen hatte, daß die Liebe ein Weib zu allem fähig macht. Nur der Höllein meinte zynisch: „Da sieht man, wohin die sexuelle Hörigkeit führt." Und die meisten nickten bedauernd mit den Köpfen und sahen dem Mädel nach.

Ein anderes Mal trat ein Vegetarier auf, ein Mensch, der sein Naturempfinden mit einer wilden Mähne, einem Schillerkragen und der hutlosen Mode demonstrierte und dabei vor Asthma kaum einen Satz ohne Pausen sprechen konnte. Gerade der Jugend legte er ans Herz, umzukehren und nicht in den Bahnen des Fleisches zu wandeln. Blickt hinaus in die Natur, betrachtet das Tier, wie gesund es ist, und nährt sich nur von Pflanzen. Das Fleischessen macht uns krank. Was der Mensch ißt, das ist er. Die Pflanzenkost macht den Menschen neu, er wird nicht mehr jähzornig, sondern überlegen ruhig, nicht mehr faul und dick, sondern schlank und frisch.

Es war erschrecklich, wie unglücklich die Fleischverzehrer waren, ohne es zu ahnen, sie hörten es hier aus berufenem Munde und konnten sich am Paradies des Friedens aller Vegetarier erbauen. Karten auf den Tischen empfahlen diskret einen Besuch im neueröffneten vegetarischen Restaurant „Lotos".

In der Ecke wurden die üblichen Witze darüber gerissen. „Wenn wir das tausend Jahr früher gewußt hätten", sagte der Martin, „dann könnten wir allerhand Geld sparen und zu den Mahlzeiten auf eine Wiese grasen gehen — mit unseren Hörnern, die wir derweil längst hätten. Muh!" „Mäh!" blökte der Höllein und sagte: „Lieber ein Löwe als ein Schaf!" Und Krafft meinte: „Wenn Brennesseln besser wären als ein Schweinskopf, hätten es unsere Alten schon herausgebracht und auf uns vererbt. Die meisten haben so die ganze Woche nur einmal Fleisch zu essen und sind schon Vegetarier aus Not. Wer natürlich vom Fenster aus zuschauen kann, wie andere schuften, dem drückt eine

Schweinshaxe den Magen ab, dem bekommt ein Spinat gewiß besser."

Aber versuchen mußten sie die vegetarische Kost doch einmal, und so gingen sie zusammen ins „Lotos" an einem Mittag und hernach noch halb hungrig und flau in ihre Stammkneipe zum Nachholen und Sichauslachen. Damit war die neue Lehre vom Reinigen des Körpers durch Pflanzenkost, daß ein reiner, gesunder Geist einkehre, für sie ins Raritätenkabinett jener Zeit verbannt.

Ein andermal kommt der Höllein in den Zeichensaal und schreit: „Ich hab's! Das Ei des Kolumbus. Etwas ganz Neues, was ganz, ganz Apartes." „So sag endlich, was es ist!" drängten die Kameraden neugierig. Höllein zog umständlich ein Zeitungsblatt aus der Tasche und las feierlich vor: „Freunde und Freundinnen der Nacktkulturbewegung finden Gelegenheit, mit Gleichgesinnten sich zusammenzuschließen. Nur ideal gesinnte Menschen wollen unter ‚Chiffre 8383 Sonne' ihre Anschrift mit Aktbild einsenden. Diskretion!" Alles schmunzelt natürlich.

„Also, da müssen wir unbedingt hinschreiben, gleich ein Gruppenbild einschicken", lachte Paul, aber der Berger grollte: „Da sind sicher wieder Juden dahinter."

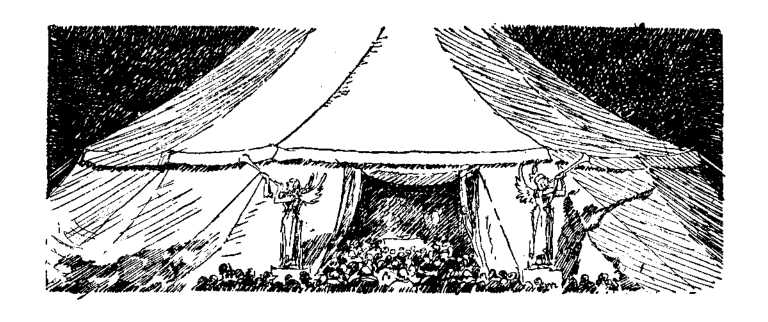
„Noch was ganz Feines!" verkündete der Höllein und ließ die Blätter eines Heftes durch die Finger gleiten, auf denen lauter nackte Weiber und Männer abgebildet waren. Staunendes Lachen und „Oho! Herzeigen!" Aber der Höllein verteidigte das Heft, stieg auf den Tisch und las vor: „In einem gesunden Körper wohnt ein gesunder Geist. Zeigt euch der Sonne, wie die Natur euch erschaffen hat! Erst in der Nacktheit liegt höchste Kultur. Das sind die Leitsätze zu den Bildern: Mädchen am Bach — Träumende Frau — Tanz ohne Schleier — Jüngling beim Spiel — Frühlingsknospen — Fünfzehnjährige — Bogenschütze — und so weiter. Nicht, daß ihr meint, die haben ein Feigenblatt wie die Kirchenheiligen davor, alles wird der Sonne gezeigt."

„Da werden die Juden grinsen", meinte der Berger. „Was du nur immer mit den Juden hast, kein einziger Jud' ist abgebildet", entgegnete Höllein. „Das ist es ja, wir Christen werden bloßgestellt, und der Jud' treibt sein Ge-

schäft damit. Wer gibt den Fetzen heraus?" „Da ist nur ein Verlag genannt, Schriftleiter — wart einmal — Schriftleiter ist ein A. Fränkel, also doch ein Saujud'!"

„Ist irgendwo 'ne Schweinerei, ist sicherlich ein Jud' dabei", meinte der Christian und zeigte auf das Heft. „Ein Symptom, was sich heutzutage alles ans Licht der Öffentlichkeit wagen darf, ohne verboten zu werden. Genau wie es im ‚Untergang des Abendlandes' steht: Voraus geht als sicherstes Zeichen der Verfall der Sitten, das Schwinden der Scham." Und alle gingen bedenklichen Sinnes an die Zeichentische.





Die Welt geht unter!

Auf dem ehemaligen Exerzierplatz steht ein Riesenzelt, das bei Nacht phantastisch beleuchtet ist. Über dem Eingang liest man in glitzernder Schrift: „Das goldene Zeitalter naht!" Und an den Seiten steht angeschrieben: „Lobe den Herrn meine Seele — das Reich Gottes ist nahe!" Mit breiten goldenen Bändern durchwirkte Girlanden hängen unter den Sprüchen, und riesige Davidsterne blinken vor Gold im Glanze der zahlreichen elektrischen Birnen. Zu beiden Seiten stehen auf einem Podium silberne Engel mit bebenden Federflügeln und haben ein breites, mit Bronze bestrichenes Holzschwert vor sich hingestellt. Scheinwerfer bestrahlen die Hüter zum Reiche Gottes mit rotem, grünem, blauem, gelbem und violettem Licht, daß die gaffenden Kinder in einem fort „Ah — ooh — uuh!" rufen. Männer in scharlachenen, langen, biblischen Mänteln und Hanfperücken wandeln durch die Menge und verteilen Flugblätter und bunte Heftchen und rufen mit gewaltiger Stimme: „Das Ende der Welt ist nahe — das Ende der Welt steht vor der Türe."

Tausende drängen sich auf dem Platze und schieben sich in quetschender Enge in das Zelt und gaffen und staunen über den außergewöhnlichen Jahrmarktszauber im Innern. Und die raunende Stille, die sie hinter dem dichten Vorhang

anfällt mit einem sinnverwirrenden, magisch rot erleuchteten Halbdüster und dem Kontrast der schwarzverhangenen Wände und dem blauen Tuchhimmel zu Häupten, von dem die Sterne unzähliger elektrischer Birnen flimmern, läßt sie ein wenig gruseln. Unheimlich gespenstische Totengerippe stehen in den Ecken der einzelnen Abteile des Riesenzeltes, und in der Mitte ist ein Berg übereinandergetürmter Gerippe auf einem Podium hinter Glasscheiben aufgebaut, und darüber steht: Sie werden ewig verdammt sein! Daneben steht über einer rötlich erleuchteten Gruppe von musizierenden Engeln, die ein zirpendes Geklimper mit Mandolinen, Zupfgeigen, Tschinellen und Tambourins vollführen: „Sie werden ewig leben." Davor war ein Gedränge der schweigenden Menge, und wenn man näher kam, konnte man sehen, wie Männer und Frauen Zettel und Briefe in goldene Schalen warfen. „Kommt zu mir, die ihr mühselig und beladen seid", stand darüber, und beim Ausgang standen rote Schalen, von schwarzgekleideten Menschen mit weißer Perücke bewacht, und deuteten auf den Spruch: „Tuet Buße — und ich werde euch erlösen." Hier warfen viele Geldscheine in die Schalen, fast aus Angst vor den Hütern, die unerbittlich jedem ins Gesicht starrten, als wollten sie warnen: Hast du schon Buße getan?

Unmöglich konnte das Zelt die Menschen alle fassen, so daß beängstigende Fülle herrschte. Kein Wunder, sprach doch die ganze Stadt von dem Missionszelt der Bibelforscher zur Rettung der Seelen vor dem nahe bevorstehenden Untergang der Welt. Die Welt geht unter? Warum auch nicht. Hat es schon eine schlimmere Zeit gegeben als diese? Vielleicht gibt es doch einen Gott? Einen Richter, der unbarmherzig urteilt. Und wer hätte denn keine Sünden, keine heimliche Schuld und Angst vor einer Strafe, die einmal doch kommen wird? Die Astrologen und Wahrsager künden in den Zeitungen die Möglichkeit einer großen Katastrophe an. Was soll das anders sein als das Ende der Welt? Wer die Bibel zu lesen versteht, der kann sich herauslesen, daß die Vorhersagen alle erfüllt sind, daß von dannen er kommen kann, zu richten die Lebendigen und die Toten. Eigentlich hat man das vorausgefühlt, daß etwas kommen muß. Das Unrecht war zu schreiend, das Elend zu

groß und die Menschen zu leichtsinnig. Ein Komet soll kommen, und die Bahn der Erde wird durch seinen Schweif hindurchlaufen. Und ein Kometenschweif besteht aus Gasen, sagen die Astronomen und haben die Zeit vorausberechnet, wann das ungefähr sein soll. Alle Feuer auf der Erde sollen bis dahin ausgelöscht, der letzte Funke bei den Eskimos und den Australnegern, alle elektrischen Einrichtungen müssen entladen sein, die Menschen in ihren Häusern bleiben und monatelang von kalten Konserven leben. Nicht ein Funke darf entstehen, sogar die Krater der feuerspeienden Berge müssen von technischen Regimentern dauernd unter Stickstoffwolken gesetzt werden, denn wenn ein Funke vom Huf eines Rosses aus einem Stein oder von einem Steckkontakt sprühte, dann würde das Gas des Kometenschwanzes sich entzünden, und die Gewalt dieser Explosion genügte, um den Erdball in Atome zu zerstäuben. Vielleicht ist ein Indianerfeuer im unerforschten und unerreichbaren Innern des Gran Chaco die Ursache, vielleicht der Schuß eines ahnungslosen Tschungusen in Tibet der Funke, der die Welt entzündet. Und es ist gewissermaßen ein Trost für die Armen und Enterbten, daß die Wucherer und Kapitalisten auch mit vernichtet werden. Was haben sie dann noch von ihrem Reichtum? Es gibt doch einen Gott, man würde es ja genau so machen, wenn man der liebe Gott höchstselbst wäre.

„Gehen Sie auch hinein?“ frägt plötzlich den schauenden Krafft jemand und legt ihm die Hand auf die Schulter, daß er zusammenfährt. Hinter ihm steht ein hageres, ältliches Mädchen, das er noch von seiner letzten Stellung vor dem Kriege her kennt, wo sie Buchhalterin war. Wie er sie erkennt, denkt er gleich, daß sie sicherlich eine von diesen Bibelforschern ist, die ihm gewiß allerhand Näheres sagen könnte über den Betrieb hier. Deshalb grüßt er freundlich und geht mit ihr in das Gedränge, wobei sie ihm sagt, daß sie ganz glücklich ist, jemand Bekannten hier zu treffen, der auf gleichen Pfaden wandle wie sie. Sie schiebt ihn durch die Abteile bis in den zweiten Teil des Zeltes mit der Rücksichtslosigkeit einer Fanatikerin und flüstert ihm ins Ohr, daß hier sich die geheimen Auserwählten sammeln, um den Pastor selbst zu hören. Sie drängt sich einfach in

eine Bankreihe und winkt Krafft, ihr zu folgen, aber er schüttelt den Kopf. Anscheinend nimmt kein Mensch Notiz von ihrer Anwesenheit, denn alle Menschen scheinen in tiefer Andacht versunken. Die einen stieren vor Entzücken nach oben und bewegen tonlos die Lippen, andere haben die Hände gefaltet oder vor das Gesicht gehalten, und wieder andere lesen in Büchern bei diesem Halbdunkel der roten Lampen.

Da beginnt eine versteckte Kapelle die langsam getragene Weise eines Chorals zu spielen, daß der Boden leise erdröhnt vor der Gewalt der Posaunen und Bombardons. Und da erheben sich die Menschen ringsum, strecken die Arme empor mit der Bibel in den Händen und singen dazu ein Lied, das Krafft nicht kennt. Er sieht, wie verschiedene von einem Blatt den Text ablesen. Feierlich schleicht ein Zug ganz schwarz gekleideter Männer zum Podium und teilt sich, wie er es von den Ministranten bei einem Hochamt schon gesehen hat. Zuletzt erscheint vor dem schwarz verhängten Rednerpult, auf dem ein Davidstern prangt, ein ebensolcher Mann, der mit der von seinen verschränkten Armen vor der Brust gehaltenen Bibel stehenbleibt, bis das Lied mit endlosen vier Strophen in einem Preislob Jehovas ausklingt.

Dann beginnt er monoton zu sprechen in einem sonderbaren Gemisch aus Bibelsprüchen und eigener Prophetie, daß die Zeit erfüllet sei — und Jehova, der Herr, sein Zion aufrichten wird für das auserwählte Volk der Erde und in seinem Zorne vernichten wird die Brut des Satans, der großen Hure von Babylon, der Papstkirche, und die verdammten Teufelsdiener der kleinen Hure, deren Vater Luther war. Die wahren Gläubigen, die an Jehova glaubten und an sein Gesetz, werden Hosianna singen und ewig leben. Und es werden sein nicht mehr und nicht weniger denn vierzehn Millionen, die in das goldene Zeitalter eingehen, an dessen Schwelle beginnen wird das tausendmal tausendjährige Reich.

Sinnloses Geschwätz eines dafür bezahlten Komödianten, der Hokuspokus eines Taschenspielers mit Worttricks und amerikanischer Jahrmarktsstaffage. In Krafft kochte die helle Wut, denn was er hörte, war so auffallend

zugespitzt auf das nahe Weltreich der Juden, daß ihn das Entsetzen anfiel darüber, wie ahnungslos diese fanatisierten dummen Deutschen diesen Hohn in ihr Gesicht entzückt hinnahmen. Ein raffinierter Judenschwindel, die Menschen für das Reich Jehovas zu präparieren, daß sie, abgelenkt von den Spuren der Gauner, die Entwicklung der eigenen Katastrophe übersahen. Wahrsagerei in gigantischem Ausmaß. Dieses Jahrmarktszelt ist der Kampfplatz einer Riesenbetrugsidee gegen die Geistesmächte der Religionen. Ein uralter jüdischer Trick. Erst reden sie den Menschen die alten Ideen aus, und wenn dann der Hunger der Seelen nach einem Glauben aufkommt, berauschen sie die Menschen mit dem Fusel ihres gemeinen Denkens nach dem Vorbild des Talmuds und Schulchan aruch. Vierzehn Millionen? Genau so viele Juden gibt es auf der Erde. Und die Dummen sehen den Schwindel nicht.

Da treibt ihn das Grauen hinaus in die frische Luft, aber er kommt nur schwer durch das Gedränge. Man verstellt ihm mit Absicht den Weg. So muß er bleiben, und es reut ihn nicht. Denn als der Redner schweigt, erhebt sich ein Geschrei, ein Jubeln und Verwünschen durcheinander. Frauen fallen in Weinkrämpfe. Da und dort steht einer auf und kreischt hinaus: „Fluch der Satansbraut, der Papstkirche!" Und die um ihn herum Stehenden kreischen es nach. „Jehova, sei uns Sündern gnädig!" fleht ein weißhaariger Mann, und alles heult mit um Gnade, Gnade, Gnade! Einzelne halten die Bibel empor und reden und lesen wie besessen drauflos. Und hinter Krafft beginnt eine Frau laut zu singen mit näselnder Stimme, daß der Geist des Propheten in sie gefahren sei und verkündet hätte, daß alle Menschen, die hier versammelt sind, das goldene Reich sehen werden, wenn sie nicht erlahmen, Buße zu tun. Kreischender Jubel umgibt sie und — da! — Ein jäher Windstoß stieß an das Zelt, daß plötzliche, bange Stille war. Tücher blähten sich, und das Licht flackerte. In einer Ecke entstand ängstliches Gedränge. Da hob der Prediger die Arme und rief durch einen Trichter, den ein Diener ihm vor den Mund hielt: „Die Stimme Jehovas mahnt an sein Wort in der Bibel —", da stockte er, denn von draußen war ein splitterndes Krachen und ein dumpfes Poltern zu

hören, wie wenn ein Holzgerüst einstürzt — „und wenn die Welt verginge, mein Haus wird ewig stehen." Spontaner Jubel brach los, und die Musik setzte ein mit einem neuen Choral, den alle begeistert mitsangen. Erst mit den hinausströmenden Verrückten kam Krafft wieder ins Freie.

In wütenden Stößen trieb der Wind daher und blähte das Zelt bauchig. Die Lampen pendelten, und einer der Lichtmasten lag zerspreißelt im Gras bei einem zerschlagenen Podium. Mein Haus wird ewig bestehen — mußte Krafft denken. Dieses Zelt da? Wenn der Wind etwas stärker ginge, man bräuchte nur einige Spannseile lösen auf der Windseite, dann...

Aber Krafft schüttelt den Gedanken ab und schlendert um das Zelt herum, sieht zu, wie die Lichter ausgeschaltet werden, und hört das Summen der Menschen sich mehr und mehr entfernen. Er stößt im Finstern mit dem Fuß an einen Balken, der im Grase liegt neben den Seilpflöcken. Es ist ein Hebebaum, wie ihn Zirkusse und Schaubuden auf ihren Wägen mitführen zum Aufbau ihrer Zelte. Kein Mensch ist auf dieser Seite zu sehen in der Rabenfinsternis. Aber es könnten Menschen im Zelt sein, denkt er, macht eine Kurve um die zu einem Haufen zusammengeschobenen Wagen für das Rüstzeug des Zeltes. Alles steht verlassen da. Was soll auch gestohlen werden von dem schweren Zeug, das doch kein Mensch brauchen kann. Hier steht ja alles in Jehovas Schutz und unter der Aufsicht der Wach- und Schließgesellschaft, von der soeben ein Mann mit einem Hund, gegen den Wind vorgeneigt, um die Ecke kommt und ganz vorschriftswidrig qualmt, daß die Funken von der Pfeife fliegen. Krafft hat ein schlechtes Gewissen und drückt sich in die weite Wiese hinaus, wo er im Finstern untertaucht.

Eine Stunde später sitzt er am Tisch in ihrer Kneipe, und der Höllein, der Martin, der Berger und der Ortner lauschen mit grinsenden Gesichtern, wie er erzählt, wo er am Abend war, und lachen belustigt auf, wenn er ihnen vormacht, wie Verrückte ihre Hände emporwarfen und Jehova anriefen. Doch werden sie langsam ernster und ernster, denn sie wissen ja, daß die halbe Stadt schon an diesen Schwindel heimlich glaubt und die Sprüche der Bibelforscher wie eine Seuche in den Gehirnen wüten.

Auch der Höllein wußte davon zu erzählen, wie sie mit ihren Agenten in allen Wohnungen die Weiber beschwätzen: „Ich bringe Ihnen eine frohe Botschaft — das Reich Gottes auf Erden ist nahe! Niemand wird mehr sterben — Not und Krankheit werden vergehen und Krieg und Revolution. Ein tausendjähriges Reich des Friedens wird Er errichten und das Paradies wieder auf die Erde zurückkehren für die Auserwählten des Herrn. Für die Klugen, die Ihn kommen hören, nicht für die törichten Jungfrauen, die schlafen oder grad beim Einkaufen sind, wenn Er kommt wie ein Dieb in der Nacht ..."

Da möchte natürlich ein jeder dabei sein, wenn es so weit ist, und kauft sich geschwind das Buch, um nachzulesen, welche Zeichen die richtigen sind, auf die man aufpassen muß.

„Du weißt das aber gut?" frägt spitzbübisch der Martin, „hast dir am Ende selber so ein Buch gekauft?" Sie lachten alle, weil der Höllein ganz rot wird und ärgerlich sagt: „Ich doch nicht, meine Mutter, bloß damit sie den Kerl mit seinem Maulwerk überhaupt wieder losgebracht hat."

„Alles Gute auf Erden haben halt die Juden in die Welt gebracht", meinte der Martin sarkastisch, und zählte auf: „Angefangen vom lieben Gott Jahwe oder Jehova auf seiner Burg Zion bis zum Abraham und Moses, zum David und zum Messias. Dann haben sie gemacht das Alte Testament und aufgeschrieben, nebbich, wie schön es war an den Wassern Babylons und bei den Fleischtöpfen Ägyptens. Und da haben sie schon genau so über ihr Wirtsvolk geschimpft wie heute über uns. Und dann haben andere dazu im Neuen Testament aufgeschrieben, daß Christus eben doch wieder nur einer aus dem Samen der Mischpoche gewesen ist. Und sie haben so lange dagegen gestritten, daß die Christen immer wieder sagten: Und Christus war doch ein Jude, und er war doch der Messias! Bis sie wußten, es ist nicht mehr wegzudenken aus den Köpfen der Christen, aus ihrer Kunst, aus ihrem Kulturleben, aus ihren Häusern, in denen sie wohnen, Christus, der König der Juden, der Sohn Davids, aner vo insre Lait. Wenn die Juden nicht wären, hätten die Christen nicht einmal einen Christus. Und jetzt ...?"

Da nahm ihm Krafft das Wort vom Munde weg: „Jetzt sendet Jehova seine neuen Propheten aus Amerika zu uns. Jehova ist modern geworden.“ Krafft deutete auf einige der Traktätchen, die er als Leseproben vom Zelt mitgebracht hatte, und liest ab: „Pastor Rutherford — in Firma: Internationale Bibelforscher-Vereinigung, Wachtturm Bibel- und Traktat-Gesellschaft in Neuyork, London, Amsterdam, Kopenhagen, Wien, Bern, Magdeburg und vielen Filialen in anderen Ländern, wo es einfältige Christen und noch dümmere Gottlose gibt. Pastor Rutherford erklärt das Wort Gottes in der Bibel in allen Sprachen der Erde, nebbich, wie ä Rechtsanwalt äs Bärgerliche Gesetzbuch. Hat's net der Luther eingeteilt in Paragraphen, in Kapitel und Vers — und hat er net gesagt, das Wort sie sollen lassen stahn. — Das Wort!

Der Pastor Rutherford hat entdeckt, daß die Menschen nicht darnach fragen, wie die Bibel einmal gemacht worden ist und von wem, sondern einfach daran glauben; sogar die noch, die sagen, sie glauben nichts mehr. Das hat der Luther fertiggebracht, daß das, was im Alten und Neuen Testament steht, wirklich für das blanke Wort Gottes hingenommen worden ist. Und ist doch erst Jahrhunderte nach dem Dasein Christi auf Erden aus der Überlieferung, dem Erzählen der verschiedensten Rassen und Völker niedergelegt worden. Und sind schon so viele Menschen gestorben für das Wort, von dem sie nicht wußten, woher es kam, aber daran glaubten bis in den Tod. Und wäre einmal ganz Deutschland beinahe vernichtet worden im Streit um dieses Wort im Dreißigjährigen Krieg.“

Es ist merkwürdig besinnlich still an ihrem Stammtisch geworden, um den die Wolken des Tabaks sich ringeln, bis Krafft in das Schweigen hinein sagt:

„Ja, und da kommt der Pastor Rutherford und macht aus der einzigen alten Bibel beim Bibelforschen ein paar Dutzend neuer Bücher mit schönen Namen: Leben, Befreiung, Versöhnung, Hölle, die Harfe Gottes usw. Und die Leute kaufen und stürzen sich ganz heißhungrig auf seine Prophezeiungen und rennen wie verrückt in seine Bibelstunden und seinen Jahrmarktsrummel. Eigentlich die richtige Psychologie für unsere Zeit! Gott suchen sie im Jahr-

marktszelt, weil sie ihn in den Kirchen nicht mehr finden, ihn in der Natur nicht suchen."

Höllein holte aus seinem Mantel das gekaufte Buch und schlug es knallend auf den Tisch. Dann steckte er den Daumen in die Ärmellöcher seiner Weste und begleitete mit dem Reden seiner Hände seine Worte:

„Die Harfe Gottes! — ä ferchterlicher Kitsch und ä ganz gewehnliches Gemauschel! Aber ä G'schäft — und wos fer ans! Modern is er, der Pastor. Er prophezeit an Schmonzes über Gottes Organisation — und macht ä Gesseires über Satans Organisation. Kapier'n tut's ka Mensch, aber so mögen sie's, die Gois. Was se net verstehn, des glaab'n s', und des kaaf'n s' a. Den Bibelspruch for insre Lait find't ja doch kaaner, weil er net wortwörtlich drinn steht. Zwischen die Zeil'n muß ma forschen in der Bibel, wo es steht, daß die Welt belogen und betrogen sein will."

„Der Blitz müßte dreinfahren", schimpfte in das Lachen hinein der Berger. „Aber seit dem Moses selig tut ja der Jehova so was nimmer."

Aber Krafft schaffte mit einer Handbewegung Aufmerksamkeit für sich und raunte: „Aber ein prachtvolles Winderl schickt er, horcht nur!" Was er weiter erzählt, versteht man nicht mehr, weil es sehr leise gesagt wird. Nur ihren Gesichtern merkt man an, daß eine boshafte Entschlossenheit über sie gekommen sein muß.

Paul kommt plötzlich noch mit dem Endreß und dem Übelein daher, als sie gerade in die Mäntel schlüpfen zum Gehen. „Wohin denn? Bleibt doch sitzen, es geht ein hundsgrober Wind, wahrscheinlich regnet es bald, und hier ist's so gemütlich." Aber dann gehen sie doch mit und schmunzeln vor Vergnügen.

„Es geht gegen die allererste Internationale", flüstert der Höllein Paul ins Ohr, der erstaunt gegenfrägt: „Erste Internationale? Noch nie gehört! Was ist denn das für eine?" „Die Internationale, von der man nicht laut spricht. Die Internationale der Dummköpfe aller Länder!"

*

Der Ortner sitzt hinter der Wagenburg im Gras bei den Mänteln. Stockfinster ist es um ihn her. Nur das pfeifende

Surren des Windes, sonst hört er nichts eine ganze Weile. Dann tauchen plötzlich vor ihm die Schatten der andern auf. Sie wären fast an ihm vorbeigetappt, wenn er nicht aufgestanden wäre und sie leise angerufen hätte. „Pst! Hier bin ich! — Habt ihr's?" „Die Pfähle sind heraußen, alle Seile sind schlapp", flüsterte der Berger. „Man merkt aber noch nichts", meint leise der Lindner und guckt wie die anderen angestrengt zu dem bleichen Streifen des langen Zeltes hinüber. Ist es nicht, als schwanke die Wand? Wenn nur der Wind besser ginge. „Wir müssen drüben anziehen an den Gegenseilen", flüsterte Paul zu Krafft hin, der warnend raunte: „Warten! — Wo ist der Wächter?" „Der sitzt im Zirkuswagen beim Hauptportal und liest in der ‚Harfe Gottes'." „Schau lieber noch einmal nach!" „Das dauert zu lange." „Also drüben anziehen, bei diesem Wind muß es ja stimmen."

Dann verschwanden sie, und der Ortner war wieder allein und schaute gespannt nach der Zeltwand hin. Das dauert aber lang. Doch, mit einem Male sieht er, wie sie sich am rechten Ende hinüberbiegt, aber es kann eine Täuschung gewesen sein, denn jetzt steht sie wieder gerade. Da — noch einmal, immer besser — und nun kommt die Wand langsam in Bewegung, biegt sich über, daß das Dach schwankt, einknickt, plötzlich ein Riß, Fetzen flattern, und nun bläst der Wind die Seifenblase vollends zusammen. Ein rasselndes Splittern und Krachen erschreckt ihn, daß er sich hastig nach den Mänteln bückt, sie aufrafft und davonwill, weiter hinaus in den Platz, aber da muß er umsehen, denn nun prasselt es unaufhaltsam weiter, der mittlere Teil bricht ein, hohe Fahnenlappen wehen im Sturm und sinken mit dem Rest des Zeltes zu Boden. Ein leiser Pfiff, ganz in der Nähe, da sind sie ja! Los, davon über das Feld, möglichst weit!

Draußen halten sie an, schlüpfen in die Mäntel und kichern belustigt durcheinander, weil Paul erschrocken das Seil fahren hat lassen, als er plötzlich aus dem aufgerissenen Bauch des Zeltes ein Totengerippe starren sah. „Jetzt aber rasch auseinander, beim Höllein auf der Bude treffen wir uns in einer halben Stunde!" sagt Krafft noch, ehe sie miteinander im Dunkel verschwinden. Noch ist es völlig still

um den Trümmerhaufen herum, nur der Hund des Wächters bellt endlos die dahingesunkene Pracht Jehovas an.

„Der starke Wind, der gestern über unsere Stadt kam und an Dächern und Bäumen viel Schaden anrichtete, hat ein Zelt auf dem Exerzierplatz zum Einsturz gebracht. Wie stark die Kraft des Windes war, kann man daraus ermessen, daß sämtliche Seilpflöcke auf der Windseite, die noch an den Seilen hingen, aus dem Boden gerissen wurden. Das Zelt wird nicht wieder aufgebaut. Menschenleben sind nicht zu beklagen, da sich zur Zeit des plötzlichen Einsturzes nur der Wächter am Platze befand."

Die Boten der Bibel verließen still die so augenfällig von Jehova sträflich mißbilligte Gemeinde. Die ganz Fanatischen dachten vielleicht an ein Satanswerk der großen Hure von Babylon, aber die meisten sprachen lieber nicht mehr davon, daß sie auch einmal in jenes Zelt gelaufen sind wie Nachtfalter auf ein brennendes Licht in der Nacht, und sahen am natürlichen Vorgang der Windesgewalt den faulen Zauber der Sprüchlein, und wenn sie hundertmal aus der Bibel selber sein sollten.

Auf der Straße traf Krafft das hagere Fräulein wieder einmal und fragte sie, ob sie immer noch in der Bibel forsche. Nicht mehr so oberflächlich wie damals, sagte sie, sondern viel tiefer, mystischer. Sie sei jetzt in einer Gemeinde der Adventisten und sei geradezu überglücklich, daß sie dort nach Gott suchen könnte. Ob Krafft einmal mitkäme?

„Um Gottes willen! Nein! Für Sie wäre es auch besser, Sie würden heiraten", lachte Krafft. Aber da wandte sie sich ab und sagte entrüstet: „Pfui, Herr Krafft! Ich werde für Sie beten müssen." „Danke, das besorgt schon jemand anderer", lachte er und zog den Hut.



Juden 'raus!

Der Höllein, der Berger und der Lindner hatten sich insgeheim zusammengetan und besuchten an den Abenden ein Lokal nach dem andern. Sahen sie dann einen Juden mit einem deutschen Mädel sitzen, dann ging einer an den Tisch zum Juden, verbeugte sich liebenswürdig und fragte: „Verzeihen Sie, würden Sie gestatten, daß ich einen Augenblick mit Ihrer Dame spreche?“ Das wurde vom Juden in der Regel bedenkenlos gewährt, und die erstaunte Dame ging einige Schritte mit zur Seite, wo sie gefragt wurde, ob sie sich nicht schäme, mit einem Juden zu gehen, oder ob sie nicht wisse, daß das ein öffentliches Ärgernis für alle anwesenden Deutschen sei, wie sie sich erniedrige und preisgebe mit einem Judenschwein. Nicht den Juden, sondern sie verachte man, und ob sie das nicht fühle. Wenn sie vorziehe, das Lokal zu verlassen, ständen einige Herren dafür ein, daß sie nicht gewußt hätte, ihr Partner sei ein Jude. Andernfalls wäre ein öffentlicher Skandal unvermeidlich. Ob man ihren Mantel bringen darf?

Da sagte das beschämte Mädel selten „nein“ und ließ den Juden sitzen. Fing der Jude dann das Aufbegehren an, so kam es zu einer blamablen Abfertigung mit Ohrfeigen, und unter lauten Protesten, daß anständige Deutsche von so einem hergelaufenen Juden sich Belästigungen gefallen

lassen müssen, kein anständiger Mensch werde das Lokal mehr betreten, zogen sie dann ab. Es gab viele Wirte, die darob Angst bekamen, es könnte ihr Geschäft darunter leiden — ihr einziges Trachten auf dieser Erde — und Juden nicht gerne sahen.

Manchmal jedoch kam es zu regelrechten Raufereien, bei denen Stühle und Gläser in Trümmer gingen und die Polizei einschritt. Und die diensteifrige Presse schrie gleich von Judenpogromen, von Skandalbuben und geschäftlichem Boykott, unter dem die ganze Stadt leiden müsse, was immer seine Wirkung tat bei den ängstlichen Spießern, wo die Geschäfte sowieso schlecht genug gingen und die Juden bei weitem die zahlungsfähigste Kundschaft waren. Aber es war kostenlose Propaganda zum Hinweis auf die Judenfrage.

Es nützte aber wenig, diese öffentlichen Skandale abzustellen, sie häuften sich in erschreckender Anzahl. Das „schlechte" Beispiel wirkte auf andere „verdorbene", antisemitische Charaktere, daß kein Jude recht sicher war, wenn er sich mit einem Christenmädel in einem Lokal sehen ließ, den Schreckensruf zu hören: „Juden 'raus!" Es kam sogar vor, daß Juden und ihre Begleiterin auf offener Straße verprügelt wurden. Allerdings stand in den Zeitungen nur von antisemitischen Attentaten auf harmlose Passanten. Sollten das die neuen deutschen Sitten sein? Von den geilen Unsitten jüdischen Gebarens war nicht die Rede. Besonders das „Arbeiter"-Organ überschlug sich vor moralischer Entrüstung, wie man ungestraft wagen darf, sich in das Recht der freien Wahl der Liebe zwischen den Menschen einzumischen. Es muß unbedingt etwas geschehen, Herr Staatsanwalt! Ist die Justiz wirklich so blind?

Nein! Sie wartete nur auf einen Fall. Einen Fall, der einwandfrei erwies, wie ungeheuerlich derartige Ausschreitungen sind. Wenn er nicht von selbst kommt, kann man ja ein wenig nachhelfen. Der Fall wird unbedingt gebraucht für einen Riesenprozeß. Denn es muß einmal ein Exempel statuiert werden, verlangte die Zentral-Vereins-Zeitung der deutschen Staatsbürger jüdischen Glaubens. Sind wir immer noch Staatsbürger zweiter Klasse?

Der israelitische Sportverein „bar kochba" nahm es auf

sich, gegen entsprechende Honorierung das Opferlamm der jüdischen Gemeinde zu machen, und besuchte mit mehreren Mädchen, die sonst an Ecken stehen, die Lokale der Stadt und provozierte auf Teufel komm 'raus. Tagelang vergebens. Sie erreichten nur, daß die andern Gäste flohen, wo sie erschienen, und schlugen einige Wirte und Ober, die sie hinauskomplimentieren wollten, nieder. Bis sie einmal doch an den längst Gesuchten gerieten, einen braven kleinen Beamten, der mit seiner Braut in einer Ecke saß und aufging wie ein Feuerwerk, als die Sportjuden ihm den Kaffee auf die Hose kippten und etwas mehr als zudringlich mit der Braut tanzen wollten. Den Kaffee hätte der überraschte Beamte sich schließlich gefallen lassen, aber die Griffe an seiner Braut machten ihn rasend, daß er schrie, er verbitte sich das, und Judensau oder Ähnliches sagte. Herrlich, das war der Fall. Zehn Juden fühlten sich plötzlich von einem Arier angegriffen, der im Gedränge vielleicht einige Hühneraugen abtrat und sich gegen die Überzahl wehrte mit einem Stuhl, bis er selber unterm Tisch lag.

Just in diesem Augenblick kam die Gruppe Höllein dazu, übersah die Lage und prügelte den Sportverein zum Tempel hinaus, wobei sie sich ausgiebig der Einrichtung bedienten. Mitten in der höchsten Ekstase tauchten drei Pickelhauben auf und nahmen fest, was ihnen die Juden festzuhalten befahlen, den Berger, den Lindner und den kleinen Beamten mit Braut.

Erst nach drei Tagen wurden sie entlassen. Der Herr Untersuchungsrichter hatte den Fall festgelegt und den Sportklub „bar kochba" als Zeugen vernommen, so daß keine Verdunkelungsgefahr mehr gegeben war. Natürlich hatten die Angeklagten versucht zu leugnen, den Fall anders darzustellen. Das ist man schließlich gewohnt. Aber Zeugen für ihre Aussagen hatten sie nicht, alle Zeugen belasteten nur. Höllein und die anderen Komplizen anzugeben, wäre Irrsinn gewesen, weil sie doch nicht als Zeugen auftreten hätten dürfen.

Der Staatsanwalt Friedländer hatte es nicht schwer bei diesem Akt, die Anklage auf öffentliche Ruhestörung, Hausfriedensbruch, Raufhandel und Körperverletzung zu stellen. Die Zeugen vom „bar kochba" wurden wegen erlittener Schä-

den zur Nebenklage zugelassen und konnten so jeder einen Rechtsanwalt mitbringen. Jehova, war das ein Fressen!

Der Amtsrichter Kahn II eröffnete die Verhandlung, zu der die Presse mit ihrer ersten Berichterstattergarnitur erschienen war, und so war es kein Wunder, daß fabelhafte Romane in den Mittagszeitungen erschienen über das düstere Vorleben der Angeklagten, denen man jetzt schon zugute halten müsse, daß sie im Felde waren, woher sie auch ihre erheblichen moralischen Defekte und ihre Rauflust hätten. Die Verhandlung beweise erneut, wie tief im Kriege durch das jahrelange, erlaubte Morden die guten Sitten erschüttert worden seien. Plötzlich — eine Sensation! Die Angeklagten Berger und Lindner lehnen den Vorsitzenden als Juden wegen Befangenheit ab! Das Gericht zieht sich zur Beratung zurück und erklärt nach Wiedererscheinen, der Antrag der Verteidigung sei abzulehnen, da es sich in diesem Streitfalle um Reate handle, die eine Befangenheit des Vorsitzenden wegen seiner religiösen Einstellung völlig ausschließen. Es sei tief bedauerlich, wenn der Antisemitismus nicht vor den Schranken des Gerichts haltmache. Das sei geradezu eine Brüskierung des Staates, die schärfstens zurückgewiesen werden müsse.

Zwei Tage dauerte die Verhandlung, und vier Tage weidete die Berichterstattung diesen gefundenen Rasen ab. Schon die Zeugenaussagen allein zeigten, welche Verbrecher hier der menschlichen Gesellschaft zur Last gefallen waren. Grauenhaft waren die Schilderungen der schweren Verletzungen, die wochenlange Krankenlager der bedauernswerten Betroffenen zur Folge hatten. Nicht wiederzugeben die unflätigen Ausdrücke, die dabei fielen. Wie verkommen muß die Mitangeklagte sein, daß sie sich in solcher Gesellschaft wohlfühle, ihre Herkunft aus besserem Hause lasse bei solchem Umgang auf eine besonders perverse Veranlagung schließen.

Aber erst die Plaidoyers der Rechtsanwälte Hirschfeld, Wassermann, Levy III, Bernstein und Daniel deckten die verworfenen Abgründe dieser Antisemiten auf, die von den Zeugen schamhaft verschwiegen wurden. Sie zeigten das makellose Vorleben der Leidtragenden, von denen einer sogar im Felde stand und wegen seiner Tapferkeit mit

mehreren hohen Orden ausgezeichnet wurde, Ludwigskreuz, Kyffhäusermedaille usw. Aber in seinem Vaterlande, für das er so hingebungsvoll gekämpft habe, behandle man ihn wie einen Ausgestoßenen, weil er anderer Religion sei als die Angeklagten. Und jetzt noch seien die Zeugen hier darauf bedacht, im Sport ihre Körper zu stählen — für wen sonst als für das Vaterland? Aber so würde es ihnen gedankt. Eine israelitische Mutter hätte keine Ruhe mehr, weil ihre Kinder schutzlos dem Mob der Straße preisgegeben seien, und es hätte nicht viel gefehlt, dann hätte ein junger Mensch, von dem man nicht wisse, welche Leuchte des Staates er noch werden könne, sein Augenlicht verloren. Hier stehen nicht bloß einige junge Israeliten, sondern eine ganze religiöse Gemeinde in schwerer Verfolgung und Bedrängnis vor dem Gericht und fordere ihr Recht auf gleiche Behandlung als Deutsche, das ihr in der Verfassung zugebilligt sei. Das müsse in dem Urteil zum Ausdruck kommen, wenn das Volk noch an das gleiche Recht für alle und an eine Justiz der Unbestechlichkeit glauben soll.

Es hatte keinen Einfluß mehr, daß der Verteidiger sich entrüstete über die Heuchelei und Demagogik, mit der dieser Prozeß gemacht wurde, und von der jüdischen Frechheit und den angemaßten Vorrechten der Juden sprach, auf die berechtigte sittliche Entrüstung der Angeklagten hinwies und behauptete, daß Notwehr vorläge und die Angeklagten in Wirklichkeit die Angegriffenen waren. Daß das nichtjüdische Volk an der Gerechtigkeit der Gerichte zweifeln muß, wenn Unschuldige verurteilt werden, die sich nur verteidigten. Was nützte es, wenn er doch keine Zeugen nennen konnte auf die höhnische Herausforderung des Staatsanwalts.

Die Presse schrieb nur, daß der Verteidiger die Vermessenheit hatte, für die restlos überführten Verbrecher noch einen Freispruch zu beantragen.

Das Urteil lautete auf je 3 Monate Gefängnis für die Männer, das Mädel wurde freigesprochen.

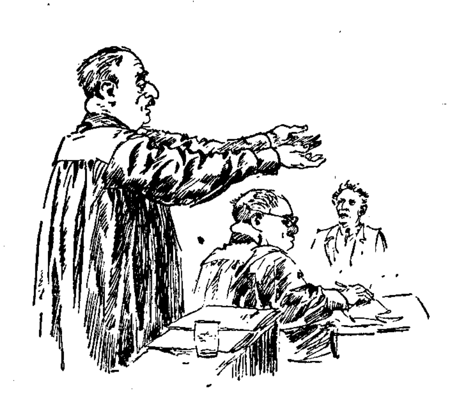
Juda tobte vor Freude; wenn auch das Urteil viel zu milde schien, das abschreckende Exempel war statuiert.

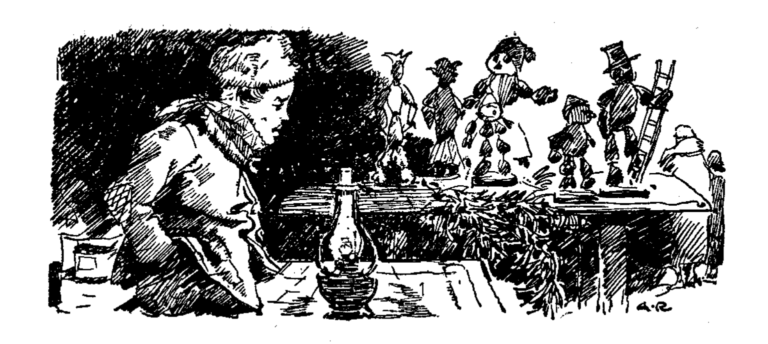
Zwar brachte eine Berufungsverhandlung das Urteil auf einige Wochen herunter und billigte in Anbetracht des

Unvorbestraftseins den Delinquenten Bewährungsfrist zu. Aber der Ruf eines Mädels und seiner Familie war geschändet, ein Beamter verlor seine Stellung, und zwei bisher unbescholtene junge Menschen hatten einen belastenden Leumund für ihr Leben. Das schreckt ab, dachte Juda.

„Wenigstens war der Prozeß eine Riesenpropaganda für uns. Jetzt wissen alle, daß es Deutsche gibt, die ganz Israel hassen, und die Mädel sind vor den Juden gewarnt, was schließlich die Hauptsache ist", sagte Höllein zu Krafft nach der Urteilsverkündigung, und der Berger sagte selber unverdrossen: „Wir haben keine Zeitungen und kein Geld, um von uns reden zu machen, es bleibt uns nur ein Weg, um bekannt zu werden: Auffallen um jeden Preis!"

Sie waren erstaunt, wie stark ihre Zusammenkünfte mit einem Male besucht wurden, und wie immer mehr junge Männer sich um ihre Ziele kümmerten. Und so war die vermeintliche Niederlage doch ein unerwarteter Erfolg geworden. Aber es hielt nicht recht lange an. Die alten Anstandsonkel zerredeten alles wieder in nichts.





Geheimbündelei

So mitten im Advent kam der sanfte, stille Ortner zu Krafft und fragte: „Kann ich dich nach Schluß unter vier Augen sprechen?" Krafft dachte, es wäre etwas vorgefallen, und sagte: „Selbstverständlich! Aber warum?" „Das sag' ich dir nachher." Auf dem Heimweg schaute der Ortner erst um, ob niemand in der Nähe war, und flüsterte: „Du mußt mir dein Wort geben, daß du niemand ohne meine Erlaubnis davon erzählst." Krafft lachte sorglos über diese Feierlichkeit von Ortner und sagte bedenkenlos: „Mein Wort, wenn du es nicht billiger machst." „Es ist geheim, und ich habe mich ebenso verpflichten müssen zum Schweigen. Nur absolut ehrenhaften Männern darf ich ein wenig den Schleier lüften, aber nur so weit, daß nichts verraten werden kann." „Mensch, du tust so geheimnisvoll, als wolltest du einen umbringen", lachte Krafft, wurde aber sofort beschwichtigt: „Pst! Nicht so auffallend!"

„Also?" — „Also, ich kenne einen Herrn, ein fabelhafter Mensch, der hat mir vor ein paar Tagen unter strengstem Stillschweigen erzählt, daß" — Ortner schaute um und verhielt zögernd, weil ein Mädel vorüberging — „daß in Deutschland in allen großen Städten eine streng nationale Geheimorganisation im Entstehen ist." Er machte eine Kunstpause, um Krafft Zeit zu lassen, sich von der vermut-

lichen Gewalt dieses plötzlichen geheimen Wissens zu erholen. Und er hatte sich nicht getäuscht. Das fuhr wie ein Blitz in die Nacht der irrenden Gedanken in Kraffts Kopf. Das — das war es! Das längst Gesuchte, das sehnlichst Erwartete. Der kleine Ortner, wer hätte dem zugetraut, daß er einen der feinen Fäden einer solchen Organisation erwischt hätte. Bei dem ist eigentlich das Geheimnis gut aufgehoben, hinter dem sucht kein Mensch so was.

„Ob das wahr ist?" fragte Krafft zweifelnd.

„Ich bin selbst — Mitglied", flüsterte Ortner.

„Was, du? Wie kommst du dazu?"

„Durch den Bekannten. Das nächstemal werde ich schon vereidigt. Dann darf ich einen Neuen einführen. Nicht jeden! Ich muß für ihn bürgen, daß er ein echter nationaler Mensch ist und mit Waffen umgehen kann."

„Du meinst, ich soll mitmachen?"

„Du wirst mitmachen, wenn du einmal dort warst."

„Welche Ziele hat der Geheimbund, wie heißt er?"

„Nach außen hin heißt er — halt, das darf ich dir noch nicht sagen. Es ist so eine Art Loge, dem Aufbau nach, wegen der Geheimhaltung, verstehst du."

„Eine Loge?" fragte Krafft plötzlich ernüchtert und schüttelte den Kopf: „Dann laß die Finger davon, Ortner!"

„Laß dir doch erklären! Es ist keine Freimaurerloge, sondern eine Gegenloge zur Bekämpfung der Freimaurer, Juden und Jesuiten. Da hat uns das letztemal einer einen Vortrag gehalten über die geheimen Logenverbindungen in der Welt, den hättest du hören sollen. Der hat uns Neuen auch den Aufbau der Loge erklärt. Unten die Anfänger sind die Knappen, darüber sind die Ritter, dann kommen die Grafen, dann die Fürsten und zuletzt die Könige, von denen einer zum Kaiser gewählt wird. Aber das wirst du noch sehen, das hätte ich dir eigentlich noch nicht sagen dürfen — aber du mit deiner Fragerei!"

„Wenn aber ein Lump dabei ist, bloß einer?"

„Dafür gibt es die Prüfungen, und dann ist die Organisation so, daß jeder nur die nächsten von der Knappschaft kennt und seinen Ritter, die andern kennt man nicht."

„So, die kennt man nicht? Ich möchte wissen, mit wem ich es zu tun habe."

„Verstehst du denn nicht? Das ist doch nötig wegen dem Geheimhalten. Wenn in der Knappschaft, das sind zwölf Mann, ein Lump ist, hat man ihn bald heraus."

„Wenn aber oben einer ist?"

„Dafür sind die Oberen doch da, die passen schon aufeinander auf."

„Und wenn der ganz Obere, der Kaiser, ein Lump ist, wer paßt auf den auf? Der liebe Gott?"

„Das ist doch der selber, der die Organisation gegründet hat zu ihrem Zweck. Wenn du natürlich überall mißtrauisch bist, dann hören wir auf zu reden. Ich kann dich jetzt auch nicht gleich bis ins kleinste einweihen. Interessiert es dich oder nicht?"

„Das muß ich mir reiflich überlegen. Ich sage es dir morgen."

„Gut! Hast du morgen abend Zeit? Dann möchte ich dich mit meinem Bekannten zusammenbringen, selbstverständlich nur im Bejahungsfall."

„Zeit? Die nehme ich mir dann einfach."

„Schön! Also, ich hab' dein Wort, daß —."

„Ja! Gute Nacht, Ortner!"

„Gute Nacht, Krafft! Heil!"

Es wirbelte mancherlei in Kraffts Kopf, daß er gar nicht mehr auf den Weg achtete und unversehens einige Passanten anrempelte. War jetzt das, was er soeben hörte, das Neue? Das endlich ins Werk gesetzte Aufgebot des Volkes gegen den Untergang? Donnerwetter, das mußte doch wie ein lähmender Schrecken durch die Gebeine der Riesenbande von Leichenfledderern zittern, wenn einmal diese getarnte Organisation bald in dieser und bald in jener Ecke des Reiches den Arm erhob und dreinschlug. Wenn sich die Telegramme überstürzen: „Attentat — Mord des Ministers — Täter unbekannt." Wenn die Furcht das ganze Gesindel in die Löcher und über die Grenzen trieb. So was war nur für Männer, die nicht nach Tod und Teufel fragten und nur an Deutschland dachten. Das ist doch eine Sache, gerade recht für ihn. Also mittun!

Hoppla! Beinahe hätte er im stürmischen Schritt ein Kind überrannt, das hinter einer Plakatsäule steht und frierend die Hände in einen feldgrauen Fetzen gewickelt

hat, der von einem alten Soldatenmantel abgerissen ist. Erschrocken fahren die kleinen, blaugefrorenen Hände schützend über den Flitterkram, der auf einer umgestürzten Kiste ausgebreitet ist. Krafft macht eine ausweichende Kurve mit seinen Beinen, aber dann bleibt er plötzlich stehen und schaut versonnen in die armselige Vorweihnachtspracht. „Schöne Zwetschgenmanndln, nur zwanzig Pfennig das Stück!" ruft schüchtern der Kleine und hält seine Hände über die flackernde Karbidlampe zum Wärmen.

Da fällt es Krafft brühheiß ein, daß ja bald Weihnachten da ist, und daß an Weihnachten Berta zu ihm kommt zur Verlobung. Er muß ja noch Ringe besorgen, und zum Schneider muß er auch, daß sein neuer Mantel rechtzeitig fertig wird. Achthundert Mark kostet er, und da vor ihm bettelt ein Kind um die elenden Pfennige seiner eigenen frühreifen Arbeit. Unwillkürlich muß er an seine Jugend denken, wo es oft so stand, daß er und seine Geschwister hätten betteln gehen dürfen, damals, wie sein Vater so lange krank war und die Mutter die jüngste Schwester zur Welt brachte. Noch dazu Weihnachten vor der Türe und kein Pfennig im Haus. Kommt da nicht ganz unerwartet der Onkel und bringt einen Christbaum daher. Der Jubel! Und solche Zwetschgenmanndln, wie der Kleine hier verkauft, hat er auch mitgebracht. Er selber hat einen Kaminkehrer bekommen damals. Die Tante hat gleich Stollen gebacken und Kaffee gekocht, und der Onkel hat einen Hasen vor das Küchenfenster gehängt und dem Vater lachend erzählt, wie er den bei einer Treibjagd auf die Seite gebracht hat, und wie der Jäger immer nach seinem Hasen gesucht hat, der Herr Oberverwaltungsinspektor. Denn der Onkel war Maurer, und die haben im Winter keine Arbeit. Dem Vater hat er eine Reihe Goldstücke auf die Bettdecke gezählt, daß der vor Freude einen Hustenanfall gekriegt hat. Ob es denn der Onkel nicht selber brauche, jetzt im Winter? „Aber woher denn, ich gehe halt zum Eishacken bei der Brauerei", lachte der Onkel, „macht drei Mark im Tag. Und hoffentlich schneit's heuer recht fest, daß man zwischenhinein zum Schneeschaufeln gehen kann, macht auch zwei Markl im Tag und dauert bloß zehn Stund'. Zahlst mir's halt zurück, wennst wieder kannst,

pressiert ja nicht auf ein Jahr.“ Dabei war der Onkel eingeschriebener Sozialdemokrat, und was für ein scharfer! Ja, es war halt im alten Staat auch nicht alles Gold, was glänzte.

Es steigt etwas auf in ihm, und fast rauh sagt Krafft zu dem Kleinen: „Was stellst du dich hinter die Plakatsäule, da sieht dich doch kein Mensch?“ „Wegen dem Wind“, klagt der Kleine. „Kann das deine Mutter nicht machen? Du wirst ja krank, nicht einmal einen Mantel hast an.“

Jetzt fürchtete sich der Kleine, der Herr war gewiß von der Polizei; so ein Unglück! Er fing zu weinen an und schluchzte: „Ich habe keinen Mantel, und meine Mutter ist ja krank — schon lang.“ „Na, na, brauchst doch nicht weinen, ich fresse dich nicht. Dein Vater hat wohl keine Arbeit?“ „Mein Vater? Der ist schon lange tot, der ist gefallen in Rußland.“

„Na, gib mir einmal zwei Manndln, das Bauernweiberl da und den Kaminkehrer.“ „Bitt' schön, macht vierzig Pfennig, bitt' schön. Einen schönen König hätt' ich noch und einen Engel.“ Geschäftstüchtig holte er aus der Kiste zwei drollige kindliche Figuren aus Goldpapier hervor und meinte forschend: „Da kostet einer allerdings dreißig Pfennige.“ Da lachte Krafft: „Macht nichts, heut ist's schon wurscht!“ Und der Kleine lachte mit und packte eifrig seine Ware in Zeitungspapier. Aber den König zeigte er besonders und erklärte: „Wenn Sie da hinten hindrücken, bleckt er die Zunge heraus.“ „Was? Das ist ja großartig!“ lachte Krafft, und der Kleine sagte stolz: „Das hab' ich selber erfunden.“ „Na, du machst dich!“ lachte Krafft noch immer und legte einen Zwanzigmarkschein auf die Kiste, daß der Kleine erschrocken zurückfuhr und stammelte: „Da kann ich — ich kann nicht 'rausgeben, Herr.“ „Brauchst auch nicht, behalt's nur! Gut' Nacht!“ „Aber das — das! — Tausend Vergelt's Gott, Herr!“ hörte Krafft den Kleinen jauchzend nachrufen und fühlte sich ungemein wohl dabei.

Der kleine Kerl hatte ihn wenigstens auf andere Gedanken gebracht. Nein, die Sache mit der Geheimloge war nichts für ihn. Und wenn er es recht überdenkt, hat ihn eigentlich nur das Abenteuerliche daran gereizt. Was nützt es, wenn einige Köpfe fallen, dem Volk ist damit nicht

geholfen. Das breite Volk versteht schließlich gar nicht, was damit gemeint ist. Es wird sogar empört sein und glauben, man wolle seine Führer beseitigen, damit es unbekannten, gewiß volksfeindlichen Händen ausgeliefert wäre. Dafür wird schon die Flut der Zeitungen sorgen, daß es auf gar nichts anderes zu denken kommt. Die machen ja die öffentliche Meinung. Und zuletzt ist bloß erreicht, daß es noch schlimmer wird als vorher. Steht es denn nicht genau so in den „Weisen von Zion" zu lesen?

Dort drüben schreit von der Plakatwand ein blutroter Anschlag: „Gegen die Wohnungsnot! Es spricht Genosse X aus Berlin." Die Unabhängigen natürlich. Und daneben auf rosarotem Papier die Konkurrenz der Mehrheitler: „Maßnahmen der Regierung gegen die Wohnungsnot." Die wissen, wie sie es machen müssen, daß ihnen das Volk nachläuft. Wohnungsnot! Seine eigene Schwester rennt sich die Füße wund nach einer Wohnung. Sie ist bei ihren Schwiegereltern, und jetzt kommt noch dazu ein Kleines. Das ist die nächste Not, die weg muß. Die Verdienstlosigkeit und die Wohnungsnot.

Muß eigentlich so ein Mensch nicht rot wählen? Wo sonst werden seine vordringlichsten sozialen Nöte verstanden? Bei den Deutschnationalen? Die wissen ja nichts davon, die haben jetzt nur eine Sorge, daß die alte, schwarzweißrote Fahne bleiben soll. Damals, im November 1918, glaubten sie da wohl, daß ein Umsturz die alte Fahne lassen würde, das Symbol der verhaßten Reaktion? Man hätte die alte Fahne mit den Waffen verteidigen müssen, als sie von den Soldaten an der Front zurückgetragen wurde. Damals, nicht erst jetzt mit dem Maul. Die ist schon dahin. Und es ist gut so. Jede Gesinnung hat ihre eigene Fahne. Und jede Fahne wird so hoch geachtet, so tief die Kolonnen ihrer Verteidiger dahinterstehen.

Lauter Äußerlichkeiten, lauter kleine Splitter: Alte Fahne, neue Fahne, Wohnungsnot, Vegetariertum, völkische Forschung, Achtstundentag, Betriebsrätegesetz, Valutaschwindel, Geheimbünde, Kriegsbeschädigtenfürsorge, Lohntarif, Einkommensteuer, Föderalismus, Republik, Reaktion und tausend andere Dinge. Das Ganze überblickt keiner! So groß sind die kleinen Männchen nicht...

Am Tage hernach fragte ihn der Ortner vertraulich: „Nun?“ „Ich tu' nicht mit“, sagte Krafft, daß der Ortner bös erschrocken herausstieß: „Was, du willst nicht? Warum denn auf einmal? Gestern warst du doch ganz begeistert.“ „Inzwischen habe ich eine Nacht darüber geschlafen, und heute kommt mir deine Geheimtuerei lächerlich vor — und verdächtig obendrein.“ „Ach, wer hat dir denn da wieder was eingeredet?“ „Du bist gut! Du willst ein Geheimbündler sein und nimmst ohne weiteres an, daß ich mit jemand Dritten davon gesprochen habe. Was hast du dann gestern so furchtsam getan und mein Wort verlangt?“ „Man denkt halt, daß sich ein jeder erst vorsichtig erkundigt, deswegen braucht man noch lange nichts ausplaudern dabei.“ „Hör auf! Das wird so eine Geheimsache werden! Ein Schwätzklub seid ihr, und letzten Endes kommt eine saudumme Kinderei heraus. Laß mich in Ruhe damit!“

Krafft wandte sich ab, aber der Ortner vertrat ihm den Weg und keuchte hervor: „So einfach geht das nicht. Du bist schon angemeldet durch mich, du mußt heute abend mit hingehen, dir selber ein Bild machen. Was du meinst, ist alles falsch gedacht. Es ist etwas ganz Großes! Was Größeres als die Feme im Mittelalter! Es wird gewaltiger als die Erhebung der Preußen 1813, die auch geheim vorbereitet war, wenn du es noch nicht weißt — oder der Bauernkrieg! Geh mit, hör dir einmal an, was wir wollen, dann wett' ich meinen Kopf, du kommst nimmer davon weg. Wenn du einmal erst die Namen hörst, die dabei sind, dann wirst du einsehen —.“ „Welche Namen?“ „Darf ich noch nicht sagen, nur das, daß du die Augen aufreißen wirst. Meinst du denn, du bist der einzige in Deutschland, der am Verzweifeln ist, der dreinschlagen will? Da sind noch ganz andere am Werk, die ein wenig mehr von Politik und Staatskunst verstehen wie wir mit unserer Volksschulbildung.“

Ganz aufgeregt ist der Ortner, wie er das alles daher bringt, aber er beruhigt sich rasch und flüstert: „Man bekommt Beziehungen zu Kreisen, die für unsereinen sonst ewig verschlossen sind — und das ist doch was wert für unser Fortkommen. Eine Hand wäscht die andere. Zusammenhalten, wie die Juden unter sich, genau so. Die

haben auch ihre Geheimbünde, den Kahal, den Bnei-Brith-Orden — das weißt doch schon lang." „Plag dich nicht so mit dem Überreden, Ortner. Es hat doch keinen Zweck. Erst soll ich hingehen, dann soll ich mich verpflichten, daß ich mitmache, sonst erfahre ich doch nichts — und dann kann ich nicht mehr zurück." „Doch! Jederzeit! Nur mußt du das Schweigegelübde ablegen, das begreifst du doch?" „Eben deswegen." „Du mußt es dir noch einmal überlegen. Servus, Krafft!" „Servus, Ortner."

Am Abend ging Krafft doch mit. Der Ortner war voller Eifer und Freude, wie er mit ihm ein Haus der Altstadt betrat und ihn über eine alte, steile Treppe hinaufführte und schnaufend vor einer Tür stehenblieb, an der neben einem verbeulten Messingschild eine Visitenkarte mit Reißnägeln befestigt war: Raimund von Mülling, Oberleutnant a. D. (Zweimal läuten!) Ortner läutete. Krafft deutete auf die Karte, und Ortner nickte. Es dauerte lange, bis endlich jemand kam und öffnete. Eine alte Dame war unter der Türe. „Ach, Sie! — Bitte!" sagte sie freundlich zu Ortner, ging voraus und führte sie ans Ende des Ganges, wo nach mehrmaligem Klopfen ein großer Mensch aufmachte und die beiden musterte, ehe er sie eintreten ließ in ein Zimmer voll Zigarettenqualm, das fast ärmlich eingerichtet war. Ein Stahlhelm hing an der Wand, unter dem ein Degen und eine Scheide gekreuzt waren.

Ortner stellte vor: „Mein Freund Krafft — Herr Oberleutnant von Mülling." „Freut mich sehr — nehmen Sie Platz, bitte." Ortner blieb stehen, weil nur zwei Stühle vorhanden waren. Es war etwas Undefinierbares in diesem Raum, das Krafft alle Illusionen raubte, die er sich noch gemacht hatte, und es war ihm beinahe unbehaglich, daß er hierhergegangen war.

„Sie wollen also Mitglied werden", redete ihn der große Mensch mit einer Stimme an, in der die Wärme des Herzens fehlte, daß Krafft wieder unangenehm berührt war und herausfuhr: „Nein! — das heißt, ich möchte doch erst wissen, was Ihre Organisation will, ehe ich mich anschließe." Vorwurfsvoll streng sah der große Mensch von Krafft weg zum Ortner hin, der ganz klein zu werden schien und stammelte: „Natürlich, Herr Baron — mein Freund will

erst — das heißt, ich dachte, daß er hier von Herrn Baron persönlich — es ist nur ‚pro forma‘ noch.“ „Ich habe nicht lange Zeit, immer dasselbe zu sagen, wofür sind Sie denn als Werber da? — Doch ich will gerne in diesem Falle eine Ausnahme...“

Mit einem mißtrauischen Unbehagen hatte Krafft gesehen, welche Verwirrung er angerichtet hatte. Und er hörte von seinem Gegenüber dasselbe Mißtrauen aus den Worten heraus, wie dieser damit begann, daß selbstverständlich zur Sicherung der guten Sache gegen Verrat eine Einrichtung bestehe, ähnlich einem Kriegsgericht, das ohne Gnade urteile; selbstverständlich sei auch für Vollstreckung gesorgt. Dabei beobachtete der unbehagliche Mensch, wie dies auf Krafft wirke, der ganz ruhig sagte, er habe so was vorausgesetzt.

Also schön, dann könnte man gleich auf den Kern der Sache eingehen. Zweck der Organisation sei rein national, streng konservativ, schwarzweißrot! Einige billige Redensarten von Freiheit und Vaterland, Treue bis zum Tod und Gehorsam und Disziplin schlossen sich an, die wie eingelernt herabrasselten, bis Krafft unterbrach und fragte: „Was soll man tun? Das möchte ich wissen!“ „Das erfahren Sie von Fall zu Fall, es ist je nachdem verschieden. Bestimmt wird das von mir, und ich bestimme nach dem Befehl, der mir gegeben wird.“ „Das gefällt mir nicht. Wie soll ich mich auf Leben und Tod verpflichten, wenn ich nicht weiß wem und wofür.“

„Dann hat es keinen Zweck, ein Wort weiter zu verlieren. Spitzel können wir nicht brauchen“, entgegnete der große Mensch scharf und drohend. „Nein, es hat keinen Zweck, wenn Sie mich so betrachten“, sagte Krafft ruhig und erhob sich. Der Ortner hatte einen roten Kopf und fuhr ihn heftig an: „Begreifst du denn nicht? Ich bin doch auch dabei. Genügt dir das nicht, wenn ich dir sage, daß es eine große Sache ist.“ „Für wen? Wer steckt dahinter? Es könnte ja sein, daß diese Organisation meinen Zielen entgegengesetzt ist.“ „Daß ich nicht lache, du hast ja gehört, es geht gegen die Judenrevolution und für die Befreiung. Dasselbe, was du immer willst und redest.“ „Warum nicht offen, sondern geheim?“

Spöttisch sagte der große Mensch: „Aus Ihnen spricht ein politisches Kind. Sie wissen nichts von der Verteilung der Kräfte, die um die Macht ringen. Sie haben ja keine Ahnung, wo der Hebel angesetzt werden muß. Das können Sie auch nicht wissen, so wenig wie die blinde Masse.“ „Wenn Sie es wissen, warum sagen Sie es nicht?“ „Weil die Masse den erschlagen würde, der es wagen möchte.“ „Sooo? Und da glauben Sie, daß Sie die Masse mit einem Geheimbund umlenken können? Ich nicht!“ „Auf die Masse kommt es nicht an.“ „Und doch brauchen Sie die Masse, wenn Sie etwas erreichen wollen.“ „Schon! Aber wohin führt das, wenn die Masse lange gefragt wird?“ „Zu dem, wo wir heute abend sind, zu nichts! Ich mache nicht mit, weil mir das Vertrauen fehlt, daß mein Mitkämpfen und Mitopfern zum Erfolg führt. Darum tut es mir leid, Sie aufgehalten zu haben. Guten Abend!“

Der große Mensch verbeugte sich stumm, als Krafft ging. Ortner blieb noch im Zimmer. Als die Türe hinter Krafft ins Schloß fiel, fragte er kleinlaut: „Herr Oberleutnant befehlen?“ „Der Kerl ist gut, den können Sie ruhig einführen bei uns.“ „Wenn er aber nicht mag?“ „Das ist Ihre Arbeit, Herr Ortner.“ „Zu Befehl, Herr Oberleutnant!“ Er klappte die Hacken zusammen und ging mit einer strammen Kehrtwendung hinaus.

Verärgert ging Krafft heimzu durch den frischgefallenen Schnee. Seine Zeit mit so dummen Dingen verplempern. Wie er sich nur von diesem Geheimunsinn hat fangen lassen können. Aber jetzt einen Schlußstrich darunter!

Dann muß er auf einmal darüber nachsinnen, wie das käme, wenn diese Geheimbünde sich ausdehnen würden, welche Verwirrung entstünde im Volk, und vor allem, wie unheilvoll würde sich dieses Geheimwesen in der Jugend auswirken. Jeder Schurke könnte unerkannt wie ein Teufel mit den besten Kräften des Volkes spielen.

Aber ist es nicht immer so gewesen in der Geschichte, daß zuerst der hellste Unsinn mehr Glauben und Anhänger fand als die Wahrheit? Muß denn das deutsche Volk zuerst immer ans Kreuz, ehe es auferstehen kann?

*

Man wird so mit der Zeit des Suchens müde. Die Enttäuschungen setzen sich wie ein harter Reif auf die knospende Hoffnung. Wahrscheinlich ist es längst zu spät zu einer Rettung. Zu deutlich lassen die Widersacher einer deutschen Zukunft ihre Masken fallen und grinsen wie die Teufel offen ins Volk. Und das Volk jubelt seinen Verderbern zu, als wenn es seine Erlöser wären. Noch niemals wurden Künstler so gefeiert wie der jüdische Filmstar, der jüdische Sänger, der jüdische Kapellmeister, Schauspieler, Maler, Staatsmann und Dichter. In der Presse liest man zum Erbrechen oft von der neuen Kunst der neuen Zeit, von der Genialität jüdischer Literaten, vor denen der Ruhm eines Goethe erbleichen müßte. Spalten füllt das geschwollene Gefasel über die neue Ausdruckskunst der Malerei, der Plastik, des Lichtbildes und der Architektur, die unverkennbar orientalische Züge anzunehmen beginnt.

Immer frecher tritt das neue Geschlinge hervor, überwuchert das Alte und Gute mit Zynismus und Hohn und schreit über jeden Purzelbaum eines der Großen aus dem Stamme Juda als einer nie gesehenen, unerhörten Kunstleistung, die erst die aufgeklärte Nachwelt ganz verstehen und gebührend zu ehren wisse. Von den Titelseiten der illustrierten Zeitungen grinst Woche für Woche unfehlbar ein Benjamin oder eine Sara, und schlägt man Blatt für Blatt um, dann sieht man wieder ganz Israel beim Baden, beim Sport, beim „Kunst"-Schaffen, bei der „Arbeit". Die bisher unbekannten Großen der Welt werden dem Leser so nachdrücklich einsuggeriert, daß dagegen der Byzantinismus vor den einstigen Majestäten bescheidene Huldigung gewesen ist. Die Fürsten des Geldes, die Kaiser der Trusts, deren Laune Millionen der ihnen begeistert Zujubelnden den Verdienst nehmen und Hunger bringen kann, betreten die Bühne der Welt als Wohltäter und Menschenfreunde.

Und wenn man die neuen Romane, Gedichte und Erzählungen betrachtet, dann möchte ein Zuhälter noch erröten vor der ehrlichen „Offenheit" dieser Künstler, deren elegante Sauereien die liebe Leserwelt in atemlosem Staunen darüber halten, was es doch für bisher unbekannte

Gebiete der Erotik gibt, die eine finstere Reaktion dem freien Volke bisher vorenthielt. Freie Bahn dem Tüchtigen, dem Unbekümmerten! Flink, Mädels, es gilt nachzuholen, was bisher am Leben in der Liebe versäumt worden ist. Geschlechtliche Freiheit ist euer Recht. Nehmt, was gefällt! Erotik ist der wahre Name dieses Empfindens, das nur ein Gesetz kennt: Seinen Gefühlen freien Lauf lassen! Weg mit der Zwangsjacke der Selbstbeherrschung! Seid modern! Wer von Scham spricht, ist ein Mucker, ein Reaktionär. Das ist alles Natur! Warum sich schämen? Das tun alle Menschen. Wer heiratet heutzutage noch ein Mädel, das noch nicht in Erotik erfahren ist? Überhaupt, wozu heiraten? Ganz hemmungsfrei sein ist das Schönste.

Idiot des vergangenen Jahrhunderts, der noch Kinder in die Welt setzt. Kinder fesseln. Kinderkriegen zerstört nur die Linie des Frauenkörpers. Verlangt doch nicht, daß ein Mann einer Frau treu bleibt, wenn er die lockende Grazie anderer Mädchen sieht.

Überhaupt Treue! Wem kann man es verdenken, wenn er den erotisch stärkeren Reizen eines anderen erliegt? Das ist ja erst das richtige Leben, ungefesselt von längst überholten mittelalterlichen Anschauungen. Wo steht denn das geschrieben, du sollst nur eine lieben? Ist nicht so ein Schlager erst die richtige Kunst? Wie fein ebnet er die Wege der gegenseitigen Annäherung, daß man nicht erst lange Worte zu machen braucht, und wenn nicht angebissen wird, ist es eben ein harmloses Liedchen gewesen, das gerade in dieser Saison Mode ist und jeder Lausbub oder jedes Schulmädel singen kann.

Nur eine Nacht sollst du mir gehören! Dieser Don Juan, das Götterbild aller Männchen und Weibchen, das war doch ein Kerl, der immer noch den Rekord hält neben Casanova, dessen „Werk“ in immer neuen Ausgaben in den Schaufenstern der Buchhändler liegt und auf keinem Nachttisch eines modernen Menschen fehlt. Was, Sie haben Casanova noch nicht gelesen und die Abenteuer des Marquis de Sade? So ein Mensch gehört ja ins Panoptikum. Der glaubt wahrscheinlich noch an den lieben, alten Großpapa Gott

und an das sechste Gebot. Wo doch alles „relativ" ist nach Einstein. Natürlich wieder ein Jude! Leider! Alle großen Geister sind Juden. Spinoza, Bleichröder, Mendelssohn, Rothschild, Heine, Warburg, Rathenau, Meyerbeer. Wo es nicht direkt ein Jude ist, ist es gewiß der überlegene Geist einer jüdischen Frau, die den Goi gemacht hat.

Wissen Sie den neuesten Witz, warum die Christen ärmer sind als die Juden? Man spricht doch schon immer vom Juden—reich! und Christen—tum! Ja, die Juden, die haben es verstanden, da kann man noch viel, sehr viel davon lernen. Der blöde Antisemitismus ist doch eine Schande für unsere aufgeklärte Zeit. Nur der Neid ist es, weil sie nicht sein können wie die Juden. Mensch ist doch Mensch! Nur das, was einer im Kopf hat, macht seinen Wert, das geschäftliche Denken. Es gibt so viele, alteingesessene Judenfamilien, an denen man sich ein Beispiel nehmen kann, wie die sich in die Höhe gearbeitet haben, vom Lumpensammler zum Bankier. Wer wird so rückständig sein, die Juden sind längst in den besten Familien eingebürgert.

Und die Jüdinnen? Donnerwetter! Die haben Rasse! Das sind Teufelsweiber, Dämoninnen der Erotik. Das muß schon ein ganz außergewöhnlich schöner Mann sein, der da herankommen kann, der Glückliche!

So ist die Welt. Sie ist überzeugt von ihrer Minderwertigkeit und Rückständigkeit gegenüber der Oberschicht der Juden. Wo wirklich ein Christ eine bedeutende Stellung einnimmt und verdient, nicht übersehen zu werden, ist seine Frau gewiß eine Jüdin. Die Börse schließt ihre Pforten an den jüdischen Feiertagen, weil ja doch an diesen Tagen keine Angebote gemacht würden. An den christlichen Feiertagen ist sie geöffnet, weil man nicht verlangen kann, daß wegen altmodischer Bräuche, die leider durch die unvollendete Revolution nicht beseitigt wurden, die Wirtschaft ins Stocken geriete. Außerdem ist das zu unbedeutend, was Christen an der Börse notieren. Doch logisch?

Oh, es ist alles so vernünftig. Warum gegen die Juden kämpfen? Die haben nur schon erreicht, wonach wir alle

streben müssen. Das Freiwerden von alten Vorurteilen, das rein praktische Denken, was ist zu verdienen? Ist nichts zu verdienen, dann lasse die Hände weg! Ideale zu haben, ist eine unverzeihliche Dummheit, die sich in Form von Verlusten rächen wird. Wozu braucht man zum Beispiel die kostspieligen Dächer auf einem Haus? Weil es schön ist und eine alte Gewohnheit, die einer dem andern schlafwandlerisch durch Jahrhunderte nachgemacht hat. Ist das nicht ein genialer Gedanke, kein Dach mehr zu machen, einfach die oberste Decke aufsetzen und wasserdicht abdecken? Was spart man bloß an Geld? Wie? — komisch sieht das aus? Man muß sich nur dran gewöhnen, dann ist es genau so schön, sogar schöner als das Alte. Seht nur eine Stadt im Morgenland, nirgends ein Dach, und wie märchenhaft, wie aus „Tausendundeine Nacht". Und das gesparte Geld gleicht schon allein die erhöhten Hypothekzinsen aus, so daß wir ohne Dach nicht viel teuerer bauen als vor dem Krieg. Los vom alten Zopf, es lebe die Sachlichkeit!

Wozu ein langweiliges Gemälde mit allen Feinheiten in endlosen Monaten herstellen? Ein paar kühne Linien, ein paar Farbstreifen sagen dasselbe. Geht viel rascher und zwingt niemanden zu einer von vornherein dogmatisch festgelegten Ansicht. Laßt den Menschen die Freiheit, sich in den flüchtigen Strichen das ihm gefällige Kunstwerk selbst hineinzulegen! Die Einfachheit ist die größte Kunst, mit wenig Mitteln viel sagen, allen etwas sagen. So ein moderner Künstler kann der Welt viel mehr schenken, wenn er nicht wie ein Leonardo da Vinci oder Dürer alle Details bis zum letzten Haar machen muß.

Und in der Musik muß man endlich frei werden von der ewig langweiligen Harmonie. Ist das Leben harmonisch? Nein! Die Disharmonie ist das naturalistische Phänomen im Reiche der Töne. Hier ist das weite, gewaltige Gebiet im Reiche der Musik. Rhythmus ist einer echten Musik abträglich. Horcht in der Natur nach, wo da rhythmische Melodien sind. Überhaupt Melodien, nirgends gibt es Melodien als in der Einbildung der Menschen. Eine wahre Tonkunst muß sich davon frei machen. Es müßte eigentlich

viel treffender Geräuschkunst heißen. Macht schönen Lärm, wird man einmal später sagen, nicht mehr: macht Musik!

Das Reich des Satans dämmert herauf über Deutschland und wird die Hölle bringen über das Land, in dem man vergessen hat, zum Himmel hinaufzuschauen, um nichts zu verpassen von den Sensationen der neuen Lebensart: Geld verdienen und sich ausleben! Man ist nur einmal auf der Welt. Niemand weiß bestimmt, ob es ein Leben nach dem Tode gibt. Es ist noch keiner wiedergekommen vom sogenannten Jenseits. Warum soll man sich plagen, ehrlich sein, treu bleiben, den sogenannten Versuchungen widerstehen, die nichts anderes sind als glückliche Chancen für den, der sie zu nutzen weiß. Gleiches Recht für alle!

Das Leben ist etwas Herrliches! Man kann es sich genau einteilen. Wenn man klug ist, kann man den Unannehmlichkeiten ausweichen. Man braucht sich nicht mehr von engstirnigen Lehren einengen lassen. Jeder ist sich selbst der Nächste. Der Egoismus ist die neue Religion, je krasser, um so besser! Jeder trägt heute die Füllfeder eines Morgan in der Westentasche. Seht nach Amerika, dem Land der unbegrenzten Zukunft, des Selfmademan, des Time is money! Seht die Bilder von den Amerikanerinnen und den Gentlemen, wie glücklich sie lächeln beim Vergnügen, beim Geschäft, beim Sport und erst beim Flirt. Ganz Amerika lacht, weil es glücklich ist. Das reichste Land der Erde, jedermann sein Auto, wie einst jeder sein Huhn im Topf. Nicht mehr Fürsten und Könige, Menschen aus dem Volk werden gefeiert. Die schönste Frau wird zur Schönheitskönigin gekrönt und ist gemacht für ihr Leben durch unerhörte Kontrakte bei Film und Bühne. Wochenlang tobt die Presse der Welt vor ausgelassener Freude. Das Volk regiert sich selbst, die Demokratie herrscht vollendet da drüben. So muß es auch in Deutschland werden. Nur nicht zurückbleiben!

Daß in Rußland Millionen verhungern, in Deutschland Millionen mit Verzweiflung dem gleichen Schicksal entgegenstarren, steht nicht in den Blättern. Ein neuer Weltrekord im Hundertmeterlauf, die Austragung der Fußballmeisterschaft oder das Sechstagerennen hält die Menschheit in Atem. Man hört in der Straßenbahn von nichts anderem

mehr reden, im Café, im Büro und im Fabriksaal. Unendliches Glück, wenn einer siegt. Deutschlands größter Sohn! Ein Held des Volkes! Ein Beispiel für Millionen von Jungen, ihr Ideal, dem sie einmal gleichen wollen. Gott, die naive Jugend braucht eben Ideale!

Wie leicht und einfach hatte es eine Fürstin der alten Epoche gegen einen Filmstar der neuen Ära. Lia Dämona ist das Ideal aller Mädchen, ihr Glanz der Traum eines wirren Deliriums. Wie sie sich trägt, ißt, schläft, lächelt, weint, küßt, welche Blumen sie liebt, ob sie Hunde oder Katzen streichelt, welches Parfüm, welches Negligé sie bevorzugt, wie sie Beine, Rücken, Busen zeigt und die Linie ihres Körpers vorteilhaft zur Geltung bringt, welche Marotte Lia hat, denn irgendwie muß man doch spinnen, um aufzufallen, alles will man wissen, um es nachahmen zu können. Vielleicht hat man das Glück, durch einen ausgefallenen Trick entdeckt zu werden.

Freilich darf man nicht im Verborgenen blühen, man muß in die Welt hinein, sich zeigen, nicht prüde sein. Der Weg zur Bühne oder zum Film geht zwar durch verschiedene Betten der maßgebenden Juden, die auf der Stufenleiter zum Ruhm stehen, so sagt man. Was ist dabei? Ist nicht das Prunkbett eines Regisseurs, ein Souper mit ihm in Seide und bei Sekt schon ein Stück des ersehnten Glückes? Was kann schon ein Monteur bieten, ein Buchhalter oder Geschäftsinhaber, von einem Arbeiter gar nicht zu reden? Und die Eltern wünschen doch auch, daß ihre Tochter einmal ihr Glück machen soll, weil schließlich auch für sie ein paar Brosamen abfallen. Und dann käme man in die Zeitung, alle Welt ist gerührt von den so wundervoll altmodischen Eltern, Mutter strickt und Vater züchtet Kaktusse.

Der Teufel hat das ganze Volk betört. Eine gewaltige Hypnose liegt über allen Gesichtern. Der Bann des ewigen Juden macht sie ruhelos, gierig, schamlos und brutal. Vom Verlangen betäubt hält alles still, wie in einer schweren Narkose, in der dieses lästige Herz in der Menschenbrust endlich herausgeschnitten und an seine Stelle ein kalter, eiserner Motor eingebaut werden soll.

Ihr werdet alle glücklich, flüstert die Suggestion des Satans.

Reich sollt ihr werden, reich, wenn ihr meinem erhabenen Beispiel folgt, raunt der ewige Jude.

Ich mache euch frei, Übermenschen sollt ihr werden! Haltet still, dann wird euch künftig kein Gewissen mehr drücken. Wir Juden haben auch kein Gewissen — und alle Menschen sollen gleich werden — wie wir.

Niemand sieht, wie es hohnlacht hinter der Maske des edlen Menschenfreundes. Und niemand hört es in der Betäubung der Narkose.

*

Daheim sitzt der Vater noch an der Werkbank und schustert so spät in der Nacht. „Bleib nur da!" sagt er, als Krafft wieder zur Türe will, „ich habe mit dir was zu reden." „So, was denn?" fragt er seinen Vater erwartungsvoll und setzt sich auf den leeren dreibeinigen Schusterstuhl, auf dem in besseren Zeiten immer ein Geselle gesessen hat.

„Ja, was ich dir sagen wollte", beginnt der Alte, „du stehst doch bald vor dem Examen?" „In sechs Wochen beginnt es, daß weißt du doch!" „Alles recht und schön. Ein Mädel hast im Kopf, jeden Tag läufst einem politischen Schmarren nach und lernen sollst auch, das paßt nicht zusammen. Warte wenigstens, bis du fertig bist!"

Der Alte mußte niesen und schneuzte sich, ehe er weiterredete: „Ich spreche aus Erfahrung. Ich könnte heut' anders dastehen, wenn ich nicht sechzehn Jahre lang einer Partei nachgelaufen wäre und oft mehr für die Partei als für die Familie gearbeitet hätte. Man hat keinen Dank davon, glaub mir's! Für saubere Charaktere ist das nichts, weil sie zusehen müssen, wie schändlich die Anhänger belogen und betrogen werden und am Ende was ganz anderes herauskommt, als zuvor besprochen worden ist. Dein Onkel kennt das gleiche Lied. Was hat der bloß für die Sozialdemokratie getan. Eingesperrt ist er worden, arm hat er sich gezahlt an Beiträgen und Spenden, ausgenutzt haben sie ihn, und er hat mir nicht geglaubt. Mir hat er das

gleiche vorgeworfen, und ich habe es auch nicht glauben wollen, bis uns zwei Eseln doch die Augen aufgegangen sind. Laß die Finger von der Politik, sag' ich dir. Du hast mit dir selber genug zu tun, wennst heiraten willst. Und das darfst du mir glauben, am schlimmsten kommen die Frauen dabei weg, die nie einen Mann haben, weil er draußen umeinanderpolitisiert und die Welt verbessert, während daheim die Familie verkommt."

„Das stimmt ja grad nicht ganz, ich wüßte nicht, daß wir verkommen wären. Aber wozu sagst du mir das, ich bin ja bei keiner Partei."

„Weil ich das kommen sehe. Bei mir hat es grad so angefangen. Ich meine, ich sehe mich selbst wieder, wenn ich dein Herumsuchen und deine Leserei beobachte. Was du so von den Juden erzählst, habe ich auch schon zu einer Zeit gehört, wo du noch gar nicht auf der Welt warst. Und was für ein Antisemit bin ich gewesen, ein richtiger Judenfresser. Der Schönerer war seinerzeit der Führer, wirklich ein Führer, aber dann ist doch alles auf einmal zusammengebrochen, und ich bin nachher froh gewesen, wenn mir ein Jud' das Leder geborgt hat, daß ich arbeiten und leben hab' können."

„Ja, und wie er dich einmal in seinen Krallen gehabt hat, dann hat er zugedrückt. Das weiß ich noch recht gut, wie er uns pfänden lassen wollte, und wie wir geschwitzt haben, Vater, du, die Mutter und wir Kinder bei der Heimarbeit, daß wir den Wechsel einlösen haben können, um den er die Pfändung aufgehoben hat. So hat er dir geholfen, dein Jud'! Damals habe ich den Haß in mich hineingefressen gegen den Hund, der immer so freundlich getan hat, wenn er im Haus war, und am andern Tag den Rechtsanwalt drohen hat lassen."

„Freilich, schon, aber meinst, ein Christ hätte mir geholfen? Damals, wie nichts zu fressen im Haus war und kein Leder und kein Nagel. — Keiner hat mir geborgt! Ich hab' ja zum Juden gehen müssen. Weißt du einen Lederhändler, der kein Jude ist? In der ganzen Stadt ist keiner gewesen, erst später hat einer von unserer Innung angefangen, und den haben sie kaputt gemacht. Da hat es auf ein Jahr lang mit einemmal ein billiges Leder ge-

geben und sechs Monate Ziel, bis die Innung bankrott war. Wir Schuster haben draufzahlen dürfen, und dann war das Leder teurer wie vorher."

„So machen sie es doch immer. Weißt noch, wie seinerzeit der Katz dich breitgeschwätzt hat einen ganzen Vormittag lang, bis du wieder bei ihm bestellt hast, und dann ist der Wechsel draus geworden? Weißt noch, wie er dir das Büchel hingehalten hat zum Unterschreiben, und wie ich als Schulbub gesagt hab', weil ich ihn einfach nicht leiden hab' können: ‚Vater, gib Obacht, a Katz!' Dafür hast dich dann ein paar Jahre an die Maschine in der Schuhfabrik hinstellen können im Akkord, bis sie dich todkrank heimgebracht haben. Hast du das alles schon vergessen?"

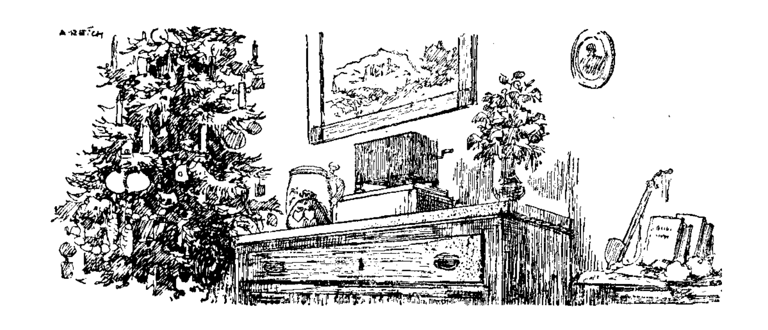
„Du liebe Zeit! Was war das alles gegen den Krieg? Lächerlich! Immer das Sorgen um dich, warum schreibt er denn nicht, ist ihm schließlich doch was passiert? Kleine Kinder, kleine Sorgen, große Kinder, große Sorgen! Drum meine ich, schau zuerst um dich, was du brauchst zum Leben und Heiraten, ehe du für die anderen die Kastanien aus dem Feuer holst. Du verbrennst dir die Finger, und die Kastanien fressen diejenigen, die zuschau'n und dich obendrein auslachen, daß es noch so dumme Menschen gibt. Drum rate ich dir, geh nicht hin!" „Ja, wohin denn?" „Zu der neuen Partei, zu der dich einer verziehen will, der heute geschrieben hat an den Herrn Krafft, kein Vorname dabei, aber, wie ich lese, sehe ich, daß er dich meint." „Wo hast du den Brief?"

Der Alte zog aus seiner Schublade einen Brief heraus und gab ihn seinem Sohn. Krafft las eine Einladung, die ganz privat von einem Manne kam, den er zu den wenigen zählte, die er in den Versammlungen der Völkischen schätzen gelernt hatte. „Kommen Sie am soundsovielten zum Sprechabend der Deutschsozialen Arbeiterpartei ins ‚Krokodil', hier finden Sie, was Sie suchen", hieß es da.

Gespannt beobachtete der alte Krafft den jungen und fragte, als er die Hand mit dem Brief sinken ließ: „Gehst du hin?" Aber der Junge hörte das gar nicht, so sehr war er überrascht. „Es gibt also schon eine Partei: Deutschsoziale Arbeiterpartei?" „Eine rote Partei mehr — was sonst?" „Glaub' ich nicht, Vater, ansehn werd' ich mir die

Gesellschaft wenigstens.“ „Freilich! Und dann bleibst pappen.“ „Dann muß es was ganz Besonderes sein, sonst nicht. Geh halt mit, wenn du Angst hast!“ lachte der Junge, und der Alte meinte: „Ich? Da müßte ich grad so verrückt sein wie du.“ „Kann man nicht wissen“, schmunzelte der Junge und drückte sich hinaus.





Ein Menuett

In der letzten Woche vor Weihnachten kam ein Brief von Berta an, von dem Krafft einen roten Kopf bekam, „Ich warte immer und warte, ob denn nicht endlich ein eingeschriebener Brief an meinen Vater kommt, in dem ein gewisser Hans Krafft den Schönwirt um die Hand seiner Tochter Berta bittet und heilig verspricht, mit ihr die Ehe einzugehen, und feierlich gelobt, sie immer auf Händen zu tragen. Du Schlüssel, das gehört sich doch! Deswegen können wir immer noch tun, was wir wollen, wenn mein Vater ‚nein' sagen sollte, was ich schon nimmer glaube, weil ihm meine Mutter täglich vorwirft, wie unchristlich es ist, sein eigen Fleisch und Blut verschachern zu wollen, statt es einem so aufrechten Christenmenschen zu geben, wie Du einer wärest. Und ob das nichts gelte, daß einer so ein schneidiger Soldat im Krieg gewesen sei, und ob er schon vergessen hätte, wo der Schönwirt heute wäre, wenn nicht im Mai ein gewisser Herr Krafft mit seinen Kameraden grad noch rechtzeitig gekommen wäre. Ob das der Dank von den Münchner Bürgern wäre für die Befreiung? Das könnte nur ein Unmensch fertigbringen, nein zu sagen, wenn er sieht, wie das Mädel zum Krankwerden in das blitzsaubere Mannsbild verschossen ist, und zu guter Letzt kommt dann so eine Geschichte heraus wie im vergangenen Sommer, wo

ein Liebespaar von der Großhesseloher Brücke in den Tod gesprungen ist, weil die Alten nicht haben wollten, daß sie einander gehören. Und nachher möchte man so eins mit den Fingern aus dem Friedhof herausscharren und gerne ja sagen, wenn's nur das nicht getan hätte.

Ganz mürb ist er schon geworden, so daß er mich selber gefragt hat, ob das mein Ernst wäre, daß ich Dich zum Manne will. Jawohl, habe ich gesagt, den oder keinen, er soll froh sein, daß so einer wie Du seine Tochter mag. Dann hat er gefragt, warum Du ihn nicht fragst, ob es ihm recht sei, schließlich sei er auch noch der Vater.

Du siehst, es steht gut; tue also, was Du nicht lassen kannst. Du ahnst nicht, wie ich mich darauf freue, wenn ich wieder bei Dir sein kann."

Am anderen Morgen wollte Krafft soeben den schwierigen Brief mit der Werbung beginnen, da kam ein Telegramm.

„Seit wann muß die Braut dem Bräutigam nachfahren? Kommst halt zu uns auf Weihnachten. — Schönwirt."

Da sprang Krafft vor Freude frei vom Boden weg auf den Tisch und stieß einen gellenden Juchzer heraus, daß seine Mutter erschrocken in die Stube kam und fragte: „Was machst denn da droben? Gehst gleich 'runter, du Lausbub! Jessas! Die Tinten hast ausg'schütt'." „Brauch' ich nimmer, ich fahr' gleich selber nach München zur Berta."

Unter der Fahrt schlug Krafft das Münchener Blatt auf, das er sich besorgt hatte, und sah eine ganze Seite mit Weihnachtsverlobungen ausgefüllt. Das mußt du auch noch besorgen, denkt er sich und wird mit einemmal rot vor Freude, steht wahrhaftig sein Name und der von Berta schon in der Zeitung. Das hat Berta verbrochen, damit hat sie sicher ihren Vater völlig überrumpelt. Na warte, du! Und er malt sich schon aus, wie er sie in seine Arme pressen und küssen wird, bis sie fast tot umfallen muß.

Er träumt noch beim Aussteigen davon und spürt das Stoßen und Schieben gar nicht, bis er mit jemand zusammenprallt. Und da hat ihn schon ein Arm um den Hals genommen, und ein Gesicht streckt sich ihm entgegen, und da fühlt er schon ihre weichen Lippen auf den seinen, einmal, zweimal, dreimal, daß er ganz rot wird unter

den Leuten ringsum. Dann lachen ihn ihre Augen an, und er denkt, daß sie noch schöner geworden ist — und sie staunt, wie stattlich und frisch er in Zivil aussieht. Bis eine vom Lachen geschüttelte Stimme kollert: „Seid's bald ferti? — daß man auch ‚Grüß' Gott!' sagen kann!" Der Schönwirt in strahlender Behäbigkeit, ganz anders als früher.

Sie schütteln sich die Hände und hören gar nimmer auf dabei. „Gut schaust aus! Heut g'fallst mir gleich noch besser wie das letztemal." „Weilst ihn nie richtig ang'schaut hast, Vater", behauptete Berta und preßte Kraffts Arm, daß ihm sonderlich warm dabei wurde. „Das Telegramm hast kriegt?" fragte der Schönwirt. „Sonst wäre ich nicht da", lachte Krafft und fügte mutig geworden hinzu: „Wann darf ich dann den Eltern meine Aufwartung machen?" „Aufwartung? Zu was solche Krampf? Du gehst gleich mit. Das Kalb haben wir schon geschlachtet und verwurstet. Mir brauchst nichts mehr erzählen, ich kenne mich jetzt schon aus mit euch zwei. Weißt, ich hab' es alleweil nicht glauben wollen, daß du mit ihr da Ernst machst. Ich hab' g'meint, das wär' bloß so eine Poussiererei, wie's halt die Soldaten gern möchten, und dann sind sie auf einmal fort und lassen das dumme Mädl stehn, am End' gar noch mit einem Kind." „Jetzt hörst aber auf, Vater", schmollte Berta, und war glühend rot vor Verlegenheit. „Ah, was, laß mich reden, daheim darf ich so nimmer das Maul aufmachen, dann bin ich schon ein Rabenvater, ein Kindsmörder und was sonst. Mir erzählt in solchen Sachen keines was Neues. Sechse hab' ich ausgeheiratet, jedesmal hat es geklappt, nur bei dem jüngsten Fratzen habe ich solche Scherereien. Wie die mich an der Nase 'rumgeführt hat! Du, da darfst dich beizeiten auf die Hinterfüße stellen."

Der Schönwirt lachte — und lachte wieder, als er Krafft daheim in die Küche schob: „Da ist er, der Schlankl! Er will jetzt wissen, ob er die Berta kriegt oder nicht. Von mir aus hat er sie." Und da lachte die Mutter, ein wenig Wasser in den Augen, und gab Krafft die Hände und meinte: „Jetzt tut er so, als ob's an mir wäre. Meinen Segen habt ihr schon immer gehabt, ich hab' mich gleich ausgekannt, daß das bei euch die richtige Weise war, die

nimmer voneinander läßt. Jetzt werde ihr halt ein rechter Mann!" Und dann weinte sie ein wenig an der Schulter des neuen Sohnes, der ihr die grauen Haare strich.

Beim Essen klang eine so heitere Fröhlichkeit durch die gute Stube, daß sie nicht merkten, wie die Zeit verstrich. Der Schönwirt war so gut aufgelegt, wie wenn er selber wieder jung wäre, sagte er. Wie seinerzeit, wo er als Schwerer Reiter vom Siebziger Krieg heimgekommen ist und seine Frau noch Köchin im „Grünen Baum" war. Hätte oft eine feine Partie machen können, nein, ihn hat sie haben müssen, einen Metzgerburschen. Ein blitzsauberes Ding war sie ja, so schön wie die Berta, nur hat sie den Kopf voller blonder Locken gehabt. Er war halt ganz verrückt in sie. Da ist er immer im „Grünen Baum" eingekehrt und hat sich bei der Küche hingesetzt, daß sie ihn vom Herd aus sehen hat müssen. Und da ist ihm schon aufgefallen, daß er immer so große Portionen kriegt hat, wenn er was zu essen bestellte. Bis er die Kellnerin einmal gefragt hat, und die hat gemeint, daß er der Köchin wahrscheinlich sehr gut gefallen muß.

Einmal ist aber die Wirtin vom „Grünen Baum" selber an seinen Tisch gekommen und hat so herumgefragt, wer er sei, und was er wäre, und zuletzt, ob er einmal an einem Nachmittag mit ihr und der Köchin Resi ausgehen würde in den Englischen Garten. Das war natürlich eine große, seltene Ehre für ihn, weil die Frau vom „Grünen Baum" eine hochgeachtete, in der ganzen Stadt geehrte Person war. Da haben sie halt dann so geredet, was er treiben will, ob er nicht selbständig werden möchte, daß er sich gleich ausgekannt hat und am liebsten hinausgejodelt hätte vor Freude. Die Frau vom „Grünen Baum" hatte ihm erzählt, wie fleißig die Resi wäre, was sie schon gespart hat, seit sie bei ihr kocht, und daß sie ihr selber eine schöne Aussteuer mitgeben würde; denn das war bekannt, daß sie ihre Leute wie eigene Kinder hielt und achtgab, besser wie manche Mutter, daß so ein Mädel nicht mit einem Kerl ins Unglück kam. Da hat er sich die Schneid genommen, wie die Frau sie ein wenig allein gelassen hat, weil sie die neuen Schwäne hat anschauen wollen, und hat die Resi gefragt, ob sie ihn gernhaben könnte. Und da hat sie

gesagt —. „Aber das sagt man doch nicht vor den Kindern!" wehrte die Mutter erglühend seinen Geständnissen. „Ich sag's aber doch", lachte der Schönwirt und erzählte, daß sie damals genau so feuerrot geworden ist, wie sie gestanden hat:

„Schon lang!" „Wie lang denn schon?" Schon seit dem Tag, wo er mit seinen Kameraden vor dem Ausmarsch nach Frankreich das letztemal im „Grünen Baum" zum Abschied war. Und jeden Sonntag, wenn für die Soldaten gebetet wurde in der Kirche, hat sie an ihn gedacht, weil sie ja niemand auf der Welt gehabt hat, an den sie denken konnte, denn sie ist ja ein Waiserl gewesen. Auf dem Heimweg hat er die Frau gefragt, ob er einmal kommen dürfe am Sonntag, er möchte ihr was sagen wegen der Resi. Und die Frau hat gesagt, es wäre ihr recht.

Das war wie ein Märchen aus der guten, alten Zeit...

„So haben wir es gemacht", lachte ein wenig gerührt der Schönwirt. „Aber heutzutage! Denk dir nur, Hans, haut mir gestern abend beim Kaffee die Berta eine Zeitung auf den Tisch und sagt: ‚Hier steht es!' Hat der Fratz einfach in die Zeitung setzen lassen, daß sie sich verlobt hat, ganz einfach, ohne mich zu fragen. Das braucht sie nimmer, meint sie, weil sie seit ein paar Tagen volljährig ist. So ein Fratz! Wie ich noch nicht gewußt hab', daß es so ernst zwischen euch ist, und sie einen Freier nach den andern fortgeschickt hat, da hab' ich ihr einmal geschworen: Der nächste wird geheiratet! Aber da hat sie sich vor mich hingestellt und hat mich angefunkelt, sag' ich dir, und hat die Arme in die Hüften gestemmt, ganz wie ihre Mutter: ‚Sag es noch einmal! Dann schreib' ich dem Hans, und wenn der seine Wut hat, garantier' ich für nichts. Da kennst den schlecht, Herr Papa!'"

Es ist soviel Lachen und Freude in dieser alten Stube voll Gemütlichkeit. Hans muß immer seine Berta anschauen, die vor innerer Freude strahlt. Sie haben die Hände unterm Tisch gefaßt und sind ganz nahe aneinandergerückt. Da hat er ihr ganz verstohlen den Ring an den Finger der linken Hand gesteckt, und sie merkt es erst, als er ihn ihr über den feinen Knöchel streift, und erschrickt leise, hält aber still vor Glück.

Da fällt dem Schönwirt ein, daß er ja seine Zigarren unten im Mantel hat stecken lassen, und die Mutter muß geschwind einmal nach dem Kaffee schauen, daß er nicht verkocht.

Sie müssen ein wenig lächeln über die Eltern, und dann ist es mit einemmal so still im Zimmer, daß man den Schlag der Herzen hört von einem zum andern.

Draußen wird es dunkel. Die heilige Nacht bricht an. Breite Schneeflocken wirbeln wie weiche Federn zur Erde. Wir bringen euch eine frohe Botschaft vom Himmel: Friede den Menschen auf Erden!

Hier und da leuchtet ein Christbaum auf hinter den Fenstern der Häuser gegenüber, und sie schauen verträumt in die sanften, verschleierten Lichter und denken daran, wie das sein muß, wenn sie einmal ihren Kindern den Baum anzünden können, und wieviel Heilige Abende wahrscheinlich noch vorübergehen bis dahin, daß sie noch enger zusammenrücken und das wogende Blut wie ein Feuer durch den Körper rinnt.

Da nahm sie sein Gesicht in ihre Hände und flüsterte: „Sag, ist das möglich? So lieb kann man sich haben?" Und sie preßte ihr Gesicht an das seine und küßte es, wohin sie traf mit ihren Lippen, und er hielt selig still und ließ sie nimmer los, bis ihr der Atem verging. „Du! — ich glaube, daß ich keinen ganzen Knochen mehr habe und lauter blaue Flecken", lachte sie heimlich vor Glück, schlüpfte mit einer leisen Bewegung aus seinen Armen und machte Licht. Dann mußten sie lachen, denn vor der Türe kriegte jemand einen Hustenanfall, ehe sie aufging und der Schönwirt hereinkam, der sich königlich an ihren roten Köpfen ergötzte. Bis er das Lachen doch nimmer verbeißen konnte und spitzbübisch fragte: „Hat's geschmeckt?" Worauf aber Berta ihn entrüstet hinausjagte, weil er noch dazu behauptete, man hätte das Busseln bis auf den Gang schnalzen hören.

Unten in der Küche sagte er mit Behagen und Stolz zur Mutter: „Das Mädel, die Berta, ist ganz wie ein Speiteufel, so hat sie mich jetzt hinausgeworfen. Aber ein Leben hat s', grad hupfen tut alles an ihr, die muß ihn schon narrisch gern mögen, den Hans." „Laß ihr nur die Freud', neugieriger Tropf, sie hat ihn so nur ein paar Tage, dann

muß er wieder fort auf eine Ewigkeit." Das weiß eine Mutter halt immer am besten.

Derweil war es aber oben ganz still geworden. Hans saß im Lehnstuhl und genoß mit Wonne das Spiel ihrer Glieder im Auf- und Niederschreiten, die kindliche Freude auf ihrem Gesicht und die flinken, kleinen Finger, an denen der ungewohnte Ring blinkte, daß sie ihn immer wieder ansehen mußte. Endlich war sie fertig und sagte: „Jetzt darfst du den Baum anzünden — und das Licht ausmachen — so! — und jetzt mache Licht hinter dem Kripperl — und dann darfst zu mir herkommen."

Ein feierliches Dämmern war in der Stube, nur die Lichter flammten und hüllten alles in ihren matten, goldenen Schein. Leise, auf den Zehen, schlich er zu ihr hin, daß nichts die weichen Glockenklänge verwische, die ihre Finger so fernher singend den Saiten des Klaviers abschmeichelten. Sie fühlte seine Nähe im Dunkeln und ließ den Kopf träumend zurücksinken an sein Herz, bis das feine Aufwallen der fernen Töne im Raum verronnen war.

„Setze dich so, daß wir uns sehen können", bat sie, und er zog einen Schemel an ihre Seite und stützte den Kopf zum Sinnen und Lauschen in die Hand. Und da fingen einige wundervolle Akkorde zu rauschen an und verhallten langsam zum Anfang einer alten, schlichten Melodie, an die sich ihre Stimme hinschmiegte so innig und zart, als käme sie gar nicht aus eines Menschen Brust. Und war doch nur ein einfaches Lied, ein Bauernlied, das einmal einer gefunden hat, als ihn das Wunder der heiligen Nacht überwältigt hatte, daß er singen und dichten mußte. Einer, von dem niemand den Namen mehr weiß. Fast ein Kinderlied! Und muß doch schon ein Mann gewesen sein, daß er schreiben und Noten setzen konnte zu einer Zeit, wo das eine seltene Kunst unter dem Volke war...

Als es vorüber war, schwang noch immer im Raum die Innigkeit jener vergessenen deutschen Seele mit den summenden Saiten nach, daß man das Atmen vergessen könnte.

Und nun schien es, als klänge das Läuten der Weihnachtsglocken darein, aus dem wie ein Licht der unendlichen Güte in tiefer Not das unvergessene Lied der heiligen Nacht zu den Sternen steigen will. Da erkennt er, daß es Berta

ist, die so schön singt, und sieht, wie sie ihm zunickt, er solle mitsingen, daß er ganz leise mit der Terz zu untermalen beginnt: „— alles schläft — einsam wacht nur das traute, hochheilige Paar —." Das ist, als ob ihre Stimmen nur eine wären, das dunkle Sehnen und das helle Freuen zugleich, daß sie selbst von der innigen Schönheit ergriffen werden und immer voller ihre Seele auftun, bis die letzte Zeile verklingt. Da lauschen sie noch immer auf den Nachhall im Innern ihrer eigenen Welt, aus der so ein Wunder kam wie ihre Liebe zueinander.

Leise nimmt sie seine Hände und sagt: „Komm, Hans, ich glaube das Christkindl war da, es hat dir was gebracht." Da lacht er ganz glücklich und sagt: „Ich hab' ja schon genug, mehr als genug." „Nach der Mette kommt die Bescherung", scherzte sie und schob ihn zum Christbaum. „Krieg' ich die lange Pfeife mit den Hirschgrandln?" fragte er lachend. „Die gehört doch dem Vater, du Kindskopf. Aber einen Tabaksbeutel hab' ich dir gestickt mit zwei Herzerln und vielen Rosen drauf." „Ach, zwei Herzln, ist der schön!" „Der ist für daheim, wenn du abends rauchen willst beim Studieren, daß du immer an mich denken sollst dabei." „Wie soll ich studieren, wenn ich an dich denke?" „Und das Bierkrügl gehört für die Feiertage, da sollst du es immer auf mein Wohl austrinken. Gefällt dir die Malerei und das Sprüchlein?" „Das ist ja ein Prachtstück, ganz verliebt bin ich in das Ding." „Das sollst du nur in mich sein, sonst nehme ich es dir wieder weg." Dann waren noch ein paar Bücher da, darunter Dantes „Göttliche Komödie", die sie gleich betrachteten, Wange an Wange, daß sich die Haare ineinander verfingen. Und als sie es zuklappten, sagte er: „Ich habe dir auch etwas mitgebracht", und rannte fort zu seinem Koffer.

„Du mußt einen Augenblick zum Fenster hinaussehen", bat er, als er wiederkam und die Hände am Rücken hielt. Sie kicherte vor vergnüglicher Neugierde und schaute zum Fenster hinaus. Mit einemmal fuhr sie herum, von einem zierlich hellen Klingen überrascht, und sah eine alte Spieluhr stehen, von der die graziöse Melodie eines Menuettsatzes kam, daß sie vor Entzücken hellauf jubeln mußte. „Gehört das mir? — Mir?" Sie konnte es immer noch nicht

glauben, als er „ja" gesagt hatte und seinen Arm um ihre Schulter legte und sie zum Sitzen zwang und erzählte: „Von meiner Mutter! Die soll dir gehören wie allen Frauen der Krafft vorher. Du bist die sechste in der Reihe; denn sie ist schon hundertfünfzig Jahre alt. Immer die Frau des ältesten Sohnes ist an der Reihe. Meine Mutter hatte einen besonderen Glauben daran, einen starken Mutterglauben. In der größten Not hat sie diese alte Uhr nicht fortgegeben, obwohl oft ein schönes Geld dafür geboten worden ist. Jahrelang ist sie schon unter einem Glassturz gestanden und nicht gegangen. Nur zu den heiligen Zeiten wurde sie aufgezogen. Das letztemal an dem Tag, an dem ich ins Feld ausgerückt bin. Vier Jahre hat meine Mutter darauf geachtet, daß sie nicht stehenblieb, nur einmal, wie ich schwer verwundet worden bin an der Somme und es um mein Leben ging, erzählte meine Mutter, da ist die Uhr wohl noch gegangen, aber ganz langsam, und das Spielwerk hat ein paar Tage lang ausgesetzt. Ich dachte, es wäre eine Einbildung, ein Aberglaube, aber meine Geschwister haben es selbst gesehen und erzählten mir, daß nach drei Tagen die Uhr wieder geschlagen und gespielt hat. Dann ist sie gegangen den ganzen Krieg hindurch, und wenn einmal die Post von mir zu lange ausblieb, hat meine Mutter nur nach der Uhr hingeschaut und sich getröstet, daß nichts passiert war mit mir. Von heute ab soll sie wieder das Laufen anfangen, nachdem sie zwei Jahre fast gerastet hat, und soll laufen, bis unsere Hochzeit gewesen ist. Siehst du also, es ist kein Geschenk, sondern eine Aufgabe für dich."

Berta streichelte mit den Fingern das alte, polierte Gehäuse, wie vor ihr schon fünf andere Frauen nacheinander, bis eineinhalb Jahrhunderte zurück, diese Spieluhr mit ihren Fingern betastet haben mochten, und ein leiser Schauer fröstelte ihr über den Rücken. „Sie ist so schön! Aber lieber wäre sie mir ohne dieses seltsame Wissen darum." „Hast du Angst davor, Berta?" „Fast! Ist nur ein toter Gegenstand, und soll doch eine heimliche Kraft drinliegen." „Nur die, die du hineinlegen willst. Deinen Glauben, deine Liebe mit ihrer ganzen Innigkeit." „Und die vorherigen?" „Sind weg! Denn ein Gegenstand hat nur den Sinn, den wir Menschen hineinlegen. Denke an das Beispiel mit dem

Messer. Meine Mutter hat ihren Glauben an mein Leben mit ihrer letzten Hingabe darangehängt, der Sinn ist jetzt vorbei, denn er hat sich jetzt erfüllt, wie meine Mutter glaubt. Du kannst es auch sein lassen, wenn du willst, denn die Uhr geht ja auch so."

Dazu lächelte er über ihr staunendes und doch zweifelndes Zuhören. „Aber du wärest sicher die erste Tochter der alten Ahne Eva, die eine Gelegenheit vorübergehen ließe, in das Weben jener unbekannten Kräfte, die zwischen Himmel und Erde sind, hineinzugreifen und einen Faden für sich herauszuholen." „Ich würde mich hüten, denn ich fürchte mich davor." „So lange, bis an dein Herz ein Zweifel, eine tödliche Enttäuschung herankommt, und nirgends mehr eine Hoffnung, eine Rettung sich zeigt. Da lernt sogar ein Mann das längst vergessene Beten wieder, und ein Weib ist imstande, mit ihrer Glut des gläubigen Vertrauens, dann, wenn alles verzagt und die nackte Seele vor Verzweiflung weint, seine Wunder über Entfernungen hin zu wirken. Hast du das nie erfahren?"

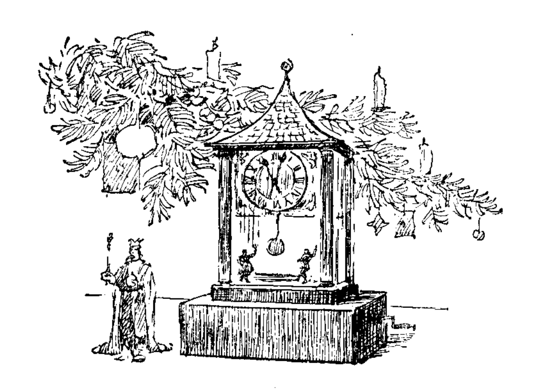
„Doch! Nun wird es mir erst klar, wie ich das von dir höre. Und jetzt verstehe ich, was deine Mutter mir sagen will. Ich soll an dich glauben unentwegt, immerzu, Stunde um Stunde, Tag um Tag, Jahr um Jahr. Hans, das mit dieser Uhr ist eine so einfache, tiefe Weisheit, eine so köstliche Art, die Frau zum Dienst an ihrem echten Wesen zu zwingen; denn, ach, jetzt begreife ich, dann werden Kräfte in uns lebendig, die wir nie geachtet und nie bewegt hätten."

„Ja, Berta! Stark muß man schon sein heutzutage, damit man über das gewöhnliche Leben hinwegkommt. Sieh, eine Fahne ist am Anfang nur ein Stück Seide in bunten Farben. Wenn aber die Fahne Soldaten unter sich hat, denen sie Symbol auf Leben und Tod sein kann, wenn Menschen dafür sterben und Blut vergießen und ihr ganzes Leben dem Dienst an dieser Fahne weihen, dann ist dieses Stück bunte Seide ein Heiligtum, und wenn die Jungen sie sehen, dann sind sie auf einmal anders als sonst, denn der Zauber dieser Fahne hat sie in den Bann der Sache geschlagen, für die sie als Symbol weht. Ist diese Uhr etwas anderes als ein Symbol der Krafftschen Frauen? Ich

wüßte keinen edleren Sinn, den du hineinlegen könntest, als den der Treue, die du von mir und ich von dir zu fordern habe. Willst du?"

Sie nickte und drückte die Uhr an ihr Herz: „Gern! Sag deiner Mutter Dank dafür!"

„Wir sind doch ein ganz altmodisches Liebespaar", lachte er leise zu ihr auf, „moderne Menschen sind weniger umständlich." „Sie sind auch nicht so glücklich wie wir", behauptete sie.





Das Übel im Volk

Beim rechten Licht betrachtet, war es Krafft zur Zeit gerade nicht angenehm, der wiederholten Einladung des Bekannten zum Besuch einer Versammlung der neuen Partei zu folgen. Er wäre viel lieber im Schnee herumgestiegen und hätte gerne dabei vor sich hingeträumt von den schönen Weihnachtstagen. Denn der Himmel hängt voller Geigen für ihn, und es dünkt ihm, daß es für alle andern Menschen gerade so sein müßte. Er liest keine Zeitung mehr, weil ihm die Nachrichten ganz sinnlos erscheinen vor der Gewalt der Gefühle, die ihn bestürmen. In solcher Stimmung Versammlungen besuchen? Nein! Das hat schon noch ein paar Wochen Zeit.

Aber da hat ihn weiß Gott der Teufel pfeilgerade ans „Krokodil“ hingeführt bei seinem planlosen Umherlaufen. Es kann auch ein guter Geist gewesen sein. Er lacht ein wenig über so einen merkwürdigen Zufall, geht aber jetzt auch hinein und sucht nach der Türe, an der mit Kreide geschrieben steht: „Deutschsoziale Arbeiterpartei.“ Ein Hakenkreuz ist daneben.

Wie er das Nebenzimmer betritt, wenden sich einige zwanzig Köpfe nach dem Störer um. Der Redner scheint sich vor Schreck verschluckt zu haben, weil er plötzlich stockt und um den verlorenen Faden ringt. Ein Neuer? Kann

auch ein Versprengter sein, der sich in der Türe geirrt hat, denkt die lauernde Versammlung und macht fast feindselige Gesichter. Doch da erhebt sich einer, der Bekannte, und holt Krafft an seinen Tisch. Bis einige Stühle gerückt sind, hat auch der Redner seinen Faden wieder gefunden, so daß allmählich sich die Gesichter wieder von Krafft abwenden. Einige kommen ihm bekannt vor vom Schutz- und Trutzbund, und auch sie scheinen ihn wiederzuerkennen und nicken zu ihm her.

Krafft horcht auf. Das ist ihm neu, was er da hört. Von den Juden und der deutschen Arbeiterbewegung spricht der Mensch am Tisch. Fast etwas unbeholfen im Ausdruck und mit Redewendungen wie ein Anfänger. Und sehr oft keine ganzen Sätze. Aber man versteht, was er meint, man fühlt, was er nicht sagt, denn da spricht kein gelehrter, geübter Mund, sondern ein heißes, kämpfendes Herz. Und das ist das Neue für Krafft.

Vieles weiß er bereits aus der von ihm längst verschlungenen Literatur über die Judenfrage, aus Flugblättern und — woher denn noch? Ach ja, aus sich selber, aus seinem Instinkt weiß er es, daß es nicht anders sein kann, sondern genau so, wie der Redner es sagt. Da spürt er ganz zufrieden, daß er zu diesen Männern schon längst gehört, und ist nun doch froh, daß er hereingegangen ist.

„... wo ein Übel ist im Volk, und man schneidet es auf, da findet man als Erreger immer wieder den Juden. Das ist der Bazillus, der uns krank macht und elend und schwach. Und fragt man, warum die gewaltige Arbeiterbewegung in Deutschland die Massen statt zum Glück zum Unglück geführt hat, dann braucht man nur die Führer dieser sozialistischen Bewegung zu betrachten, und das Rätsel ist keins mehr. Es sind keine Arbeiter an der Spitze, sondern jene Sorte Menschen, die noch immer seit Jahrtausenden der Arbeit aus dem Weg gegangen sind und das neue Evangelium verbreiteten, daß das Geld arbeite, der Mammon! Geld regiert die Welt. Wer kein Geld hat, ist bedeutungslos, und wenn er das größte Genie wäre. Wenn er Glück hat, dann kann er mit seinem Können den Knecht machen und Dividenden schinden für andere, die keinen Finger zu rühren brauchen, nur einmal im Jahr zum Couponschneiden.

Denn ihr Geld arbeitet, das heißt Tausende armer Teufel plagen sich um einen Hungerlohn für die Dividende oder die Zinsen des Leihkapitals. Ein Jude hat einmal auf einem Kongreß in Wien lange Jahre vor dem Krieg gesagt: ‚Fördern wir die Arbeiterbewegung, aber seien wir dabei vorsichtig, damit die Arbeiter nicht merken, daß sie in Wirklichkeit nur unsere Knechte sind.'"

Staunendes Raunen unterbrach die Rede, aber der Sprecher winkte energisch ab und fuhr leidenschaftlich in seiner Rede fort: „Wer hat das Geld in der Welt? Wer verwaltet es in seinen Tresors? Morgan, Rothschild, Warburg, Bleichröder, Aufhäuser, Löb und Kohn, Rathenau, die ganz großen Multimillionäre in allen Ländern der Welt. Wer regiert also in Wirklichkeit?

‚Dreihundert Finanzleute, von denen jeder jeden kennt, bestimmen die Geschicke der Welt', hat Rathenau einmal geschrieben, aber das Buch ist aus dem Handel verschwunden wegen dieses unvorsichtigen Geständnisses. Daran geht die Welt blind vorbei, und der deutsche Arbeiter singt immer noch seine Internationale und will nicht glauben, daß es nur eine einzige wahre Internationale, die des Goldes, gibt, aber nicht der Völker. Sein roter Parteisozialismus ist ein einzigartiger jüdischer Betrug. Nicht die versprochene Freiheit, sondern ewige Sklaverei ist das Ende der Träume des deutschen Arbeiters in den marxistischen Parteien. Deswegen war die Revolution von 1918 so erfolglos, weil sie nicht den Hauptfeind des deutschen Volkes, den Juden, aus dem Sattel warf, sondern erst recht hineinsetzte. Wo bleibt der Sozialismus? — fragen sie heute und ahnen nicht, daß sie den größten Feind des wahren Sozialismus zum Führer haben, den Juden, der nur davon lebt, wie ein Schmarotzer an fremden Körpern zu saugen, bis sie tot sind. Daher gilt es die deutsche Arbeiterschaft aufzuklären über die wahren Feinde und sie zum Kampf zu sammeln in einer neuen Partei, in der kein Jude aufgenommen wird und sich zur Führung hinaufschmuggeln kann. Das ist die Deutschsoziale Partei!

Jeder, der mit seiner Hände oder seines Kopfes Arbeit sein Brot verdient und deutsches Blut in den Adern hat, und keiner Geheimorganisation — da stutzt Krafft! — an-

gehört, die doch nur Trabanten der jüdischen Weltherrschaft sind, der ist bei uns willkommen! Heil!“

Das letzte war zu ihm hergesprochen, fühlte Krafft beim einsetzenden Beifall und den prüfend auf ihm ruhenden Blicken, aber es wäre gar nicht nötig gewesen. So endete die Versammlung mit der Aufnahme eines neuen Mitgliedes, des nunmehrigen Parteigenossen Hans Krafft, und der Redner freute sich über diesen schönen Erfolg seiner Werbearbeit, der ihm wohl selten beschieden war.

An diesem Abend kam Krafft wieder einmal spät heim. Er hatte noch lange mit seinen Parteigenossen geredet und manchen näher kennengelernt. Es waren meist Leute aus kleinen Verhältnissen, Arbeiter, Handwerker, Angestellte. Meist solche, die von den roten Parteien enttäuscht waren oder bisher nicht „ihre“ Partei gefunden hatten unter den rund dreißig, die es zur Zeit gerade gab. Ein Zug war ihnen allen gemeinsam, ein fanatischer Judenhaß, wenn auch ihre Auffassungen über die Ziele der neuen Partei nicht ganz klar waren. Ein Programm gab es noch nicht, das sollte erst aufgestellt werden, und außerdem war zum Druck noch kein Geld vorhanden. Aber die Menschen gefielen ihm. Sie waren durchweg Frontsoldaten, Kerle mit kantigen Gesichtern, und Kampfhähne wie er. Das erschien ihm jetzt auch wichtiger als gedruckte Leitsätze. Jedenfalls machte er da einmal mit. Alle großen Dinge haben noch immer ganz klein angefangen.

Seine Kameraden im Semester, die natürlich das neue Abzeichen, einen Hammer mit einem Hakenkreuz und einem Eichenlaub, an seinem Rockaufschlag bemerkten, wollten wissen, was jetzt das wieder für eine neue völkische Sache wäre. Eine Arbeiterpartei? Vorerst rümpften einige die Nase, bis sie Näheres von Krafft hörten und doch neugierig wurden. Ansehen kostet ja nichts.

Einmal hingehen und hören, aber nicht gerade jetzt, mitten in den Vorprüfungen.

Der Paul redete ganz hochnäsig dagegen: „Arbeiterpartei? Kommt doch für uns gar nicht in Frage. Ich kann doch nicht als künftiger Unternehmer zu einer Arbeiterpartei gehen. Ihr doch ebensowenig. Und außerdem bin ich schon beim Schutz- und Trutzbund, was meinem Alten so-

wieso nicht paßt. Wozu diese Verzettelung?“ Das schien den meisten einzuleuchten. Man bleibt doch besser weg von dieser Partei.

„Schön, du machst also nicht mit, weil wir eine Arbeiterpartei sind“, sagte Hans zum Paul und lachte: „Dann mußt du halt warten, bis man deinetwegen eine Faulenzerpartei gründet.“ Da lachten sie mit und sagten zu.

Der alte Krafft hatte die Flugblätter gelesen, die der junge mit heimgebracht hat. „Das ist dasselbe, was schon zu meiner Zeit geschrieben worden ist. Solche Flugblätter habe ich zu Tausenden ausgetragen, wie du noch gar nicht auf der Welt warst. Hier zum Beispiel steht was vom alten Fritsch vom ‚Hammer‘. Diese Zeitschrift habe ich schon seinerzeit gelesen, wie noch der Schönerer gegen die Juden gewettert hat und dann der Lueger in Wien. Hat doch alles nichts genutzt. Weißt, ein alter Judenspruch sagt: die Welt will betrogen sein. Und ich glaub' auch, daß es so ist, denn sie läßt sich mit Vergnügen bescheißen, und wer die Wahrheit sagt, der wird eingesperrt oder erschlagen, wie's seinerzeit auch war.“

„Aber diesmal wird eine Partei den Kampf aufnehmen“, trotzte der Junge dagegen.

„Ach was! Der Partei machen sie es genau so wie uns damals.“

„Das wollen wir sehen!“

„Ihr werdet es schon sehen. Die Juden sind heute viel, viel stärker als zu meiner Zeit.“

„Wir auch, Vater, denn wir Jungen denken weiter, als ihr gedacht habt.“

„Die Juden sind eine Weltmacht.“

„Dann müssen wir auch eine werden.“

„Ach, du liebe Zeit! Mit was denn?“

„Mit der Kraft der Verzweiflung, wenn uns nichts anderes mehr bleibt.“

„Dummer Bub! Du kennst es noch nicht, wie schlecht die Welt ist. Hintennach reut's dich doch. Und wenn du so weitermachst, brauchst schon gleich gar nicht ans Heiraten denken, so bringst du bloß Unglück über deine Familie. Denk dran, ich hab' es dir gesagt!“

„Grad deswegen, Vater! Weil sonst das Unglück über

uns alle kommt. Ich will einmal wissen, warum ich gelebt hab'. Sonst kann ich vielleicht höchstens Sklavenaufseher werden über die andern, die weniger gelernt haben als ich, wenn wir uns weiter gefallen lassen, was die Saujuden mit uns anstellen. Und die Berta, könnte sein, daß sie dann nicht mir, sondern so einem Hund gehört, und sie muß sich das auch gefallen lassen. Da ist mir das Unglück, das du meinst, schon lieber als das Glück, das mir dann blühen könnte. Entweder — oder! heißt es jetzt für uns. Das wird ein Riesenkampf werden, das sehe ich voraus. Aber, wenn nicht heute, dann in einem Jahr oder später muß ich doch mittun, ob ich mag oder nicht. Dann will ich lieber einer von den ersten als von den letzten sein. Treibt sie zurück in ihre dunklen Gassen — eh' sie euch in ein Christengetto sperren! Den Spruch kennst du doch, selber noch von früher. Weil ihr nachgegeben habt, ist aus Deutschland die reinste Judenkolonie geworden. Wir Jungen geben aber nicht wieder nach."

„Meinetwegen tu, was du willst. Aber mich laß in Ruh' mit deiner Politik." Der Junge lachte: „Auch du, Vater, gehörst dazu! Da hast du keine Ruhe vor mir, bis nicht Deutschland endlich wieder deutsch geworden ist."

*

Wie damals im ersten völkischen Kreis hatte Hans auch diesmal wieder die meisten Gäste zum ersten öffentlichen Sprechabend der neuen Partei mitgebracht, das Korps seiner Kameraden. Auch sonst war eine Menge fremder Gesichter im fast zu engen Nebenzimmer des „Krokodil" zu bemerken. Einer der Parteigenossen Kraffts raunte ihm ins Ohr, daß ein großer bekannter Gewerkschaftsbonze anwesend sei, der sicherlich in die Aussprache eingreifen werde. Dort neben der Türe, der Dicke mit dem Kneifer, das wäre er. Den mußte sich Krafft schon näher ansehen. So was begegnet einem nicht alle Tage.

„Ratet einmal, wer das ist, der Dicke dort mit der Glatze und dem Zwicker?" fragte er seine Kameraden. „Raten kann man da nicht gut", meinte der Martin, „aber schätzen, und zwar auf gut zweieinhalb Zentner Lebendgewicht." „Schaut

er nicht so aus, als wenn er sich bald zu einem Juden durchmausern möchte?" fragte der Christian. Als aber Krafft behauptete: „Das ist ein echter Arbeiterführer vom Metallarbeiterverband", da wollten sie es nicht glauben. „Der paßt ja wie die Faust auf einen Abortdeckel zu seinen Metallarbeitern", meinte der Berger ganz laut über den Tisch, daß der Dicke herüberschaute. Aber Höllein entgegnete ebenso laut: „Verstehst du nicht, Berger. Der lebt seinen Leuten nur das Beispiel vor, wie alle aussehen werden, wenn einmal die soziale Frage gelöst ist."

In ihr Lachen hinein entstand eine Unruhe in dem fast überfüllten Raum. Der Redner des Abends erschien, ein Lehrer, wie es hieß. Ein eckiger Bauernschädel mit einer hohen Stirn und einer scharf gebogenen Nase wie ein Adlerschnabel ließ einen draufgängerischen Soldaten erkennen, einen von jenen Typen, die unter Männern selbst geachtet sind, weil ihr Gesicht Mut, Wille, ihre Stirn Kraft und Trotz und die Augen Feuer und Klarheit zeigen.

Er begann zu reden mit einer Stimme, die voll Glauben war und voll Liebe und Haß. Und es war so still im Raum, daß man die Bank ächzen hörte, wenn die zweieinhalb Zentner Lebendgewicht ihren Schwerpunkt veränderten. Krafft sah, wie die Äuglein hinter dem Zwicker lauernd funkelten und manchmal die fette Pfote etwas auf ein Papier schrieb. Und dann sah Krafft, daß noch mehr solche Leute im Zimmer waren, die mitschrieben und ihre Köpfe lauernd vorneigten. Höllein hatte ebenfalls im Kreise herumgeblickt und flüsterte ihm ins Ohr: „Dreiundfünfzig Anwesende, alles in allem." Das war ein unerhörter Erfolg für den Anfang.

Und die Rede floß und holte Erinnerungen herauf aus der jüngsten deutschen Geschichte, vom Reiche des eisernen Kanzlers, der selber ahnungsvoll vor seinem Tode sagte, er wolle in fünfundzwanzig Jahren wieder aufstehen und sehen, was von seinem Reiche noch geblieben sei. „Denn er wußte vom Neid der Welt, der uns die erdrosselnde Einkreisung bringen mußte, die zu einer Zeit kam, welche für Deutschland die ungünstigste war. Und gerade der so viel gepriesene Friedenskaiser mußte sein Volk in den grausamsten Krieg schicken, der mit Deutschlands tiefstem Fall in

seiner Geschichte endete nach Jahren voll Sieg und unsagbarem Heldentum. Als die Soldaten von der Front heimkehrten, fanden sie kein einiges Deutschland mehr, das sie verlassen hatten, sondern einen Haufen Parteien und eine Revolution, die nichts anderes als die größte Schiebung in dieser großen Zeit der Wucherer und Schleichhändler war. Niemand im Volk verstand mehr, was werden sollte. Indem man große Versprechungen gab, war das genaue Gegenteil schon festgelegt — und selbst der Dümmste im Staate witterte heute Betrug und Verrat. Wer aber konnte diese dunklen Wirrnisse enträtseln? Keiner der vielen Standpunkte, die eingenommen wurden, ließ Einblick gewähren, und es wurde nichts dadurch klarer, daß man sich auf den Boden der Tatsache stellte, die ganz anders waren, als man sie vorher sah.

Lord d'Israeli, ein Jude und Kanzler in England, hat einmal das Wort ausgesprochen, daß die Rassenfrage der Schlüssel zur Weltgeschichte sei. Da ist auf einmal das Bild anders, denn so betrachtet liegt mit einemmal System in den Ereignissen, die als Politik Geschichte werden. Und mit einem Schlage wird uns klar, warum das alles uns innerlich nicht erhebt, uns so zuwider ist, so eklig, und warum sogar die Väter der Revolution sich ihres Kindes schämen. Denn was sich erfüllte, war nicht des deutschen Volkes Wille, sondern der Plan einer uns fremden Rasse, eines anderen Volkes, das uns bis zur Vernichtung haßt. Wer den Schlüssel zur Weltgeschichte anwendet, der sieht in allem Unglück, das uns getroffen hat, die hohnvollen Züge des ewigen Juden, sieht seine Spinnenfinger die Netze stricken und hört sein geiles Lachen darüber, wie dumm und gutgläubig wir gewesen sind, daß wir den Hebräern eher glaubten als den Warnern und Sehern aus unserem Blut, der Kaiser auf seinem Thron ebensowenig wie der Arbeiter in seiner Fabrik.

Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit! Sie sind alle drei erfüllt, aber nicht an uns, sondern an unseren Feinden.

Wer hat mehr Freiheit als der Jude? Wer genießt mehr Rechte als das auserwählte Volk? Der Goi, der Nichtjude, ist sein Knecht, und Knechte brauchen keine Freiheit.

Die Gleichheit redet er uns ein. Alles, was Menschen-

antlitz trägt, ist gleich, sagt er, und wir beten es nach und denken nicht daran, daß unsere Rasse die edelste auf dieser Erde, der Jude aber als Rasse ein Kehricht aus allen Rassen der Welt ist. Noch als Kinder haben wir gesagt, der Jude stinkt. Heute ist das ausgeglichen, wir trachten danach, besser als die Juden zu stinken vor Niedrigkeit.

Und die Brüderlichkeit? Aus unserem Volk haben sie Parteien gemacht und Klassen und Konfessionen. Und willst du nicht mein Bruder sein, so schlag' ich dir den Schädel ein. Das ist die Bruderliebe! Die Brüder Freimaurer allerdings lächeln sich verständnisinnig zu, und die Juden ebenso, wenn sie unter sich sind. Hier gibt es eine Brüderlichkeit, aber eine solche, wie sie in Verbrecherbanden aus Angst vor Entdeckung und Strafe entsteht. Sogar den Bruder Neger haben sie im Krieg gegen unsere Rasse eingesetzt, und im Zeitalter der Kultur und Zivilisation bewachen Schwarze den deutschen Rhein.

So sieht die Geschichte aus, wenn der Phrasennebel verfliegt und der Rausch von Zukunftsträumen ein elender Katzenjammer wird. Dann sieht jeder das Urteil von Versailles, die Krone der Weltgaunerei, brutal vor sich: Deutschland ist zum Tod verurteilt!

Gnade gibt es unter den Völkern der Erde nicht. Es gibt keine Menschheit, sondern nur Rassen, es gibt keine Klassen, sondern nur Nationen. Das Leben auf dieser Erde ist ein ewiger heißer Kampf, kein ewiger süßer Frieden.

So ist die Geschichte der Welt, nicht anders. Und unsere Politik war Selbstbetrug, eine Blindheit sondergleichen im Zeitalter der Aufklärung. Nicht die Augen hat man dem Volk geöffnet, sondern Träume hat man ihm vorgegaukelt und endlos gelogen. Alle Parteien ohne Ausnahme. Die ganze Presse ohne Ausnahme hat uns die Wahrheit der tatsächlichen Verhältnisse verheimlicht. Schon in der Schule hat man uns als Kindern eine falsche Betrachtung der Welt gelehrt, wie sie tatsächlich nicht war, und in den Kirchen hat man uns falsche Lehren aus Christi Worten und Taten von der Kanzel gegeben. Unsere Sitten waren nicht mehr die unseren, sondern fremde, jüdische Unsitten, und unser Recht war ein entsetzliches Unrecht, das das Gute, Rechtschaffene verurteilte und die Gaunerei straffrei ließ.

Eine Schichte von Gaunern, Schiebern, Lügnern und Betrügern und solche, die aus Neid und Dummheit geboren sind, beherrscht das Volk und bestimmt sein Schicksal. Ein kleiner, raffinierter Teil das große, schafsgeduldige Volk. Und wenn hier und da eine Empörung in blinder Wut entsteht, dann sind jene Gauner die Aufrührer und lenken die geballte Faust beim Niederschlagen immer so, daß sie nicht den wahren Schuldigen, sondern immer den unschuldigen, ebenso leidenden Bruder trifft."

Beifall unterbrach spontan den Redner. Nur der Bonze lächelte überlegen skeptisch und tuschelte seinen Nachbarn etwas ins Ohr, daß sie schmunzelten und triumphierend umhersahen. Eine Handbewegung des Redners schaffte atemlose Stille, daß er fortfahren konnte.

„Doch während ein Sechzigmillionenvolk noch träumt von Weltfrieden und Völkerversöhnung und dem Wiederaufbau aller Völker, während man den Sirenenklängen von einer alle Not lindernden Wirtschaftsära wie hypnotisiert lauscht und das deutsche Volk mit rasender Eile dem Abgrund zutreibt, stehen Männer auf im Land und warnen und weisen andere Wege. Steinige, schwere Wege, aber die Wege zur Befreiung von diesem Alp, der auf Deutschland liegt. Aber noch geht die deutsche Eigenbrötelei hundert verschiedene Wege, und die Gefahr besteht, daß das beste Wollen in der Wüste der Gleichgültigkeit und Müdigkeit oder Hoffnungslosigkeit versandet. Daher haben wir den Weg einer Partei gewählt, um nicht neben dem Gelände der Politik, auf dem unsere Geschichte gemacht wird, in harmlosen Geheimzirkeln, Weltverbessererevereinen und sich vom Volk abkapselnden Bünden eine vergebliche, opfervolle Arbeit zu tun, sondern in aller Öffentlichkeit mit unseren Köpfen und Namen für das betrogene Volk einzustehen.

Wir sind heute ein kleines Häuflein Männer, arm, voll Sorgen um die Existenz, wir haben keine Zeitung für die Verbreitung unserer Idee, wir sind bereits jetzt, da wir kaum zusammengekomen sind, von den Juden verfolgt und verfemt. Wir haben nur eine Kraftquelle, das Beispiel der Millionen Deutscher, die im Kriege für dieses Volk und Land gestorben sind. Dieses größte Opfer aller Zeiten kann nicht vergebens gewesen sein, wie man uns heute glauben

machen möchte. Irgendwann wird eine höhere Gerechtigkeit" — da lacht es aus einer Ecke höhnisch auf, aber unbeirrt sagt der Redner: „eine höhere Gerechtigkeit, jawohl! Sie wird dieses unerhörte Opfer unserer Kameraden von einst zum Segen für das neue Deutschland wandeln, das wir ersehnen von ganzem Herzen. Und dieser höheren Gerechtigkeit wollen wir mit Wonne ihr Werkzeug sein. Das kann nicht jeder, das kann nur der, der sich freigemacht hat von dem Wahn der Internationale, vom Gift des Juden und von der Hoffnung auf die Gnade unserer Feinde. Der sich auf sein deutsches Blut besinnt und auf den Spruch:

Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen!

Wir wollen nicht Bürger sein oder Proletarier, nicht Nationalisten allein oder Sozialisten, sondern deutsche Sozialisten. Und Arbeiterpartei nennen wir uns mit Stolz, weil wir nicht Fronknechte des internationalen Geldjudentums bleiben, sondern freie, deutsche Arbeiter sein wollen. Ganz gleich, ob wir am Schraubstock, am Pflug oder vor einem Hauptbuch stehen. Her zu uns! Mit uns werben und kämpfen und opfern! Ein besseres, schöneres, freies Deutschland wird es uns einst danken. In einem Sklavenstaat wollen wir nicht leben, denn lieber tot als Sklav'! Heil!"

Einen Augenblick war es noch stille, als der Redner schon schwieg. Aber dann brach ein herzlicher Beifall los. Kraffts Augen leuchteten, und seinen Kameraden sah er eine ernste Begeisterung an. Der Martin sagte nur: „Das war pfundig!" und der Höllein scherzte: „Genosse, gib mir deine Flosse, ich bin dabei!" „Wie einst im Mai", ergänzte der Berger und nickte Krafft zu: „Besorge Aufnahmescheine." Der Christian zögerte noch und meinte, man müsse erst die Aussprache abwarten, und vor dem Examen könnte er sich nicht auf so was einlassen. Überhaupt hänge das von der weiteren Entwicklung seiner Existenzfrage ab, man könne nicht wissen, ob dem künftigen Chef die politische Einstellung —. Aber da faßte ihn der Endreß beim Rock und schaute ihm fragend ins Gesicht — „Feigling?" —, daß Christian rot wurde und heftig entgegnete: „Ich bin ein ebenso guter Deutscher wie du, aber ich habe eine Mutter zu versorgen, die alles für mein Examen aufwendete. Des-

wegen kann ich nicht so leichtfertig —." „Halt's Maul, Christian!" mischte sich der Lindner ein. „Meinst du, wir haben für niemand zu sorgen? Was wollte da einer sagen, der Kinder hat. Entweder — oder!" „Das verstehst du nicht", fuhr der Wagner dazwischen, „es ist nicht feige vom Christian. Der fragt sich nur, ob er ganz der Partei angehören und ganz mitmachen kann. Das kann ich zum Beispiel auch nicht. Der Vater meiner Braut hat viel mit Juden geschäftlich zu tun, den würde ich glatt ruinieren, wenn herauskäme, daß ich Antisemit bin. Das geht einfach nicht." „So, das geht nicht?" brauste Lindner auf. „Warte nur, bis dein Schwiegervater bankrott ist, dann geht es schon. Meinst du, daß mein Vater erbaut ist, der selber ein alter, eingefleischter Sozi und Gewerkschaftsdelegierter vom Palierverband ist? Das ist mir aber völlig wurscht."

Die Glocke läutete. Beruhigung trat ein, und der Versammlungsleiter gab bekannt, daß sechs Wortmeldungen vorlägen, so daß jeder Diskussionsredner eine Redezeit von zehn Minuten erhalte. Aber der dicke Bonze schrie: „Zur Geschäftsordnung! Ich verlange unbeschränkte Redezeit, in zehn Minuten kann ich nicht den haarsträubenden Unsinn des Referenten behandeln. Bitte um Abstimmung!" „Sehr richtig! Abstimmen!" rief es von mehreren Seiten. „Freie Diskussion!" Da sprang Höllein auf und rief laut in den Tumult: „Zur Geschäftsordnung!" und erhielt das Wort. „Unbeschränkte Redezeit? Gut! Aber dann wollen wir nach jedem Diskussionsredner gleich die Antwort hören, auch mit unbeschränkter Redezeit. Wenn Polizeistunde ist, ist sowieso Schluß mit dem Quatsch." Da lachten alle, und der Bonze bestand nicht mehr auf seinem Antrag.

„Ich gehöre keiner Partei an", begann der erste Sprecher, „und ich muß sagen, daß ich bitter enttäuscht bin von Ihrer neuen Partei. Nichts als Haß und Überhebung hört man hier, kein Programm, keine klare Forderung — und so frag' ich, was gedenken Sie für die Hausbesitzer zu tun, die heute unter den sozialistischen Forderungen zusammenbrechen? Von den nötigen Mietsteigerungen will keine Partei etwas wissen. Ob man vielleicht bei der neuen Partei daran denkt, die Mietanarchie von Wien nach Deutschland einzuführen?

Es hängt von den Forderungen der neuen Partei ab, ob man seine Stimme als Hausbesitzer dafür abgeben kann."

Da wurde am Tisch der Kameraden Kraffts gelacht.

„Sie lachen", fuhr der Redner fort, „aber wenn Sie ein Haus hätten, würden Sie nicht mehr lachen."

„Doch", sagte Martin, „schenken Sie mir Ihr Haus!"

Da brüllte die ganze Versammlung, und der Sprecher gab wütend das Reden auf, packte Hut und Mantel und verschwand.

„Der nächste!" lachte Höllein, als wäre er Versammlungsleiter, und ein schmächtiger Mensch mit einer großen Hornbrille trat auf und legte los:

„Die Judenfrage soll der Schlüssel zur Weltgeschichte sein? Ich kenne die Juden und kenne, ehrlich gesagt, keine andere Religionsgesellschaft, die so eisern zusammenhält und so tief religiös ist wie die Juden. Darin liegt ihre Stärke und ihr Erfolg. Nur blinder Haß und Neid kann verkennen, was die Juden für Deutschland bedeuten. Antisemitismus ist alt, so alt, daß es traurig ist, heute in der modernen Zeit noch Menschen zu finden, die in mittelalterlichem Hexenwahn an Judenpogrome denken und zur Vertuschung eigener Mängel das Volk gegen die Juden aufhetzen mit längst durch unsere Wissenschaft überholten Rassevorurteilen. Das ist Überheblichkeit, die von keinerlei Bildung zeugt. Ich sehe in jedem Menschen meinen Bruder, und wenn alle so dächten, gäbe es keinen Krieg mehr, keinen sinnlosen Massenmord wie den letzten, den wir Deutsche entfacht haben . . ."

Unruhe entstand, Murren und Scharren mit den Füßen.

„Ich weiß, daß Ihnen meine Worte nicht behagen. Aber als Demokrat fordere ich gleiches Recht für alle, auch für die Juden. Wir brauchen die Juden, ihren Einfluß in der Welt, ihre Wirtschaftsverbindungen und ihr Geld, um wieder hochzukommen. Denn wo kein Geld arbeitet, rauchen keine Schlote."

„Dann ist also der Jude schuld, wenn wir hungern", rief Martin drein, aber der Demokrat schrie erbost dagegen.

„Seien Sie froh, daß die Juden nicht auswandern, sonst hätten wir alle miteinander nichts zu fressen." „Bravo!" riefen einige Gegner, und der Bonze klatschte dazu. Die Glocke forderte Ruhe.

„Wir können sehr viel lernen von den Juden. Ihre Partei braucht nie damit zu rechnen, groß zu werden, wenn sie im Antisemitismus verharrt. Kein anständiger, gebildeter Mensch wird in Ihre Reihen treten. Was wir brauchen, ist auch keine neue Partei, wie mein Herr Vorredner gesagt hat, sondern eine starke Mitte, die den goldenen Mittelweg geht, wie unsere Väter vom Jahre 48 ersehnten, eine Partei des inneren Friedens, des Fortschritts, der individuellen Freiheit und einer vernünftigen Wirtschaft, die allein uns wieder hochbringen kann. Ich fordere Sie auf, lassen Sie ab von Ihrem Beginnen, zerfleischen Sie nicht noch mehr unser Volk. Begraben Sie Ihren unsittlichen Judenhaß, und wirken Sie mit am Wiederaufbau Europas in der Deutschdemokratischen Partei!"

Einige klatschten Beifall, und der Bonze stand auf und drückte dem Demokraten demonstrativ die Hand. Dann wurde der dritte Redner aufgerufen, und es erhob sich einer, dessen zerhacktes Kinn den Akademiker verriet. „Meine Herren! Ich kann die Meinung des Vorredners nicht teilen. Damit will ich nicht sagen, daß mir nichts ferner liege, als am Wiederaufbau mit allen Kräften zu wirken, es soll nur besagen, daß die Methode meines Herrn Vorredners nicht meiner Auffassung entspricht. In einer Beziehung deckt sich meine Ansicht völlig mit der des Herrn Vorredners, in der Auffassung der Judenfrage. Der Antisemitismus zählt zu den häßlichsten Erscheinungen der nachrevolutionären Zeit. Meine Herren! Gibt es in dieser schweren Zeit nichts Wichtigeres zu tun, als religiöse Fragen aufzuwerfen? Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern! Jeder soll nach seiner Fasson selig werden. Bemühen Sie sich, die Juden objektiv zu sehen, man kann nicht alles über einen Kamm scheren, wenn man so sagen darf. Gewiß, es gibt auch unter den Juden Auswüchse, so gut wie unter den Christen, Auswüchse, die zwar zu bedauern sind, aber doch nicht verallgemeinert werden dürfen. Auf einen Widerspruch muß ich mir schon gestatten dürfen hinzuweisen. Sie wollen antisemitisch sein und nennen sich sozialistisch! Meine Herren! Der Sozialismus ist eine Idee von dem Juden Marx. Und Sie wollen diese Idee vertreten? Hier liegt ein Widerspruch, der von Unreife zeugt.

Der Sozialismus ist undeutsch und bringt in seiner letzten Konsequenz jene vaterlandslosen Gesellen hervor, die im Kriege die Waffen weggeworfen haben . . ."

Unruhe, Widersprüche entstanden, bis die Glocke eingriff.

„Ich bitte um Verzeihung, wenn ich jemand zu nahe getreten sein sollte, was nicht in meiner Absicht lag, und will nun weiterfahren. Mehr denn je in der Geschichte haben wir die nationale Einigkeit des deutschen Volkes nötig. Drum denken Sie an die Mahnung, daß man das Vaterland über die Partei stellen soll. Geben Sie Ihre Eigenbrötelei auf und stören Sie nicht die so mühsam, aber kraftvoll aufgebaute nationale Front der Deutschen Volkspartei. Die Partei, die anknüpft an die große Kaiserzeit vor dem Kriege und schwarzweißrot bis in die Knochen ist. Sie ist das stärkste Bollwerk gegen die rote Flut und ist bestrebt, auf dem Boden der gegebenen Tatsachen die Revolution zu liquidiern zur größeren Ehre Deutschlands. Und beherzigen Sie den Spruch: Von roten Ketten macht euch frei — allein die Deutsche Volkspartei."

Dann verließ er, wenig beachtet, das Haus. Der vierte Sprecher wurde aufgerufen und begann:

„Andächtige Gemeinde! Tuet Gutes denen, die euch hassen — spricht der Herr. Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte werden nicht vergehen. Die Zeit ist nahe, wo der Herr kommen wird wie ein Dieb in der Nacht, um diejenigen zu suchen, die bereit sind, mit ihm einzugehen in das ewige Reich des Friedens. Und es werden nur wenige sein, die bereit sind. Millionen und aber Millionen Menschen werden verdammt sein zu ewiger Qual, nur die Gerechten werden seine Herrlichkeit schauen. Und so spricht der Apostel Paulus in seinem Briefe: Viele sind berufen, wenige aber auserwählt. Die Zeit ist erfüllet und das Ende ist nahe, denn die Zeichen des Himmels sind vor eueren Augen. Krieg, Revolution, Bruderkrieg. Die Erde beginnt zu beben, und der Zeichen sind noch viele für die Eingeweihten, die in stiller Kammer und im Kreise der biblischen Gemeinde des Herrn warten. Wehe euch, wenn ihr sein Kommen nicht hört! Denn also steht es geschrieben: Die Ernte ist nah . . ."

„Amen!“ sagte Krafft salbungsvoll, und die unruhig gewordene Versammlung kicherte dazu. Stimmen wurden laut: „'runter! Schluß! Zur Sache!“ Lärmend schwirrte es nun durcheinander, daß man nicht mehr verstand, was der bleichsüchtige Kerl in seiner Ekstase weiterredete. In einer Ecke stand ein zweiter auf und schleuderte die halbe Bibel auswendig mit loderndem Fanatismus in den Raum. Und die Glocke vermochte nicht mehr den Tumult zu durchdringen. Da faßte Krafft den einen und Martin holte sich den zweiten aus der Ecke, und so führten sie etwas nachdrücklich die heiligen Männer, die ununterbrochen schrien: „Ich protestiere! Polizei! Protestiere!“ vor die Türe.

Der dicke Bonze erhob sich und schrie: „Zur Geschäftsordnung! Ich erhebe Protest gegen die gewalttätige Entfernung eines Diskussionsredners.“ Der Versammlungsleiter erklärte bedauernd, daß er das eigenmächtige Handeln der beiden Herren rügen müsse, weshalb er ihnen im Wiederholungsfalle Ausschluß aus der Versammlung androhen müsse.

Martin wollte aufbrausen, aber Krafft hielt ihn zurück. „Hätten wir lieber den Bonzen hinausgefeuert“, flüsterte er, denn der Dicke schmunzelte befriedigt und warf sich in Positur, weil er soeben aufgerufen wurde zum Reden.

„Das ist gegen jeden parlamentarischen Brauch, wie Sie Ihre Versammlung handhaben, ein Zeichen, welche Dilettanten in der Politik Sie sind. Das hat allein die Rede des Referenten schon bewiesen, kein Aufbau, keine Logik, unreifes Zeug aus der völkischen Schundliteratur, mit Patriotismus gezuckert. Eine sozialistische Partei möchten Sie sein, und ich habe nicht eine einzige Forderung des Proletariats heute vernommen. Nichts von Achtstundentag, von der Erhöhung der Tarife, von der Sozialisierung, vom Unfallschutz, vom Betriebsrätegesetz, der Wohnungsnot, den unerträglichen Lohnsteuern, nichts, gar nichts. Und das nennt sich sozial . . .?“

„Bravo, bravo!“ fiel die Ecke um ihn her ein.

„Sie haben uns ja das Wort ‚sozial‘ nur gestohlen, um dumme Gimpel zu fangen.“

Wiederum Bravorufen und Klatschen.

„Aber die Arbeiterschaft kriecht nicht auf diesen Leim, und wenn Sie zehnmal ‚Arbeiterpartei' hinschreiben und sich mit fremden Federn schmücken. Dafür wird unsere Aufklärung sorgen, daß Sie keine zweite Versammlung mehr halten!"

„Das wollen wir sehen!" ruft Höllein dazwischen. Aber der Dicke zeigte mit schmeichlerischer Geste auf seinen Kreis: „Ich bewundere die Disziplin meiner Genossen, daß sie diesen stundenlangen Unsinn so geduldig ertragen haben."

„Sehr richtig!" dankten diese für das Lob.

„Wo ist euer Programm? Wir Sozialisten haben bekanntlich das Erfurter Programm, wo klar und deutlich aufgezählt ist, was das Proletariat zur Hebung seiner Lage fordert. Euer Programm ist der Judenhaß, weiter nichts. Aber davon wird kein Prolet satt! Und so niedrig denkt auch kein Prolet wie ihr. Er kennt seine wahren Feinde, die Junker und die Industriekapitäne, die Stinnes, Thyssen, Vögeler usw., die sind viel schlimmer als die Juden. Kein Wort habt ihr gegen diese christlichen Juden gesagt, und man weiß auch warum. Eure Deutschsoziale Partei ist nichts anderes als ein verschleierter Versuch der Gelben, die Arbeiterbewegung zu spalten . . ."

„Ist sie ja schon längst!" rief Martin dazwischen.

„In den Gewerkschaften ist sie eine geschlossene Macht, und diese Macht ist den Herren Schlotbaronen unangenehm, da schieben sie euch vor. Judenhaß müßt ihr machen, um von den wahren Schuldigen abzulenken. Die Juden haben aber eher ein Herz für die Arbeiter als diese Kapitalisten, erst beim letzten Holzarbeiterstreik haben die Juden der Stadt ansehnliche Beträge gestiftet zur Unterstützung . . ."

„Pfui Teufel", rief Krafft.

„Nein, Respekt vor diesen Wohltätern und Arbeiterfreunden! sage ich, junger Mann, Sie wissen wahrscheinlich nicht, was Hunger ist . . ."

„Aber Sie sehen so aus!" sagte Krafft, und ein dröhnendes Lachen erschallte.

„Ich sehe, ich bin in einen Kreis politischer Kinder geraten, und habe keine weitere Lust, Perlen vor die Säue zu werfen . . ."

Wütender Tumult entstand. Die ganze Versammlung erhob sich, und ein schreiendes Schimpfen flog hinüber und herüber, bis der Versammlungsleiter auf den Tisch sprang und rief: „Ich entziehe Ihnen das Wort wegen Beleidigung der Versammlung." „Ich lasse mir das Wort nicht entziehen, von Ihnen nicht, Sie Idiot!" brüllte der Dicke dagegen. Und ein anderer Roter rief von seinem Stuhl herab: „Nieder mit der Reaktion, nieder mit den Monarchisten! Nieder, nieder! Die völkischen Arbeiterverräter, pfui! Nieder!" Jetzt erst sah man, daß mehr als ein Dutzend Rote da waren, und von der Türe drängte überraschend ein neuer Haufe herein und sang die Internationale und drohte mit den Fäusten.

Plötzlich tauchten Helmspitzen dahinter auf, Polizei drängte in den überfüllten Raum, und eine Befehlstimme rief: „Die Versammlung ist aufgelöst!", worauf ein schadenfrohes Lachen der Roten aufdröhnte und alle Menschen aus dem Zimmer getrieben wurden.

Draußen sagte der Wirt zum Redner: „Das nächstemal müssen Sie sich schon ein anderes Lokal suchen. Ich danke für solches Gesindel! Jawohl, Gesindel! Alles ist Gesindel, da kaufe ich keinen teurer von euch, wenn es schon sozialistisch heißt. Verlassen Sie bitte mein Haus, sofort! Sonst —."

„Weitergehen! Nicht stehenbleiben!" rief draußen die eifrige Polizei.

So endete die erste öffentliche Versammlung der neuen Partei.

„Eine Radauversammlung! Rasches Ende einer neuen Partei! — Sozialisten unter sich!" schrieb die bürgerliche Presse höhnisch und brachte den Polizeibericht mit verächtlichen Glossen. Das rote Arbeiterorgan aber brachte einen großen Artikel mit der Überschrift: „Arbeiterfäuste gegen Radauantisemiten." „Gestern hatte kein Geringerer als unser Genosse X., Führer der Sektion Nord des Metallarbeiterverbandes, einen plump angelegten neuen Parteischwindel, der ein von den Stinnes, Thyssen usw. vorgeschicktes Gebilde nach gelbem Muster zur Sprengung der Einigkeit des Proletariats werden sollte, in kurzer, vernichtender Diskussion glatt entlarvt und erledigt. Die Versammlungsleitung mußte vor der durch die Aufklärung unseres schneidigen

Genossen empörten Versammlung kläglich das Feld räumen. Einstimmig wurde nachstehende Entschließung gegen den Antisemitismus von der hiesigen Arbeiterschaft gefaßt und die Versammlung mit einem Hoch auf die Einigkeit des Proletariats und dem brausenden Gesang der Internationale beendet, der sich auf der Straße fortsetzte. Nur dem raschen Erscheinen der eifrigen Polizei, die bekanntlich zum Schutze unserer Versammlungen nie zur Stelle ist, verdanken die paar Judenfresser, daß sie nicht nähere Bekanntschaft mit Arbeiterfäusten machten. Natürlich hatte die Polizei nichts Wichtigeres zu tun, als unseren sich bildenden Demonstrationszug aufzulösen und mehrere Verhaftungen vorzunehmen. Aber der Verlauf allein hatte schon genügt, zu zeigen, daß die besonnene, klassenbewußte Arbeiterschaft unserer nicht umsonst bei der Bourgeoisie als ‚Rote Hochburg' verschrienen Stadt sich nicht einen Millimeter durch dumme, verlogene Judenhetze von ihrer Bahn abbringen läßt. Die Stinnes, Thyssen usw. haben wieder einmal umsonst einen blöden Rummel finanziert. Dazu ist Geld in Hülle und Fülle vorhanden, aber für den Schweiß des Proletariats haben diese Magnaten keinen Pfennig Lohnerhöhung.

Wir danken unserem Genossen X., daß er sich, wie so oft schon, unerschrocken und uneigennützig in den Dienst der Sache des Proletariats gestellt hat."

Und das führende Organ der Nationalen schrieb: „Gescheiterter Versuch einer nationalen Zersplitterung."

„Weißt du!" sagte der Lindner zu Krafft, als sie in der Pause die Zeitungen lasen, „über den roten Fetzen muß man ja lachen, der Schreiber hat Phantasie, eine geradezu prophetische Gabe zum Lügen; aber daß die Herren Patrioten sich freuen, wenn die Roten eine nationale Versammlung sprengen, da kann ich nur sagen ‚Pfui Deixel!'"

„Hast recht! Zum Kotzen ist dieses schleimige, charakterlose Zeug. Kann man einem Proleten verdenken, wenn ihm da übel wird vor so einem Nationalismus? Mir geht es ja genau so."

„Was meinst, was an Neuaufnahmen gekommen ist? Ich war heute beim Schriftführer unter Mittag." „Wieviel denn?" „Genau die fünfzehn von unserer Bande hier."

„Sonst keiner?“ „Nein!“ „Zwei haben sich also gedrückt. Der Wagner natürlich wegen seiner Braut.“ „War vorauszusehen!“ „Und der Christian wegen seiner Mutter. Er darf sich keiner Gefahr aussetzen, daß sie nicht allein dasteht, wenn ihm was passiert, sagt er. Aber mir kommt es grad so vor, als wenn er Angst hätte.“ „Der Christian? Der kommt schon noch. Laßt ihn in Ruhe deswegen bis nach dem Examen.“





Der Kapp-Putsch

Der ganze Prüfungstag war verdorben; keiner hatte einigermaßen gut gearbeitet an seiner Aufgabe, weil die Gedanken ganz woanders herumgeisterten. Jeder dachte daran, was aus dem Unternehmen werden könnte, das Telegramme aus Berlin meldeten: „Die Brigaden Erhardt und Löwenfeldt haben das Regierungsviertel besetzt. Die alte Regierung ist geflohen. Kapp hat eine nationale Regierung der Freiheit und der Tat gebildet. In Berlin ist Ruhe."

Was soll das werden? Das Neue? Die deutsche Rettung? Sollte das wirklich so leicht gehen, ein Handstreich, und der Staat hat ein verändertes Gesicht?

Wer ist Kapp? flüstert es beklommen an allen Ecken, in den Büros und Fabriken. Kein Mensch kennt ihn. Von welcher Partei? Keine Partei dahinter? Was will er dann? Das Vaterland über die Partei zu stellen ist doch nur möglich, wenn man mit einer Partei geht. Und welches Programm hat er? Er will erst eines aufstellen mit verschiedenen anderen Männern. General Ludendorff soll mit ihm beisammen sein. Jedenfalls Vorsicht! Man ist vorerst nicht dagegen und nicht dafür. Erst einmal die Entwicklung der Lage abwarten, was zu Kapp stößt außer den paar Soldaten. Auch die Roten sind nicht sicher, ob das Volk nicht

doch einem Mann der Tat mehr zuneigt als dem Herumstümpern der „Volksvertreter". Die Rätediktatur wittert neue Aussichten für sich.

Aber dann haben die Parteien über Nacht die richtige gemeinsame Parole gefunden: Gegen die Junkerputschisten! Proletarier, die Gegenrevolution erhebt ihr freches Haupt! Wilhelm wartet an der Grenze auf Einlaß. Weg mit der Militärkamarilla! Es geht um eure heiligsten Güter, um die Errungenschaften der Revolution. Nieder mit der Reaktion!

Die alte geflohene Regierung proklamiert den Generalstreik in ganz Deutschland. Soviel Anlaß auf einmal hat man noch nie zu einem Streik gehabt. Der Kapp ist ein Nationaler, der wird sofort den Lohn kürzen, wenn er durchkommt, und den Zwölfstundentag einführen, die Gewerkschaften auflösen und einen neuen Krieg entfachen. Heraus aus den Betrieben! Deutschland bleibt rot! Alle Räder stehen still, wenn dein starker Arm es will!

Und alles steht still zu diesem Generalstreik. Die so lang ersehnte Einigkeit der Arbeiterschaft ist mit einem Schlag hergestellt. Aber keiner in den Massen durchschaut das Spiel, das mit ihnen getrieben wird; denn an diesem Tag erweist sich, daß sie auf das Geheiß ihrer Führer sich entweder bekämpfen oder einigen müssen. Diesmal wird der Generalstreik sogar auf alle lebenswichtigen Betriebe ausgedehnt. Die Eisenbahn geht nicht mehr, die Straßenbahnen fahren nicht aus, sogar die Taxis sind in Streik getreten. Das Elektrizitätswerk ist lahmgelegt, die Gasanstalt ebenso. Vor den Toren der Stadt bleiben die täglichen Milchzüge stehen, und im Schlachthaus brüllt verlassen das hungrige Vieh. In den Krankenhäusern fehlen bald die notwendigsten Dinge, um die Gefahren des Todes von den Kranken abzuwenden.

So hat es das Generalstreikkomitee ausdrücklich gewünscht, um der verhaßten Bourgeoisie einmal restlos seine Macht zu zeigen. Daß sich die Roten dabei selbst ins Fleisch schneiden, daß die Milch nicht nur den Kindern der Bourgeoisie, sondern gerade ihren eigenen Kindern fehlt, daß das Fleisch knapp wird, daß ihre eigenen Genossen und

Genossinnen in den Krankenhäusern der Lebensgefahr ausgesetzt sind, das berührt sie nicht, weil sie ja im Rausch ihrer Macht des ersten Tages noch nichts davon spüren.

Die Bauschule muß mitten in der Prüfung abbrechen, weil die meisten Schüler einmal, ohne an eine solche Gefahr ernsthaft zu denken, sich der Technischen Nothilfe verschrieben haben. Sie werden plötzlich geholt und müssen auf den Bahnhöfen rangieren, die Milchkübel ein- und ausladen, die Züge mit dem brüllenden Vieh zum Schlachthof rangieren. Wieder andere stehen in den großen Generatorenhallen der Kraftwerke mit Ingenieuren zusammen und stecken in ölbefleckten Monteuranzügen. Ein anderer Teil schippt Kohlen und stößt auf den Gleisen die Kipploren hin und zurück, als hätte er nie etwas anderes getan. Wieder andere stehen in den Pumpwerken der Wasserleitung, welche von der Belegschaft auf ausdrücklichen Befehl des Streikkomitees verlassen werden mußten. Andere halten in den Krankenhäusern die Heizung im Gange, damit wenigstens die erforderliche Temperatur in den Krankenstuben erhalten bleibt. Polizei und Reichswehr muß die Gebäude und Werke in ihren Schutz nehmen, damit die Angehörigen der Technischen Nothilfe wenigstens die lebenswichtigsten Betriebe, zwar kümmerlich genug, aber immerhin aufrechterhalten können. Denn vor den Toren brüllen die Streikenden: „Nationale Mörder, Putschisten, Arbeiterverräter! Da seht ihr sie, die Kapitalistenknechte, die euch überall in den Rücken fallen! Schlagt sie tot!“

Es enthüllt sich mit einem Schlag an solchen Tagen, wie kompliziert der Lebensorganismus einer Großstadt ist, und wie das Versagen eines einzigen Zufuhrkanals schon die Lebensordnung der Stadt über Nacht auf das empfindlichste stören und sogar Katastrophen herbeiführen kann. Krafft spricht mit einigen seiner Kameraden während einer kurzen Eßpause auf einem Stellwerk des Bahnhofes darüber, und ein Stationsmeister der Reichsbahn erklärt ihnen an Hand der komplizierten Gleisanlage, wie leicht es möglich sein könnte, an den Zufuhrstrecken zu einem Bahnhof durch eine Unvorsichtigkeit eine Unterbrechung der Zufuhr überhaupt anzurichten.

„Es ist ein Verbrechen an sich selber", sagt er, „was diese roten Halunken ausdenken. Betroffen wird ja doch in erster Linie der kleine Mann, der sowieso nur von heut auf morgen zu leben hat. Aber sie wollen ja, daß der kleine Mann, der diese Dinge nicht durchschaut, dadurch in Wut gebracht wird."

Er freut sich, daß er unter den jungen Leuten so viel Verständnis für seine vernünftige Auffassung antrifft, und merkt allmählich, daß sie alle dasselbe Abzeichen tragen. Beim näheren Reden stellt sich heraus, daß er schon dunkel von dieser neuen politischen Richtung gehört hat, und er will einmal kommen.

Die unkontrollierbarsten Gerüchte schwirren durch die nur noch teilweise in Betrieb gehaltenen Kabel der Telephone. Man hört von großen Verhandlungen in Berlin. Man hört auch von einem trockenen Putsch in München, bei welchem der rote Ministerpräsident zum Gehen gezwungen wurde und ein Herr von Kahr als Staatskommissar eingesetzt wäre. Das soll aber keine linksradikale, sondern eine rechtsradikale Regierung im Sinne Kapps sein. Die roten Minister Berlins, Ebert, Scheidemann und Genossen, sollen sich nach Stuttgart in den Schoß der Demokratie geflüchtet haben, und auf dem Lande sollen Wehrverbände unter Waffen stehen.

Die Kameraden Kraffts bringen voll Eifer jede neue Nachricht zu ihm auf seinen Posten im Stellwerk, wenn sie für einen Augenblick vom Bremshäuschen oder von der Station während des Rangierens abkommen können. Aber Krafft teilt ihre frohen Hoffnungen nicht und sagt immer wieder: „Was wollt ihr denn? Die Knotenpunkte unseres Lebens sind die Städte, und die sind restlos in der Hand der Roten. Unsere Leute am Land haben ja gar keine Ahnung, was sich in Wirklichkeit abspielt. Wenn sie das wüßten, dann wäre es vielleicht anders, dann läge vielleicht die Entscheidung beim Lande. Was ihr euch vorstellt, setzt erst ein neues Denken in Stadt und Land voraus. Das ist noch nicht da, und deswegen habe ich keine Hoffnung, daß der Putsch in Berlin sich durchsetzt. Denn zu gleicher Zeit müßte ja in allen Städten des Reiches die bewaffnete

Macht der Kappregierung einrücken, daß die rote Regierung kein Nest mehr findet, wohin sie sich flüchten kann, um von dort aus einen Generalstreik zu inszenieren."

Sie debattieren sehr viel in diesen aufgeregten Stunden, in denen ihnen nur zu deutlich die Lage des Volkes vor Augen geführt wird. Sie wagen kaum daran zu denken, daß es eigentlich ihr neues politisches Ziel ist, diese ungeheuere Front und Macht einmal zu durchbrechen, um auf ihrer Seite eine solche Front aufzubauen. Man braucht nur betrachten, daß die ganze Presse mit einem Schlag stillgelegt ist, und daß die einzigen Nachrichtenmittel, die ins Volk kommen, Latrinengerüchte und blutrünstige Flugblätter der Roten sind. Und wohl selten haben sie so deutlich die gigantische Größe ihrer politischen Aufgabe vor Augen gesehen, als bei diesem Generalstreik, an dem die unruhige Bevölkerung in Massen durch die Straßen flutet, sich zu Demonstrationszügen ballt, die öffentlichen Plätze füllt und sich von jedem Meinungsfabrikanten beliebig schieben läßt.

Um die Mittagszeit, als Krafft heimgeht, begegnet er dem Demonstrationszug, der die ganze Straßenbreite ausfüllt mit seinem wilden Gedränge. Er wird an die Häuserwand gedrückt und steigt auf eine Türschwelle, um das Gewimmel besser überschauen zu können. In endloser Breite flutet es heran und wälzt sich vorüber mit Gesang und Musik und Hoch- und Niederrufen. Ein banger Druck legt sich auf Kraffts Gemüt. Die ungeheure Masse demonstriert mit einem heiligen Ernst und dem stolzen Bewußtsein ihrer erdrückenden Macht. Man trägt einen Galgen mit, an dem ein Strohmann aufgehängt ist in der Uniform eines Reichswehrsoldaten mit einem Schild, auf dem „Kapp" steht. Beifall und Gelächter begleiten diese Gruppe. Eine Unzahl Tafeln und Transparente sprechen von den Forderungen des Proletariats. Große Gruppen roter Fahnen flammen wie eine Drohung aus dem endlosen Strom empor, und stolzer Gesang begleitet sie: „Wir sind die Arbeitsmä — ä — nner, das Proleta — riat!"

Endlose Frauengruppen schieben sich vorbei, die Arbeiterinnen aus den großen Betrieben. Und Krafft erschrickt,

wie er die verzerrten Gesichter dieser Frauen sieht, und erschrickt, weil er Frauen sucht und Megären vor sich sieht. Hie und da eine, die still mitgeht, wohl weil sie muß. Aber es ist entsetzlich, was die Fabrik — oder ist es dieser Proletariergeist — aus den jungen Mädchen und Frauen macht. Es sind doch nicht lauter Dirnen? Und doch sehen viele so aus. „Fort mit § 218! Die Frau ist keine Gebärmaschine", schreit eine Tafel. Krafft weiß nicht, was § 218 ist und was er bestraft, aber ihm ist doch unbehaglich dabei. Er denkt, wie nett diese Mädel und Frauen wären, wenn sie Männer hätten, die eine Familie erhalten könnten mit ihrem Verdienst, daß die Frau daheimbleiben könnte im Haushalt. Wenn die Mädels heiraten könnten, ehe sie von der Arbeit der Maschine ausgemergelt und vom Haß und dem Beispiel der Verlotterung schlechter Weiber verdorben sind in ihrer Seele. Die bedauernswerten Kinder solcher Mütter, was haben die von ihrer Kindheit anders als ein Erinnern an Elend, Hunger, Kälte und eine verärgerte, grobe Mutter mit einer Lästerzunge. Muß solch ein Kind nicht von klein auf den Neid in sich hineinfressen gegen jene, die es besser haben?

„Die Internationale erkämpft das Menschenrecht!" Seht nur, wie sie singen. Und man spürt auch, daß sie es glauben. Denn wo sonst ist jemand, der ihnen helfen will? Ringsum Feinde und die Verachtung besserer Klassen, die heute die Fenster geschlossen halten und auf das Gesindel durch die Vorhänge herablugen, wie furchtbar gemein es sich gebärdet.

Müssen diese Arbeitsmenschen nicht in Massen denken? Sie sind ja nie allein, immer in Haufen. Einer tut, was er vom anderen sieht, und was er als richtig gepriesen hört. Woher soll man eine eigene Meinung kriegen? Persönlichen Stolz? Man ist ja nur eine Nummer, Arbeiter 638; stirb, und morgen heißt ein anderer so und steht an deinem Platz in der Tretmühle oder den Galeeren des Kapitals. Es ist nicht lauter Gesindel, was da vorüberquillt. Es ist Volk so gut wie die Daheimgebliebenen. Ein Stand des Volkes, der bisher vor der Türe stehen mußte und nun herein will.

Wenn sich in Krafft auch etwas sträuben will, er fühlt doch, daß er hier dazu gehört. Sein Herz schlägt hier mit,

mit den Verführten, sie sind ihm innerlich näher, als er denken wollte. Und jetzt erkennt er, wie weitschauend es ist, die neue deutsche Politik als Arbeiterpartei zu fordern. Die Arbeiter müssen wir gewinnen!

Ihr alle, die ihr da vorüberrennt, einem Irrglauben nach, seht her! Hier steht einer, der weiß, wie ihr erlöst werden könnt. Einer, der woanders stehen könnte, geehrt und geachtet, den es aber treibt, euch die Hand zu...

„Da ist ja so ein Hund!" schreit es zu ihm empor.

Wo? denkt Krafft und schaut zur Seite, wer von den Umherstehenden so plötzlich die Aufmerksamkeit der Masse auf sich zieht, die mit einem Male herandrängt. Da fühlt er, wie Fäuste ihn an die Wand drücken und — jetzt kennt er sich aus. Daran hat er gar nicht mehr gedacht, daß er das Hakenkreuz am Mantelaufschlag stecken hat. Tausende sind vorbei, haben zu ihm hergesehen und nicht gekannt, was das ist. Ein Ruck! Weg ist es.

„Pfui! Pfui! — Arbeiterverräter! Erschlagt doch den weißen Hund — pfui — ui — ui — ui — Bluthund — Arbei..."

Krafft könnte heulen vor unsäglicher Wut. Er beißt die Zähne zusammen, daß die Kinnladen knirschen, und erträgt geduldig, daß sie ihn hundert- und hundertmal anspucken, ins Gesicht, auf die Brust, wohin sie treffen. Dann weichen sie zurück, scheu und geduckt, vor seinem gräßlichen Blick der Verachtung, der aus den finster glühenden Augen kommt, und vor seinem entsetzlich weißen Gesicht.

Er steht und starrt. Er könnte fliehen, in irgendeinen Hausgang. Aber er lehnt verächtlich diesen Gedanken ab. Er könnte seine Pistole ziehen, sechzehn Schuß hat er in der Tasche — sind sechzehn Treffer, sechzehn schreiende, im Blut sich windende Arbeiter, denkt er und krallt seine Finger in den Stein hinter ihm, daß die Fingernägel abbrechen, damit sie nicht an den Abzug fahren. Lässig streicht er einmal über sein Gesicht mit dem Ärmel und wischt es ab.

Zähne zusammen! Aushalten! Es muß doch einmal ein Ende nehmen. Diese haßentstellten Fratzen mit den blutunterlaufenen Augen, diese fletschenden Gebisse, aus denen der Speichel der Wut in Fäden herabrinnt. Schlagt mich doch nieder! Seht ihr denn nicht, daß ich mich schäme, davon-

zulaufen, damit ihr mich auslachen könnt? So kommt doch her! Aber sie weichen scheu vor ihm zurück. Sie sehen ihn an mit fragenden Augen: Wer bist du? Warum bist du so stolz? Und einige wehren schon ab: „Laßt ihn stehen, er ist allein."

„Das ist wurscht! Schlagt ihn doch endlich nieder, den Kapp-Putschisten", schreit einer aus dem neuen Haufen, der wegen einer Stockung des Zuges gerade vor ihm stehenbleibt. Und endlich kommen sie. Ein Trommelfeuer von Hieben prasselt auf Kraffts Schädel, aber er lacht, lacht mit blutendem Gesicht und packt mit seinen Fäusten zwei der Kerle und drosselt sie, daß sie alle viere hängen lassen, und hält ihre Köpfe dem Hagel der Genossen entgegen. Und jetzt hat er einen Stock erwischt und schlägt ihn in Fetzen an diesen Gesichtern und haut mit den Fäusten mitten hinein, und jeder Hieb ist seine sechs Unzen wert. Aber dann — den Stein hat Krafft nicht gesehen, der ihn an die Schläfe traf, er spürt nur, wie seine Beine mit einem Male keinen Boden mehr fühlen, weil die Straße versinkt und die Häuser umkippen wollen — aus! Und die Mutter wartet mit dem Mittagessen auf ihn, es muß ihr doch jemand sagen, daß er nicht — nicht...

Nun wird es schon wieder besser. Er muß schnell heim, sich umziehen, sonst versäumt er einige wichtige Stunden der Nothilfe. Aber wie er die Augen aufschlägt, sieht er sein Bücherregal — und das ist doch sein Bett? Wie kommt er daher, und wie spät ist es denn? Ganz finster ist es schon. „He! Mutter! — Vater! He!" Ein Eisbeutel fällt auf die Decke, wie er jäh in die Höhe fährt. „He! Mutter!" Endlich kommt sie und macht Licht. „Bleibst nicht liegen!" schilt sie gleich. „Was ist denn eigentlich los?" fragt er und ist dann plötzlich wie kraftlos, weil seine alte Mutter weint. „Du sollst ruhig liegen bleiben, hat der Doktor gesagt. Eine Gehirnerschütterung." Jetzt spürte Krafft, daß sein Kopf in einer höllisch heißen Verbandhaube steckte. Und da fiel ihm auch wieder ein, woher das kam.

„Durst hab' ich — und einen Bärenhunger", sagte er, um seine Mutter abzulenken, die sogleich geschäftig umkehrte. Dann kam sein Vater herein und schaute ihn halb besorgt

und halb spöttisch an. „Das hast du jetzt davon! Und mitten im Examen! Die Berta wird bös schauen, wenn ich ihr das schreibe.“ „Untersteh dich!“ fuhr Krafft wieder auf, daß der Alte lacht: „Na, so weit fehlt's scheint's doch nicht.“ „Nein, was ihr euch bloß einbildet, ich stehe auf zum Essen!“ „Du mußt liegen bleiben, hat —“ „Hat der Doktor gesagt. Daß ich nicht kichere! Mir fehlt ja gar nichts.“ „Um Gottes willen! Bleibst du gleich liegen!“ „Ach was! Wo sind meine Hosen?“ „In der Wäsche. Dein ganzes Zeug war voll Blut und Dreck. Und von der Polizei war auch schon einer da.“ „Natürlich, wenn das Kind im Brunnen liegt, dann braucht die Polizei ein Protokoll. Immer nachher. Sollen mir den Buckel 'raufsteigen!“

Er stand wirklich auf und aß wie ein Drescher und erzählte, wie es hergegangen ist. „Jetzt gibst du aber endlich Ruhe mit deiner Politik“, meinte der Alte. „Im Gegenteil! Jetzt sehe ich erst, wie bitter nötig es ist. Aber keine Angst! So stelle ich mich nimmer hin. Jetzt schlage ich schon zuerst zu. Den Proletariern muß man ihr Heil einprügeln, sonst glauben sie es nicht. Was gibt's denn Neues?“ „Der Kapp ist geflohen!“

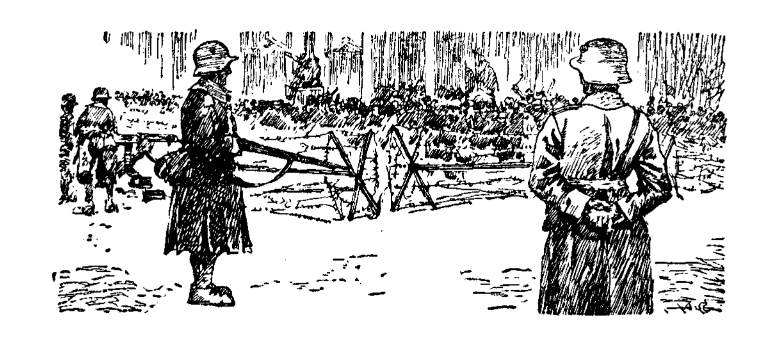
Eine Weile würgte Krafft, dann sagte er: „War ja zu erwarten“, stand auf vom Tisch und legte sich wieder ins Bett und machte die Augen zu. „Ist das eine feige, dumme Bande“, zischte er und biß gleich wieder die Zähne aufeinander. Wo sind sie denn geblieben, diese nationalen Kraftathleten der „rechts“stehenden Parteien? Von daher ist also gewiß und wahrhaftig nichts zu erwarten.

Am andern Tag, als er den Zeichensaal betrat mit verbundenem Schädel, begrüßte ihn ein tosendes „Heil!“ seiner Kameraden. Auf seinem Platze stand eine Flasche Wein zur Stärkung. Ein neues Abzeichen hatten sie ihm auch hingesteckt. Da drehte er sich um und sagte in ihre erwartungsvollen Gesichter: „Und jetzt erst recht!“ Aber dann hätten sie ihm beinahe das Schlüsselbein an der Schulter entzwei geschlagen vor Freude.

Eine Arbeitersiedlung war als Aufgabe für das Entwerfen gestellt. Arbeitersiedlung? Für diese Hunde? — dachte er; doch dann sah er die Gesichter der Frauen im

Demonstrationszug wieder vor sich und legte sich mit einem Feuereifer in die Arbeit, daß er seinen verbundenen Schädel vergaß und die Stunden, die vorüberflogen. Es wurde die beste Arbeit, und Krafft mußte lachen beim Abliefern, weil der Professor auf seinen Kopf deutete, dann auf die Pläne, und anerkennend brummte: „Sie haben ja einen eisernen Schädel!“





Sozialisierung

Ein stürmisches Frühjahr ist über Deutschland gekommen. Die Zeitungen melden von Unruhen im Ruhrgebiet, und jetzt soll es auch um Halle und im Mansfeldischen neue Kommunistenaufstände geben. Agenten aus Sowjetrußland schüren insgeheim den Brand der Erbitterung weiter Kreise enttäuschter Proletarier, die vergebens die vielgerühmten Errungenschaften der Revolution suchen. An die erpressende, alle Ansätze vernichtende Wirkung des Versailler Vertrages denken sie nicht. Das Gespenst der Reaktion, diese leblose Vogelscheuche, meinen sie, sei insgeheim schuld am Ausbleiben des Segens vom November 18. Die Revolution muß weitergetrieben werden! War denn das überhaupt eine Revolution, ohne Barrikaden und den Leichenhaufen der Bourgeoisie? „Blut muß fließen knüppelhageldick! Wir pfeifen auf die Ebert-Republik!“ sangen die Aufständischen. Sinowjew-Apfelbaum konnte ungehindert in Mitteldeutschland zu neuen Blutbädern hetzen, die roten Behörden duldeten es und wahrten die Meinungsfreiheit der Verfassung. Und wenn der Saustall losbrach, dann baten sie um Reichswehr und zeitfreiwillige Soldaten zum Einschreiten. Es liegt etwas in der Luft. Das riecht so ein alter Soldat wie Krafft. Irgendeine Teufelei ist wieder zum Platzen reif.

Auf dem neuen Gelände der Notsiedlung, die von der Stadt zur Linderung der Arbeitslosigkeit und der Wohnungsnot in Angriff genommen wurde, ist ein Generalstreik ausgebrochen.

Die Arbeit an der Siedlung soll eingestellt werden aus Mangel an Mitteln, hört man. In Wirklichkeit sollen unglaubliche Zustände der Anlaß sein, hört man wiederum. Jetzt kommt auch heraus, daß diese Siedlung der verkappte Versuch eines sozialisierten Betriebes war. Gekommen ist es so:

Die Stadt schenkte ein großes Waldgelände als Baugrund und schenkte dazu die im Stadtbauamt gemachten Pläne. Die Stadtkasse gab das Baugeld in Form von Hypotheken und Baukostenzuschüssen. Die Arbeit begann ohne Vergebung an die verhaßten Unternehmer. Der Sozialismus lag in den Händer erprobter, alter Parteiveteranen. Was sollte fehlen? Es mußte gelingen, dieses erste Experiment einer Sozialisierung eines Betriebes, den die Arbeiter selbst in ihre Hände genommen hatten. Die Voraussetzungen waren ja so günstig, daß es nicht fehlgehen konnte.

Erst muß der Wald weg! Wer macht das? Natürlich die Arbeiter selbst. Es kostet zwar den Tariflohn von Bauarbeitern, und es geht etwas langsam dabei her, weil eben die Unfallverhütung einmal ganz mustergültig ausprobiert wird. Fällt ein Baum, dann ist die ganze Runde menschenleer. So kann auf keinen Fall was passieren. Natürlich ist auch zum erstenmal der Achtstundentag eingeführt nach dem schönen Spruch:

„Acht Stunden Arbeit, um sodann den Musen acht zu weihn — acht Stunden Schlaf für jedermann soll unsere Losung sein!“

Weil die Siedlung vor der Stadt draußen liegt, wird erst eine Rollbahn gebaut zum Hinfahren. Der Arbeitsweg wird verkürzt. Gut! Aber ist nicht der Weg zur Arbeit auch schon Arbeit? Die echten Sozialisten sagen ja! Also gehört Hin- und Rückfahrt zur Arbeitszeit, je eine halbe Stunde, bleiben sieben Stunden übrig. Belegschaftsversammlungen finden fast jeden Tag und natürlich unter der Arbeitszeit statt, weil sie dazu dienen, den Betrieb zu fördern. Eine

Brotzeit muß der Mensch auch haben, wenn er arbeitet. Gehört also auch zur Arbeitszeit, weil es von der Arbeit bedingt ist. Mittagspause, wie ist es denn da? Eine Stunde ist üblich in allen Tarifabkommen, in einem sozialisierten Betrieb natürlich erst recht, schon wegen des Beispiels für die Genossen, die noch unter der Knute des Kapitalismus schmachten. Gut, rechnet man nur die Hälfte auf die Arbeitszeit an, die andere leistet man freiwillig; man muß doch auch zeigen, daß man sozialistisch denkt. Nunmehr kommt man sowieso zu seiner richtigen Rast, denn das Heraustreiben auf die Minute hat aufgehört. Man ist jetzt freier Mensch, kein Kuli des Unternehmers mehr. Auch die Antreiber sind abgeschafft, einer wird gewählt als Rottenführer, und wenn er das Spinnen anfängt, wird er abgesetzt und ein anderer gewählt.

Schritt um Schritt dem wahren Sozialismus näher. Die Stadt hat Güter im Betrieb. Da kann sie ruhig das Essen liefern. Das Kochen wird selbst besorgt, wenn die Stadt die Einrichtung liefert. Ob da ein paar Mann mehr oder weniger Holz schlagen, spielt keine Rolle. Nur schade, daß die Stadt keine eigene Brauerei hat, das Bier muß man noch kaufen. Wie ist es denn damit? Das Produkt der Arbeit gehört doch bei einem sozialisierten Betrieb den Arbeitern selbst! Schlägt man die ganze Zeit Holz, und daheim hat man nichts zum Schüren. Es soll zwar zum Bauen der Siedlung verwendet werden, heißt es; aber dazu ist es noch zu grün. Die Stadt hat noch andere Wälder, die Bauholz geben können.

Sozialisierung bis zur letzten Konsequenz! Vormittags sägt man Bäume um, nachmittags wird es in Scheiter gespalten, die Alte bringt mittags den Holzkarren heraus und hat gleich die Kinder mitgebracht, weil sie doch nicht kochen kann. Sie essen in der Kantine natürlich mit, wo sollen sie sonst was zu essen herkriegen, wenn sie ins Holz fahren müssen. Ein Bourgeois braucht nicht um Holz fahren, der kann sich eines kaufen. So kriegt der Arbeiter auch einmal sein schönes Holz. Man muß sowieso von den acht Stunden der Musen einige hernehmen zum Sägen und Spalten. Hier ist also noch ein schwerer Knoten der Sozialisierung zu lösen.

Das wird dann schon anders, wenn einmal die Siedlung fertig ist. Vierhundert Häuser hat die Stadt vorgesehen, aber jeder, der an der Siedlung mitarbeitet, will doch zu guter Letzt sein Haus haben. Wofür arbeitet man denn in einem sozialisierten Betrieb, wenn man am Ende nur wieder für andere gearbeitet hätte und nicht für sich selber?

In der Kantine hängt der große Lageplan der ganzen Siedlung, vor dem stundenlang während der Arbeitszeit der Streit hin- und hergeht, wer das eine oder andere Haus bekommen soll. Natürlich sind bei dreitausend Mann Belegschaft für jedes Haus allein sieben bis acht Anwärter da, und selbstredend möchte jeder sein Haus am großen Platz haben, der mitten in der Siedlung angelegt werden soll. Keiner will das letzte Haus am Wald draußen nehmen.

Oh, es gibt noch so viel ungelöste Dinge bei dieser Sozialisierung. Zum Beispiel sind schon die Plätze nicht genau gleich groß, und außerdem sollen verschiedene Häusertypen gebaut werden, entsprechend der Kinderzahl. Ist das nicht ungerecht? Denn wer weiß, wie viele Kinder man noch bekommen kann trotz der Verhütung und der Abschaffung des § 218. Schließlich ist man in ein Haus eingezogen und hernach ist es zu klein. Und das alte Wohnungselend geht nach der vollendeten Sozialisierung wieder von vorne an. Warum denn die alten Fehler machen, sagt der Kommunist ganz richtig, und gleich unter den Arbeitern selbst wieder den Keim zu Klassenunterschieden legen? Extrawürste gibt's keine! Abstimmen! — Es muß ein Haus genau so werden wie das andere, im wahren sozialistischen Staat sind auch alle Menschen gleich.

Hemmungsloser Egoismus, Streit und Zank und Neid überwuchert alles Bessere, das noch in den Leuten war. Und während erst ein kleiner Teil der großen Baufläche kahlgeholzt ist, sprechen schon Deputationen der Belegschaft bei der Stadt vor, die die zehnfache Größe der Siedlung fordern, damit auf jeden ein Haus trifft. Und selbstverständlich wird vorausgesetzt, daß von der Stadt dazu alle erforderlichen Mittel bereitgestellt werden, sonst — —!? Die Geduld des Proletariats kann sehr leicht reißen, ihr Herren!

Die Stadtväter kriegen graue Haare. So geht es nicht weiter, die Siedlung muß sofort eingestellt werden. Was die schon an Geld verschlungen hat, und ist noch kein Spatenstich getan für ein Fundament und keine Straße gezogen. Abstimmen im Rathaus! Die Bürgerlichen, die das letztemal überstimmt wurden, sind sowieso scharf gegen die Siedlung einschließlich der Demokraten. Bei den Roten ist man natürlich aus Prinzip für die Weiterführung, aber es sind einige krank und einige gerade nicht anwesend, so daß sie überstimmt werden zu ihrer heimlichen Genugtuung. Mitten in der schönsten Sozialisierung ist die Siedlung eingestellt.

Da seht ihr's, Genossen! Die Bürgerlichen wieder, die Unternehmer stecken natürlich dahinter. Genossen, das ist eine unerhörte Provokation der gesamten Arbeiterschaft. Alles in die Kantine! Der Generalstreik wird erklärt! Aber der Tarif muß weiterbezahlt werden bis zur Wiederaufnahme der Arbeit, die Stadt kann zahlen.

Der Siedlungsrat hat seine Sitzung. Einstweilen spricht ein Kommunist. Er meint, sofort eine Delegation aufs Rathaus schicken! Aber die läßt man nicht allein gehen, sondern zum nachhaltigen Protest geht die ganze Belegschaft mit. Ein Demonstrationszug! Weiber und Kinder voraus, wegen der Polizei. Ein Transparent muß dabei sein: Wir fordern Vollsozialisierung. Abstimmung gibt es nicht mehr, alle müssen mit. Jeder hat Holz sozialisiert. Aber heute reicht die Arbeitszeit nicht mehr aus. Morgen also! In der ganzen Stadt müssen die Betriebe schließen. Alles auf die Straße! Solidarität! Wie in Rußland muß es gemacht werden. Wenn man sich gleich das erstemal unterkriegen läßt, ist es überhaupt ganz vorbei mit der Sozialisierung. Die Kraftprobe des Proletariats! Die Stunde der Entscheidung schlägt! Nieder mit dem Kapitalismus!

Bravo! Bravo! Die Kommunisten sind halt doch die besten Arbeitervertreter.

Der Unabhängige spricht: „Schließe mich ganz den Ausführungen meines Vorredners an. Einheitsfront des Proletariats! Einen Vollzugsausschuß wählen, eine Streikleitung. Morgen eine öffentliche Versammlung unter freiem

Himmel. — Bravo! — Die ganze Stadt muß zittern unter dem Marschtritt der Arbeiterbataillone.“

Bravo! Die sollen halt zusammengehen, die Unabhängigen und die Kommunisten.

Jetzt kommt der Mehrheitler! Ruhe! Pst! Halt doch 's Maul! Gespannt, was der sagt. „Genossen! Seid vernünftig!“

„Was will der? Schaut uns der für dumm an? 'runter! Schluß! Schluß! Da habt ihr sie wieder, die Schleimscheißer. Drum geht halt nix z'samm!“

Am andern Tag war die Demonstration. Knapp die Hälfte ist gekommen. Die andern werden wahrscheinlich vor dem Rathaus warten. Hätte man sich eigentlich den langen Weg ersparen können. Oder daheim bleiben können, einmal richtig ausruhen, auf einen mehr oder weniger geht es ja nicht zusammen. Die Betriebe arbeiten ja alle, was ist denn da los? Es wird noch verhandelt, heißt es. Die vom Elektrizitätswerk haben gesagt, es fällt ihnen gar nicht ein, sie haben auch kein Holz gekriegt, diese Neidhammel. Das sind Gesinnungslumpen ohne Solidaritätsgefühl. Und das ist es, daß man nicht durchdringt mit den Forderungen des Proletariats. Das Rathaus soll abgesperrt sein, der Magistrat empfängt die Delegation nicht, hört man. Was ist da vorne?

„Was ist da vorne? Polizei! Blaue Kosaken! Bluthunde! Arbeitermörder! Nieder, nieder! — Lauft's nur nicht so! — Dableiben, he! — Beisammenbleiben!“

„Auseinandergehen! Los! Straße frei machen!“ Da kannst halt nichts machen, solange die Bewaffnung des Proletariats nicht durchgeführt ist. Dann könnte man diese Kosaken wie Bleisoldaten herabknallen vom Gaul und zusammentreten. Aber so!

Was ist los? Einzeln zum Bahnhof, heißt es. Von auswärts kommt Verstärkung. Horch! Jetzt schießen sie schon! Das könnte beim Rathaus sein. Die Kommunisten sammeln beim Bahnhof, die Unabhängigen in der Seitenstraße. Also los! Neugierig ist man, was noch draus wird, vielleicht gar noch die richtige Revolution!

Am Bahnhof ist abgesperrt. Reichswehr ist da mit Maschinengewehren und spanischen Reitern. Ein Plakat

wird gerade von ein paar Soldaten angeklebt: Belagerungszustand! Da drüben, da ist was los, am anderen Ende. Dort müssen die Kommunisten sein. Jetzt hört man Schüsse. Dort, am Postamt geht's nicht viel zu, da raufen sie schon miteinander. Die Reichswehr geht zurück, jetzt stürzen ein paar! Die Zivilisten da drüben schießen ja auch. Hoppla! Da ist eine von drüben ganz nah vorbei. „Was ist denn? Drück nur nicht so!"

„Ich muß weiter zur Schule!" „Ah, der Christian, jetzt so was! Bleib nur da, heut ist keine Schule! Generalstreik — Genosse! Heute gibt's noch was." Christian steckt eingekeilt im Gedränge und wundert sich, den alten Gefreiten Huber hier zu treffen. „Ja, der Huber! Wie geht's denn immer!" „Nachher, nachher! Da schau! — jetzt schießt die Reichswehr mit Maschinengewehren. Schau nur, wie s' auseinanderlaufen da drüben. Na, schiebt's nur nicht so da hinten — aufhören mit der Schieberei!"

„Zurück! Zurückgehen! — Sonst wird geschossen!" schreit einer von der Reichswehr, aber da sind plötzlich die ersten Soldaten umringt und niedergestoßen. Das Gewehr her!

„Feuerr!" — — —

Was ist denn? Das ist doch — nein, ich hab' doch gar nichts — oohh — Kamerad, Genosse — ach!

Dann ist auf einmal Luft, daß man die Wolken am Himmel sieht — und wie sich die Welt dreht, einmal so 'rum, dann wieder anders. Und eine Peitsche knallt so oft und lästig vorbei — hört doch auf mit der Knallerei — Kindsköpfe!

So weich und so warm ist es auf einmal, wo es doch heut so kalt und stürmisch war. Es ist wie eine Erlösung, ganz frei wird es einem, so schwebend leicht. Wer ist denn schon einmal im Äther geschwommen — und ringsum war Raum — Raum — Unendlichkeit und Größe. Kein Mensch weiß, wie das ist.

Ach, so kann man sich täuschen, dieses Gepolter ist ja das Sperrfeuer. Deckung! Wumm! — Beinahe! — Zug Christian fertigmachen! Der Uhrzeiger rückt und rückt. Und die Zähne schlottern. Mensch, hast du Angst? Sieh, da steht der Hilfsarbeiter Huber und stiehlt der letzten Minute noch einen Schluck Schnaps ab. Wie die Uhr! Gerade ist er fertig und

sie auch. Neun Uhr fünfzig! — Er winkt und gibt das Signal mit der Trillerpfeife: Marsch! Und da! — Genau so war es! Das zuckende Feuer — und wie der Rauch verweht, liegt er über dem Huber, und dann war das schöne Gefühl in ihm vom Fliegen und Segeln durch den Äther.

Oh, wenn er das noch einmal könnte! Diese Seligkeit der erhabenen Allmacht der Schöpfung fühlen, das elende Schwergewicht überwinden, so wie jetzt, man braucht ja nur zu wollen. Und — das — ist so — erhaben schön . . .

Da hoben ihn die Sanitäter vom Asphalt und legten ihn neben den Hilfsarbeiter Huber wie damals im Unterstand. Und so wurden sie auch nebeneinander aufgebahrt im Schauhaus des Friedhofs, als festgestellt war, wie die Opfer des Aufstandes hießen. Ein Student, wie kommt ein Student in diesen Aufruhr, denkt der Leichenwärter, aber eigentlich braucht man sich nicht zu wundern, denn Studenten sind schon immer revolutionär gewesen.

In der Bauschule hockten sie an den Fenstern und mutmaßten, was diese Schießerei bedeuten könnte. Jetzt war es schon wieder vorbei. Hier und da noch ein einzelner Schuß. Da rumpelt der Ortner herein und keucht, ohne sich bei der Anwesenheit des Professors zusammenzunehmen, heraus: „Am Bahnhof! — die Roten — die Postkasse haben s' geplündert, grad wie die Reichswehr absperren wollte. Ein Pfundssaustall — mit Maschinengewehren haben s' hineingeschossen. Ein Gesindel ist draußen auf der Straße, eine ganze Verbrecherkolonie treibt sich herum. Passanten soll's auch erwischt haben."

Es fehlen noch einige. Da kommen sie ja und erzählen das gleiche. Fast wären sie drunter gekommen. Nur der Christian fehlt noch, der kann natürlich nicht durch vor lauter Menschen, oder er wird, vorsichtig wie er ist, einen weiten Bogen herum gemacht haben.

Die Schulglocke schrillt! Schon Pause? Unmöglich?! Noch einmal schrillt sie. Das heißt: Alles in die Aula! Nanu? Brauchen sie wohl wieder Hilfe bei der Reichswehr, Zeitfreiwillige? Denn daß der Alarm mit der Schießerei zusammenhängt, ist wohl klar. Da kommt der Rex und betritt das Pult und schaut geradeaus wie ein sturer, kalter Steinpfeiler. Nanu?

Er wartet, bis beklemmendes Schweigen eintritt, und sagt dann tonlos: „Das Bestattungsamt teilt mir soeben mit, daß unser Kamerad Christian vor einer halben Stunde am Bahnhof erschossen aufgefunden wurde.“

Da zog es sie alle kalt erschauernd von den Sitzen und sie starrten betroffen den Rex an, der noch sagte: „Die Schule ist heute geschlossen. Gehen Sie auf dem kürzesten Weg nach Hause. Ich danke Ihnen.“

Auf der Treppe sagte der Berger fragend zu Krafft: „Der Christian bei den Roten?“ Aber da fuhr er zurück, wie Krafft ihn anblitzte und zischte: „Wer das sagt, den schlage ich ungespitzt in den Boden hinein!“ Der Martin trat ihm kopfschüttelnd in den Weg: „Was sagst jetzt da? — So ängstlich war er, daß er nirgends hineinkommt — und jetzt so ein saudummer Zufall?“ „Martin, Zufall gibt es keinen. Der Christian hat gewußt, daß ihm was zustößt. Deswegen war er so. Nicht aus Feigheit.“ „Ah, da kannst recht haben, das kenne ich vom Feld her. Ja, ja, dagegen kannst halt nichts machen.“ Sie streiften zusammen durch die erregte Stadt. An den Ecken standen lebhaft debattierende Haufen beisammen. Einige rote Stimmungsmacher waren immer inmitten und erzählten haarklein von den Greueltaten der Reichswehr, die blindlings unter die harmlosen Passanten hineingeschossen hätte vor Angst. Kein Mensch ist seines Lebens mehr sicher. Die Arbeiterschaft wenn bewaffnet gewesen wäre, oh, dann wären die weißen Feiglinge nur so davongespritzt. Wenigstens haben auch ein paar von ihnen dran glauben müssen. Rache für das Arbeiterblut! Das muß teuer bezahlt werden. Die Reichswehr und Polizei muß sofort zurückgezogen werden, bewaffnete Arbeiterpatrouillen übernehmen die Aufrechterhaltung der Ordnung.

„Das könnte euch so passen! Was tut ihr übrigens in unserer Stadt, ihr seid doch gar nicht von hier dem Dialekt nach? Schaut lieber, daß ihr in Schwung kommt, ehe es noch einmal knallt. Los!“ Kraffts Augen verheißen nichts Gutes, und er ist leider nicht allein, da sind noch mehr solcher Kerle. Am besten schleicht man sich still weg. Und siehe, auf einmal wagt der Zuhörerhaufe laut über das hergelaufene rote Gesindel zu schimpfen.

Nun fangen sie an zu reden und streuen das aus, was sie von ihrer Politik zu sagen haben. Man stimmt ihnen bei, man glaubt den jungen Leuten, das sehen sie bald. Aber man glaubt nicht daran, daß es gelingen wird, was sie so ehrlich meinen. Dafür sind sie zu wenig, zu unbedeutend. Aber sie streifen noch lange durch die Straßen und zerstören die Propaganda der roten Eckensteher, wobei im Dunkeln manchmal ein roter Schädel blitzschnell verdroschen wird.

Am andern Tage, siehe, da war auf einmal Generalstreik! Gegen die weißen Mörder! Weil Arbeiterblut geflossen war. Ja, Blut muß erst fließen, damit die Volksseele kocht, sonst geht sie ja nicht mehr auf die Straße. Das Volk will Ruhe, arbeiten, Brot verdienen, endlich den „Frieden" der Gleichgültigkeit, Übermüdung und Hoffnungslosigkeit. Der Feind ist unsichtbar, man trifft ihn doch nicht, und das Gesetz ist immer anders als das gefühlte Recht.

So trotten sie teilnahmslos wieder aus den Toren der Fabriken heraus und lassen sich wie Schafe in die Reihen treiben von den Funktionären der Gewerkschaft und der Parteien. Wer Glück hat, drückt sich nach Hause, wenn auch der Obmann nachzählt, ob alle mitgegangen sind. Dann steht man auf einem Platz, stundenlang, und von der einen Ecke spricht ein Gewerkschaftsbonze, von der andern ein Mehrheitsbonze, und von gegenüber ein Unabhängiger und ein Kommunist. Verstehen kann man keinen von allen. Dann schreit es von einer Ecke „Hoch!" oder „Nieder!", und dann kann Gott sei Dank endlich alles auseinanderlaufen. Wer nicht gleich seitwärts kommt, daß er nach Hause kann, den schleppen die Kollegen mit in ein Parteilokal, wo noch einmal eine Rede gehalten wird, daß man doch weiß, um was es sich heute gehandelt hat. Und dann wird gesoffen und gesoffen, bis es kein Bier mehr gibt — und daheim schimpft die Alte und weinen die Kinder, daß man am liebsten einen Strick nehmen möchte, die billige Proletarierkrawatte: hält bis zum Lebensende! Ja, so geht der Arbeitsmann zugrunde, wie das alte Lied sagt.

In ein paar Stunden heißt's wieder: 'raus aus dem Haus, schnell einen Schnaps, einen Bittern, und mit der Prozession durch das Tor, hinter dem die Freiheit aufhört.

Welche Freiheit? Zum Teufel, die Freiheit der Gesinnung. Da steht der Obmann und paßt auf, ob man das Flugblatt auch liest, das er ausgeteilt hat, und frägt, was man dazu sagt. Und dann muß man so tun, als ob, ein paar Schlagworte wiederholen, und denkt an die Lohntüte mit dem Abzug und an das versoffene Geld, nicht für ein Vergnügen, sondern für eine zuwidere Geschichte, die einen gar nichts angeht innerlich. Das nennen sie Gesinnungsfreiheit. Und aus jedem Wort hört man die Drohung: Und willst du nicht mein Bruder sein —. Da sagen sie auch: Alle Räder stehen still, wenn dein starker Arm es will. Ist ja nicht wahr, wenn die Partei will, muß es heißen. Ach, Schwindel!

Die rote Presse tobt gewaltig in einer schwarzgeränderten Ausgabe über den Brudermord und brachte unzählige Augenzeugenberichte, die natürlich einwandfrei erwiesen, daß nur harmlose Passanten von der rohen Soldateska kaltblütig ermordet wurden. Wie zum Beispiel der Student Christian, der gewiß nicht in den Verdacht käme, an der Spitze einer Arbeiterdemonstration gestanden zu haben. Aus der Parteikasse habe man selbstverständlich den Angehörigen der Gefallenen einen namhaften Betrag zur Linderung der ersten Not überwiesen. Christians Mutter brauchte keine Not mehr leiden, ein Herzschlag hat sie bei der Nachricht aller Sorgen und Schmerzen enthoben.

Daß der rote Bürgermeister die Reichswehr gegen die Geister, die er rief und nicht mehr los wurde, angefordert hat, stand in keiner Zeitung.

Daß die Posthauptkasse gestohlen war und von der Reichswehr erst wieder zurückgebracht wurde, sei elende Lüge, hieß es. Die Lage verhalte sich so: Ein Demonstrationskomitee wollte sein Quartier in der Post aufschlagen und wählte wegen seiner übersichtlichen Lage den Kassenraum. Beim Wegschaffen der gefüllten Kasse in einen andern Raum, bei der einige Demonstranten der Eile wegen behilflich waren, sei die Reichswehr dazu gekommen und habe, ohne zu fragen, den ganz ahnungslosen Arbeiter, der die Kasse trug und sich als ortsunbekannt in der Türe irrte, niedergeschossen. Ein Beweis, wie blutdürstig die Soldateska vorgegangen sei.

Als Krafft das las, lachte er angewidert hinaus: „Da, seht, so geschickt lügen die Juden einen Gauner in einen Engel um. Wer erfährt die Wahrheit, wenn er nicht gerade den betreffenden Soldaten sprechen kann? Niemand!“

Die bürgerliche Presse schreibt voller Eifer, daß schon am Tage hernach die alte Ruhe in den Straßen zu beobachten war und der „Vorfall“ schon wieder vergessen scheint. Es sei des Lobes wert, wie diszipliniert die Einwohnerschaft sich verhalten hätte, so daß merkbare Störungen des Geschäftsverkehrs nicht zu spüren waren.

Der Bürgermeister dankte der Polizei und der Stadtkommandant der Reichswehr für das vorzügliche Verhalten, und die Arbeiterpresse schrieb Spalten über den tiefen Eindruck der Demonstration, die ihre Wirkung auf die Behörden sicher nicht verfehlt hätte. So war ein jeder zufrieden, und es war alles wie vorher.

Die Siedlung war auch wieder in Betrieb. Nur wurde jetzt im Akkord gearbeitet; denn an allen Ecken und Enden mußten jetzt Einsparungen versucht werden, um das Loch einigermaßen zu decken, das dieser erstmalige Versuch einer Sozialisierung in den Etat für die Siedlung gerissen hatte. Von dem, was vorher an Arbeit geleistet worden war, war fast nichts zu gebrauchen. Und die ganze Stadt sprach davon, daß man die Häuser der Siedlung größer und schöner hätte bauen können mit dem, was vorher sinnlos vertan worden ist.

Aber es glimmt etwas unter der Decke. Das Mißtrauen lauert in allem. Und Krafft hat mit seinen Kameraden viel erfahren in diesen Tagen.

Das Examen haben sie nun trotz aller Störungen glücklich hinter sich gebracht, und es ist jene erregende Spannung der zwei Wochen zwischen der letzten Prüfungsstunde und dem Tag der Erwartung ihrer Zensuren, über deren Ermittlung zwei Wochen lang die Professoren schwitzen müssen. Am letzten Prüfungstag hatten sie noch vom Rex erfahren, daß das Ergebnis ihrer Prüfung überraschend gut sei und schon feststehe, daß keiner durchfalle. Wider alles Erwarten hatte die fünf Jahre lange Pause der

Kriegs- und Freikorpszeit während ihres Studiums nichts am Können verheert.

Wenn sie zurückdenken, dann mutet es sie fast sagenhaft an, wie sie sich just vor einem Jahr in ihrer Schule wieder zusammengefunden haben nach dem Krieg. Was liegt aber alles in diesem einen Jahr an Erleben und an Entwicklung! Das ganze Jahr war ein einziger März für sie, ein unterirdisches, unsichtbares Drängen und Keimen, von Stürmen übertost und hier und da ein wenig von Sonne belacht. Sie wissen noch nicht, was das ist, das in ihnen keimt und zum Licht drängt. Aber wenn man sie so der Reihe nach betrachtet, dann kennt man ihren Gesichtern das ahnungsvolle Neue an, das werden will; so, wie man an einem Märztag, draußen über die Felder gehend, von unten her aus der Erde das neue Leben strömen fühlt.

Die Steinmetze in ihrem Semester haben in diesen freien Tagen aus einer großen Kalksteinplatte ein Erinnerungsmal für ihre gefallenen Kameraden herausgehauen und alle Namen der Toten des Krieges und des Freikorps in den Stein gemeißelt. Als letzten den Namen „Christian". Der rote Stadtrat hat ihnen aber verboten, die Erinnerungstafel an der Straßenfassade der Schule anzubringen, weil man darin eine unzeitgemäße nationale Kundgebung erblicken würde. So haben sie an einem Sonntagvormittag in einer kleinen Feier die schlichte Gedenktafel in der Aula enthüllt.

Es war die letzte Amtshandlung ihres Schülerrats. Und sie hatten alle die heimliche Genugtuung dabei, damit einen Akt zu schließen, dessen Inhalt eine Nachwelt nur mit Kopfschütteln als gar nicht schülerratsmäßig studieren kann. Alles, was ihr Schülerrat getan hat, ist den roten Herrschaften immer mit Entsetzen in die Knochen gefahren. Undeutlich noch in seinen Zügen, aber im Wollen klar erkennbar, drängt auch in diesen Blättern, die nun vergilben und verstauben werden, ein neuer Wille und ein neuer Geist ans Licht der Zeit.

„Die Männer, die der Krieg geprägt hat, sind härter als andere Geschlechter. Sie sind der Stoff, aus dem Hammer

und Meißel geschaffen werden, mit dem die Geschichte die Völker auf dieser Erde behauen wird. Dazu bestimmt zu sein, ist das Schicksal unserer Frontgeneration. Wir wollen ihm dienen — wie unsere toten Kameraden."

So hießen die letzten Worte Kraffts, als die Hülle vor der Tafel ihrer mehr als dreihundert gefallenen Kameraden fiel.





Ein Samen verweht

„Weh, daß wir scheiden müssen —“ tremolierte der Lindner über den lachenden Haufen der glücklichen Absolventen hin, der, von der alten Schule weg mit den frischen Zeugnissen in der Tasche und den Wünschen der Herren Professoren noch im Ohr, die liebe alte Kneipe stürmte. Da war heute feierlich gedeckt, und Blumen standen auf dem Tisch, die ersten feinen Blumen des Frühjahrs. Ringsum lachende Gesichter und strahlende Augen. Endlich — endlich sind sie soweit! Das volle Leben winkt ihnen verlockend, ganz gleich was für eines, aber endlich ein freies Männerleben. Lange genug haben sie auf der Stelle treten müssen in der Bildungskaserne, und jetzt dürfen sie endlich freiweg marschieren, wohin sie wollen, mit dem ganzen Überschwang junger Menschen, denen noch alle Verheißungen offen sind. Und wer weiß, ob man auf seinen Kreuz- und Querfahrten nicht doch einmal das Glück beim Zipfel erwischt. „He, Schorschl! — Wo bleibt denn der Wirt?“

Da stampft er ja herein auf seinem Holzbein, das ganze Gesicht eine Sonne. In den Händen trägt er vorsichtig einen randvollen Humpen Wein und lacht fragend über die erstaunte Gesellschaft hin: „Wer hat den besten Einser?“ „Krafft!“ brüllen sie alle, „da brauchst schon lang fragen, Schorschl!“ „Also, Krafft, trink an! Und sag uns einen

schönen Spruch vor!“ Dabei hebt der Schorschl den vollen Humpen zu ihm hin, und Krafft nimmt ihn und hebt ihn empor im Kreise, der ihn feierlich schweigend ansieht.

„Ich trinke der jungen Freiheit eins zu,
Die heute noch in den Windeln liegt,
Und wünsche mir Kampf und solang nicht Ruh',
Bis wieder der Adler zur Sonne fliegt.

Wir müssen die harten Knechte ihr sein,
Die stehen und wachen, einander verbürgt
Bei Tag und bei Nacht, zuhauf und allein,
Daß man sie uns nicht schon im Kindbett erwürgt.

Wer heute sich beugt, der Klugheit viel pflegt,
Kann dennoch vor Sorgen nicht lachen.
Die Freiheit, die jeder in sich selber trägt,
Muß jubelnd zum Leben erwachen.“

Da hob er den Pokal im jubelnden Brausen der Zustimmung an den Mund und nahm einen vollen Trunk daraus. Und dann hielt er ihn wieder vor sich hin, er sah die große stille Freude in den Augen seiner Kameraden ringsum und begann zum andernmal:

„Mein zweiter Trunk, der gilt dem Mut,
Um den allezeiten wir bitten,
Solange er lebt, solange ist's gut,
Solange ist die Freiheit in sicherster Hut!
Denn der Mut ist die beste der Sitten!“

Da sprangen sie auf, so gut hatte das ins Herz getroffen, und wieder trank er und begann zum drittenmal:

„Der letzte — fürs ewige Deutschland soll sein,
Das streben muß in den Himmel hinein!
— und sollt' hier die Hölle uns werden.

Wir können nicht anders! — und das ist gut.
Denn immer noch kreiset das uralte Blut,
Dem lieber die Freiheit, der Kampf und der Mut
Als alle die Schätze auf Erden —
Die einstens von selber uns werden.“

Atemlose Andacht war um ihn her, als er zum letztenmal das Glas an die Lippen nahm und trank. Dann setzte er den Humpen auf den Tisch und lachte in den stürmischen Jubel seiner Kameraden hinein. Und der Schorschl zerdrückte ihm fast die Hand zwischen seinen Pratzen: „So einen Spruch hat noch keiner gesagt von den vielen Einsern, die aus meinem Glashumpen das Glück schon angetrunken haben. Nein, so was, dichtet der Kerl drauflos wie der Schillinger. Aber jetzt sagt euch der Schorschl was. Stillgestanden! — wenn ihr schon sonst das Maul nicht halten könnt. — So schön dichten kann ich nicht wie der Krafft da, ich rede halt, wie mir der Schnabel gewachsen ist:

Ihr seid jetzt Meister in euerm Fach, meistert des Lebens Ungemach! Werdet auch bald ein Mädel frein, soll für jeden die Schönste sein, wünscht euch der Schorschl Bausewein. — Prost!“

Da mußten sie erst recht lachen über den findigen Kneipwirt, und jetzt dichtete jeder beim Umtrunk einen Spruch.

„Männer, wer hätt' denn das gedacht, daß der Krafft solche Sprüche macht“, rief der Berger noch ganz begeistert, und der Lindner nahm ihm den Humpen weg und fuhr fort: „Und uns der Schorschl ein Mädel schenkt, Mensch, von dir hat das keiner gedenkt.“ Der Martin schmunzelte erst ein wenig und sang dann lauthals: „Dichten und Bauen — ist nichts für die Frauen — aber Maurer und Wirt' — ham schon 's Dichten probiert.“ Und der Höllein konnte es schon kaum mehr erwarten, bis die Reihe an ihn kam: „Mein erster und mein letzter Schluck — wie ich's auch mach' — er tut gluck, gluck.“

So wenig als die letzten Tage her denken sie jetzt daran, wie überraschend schnell sie voneinander getrennt werden. Das nüchterne Leben reitet sie in blinder Rücksichtslosigkeit auseinander. So sitzen sie hier und singen und lachen, als wären sie für ewig beisammen, bis der Paul ans Glas klopft und Silentium gebietet: „Ich habe festgestellt, wer von uns in diesem Nest hier sitzenbleibt und wer hinausfliegt in alle vier Winde, um am Wiederaufbau des Vaterlandes zu wirken und den Ruhm unserer Schule nach besten Kräften dabei zu blamieren.“ Lachen! „Jawohl, blamieren!

Denn ihr seid mir die rechten Staatsbürger" — „jüdischen Glaubens", warf der Endreß ein, und alle steckten die Daumen in die Ärmellöcher der Weste und grinsten, daß Paul erneut „Silentium!" rufen mußte: „Ich sehe euch heute schon an den Laternen der Zivilisation baumeln und nach Luft schnappen, ihr Radauantisemiten und hartnäckigen Störer der biederen Ruhe und Ordnung. ‚Wo kommt der Mensch bloß her?' — wird die republikanische Umwelt fragen und bekennen müssen: Was kann von Bayern Gutes kommen! Huhu! Aus jedem Knopfloch guckt euch die Mündung einer Kanone des Widerstandes heraus. Ein verheerender Geist ist in euch gefahren, und weil wir gerade so schön unter uns sind, laßt uns weinen über die Abtrünnigen unserer Verbrecherschar. Da ist der Endreß, der Wasmuth und der Hertlein, die gehen wieder heim in die Pfalz — Gott erhalt's! Der Martin zieht in die Heimat und baut Kartoffeln und Heustadel. Martin, du alter Gauner, du hast uns gar nicht gesagt, daß du Weihnachten geheiratet hast, aber ganz recht geschieht dir! Übelein, du Vetter des Teufels, du willst gar bis nach Düsseldorf. Denkst du nicht an Vaters Sorge? — Zieh nicht an den Rhein, mein Sohn! Und der Wild geht mit dem Lindner gar nach dem Sündenbabel Berlin, so daß wir sie heute schon als verloren in unserer Brust begraben können und eigentlich einen Trauersalamander reiben sollten. Den feschen Rudolf zieht es mit Gewalt nach Sachsen, wo die schönen Mädchen und die Kommunisten wachsen. Auch Hamburg ist ein schönes Städtchen, denkt der Berger. Der geht aber noch nicht am weitesten fort, sondern der Wünschel, der in Spanien ein Stauwerk errichten will. Wer hier bleiben muß und die verlassene Stellung hält bis zum letzten antisemitischen Atemzug: Hepp — hepp — Jud'! — bin einzig ich, der Höllein und unser Häuptling Krafft, dem ich, weil ich nicht weiter kann, hiermit das Wort erteile."

„Ich? Wieso reden? Singen wir lieber eins, solange wir so beisammen sind." Und sie sangen und tranken und lachten dazu. Aber dann klopfte Höllein ans Glas und setzte sich mit der Gitarre auf den Tisch: „Hört zu, ihr Knäblein, ein neues Soldatenlied! Aber werdet nicht rot dabei:

„Mein Schatz steckt mir ein Röselein
Blutrot an mein Gewehr:
‚Ich denk' an dich, du denkst an mich,
Dann ist's nicht mehr so schwer.'
Heiß war ihr Kuß, der Regen rann —
Nur gut, daß keiner wissen kann,
Der in die Schlacht marschiert,
Was ihm darin passiert.

Das Röslein ist zerflattert bald
Im Wind, schon lang, schon lang.
Granaten heulen um uns her,
Kamerad, uns wird nicht bang!
Trifft uns im Dampf mit wildem Schrei
Ein zackig Eisen oder Blei,
Erblüht eine Ros' im Sand
Aus Blut fürs Vaterland.

Führt mich das Glück vom Felde
Nach Haus' bei dunkler Nacht,
Dann bring' ich ihr ein Röselein
Und klopf', bis sie erwacht.
‚Der Krieg ist aus, nun bist du mein!
Ach, lieber Schatz, komm doch herein!
Schon lange wollt' ich wissen,
Wie heiß Soldaten küssen.'"

Weil sie aber meinten, es käme noch mehr, lachte der Höllein: „O jerum — schrumm! Das ist immer so, wenn's interessant wird, hört jede Liebesgeschichte auf."

„Wo ist das Lied her?" fragen sie, und Höllein lachte heraus: „Das kennt ihr freilich noch nicht! Ich habe es gefunden. Täter unbekannt. Auf einem alten Zeichenbogen war es gestanden, der in unserem Zeichensaal im Papierkorb gesteckt ist. Damals, nach dem Mai in München, war es. Merkst du was, geliebter Leser?" Da mußten sie alle zu Krafft hinlachen: „Du? — schon wieder?", daß er über und über rot wurde und vorwurfsvoll zum Höllein sagte: „Weißt du —." „Weiß schon, das ist eine Gemeinheit, aber dafür sing' ich es noch einmal. Gefällt euch die Melodie? — Die hat mein Bruder gemacht. Hört zu, ihr Banausen,

bei mir könnt ihr was lernen." Und sie summten mit und marschierten mit den Beinen unterm Tisch dabei.

Als die Saiten beim dritten Vers ausgeschwirrt hatten, horchte Krafft versonnen dem Klang der Melodie nach, so gut hatte hier ein ihm völlig fremder Menschen den Ton getroffen, der in ihm gesungen, als er das Lied hingeschrieben hat.

„Aber Krafft, warum willst du uns solch ein Lied verstecken?" fragte vorwurfsvoll der Berger. „Euch nicht", sagte Krafft. „Aber wer versteht so was heutzutage? Wo es kaum mehr Soldaten und überhaupt kein Vaterland mehr geben soll. Schreibt es euch ab, denn gedruckt wird es doch nicht, dazu ist es zu fremd für das Zeitungsvolk." Der Martin lachte ihn an: „Du bist halt zu früh auf die Welt gekommen." „Ach woher, Martin", lachte Krafft dagegen, „wir sind schon rechtzeitig da. Jede große Zeit schickt ihre Pioniere voraus. Mir kommt das immer so vor, als ob wir die ersten Breschen in den Drahtverhau der feindlichen Stellung sprengen müssen und die ersten Stege schlagen sollen zur Überwindung der Abgründe im Volk. Wer sonst soll es machen als wir Frontsoldaten? Die Alten sind zu müde, und die Jungen verstehen es noch nicht. Die müssen es erst lernen. Für uns heißt es wieder einmal und wahrscheinlich solange wir leben: Freiwillige vor! — Schau dich nur um! Es sind immer die gleichen, draußen im Feld und daheim."

„Da fällt mir ein, was ist denn mit unserer Partei, die stirbt ja fast aus, wenn wir fort sind?" fragte der Berger, und der Endreß setzte hinzu: „In meiner Pfalz weiß kein Mensch, was diese Partei ist und will. Überhaupt denken sie bei mir daheim jetzt nur an die Besatzung, und sonst spukt allerhand herum von einer Lostrennung und einer autonomen Republik Pfalz." „Der alte Traum der Franzosen", nickte Martin besinnlich. „Deutschland soll wieder zerfetzt und zertrümmert werden, daß sie einen gegen den andern ausspielen können. Uns Bayern gegen die Preußen, die Schwaben gegen die Hessen, schließlich noch die Nürnberger gegen die Münchener oder die Kölner gegen die Düsseldorfer. Das könnte ihnen so passen — Pfeifendeckel!"

„Was soll da ich erst machen, mit unserer Politik mitten im Wasserkopf Berlin, in Neu-Jerusalem an der Spree", lachte der Lindner etwas skeptisch. „Beim ersten Wort bin ich ein lebendiger Leichnam, und beim zweiten gehe ich schon in Verwesung über." „Oder du kommst in die Gummizelle als gemeingefährlich", lachte Paul und rief in die Runde: „Laßt den Wein nicht sauer werden wie euere Gesichter, trinken wir der jungen Freiheit eins zu — Prosit!" Sie lachten froh, aber es war doch gleich wieder ernst im Kreis, als Krafft sprach: „Keiner von euch kann mehr los von diesen Gedanken, das hat sich unauslöschlich in unser Trachten und Tun hineingeätzt. Gut so! Wir müssen auseinander — schadet nichts! Mit uns ist das so, als wenn der Wind einen Samen verweht, der auf einem einsamen Stengel mitten im Unkraut gewachsen ist. Verlaßt euch darauf, der Samen geht auf, wo er hinfällt. Drum ist mir gar nicht angst um euch. Denn jeder Sturm macht den Boden feucht, und je tiefer man euch hineintritt, desto sicherer werdet ihr aufkeimen."

„Und je mehr Mist sie auf euch werfen, um so besser müßt ihr ja wachsen", lachte der Martin dazu.

„Von überall her hört man, daß ein gesundes neues Denken emporkommen will. Im roten Mitteldeutschland sollen starke Gruppen der Frontsoldaten im ‚Stahlhelm' stehen, schreibt mir einer, der mit der Reichswehr da droben beim Aufräumen war. Ähnliche nationale Verbände schießen im Osten und im Norden auf. Das hat nicht anders kommen können. Und das muß einmal, wenn auch erst in Jahren, aufeinanderstoßen und dann zusammenfinden in einer großen Freiheitsbewegung über ganz Deutschland hinweg."

„Das ist ja äußerst interessant", spottet Paul, „da kann man ja hoffen, daß wir einmal als Dattergreise unsere klappernden Knochen in einem schöneren Deutschland an die liebe warme Sonne schleppen können."

„Wenn unsere Partei hier so traurig weitermacht wie bisher, dann wird es wahrscheinlich auch so kommen", lachte der Martin trocken.

„Aber der Herrgott verläßt keinen guten Deutschen", prahlt da plötzlich Krafft und weidet sich vergnügt an ihren

verständnislosen Blicken. „Ich glaube, daß das, was mir die Berta von München schreibt, endlich das große Neue ist, das wir immer gesucht haben.“

„Was? — Hört, hört! 'raus damit!“ rufen sie kribbelnd gespannt durcheinander, während Krafft gelassen den Brief aus der Tasche holt und vorliest:

„... Hans, gestern habe ich etwas Großes erlebt! Schon lange wollten ich und einige Kolleginnen aus Neugierde in eine Hitlerversammlung gehen, man hört soviel reden von diesem Mann und seiner Partei. Jedenfalls sind seine Plakate immer so neuartig und so fesselnd im Text, daß die Menschen wie Bienenschwärme sich davor drängen. Die Versammlung war im überfüllten Festsaal des Hofbräuhauses, kaum ein Stuhl zum Sitzen zu finden, so stark war der Andrang.

Hans, der Mann, der dann sprach, dieser Hitler, ist der Prototyp des aufrechten Deutschen. Dieser Mann ist der Sprecher und Ankläger im Namen aller guten Frontsoldaten. Es ist ein Erlebnis, ihn zu hören. Klar, scharf und unerbittlich hart gegen die Verderber, aber von einer fast spürbaren Herzenswärme und Güte, wenn es um sein Volk geht. Ich habe bei vielen echte Ergriffenheit und sogar Tränen gesehen, auch bei Männern, und mußte an dich denken. Hans, das ist, was du suchst.

Eine unwiderstehliche, hinreißende Macht liegt in der Rede dieses Mannes, ich glaube, es ist das Herz bei ihm, das so spricht. Sein Programm, das er verkündete, die Richtsätze der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei, sind so gewaltig, daß der Saal gezittert hat im Sturm der Begeisterung. Wenn sie im Druck herauskommen, sende ich sie dir sofort zu. Ganz München spricht tagelang von dem Ereignis, das mir vorkam, wie damals das Anschlagen von Luthers Thesen an der Kirche in Wittenberg gewesen sein muß, noch größer, weitschauender und gewaltiger ...“

Eng zusammengedrängt umstanden sie Krafft und lauschten fast lechzend gierig der Botschaft aus München. Erst als Krafft den Brief wieder zusammenfaltete, wagte Paul zu sagen: „Das ist fast zu schön, um wahr zu sein.“ „Wenn die Berta es schreibt, ist es wahr“, behauptete Höllein,

„und ich will Hans heißen statt Fritz, wenn dieser Hitler mit seiner Partei nicht unseren antisemitischen Stopselklub wie Staub wegbläst.“

„Diese Angst hat unsere Vorstandschaft ja heute schon“, lachte Krafft. „Die Herren wissen nämlich schon lang, daß in München was Großes los ist. Das haben sie sogar schon gewußt, ehe sie hier angefangen haben mit einer Konkurrenzpartei. Sie haben es dem Hitler abgeguckt und nachmachen wollen.“

„Das sagst du uns jetzt?“ wunderte sich der Berger, aber Krafft erwiderte: „Weil ich es auch erst gestern erfuhr, wie ich ihnen den Brief von der Berta unter die Nase gerieben habe. Sie sagen, sie wollten schon immer mit München wegen einer engen Zusammenarbeit verhandeln. Aber schleunigst! — habe ich verlangt, Hitler muß auch in dieser Stadt sprechen, Anhänger sind hier genug. — Aber kein Geld, sagten sie. — Hitler hat auch keins, sie sollen Beiträge sammeln, Eintritt verlangen, wie die in München. Ja, dann komme kein Mensch in die Versammlung, meinen sie. Aber sie wollen wenigstens in München einmal anfragen.

Ihr seht wieder einmal: Nur nicht auslassen, immer wieder aufs neue dem Ziel zu. Einmal sind wir dort, und zwar dann, wenn wir es am wenigsten erwartet haben. Gelt, das von München, das habt ihr auch nicht erwartet?“

„Nein! Von München schon gar nicht“, gesteht der Paul aufrichtig, und die meisten stimmen ihm bei.

„Wenn gestern der Brief von meiner Berta nicht gekommen wäre, dann hätte ich heute beim Antrinken nicht einmal einen ordentlichen Spruch gewußt. Aber auf diese Wunderbotschaft hin ist er mir nur so herausgerutscht. Herrgott, es ist doch ein Vergnügen, in dieser lumpigen Zeit auf unserer verrückten Erdkugel herumzukollern. Ihr könnt ruhig in die Ferne schweifen, wir werden hier das neue Kind schon schaukeln.“

„Bis es herausfällt“, lacht der Martin dazu.

Dann tragen sie noch einmal ihre heißen Köpfe an die frische Märzenluft, streifen durch die engen alten Gassen und über die schönen freien Plätze der Stadt und bummeln durch die Auen, die zwar noch kahl sind, aber doch schon

das neue Werden wie einen Hauch frischer Kraft auf die Menschen verströmen. Es ist wie ein Atemholen vor dem Antreten zu einem langen und großen Kampf, auf den sie sich schon freuen. Es ist ja heute ein seltener Feiertag im Leben, an dem man durch die werkenden Menschen gehen darf wie ein Sonntagskind und durch die kleinen Sorgen des Alltags hindurch das ewige Raunen und Weben des Lebens wie eine frohe Gewißheit verspürt. Und nun hat Krafft noch zu guter Letzt über diesen Tag die frohe Verheißung gebreitet. Der Mann, der in München die Herzen bezwingt, steht vor ihnen im mystischen Schein eines großen neuen Glaubens.

Deutschland muß doch noch eine unermeßliche Zukunft haben. Und der deutsche Geist wird noch eine gewaltige leuchtende Bahn durch den Äther des Weltalls ziehen. Sie glauben es deswegen, weil es ein Wunder ist, daß sich noch mitten im Zusammenbruch der alten Welt ganz von unten her das Werden des neuen Lebens durch alle Gefahren hindurch erhebt.

Sie haben sich selber noch nicht davon überzeugt, und das allein ist schon ein Wunder, daß sie einfach glauben, nur weil ein Kamerad von ihnen davon gesprochen hat.





Schatten

Die Uhr ist stehengeblieben, und Krafft will sie aufziehen, da merkt er, daß die Feder ab ist. Wo bringt er sie geschwind hin zum Richten? Da fällt ihm der Uhrmachermeister Hartwig ein, und es freut ihn, daß er bei dieser Gelegenheit einen Gesinnungsgenossen unterstützen kann. Den Uhrmachermeister Hartwig könnte man auch für die Partei keilen, denkt er, völkisch ist er sowieso, wie nicht leicht ein zweiter, wenn auch nur so gedämpft radikal. Er ist halt doch schon ein altes, gebrechliches Männchen, aber ein Feuer hat er noch in den Augen wie ein Junger. Und manchmal kribbelt er schon wie das Geticke und Getacke seiner unzähligen Uhren an der Wand.

„Heil!" sagt Krafft mit tiefer, verstellter Stimme, weil das Gebimmel der Ladenglocke den Herrn Uhrmachermeister anscheinend gar nicht berührt, so tief guckt er in das Werk einer Uhr. Da reißt es den weißen Kopf herum, und ein komisches Auge mit der Uhrmacherlupe schaut ihn an, das andere ist noch zugekniffen. Aber dann fährt es durch die gebückte Gestalt, daß sie aufschnellt und sagt: „Aber so was! Gerade habe ich an Sie gedacht, Herr Krafft!"

„Soo? Eigentlich kein Wunder, den ganzen Herweg habe ich Gedanken an Sie gefunkt, und Sie haben wohl gerade

Ihren Empfänger im Kopf auf die richtige Welle eingeschaltet."

„Ist's möglich? Da haben sich also unsere Gedanken gekreuzt. Was dachten Sie von mir, wenn man fragen darf?" „Daß Sie meine Uhr recht bald reparieren sollen!" lacht Krafft. „Ach sooo! Was fehlt denn? — Feder ab? Kleinigkeit, bis zum Samstag geht sie wieder. Ich dachte schon, was anderes hätte Sie zu mir hergeführt, und gerade so glücklich in der positivsten Tattwaschwingung." „Tattwa?" „Ja, das kennen Sie noch nicht?" lächelt Hartwig geheimnisvoll und öffnet den Verschlag: „Kommen Sie herein, ich zeige Ihnen etwas sehr Interessantes, da werden Sie schauen!"

„Sie haben immer was Interessantes, ich sollte eigentlich wieder öfter zu Ihnen kommen", meint Krafft erwartungsvoll. „Warum kommen Sie denn nicht? Wenn Sie Zeit haben, es ist so gleich Ladenschluß, dann kann ich Ihnen allerhand Neues zeigen und erzählen." „Zuerst das Watt — watt — —?"

„Das Tattwa!" kichert der Alte vergnügt, „das kommt aus dem Indischen, wissen Sie, wo so allerhand Sonderbares an alten Weisheiten herkommt." Und dabei ließ er den Rolladen herunter und sperrte die Türe ab unterm Reden. „So manche Erklärung der Dinge zwischen Himmel und Erde, von denen sich die Schulweisheit nichts träumen läßt, wie Hamlet sagt. Ach Gott, wie sind wir Europäer, die Creme der Kultur, bloß weit zurück hinter dem geheimnisvollen Asien. — Rauchen Sie ungeniert, das stört jetzt nicht. Aber sonst soll man diesen Dingen mit klarem Verstand und, was die Hauptsache ist, mit reinem Herzen gegenübertreten. Das Nikotin, der Alkohol und Ausschweifung lähmt das Empfinden für diese Dinge, weil dadurch unsere Aura unrein wird. Auch Fleischgenuß . . ."

„Was ist das — Aura?" unterbricht Krafft neugierig.

„Die Aura? Das ist die Ausstrahlung des Körpers, völlig unsichtbar für das Auge, gleichermaßen eine Ätherhülle oder sonst ein ganz feiner rätselhafter Stoff. Es soll schon gelungen sein, auf besonders präparierten Platten diese Aura zu photographieren. Jedenfalls ist sie da. Sie kennen doch das Gefühl, ob Ihnen ein Mensch sympathisch oder

unsympathisch ist? Auch wenn Sie noch kein Wort mit ihm gesprochen haben. Sehen Sie, das sagt Ihnen Ihre Aura, wenn sie mit der Aura des andern in Fühlung kommt. Der Heiligenschein zum Beispiel ist die sichtbar gewordene Aura, die eben bei besonders Begnadeten auch ganz besonders stark war. Die Verklärung Christi ist nichts anderes als das Sichtbarwerden seiner Aura gewesen durch eine besondere Brechung des Lichts. Gelt, da staunen Sie?" Und mit strahlender Freude betrachtete Hartwig den ungläubig dreinblickenden Krafft, wie ein Engel, der einem Verdammten die Hoffnung auf Erlösung bringt.

Krafft schwieg eine Weile, denn er mußte sich erst wieder in seiner Oberwelt zurechtfinden, die vor einer fast ungekannten Sphäre des Unterbewußten zu versinken schien; aber er wollte sich die Überraschung nicht anmerken lassen und fragte gelassen: „Und was ist Tattwa?" Worauf der Uhrmachermeister gewartet zu haben schien und unter vergnügtem Streicheln seiner Knie erklärte:

„Sehen Sie, Herr Krafft, unsere Aura muß sich ganz gut vertragen können. Sie waren mir von Anfang an schon sympathisch, wie Sie damals um den Klebezettel bald ins Raufen gekommen wären. Wenn ich noch einmal jung wäre, möchte ich der gleiche gesunde Kerl wie Sie sein; aber das Alter schützt ja nicht vor Freundschaft." Er lacht vergnügt und fährt dann fort: „Irgend jemand muß der Mensch zum Freund haben, ohne deswegen gleich bei einem Totenkopf und brennenden Kerzen geschworen zu haben — hahahaha! Ich bin ein alter Knabe schon, seit meine Frau tot ist, bin ich halt mit der Zeit ein Grübler geworden, ein Sinnierer nach der Gerechtigkeit und nach dem Wesen, das sie Gott nennen. Und seitdem mein Einziger gefallen ist, ist das nur noch stärker geworden. Das Leiden ist die beste Kraft zum Eindringen in die Geheimnisse, die für den Sehenden keine mehr sind. Wer Ohren hat zu hören, der höre! Die Geisterwelt ist nicht verschlossen, dein Sinn ist zu, dein Herz ist tot! Da erfährt man halt so mancherlei, das wert wäre, nicht vergessen zu werden. Und da sucht man nach einem Menschen, dem man so eine sonderbare Erbschaft ruhig anvertrauen könnte, wenn man

weiß, daß er einen Sinn dafür hat. Den sogenannten sechsten Sinn, das Verstehen für das, was man übersinnlich nennt."

Der Alte schwieg und sah Krafft an, der nicht wußte, was er zu diesem Angebot sagen sollte und innerlich erschrocken war, daß er Wort für Wort begriffen hatte. Hier also sollte er erfahren, wie man Licht in das Dunkel jenseitiger Lebenssphären bringt? War das vielleicht der Schlüssel zu allem Geschehen, zu jenen Zufällen, die so oft alles über den Haufen warfen an Vorsätzen und Plänen, dieses Wirken einer höheren Hand, gegen die kein Sträuben hilft, kein Fliehen? Er mußte doch eine Antwort...

Da tat es einen lauten Knacks in der Stille, daß beide zusammenfuhren. Und Krafft stierte den Uhrenschrank an, der ihm gegenüberstand. Da war das Glas von unten nach oben schräg gesprungen, und die Uhren baumelten an den Haken. Ein unheimliches Grauen kroch ihm über den Leib. Sie sahen sich beide an, und der Alte lächelte fein und raunte: „Ich wußte es ja!"

„Was?" fragte Krafft begierig.

„Daß ein Zeichen kommen würde. Sie müssen sehr starke mediale Kräfte haben — und die werden Sie brauchen."

„Ja, aber — das Glas wird halt durch irgendeinen Anlaß zersprungen sein, irgendwelche Spannungen..." „Natürlich! Ganz richtig! Irgendein Anlaß hat die Spannung ausgelöst. Warum ist es nicht schon längst zerbrochen, sondern gerade jetzt?" „Aber...?" „Was aber?" „Ich verstehe das nicht, was ich damit zu tun habe." „Das werden Sie schon noch verstehen lernen."

„Es hat keinen Zweck, Herr Hartwig. Ich will das nicht wissen, ich mag das nicht." „Sie haben Angst, Herr Krafft?" „Angst? — Nein, aber Unruhe!" „Warum? Das ist doch interessant. Sind Sie denn nicht ein wenig neugierig, vielleicht — wißbegierig?" „Nein! Was Sie meinen, habe ich im Krieg oft genug erfahren müssen ohne meinen Willen. Ich will nicht mit Gewalt in Dinge dringen, die mir die Ruhe nehmen, denn das kann nicht gut sein." „Doch! Das Heilsamste ist ja die Unruhe, denn sie bringt uns auf den Weg zur Ruhe."

„Jetzt weiß ich aber immer noch nicht, was Tattwa ist", lenkte Krafft ab und sah, daß der Uhrmachermeister leicht

enttäuscht war, daß er seinen Fragen auswich. „Einen Augenblick!“ sagte der Alte und holte von seiner Werkbank etwas heran und legte es auf den Tisch. Es war eine Uhr mit einem seltsamen Zifferblatt und einem dritten langen Zeiger. Um die Stundenskala herum war noch ein Farbenring, der immer in Abständen in Weiß, Grün, Gelb und Rot geteilt war.

„Das ist eine Laune von mir“, begann der Alte freundlich und stolz. „Aber ich muß erst erklären, was Tattwa ist. Sie wissen doch, daß die Erde von der Sonne ihr Licht empfängt in Form von Strahlungen. Diese Strahlungen erfolgen nach neuen Forschungen in einem bestimmten Rhythmus. Die Inder wissen das aber schon Tausende von Jahren, wieder ein Beweis, was wir Europäer schon wissen von der Welt. Solch ein rhythmischer Stoß von Strahlen hat seine ganz bestimmte Zeitdauer, und in dieser rhythmischen Strahlenwelle ist wie bei einem Atemzug eines Menschen ein Auf und Ab. So entstehen gewisse bestimmte Intervalle — und einen ganzen rhythmischen Sonnenstrahlenstoß mit Auf und Ab nennen die Inder das Tattwa. Man teilt dieses Tattwa nach der Art der Strahlung in die weiße, grüne, gelbe und rote Strahldauer. Die Strahlen haben eine ganz verschiedene Wirkung auf die Menschen, und die Erfahrung, die alte Weisheit, hat gelehrt, daß Weiß und Grün ungünstig, Gelb günstiger und Rot unbedingt günstig wirkt. Es ist eine alte Weisheit der Inder, nichts in den ungünstigen Strahlungszeiten zu unternehmen, weil es fehlschlägt. Und was in den günstigen Zeiten unternommen wird, gedeiht uns zum Guten. Weil aber die Zeitdauer auf unsere Stunden umgerechnet etwas umständlich ist, habe ich mir diese Einteilung auf die Uhr übertragen und eine Kuppelung des großen Zeigers mit dem Stundenzeiger gemacht, so daß ich weiß, welche Schwingung gerade ist. Wenn früh die Sonne aufgeht, schalte ich den Tattwazeiger ein, ich nehme da natürlich den astronomischen Zeitpunkt, und sehe bis zum Untergang der Sonne, welche Zeit für uns Menschen günstig ist. Welche Glück, und welche Unglück bringt. Na, was sagen Sie jetzt?“

„Daß diese Theorie irrig ist! Denn bisher wußte kaum ein Mensch von diesem Tattwa, und trotzdem gibt es Glück

und Unglück seit Jahrtausenden auf dieser Erde. Und es traf, ohne nach dem Einsatz des menschlichen Tuns zu fragen, zu jeder Zeit. Wenn die Inder so weise sind, warum nützen sie dieses Wissen nicht für ihr Volk? Da müßten sie doch längst die Herren der Welt sein!"

„Die Herren der Welt?" lächelte Hartwig sinnend, aber dann sagte er rasch: „Ich glaube daran, denn ich habe diese Lehre natürlich überprüft auf ihre Richtigkeit. Was ich bei Rot begonnen habe, ist immer gut hinausgegangen, das andere immer danebengeschlagen."

„Das kommt wahrscheinlich daher, daß Sie an den Erfolg des einen sicher glaubten und beim anderen von vornherein zweifelten. Der Glaube ist es! Und haben Sie einmal, ernstlich bedacht, etwas Undurchführbares beim roten Tattwa unternommen? Haben Sie nicht von vornherein sich gesagt, daß das beste Tattwa ein totgeborenes Kind Ihrer Gedanken auch nicht lebendig machen kann? Wenn das der Fall wäre, dann wäre das unerhörte Wunder erwiesen. Sagen Sie, ist es nicht so?"

„Ich weiß nicht, so habe ich es noch nicht geprüft", entgegnete langsam der Uhrmacher, aber dann sagte er heftiger: „Ich werde doch nicht etwas unternehmen, von dem ich weiß, daß es gar nichts werden kann."

Krafft lächelte und sagte: „Eine Weisheit liegt doch im Tattwa." „Und die wäre?" „Die eine, daß man sich vorher richtig überlegt, was man will, und die zweite, daß man sich Zeit dazu läßt."

„Wenigstens etwas geben Sie zu", antwortete gekränkt der Uhrmachermeister und nahm die Uhr vom Tisch. Aber Krafft bat: „Sie haben sicher noch ganz andere Dinge für mich im Hintergrund. Solche, die ich nicht auf der Stelle ablehnen kann."

Da reckte der alte Meister den Kopf hoch und sagte: „Haben Sie jetzt noch Lust dazu, Sie Kritikus?" „Warum nicht?" „Dann gebe ich Ihnen ein paar Bücher mit, die Sie aufmerksam lesen müssen." „Gern! Haben Sie wieder etwas Neues?" „Und ob!"

Sie gingen an den Krafft von früher schon wohlbekannten alten Schrank, der Schatzkammer des Uhrmachers. Da glänzte der Alte, wie der Junge mit Feuereifer hineingriff

und gleich das Lesen und Blättern begann. „Von seltsamen Manifestationen“, las Krafft, aber Hartwig nahm ihm das Buch aus der Hand: „Das ist noch nichts für Sie. Lesen Sie erst: ‚Gibt es ein Fortleben nach dem Tode?‘ und ‚Der Spiritismus in alter und neuer Zeit‘. Auch ‚Wie bildet man einen Zirkel?‘ — Das ist nicht dick und sehr wichtig. Wenn Sie sonst noch was lesen wollen, wäre ‚Die Botschaft aus dem Jenseits‘ noch passend. Erschrecken Sie nicht vor den Titeln, das sind keine Schundromane, sondern ernste Sachen für reife Menschen. Und den ‚Zanoni‘ lassen Sie erst noch da, den kriegen Sie später.“ „Schade, von dem habe ich schon gehört.“ „Es ist das andere vorläufig genug. Kritisieren können Sie ja immer noch, wenn Sie damit fertig sind.“

„Ausfressen werde ich Ihre Bücher, das können Sie mir glauben, Herr Hartwig. Eigentlich hatte ich was ganz anderes vor bei Ihnen.“ „So? Was denn?“ „Ich wollte Sie in unsere neue Partei aufnehmen.“ „Ach, in diese antisemitische Arbeiterpartei?“ „Jawohl! Da weht ein schneidiger Wind, sage ich Ihnen.“ „Nein, das ist nichts für mich. Ich bin ja allein schon viel weiter, viel weiter als ihr denkt. Lassen Sie doch diese Parteipolitik, Krafft, das zieht nur abwärts — und wir wollen doch aufwärts in höhere, reinere Regionen. Nein, plagen Sie sich nicht, ich kann nicht, aus inneren Gründen.“

Das klingt so geheimnisvoll, so innerlich tief bewegt, und es geht ein leidenschaftlicher Glaube von diesem alten Manne aus, dessen Augen dabei seltsam ferne irrlichtern.

Daheim setzt sich Krafft selbstredend sofort über die Bücher und beginnt zu lesen. Ist es nicht, als wehe ihn ein leichter Schauer an und das prickelnde Gruseln, das die Menschen überfällt, wenn sie an Gespenster denken! Aber das Buch, das er aufgeschlagen hat, ist in einem widerlichen Pathos geschrieben. Und da fällt ihm ein, daß dieses verkrampfte und verrenkte Deutsch dem verlogenen Schmus in den Büchern der Bibelforscher verdammt gleichkommt. Wenn er sich aber den alten Hartwig vorstellt, dann kann er schon verstehen, daß Menschen, die im naiven Glauben jedes Wort für bare Münze nehmen, davon bestochen werden. Und es wird wohl keinen geben, dem nicht schon

irgendwann einmal ein rätselhaftes Geschehen begegnet ist, das ihn fast tödlich erschreckt und mit eisigem Hauch gestreift hat. Ist es da verwunderlich, daß in dieser Zeit des Zusammenbruches aller menschlichen Sitten und der Verachtung aller Gebote göttlicher Ordnung die Menschen nun wähnen, auf diesem Gebiet die geheime Offenbarung der Wunder des Lebens zu erfahren, die ihnen vom niedrigen, gemeinen Dasein entheiligt worden sind? Immer wenn der Glaube in den Herzen erstirbt, beginnen die trockenen Gehirne zu suchen und zu raten in den Rätseln des Daseins, weil der Mensch spürt, daß ihm etwas fehlt.

Man braucht nur zurückzudenken an die früheren Zeiten, dann sieht man, wie immer dann, wenn der gesunde Glaube in dem Menschen erdrosselt wurde, der Hexenwahn, die dümmste Zauberei und die Geisterbeschwörung ihre wuchernden giftigen Blüten trieben. Was den großen Geistern das Versenken in die Mystik war, wurde für die kleinen das Zaubermittel, die Hexensalbe und die Teufelsbeschwörung. Und ist es in diesen Zeiten nicht ebenso?

Man braucht nur aufmerksam umherzusehen oder einmal eine Plakatsäule zu studieren. Da wimmelt es von Ankündigungen öffentlicher Vorträge über Spiritismus, Magnetismus oder Mesmerismus, über Somnambulismus und Hypnotismus. Ein Ismus nach dem anderen taucht auf und benebelt die Köpfe. Das ist wie eine Pest, die über die Menschheit gekommen ist, die alle ansteckt und geistig niederwirft, ein Wahn, eine Störung des gesunden, natürlichen Denkens. Und wenn man in den Vorstädten bei einem Glas Bier abends im Wirtshaus sitzt, dann ist es eine Alltäglichkeit, wenn irgendein fahrender Zigeuner mit langen schwarzen Haaren und ungewaschenem Gesicht oder indisch braungeschminkter Haut wie ein Asket erscheint und spiritistische Gaukeleien vorführt oder wahrsagt aus Bierlachen, aus der Hand oder aus Zigarrenasche, um dann mit einem Teller für seine Künste die Bettelgroschen zu kassieren. Und so ziehen Schwindlerpaare als Hellseher durch das Volk und verblüffen die naiven Zuschauer durch die Künste ihres seherischen Wissens, die in Wirklichkeit nur die Antworten auf bestimmte vereinbarte Fragen sind.

Er ist vor kurzem selbst mit seinen Kameraden in einer

öffentlichen Veranstaltung gewesen, in der ein Hypnotiseur auftrat und die tollsten Sachen mit dem wundersüchtigen Publikum anstellte. Der den Opfern seiner Stielaugen eine Fahrt im Zeppelin vorgaukelte zum Gaudium des Publikums, das sich köstlich amüsierte, als seine Opfer glaubten, elend zu frieren, wenn er sagte, man fliege jetzt über den Nordpol, und die dann gleich darauf zu verschmachten schienen, als er ihnen die Vorstellung eines Fluges über die Sahara suggerierte.

Er ist dann auch mit seinen Kameraden auf das Podium gegangen, aber an ihnen versagte die Kunst des Hypnotiseurs. Sie hätten zuviel eigenen Willen, brachte er als Entschuldigung für das mißlungene Experiment vor.

Das ist es! Der eigene Wille, der sich nicht von einem anderen beherrschen läßt. Der ist so seltsam geworden, daß heutzutage Verbrechen an der Tagesordnung sind, die der Kriminalistik ein neues Forschungsgebiet erschließen. Verbrechen, die von willensschwachen Menschen im suggerierten Auftrag für andere vollführt werden. Erst kürzlich hat es einen Riesenskandal gegeben, als ganze Serien von Sittlichkeitsverbrechen aufgedeckt wurden, die an willensschwachen Mädchen im hypnotisierten Zustand begangen wurden. Natürlich hat man schamhaft verschwiegen, daß die Verbrecher Juden waren...

„Was liest du denn da?"

Hans fährt zusammen. Sein Vater hat sich unbemerkt durch die offene Türe auf den Pantoffeln hereingeschlichen und greift über ihn hinweg nach den Büchern, die er am Abend mit nach Hause gebracht hat. „Fängst du auch schon zu spinnen an", meint der Alte geringschätzig beim Lesen der Titel. „Schon merkwürdig, daß die Jungen heutzutage auf den gleichen Schwindel hereinfallen wie wir zu unserer Zeit."

„Falsch geraten!" lachte Hans. „Wir Jungen fallen nicht darauf herein, es sind immer noch die Alten, die an den Schwindel glauben."

Der Vater setzte sich und meinte: „Wenn nichts daran wäre, würden sich sicherlich nicht so viele Menschen damit beschäftigen." „Nur Neugierde, blanke Lust an Sensationen für die meisten." „Steht ja alle Augenblicke eine neue Sen-

sation in den Zeitungen. Gibt es doch schon fast kein Dorf in der ganzen Umgebung, das nicht seinen besonderen Spuk hat und zu dem dann an den Sonntagen die Städter in Scharen hinausströmen. Ein Geschäft für die Wirte — hahahaha! Was sagst du zum Beispiel, wenn ich dir erzähle, daß vorgestern an unserem Stammtisch ein Hypnotiseur dem Bäckermeister Wunderlich so stark einsuggeriert hat, er hätte Zahnweh, daß der Wunderlich wie ein Schloßhund zu heulen anfing und sich die Backen hielt vor Schmerzen."

„Das ist eine Gemeinheit."

„So schlimm war es nun nicht. Er hat ihn ja gleich wieder aufgeweckt, und dann waren die Schmerzen vorbei. Er hat nicht einmal etwas davon gewußt."

„Dann ist es sogar ein Verbrechen, Vater! So ein Kerl gehört gehängt."

„Da müßten sie halb Deutschland hängen. Aber das tollste ist doch, daß alle die, die an keinen Herrgott mehr glauben, die bloß noch das Geld anbeten, den Schwefel mit einem Feuereifer treiben."

„Vater, weißt du, ich bringe das Gefühl nicht los, als wären wir rund tausend Jahre trotz aller Religionen im dunkelsten Aberglauben herumgetappt."

„Dann hältst du also alle Geisterei und Gespensterei für einen Schwindel?"

„Ja, für eine große Spekulation auf die Dummheit der Menschen durch Aberglauben. Denn was nützt der ganze Humbug? Wird dadurch ein Stück Brot mehr geschaffen? Kommen wir dadurch weiter, werden wir gesünder, vollkommener? — Im Gegenteil! Es wird Zeit und Kraft vertan, das Erhabene zum Spott gemacht, die wundersamen feinen Kräfte in der Welt mißbraucht. Die Gehirne werden verwirrt und die Herzen erstickt. Ich glaube wohl, daß es Menschen gibt, die in gewissen Dingen mehr sehen als wir. Ich habe das an mir selber schon erlebt. Aber das ist nicht im normalen Leben so. Da muß erst das Empfinden aus dem Gleichgewicht gebracht sein, gestört sein, und das Gehirn verschoben, verrückt sein von seinem normalen Sitz. Daher sagt man ja auch, das ist ein Verrückter, einer, der nicht mehr im normalen Leben steht."

„Du bist aber gescheit."

„Das kann ich nur von dir haben", lachte Krafft seinen Vater an. „Weißt du, der ganze Schmarren kommt mir so vor, als wenn ich auf einmal nicht mehr normal auf meinen Beinen gehen dürfte, sondern mich nur noch in Purzelbäumen fortbewegen müßte. Und dann mich noch wundern soll, daß ich auch auf diese Weise vom Fleck komme. Schau, da lese ich gerade von einer Versenkung des Menschen in sich nach einer indischen Lehre. Hör nur, wie das gemacht wird. Da setzt sich einer hin und stiert tagelang auf seinen Nabel. Daß dabei einer einschläft und schließlich zu träumen anfängt, ist doch klar. Dann gibt es aber noch eine bessere Methode, heißt es hier. Nämlich die, daß einer die Winde in seinem Darm verhalten soll, damit sie nicht hinausfahren, und er dadurch sich selbst versenken und Gott schauen kann. Wie mag bloß so ein Gott aussehen und duften, zu dem er aus einer solchen Versenkung in sich selbst kommt?"

Lachend hielt sich der Alte die Nase zu. „Jetzt verstehe ich! Drum sagt man bei uns zu so einem, er hat einen Furz im Kopf."

Und vor ihrem Lachen verjagen sich alle Dämonen und Gespenster. Denn auch bei ihnen gilt, was man von den Menschen und Göttern sagt, daß Lächerlichkeit unbedingt tötet.

*

Als Krafft Hartwigs Bücher durchgelesen hatte, war es auch Zeit, seine Uhr wieder zu holen. Er ging am nächsten Abend in den kleinen Laden, und der Meister begrüßte ihn schon halb verzweifelt: „Na, endlich, Krafft! Ich warte schon einige Tage auf Sie. Kommen Sie nur herein!"

„Das kommt daher, weil ich erst Ihre Bücher lesen mußte", lachte Hans, und der Alte meinte wichtig: „Das ist gut, denn ich habe Ihnen einen Vorschlag zu machen. Hätten Sie Lust, morgen an einem Zirkel teilzunehmen?" Krafft fragte: „Ist das so ein Zirkel, wie es in den Büchern steht, zur Geisterbeschwörung und ähnlichen Dingen?" „Geisterbeschwörung? So sagt man nicht. Wir treiben doch keinen abergläubischen vulgären Zimt, keine Wahrsagerei, sondern ernste, gewissenhafte Forschung zur Erbauung."

„Wissen Sie, Herr Hartwig, was ich davon halte?“ „Nun, was denken Sie?“ „Daß es das beste ist, sich in den Grenzen zu halten, die uns als Menschen nun einmal gesteckt sind, weil man sonst die Ehrfurcht verliert vor dem, was nach dem Leben auf dieser Erde ist.“

„Oh, im Gegenteil, man bekommt erst die richtige Ehrfurcht vor dem Übersinnlichen.“

„Ein gesund fühlender Mensch wird oft genug von diesen Dingen angeweht werden und den kalten Hauch verspüren aus anderen Sphären des Daseins. Es ist das aber so, Herr Hartwig, wie mit der Liebe zwischen zwei Menschen, die ihre ureigenste Angelegenheit bleiben muß, wenn sie nicht sterben soll.“

„Aber mein lieber Krafft, das ist ja genau unsere Auffassung. Mir und meinen Freunden ist eine solche Sitzung und ein Verkehr mit dem Übersinnlichen so heilig wie eine religiöse Kulthandlung. Wir lehnen alle wissenschaftlichen Doktrinen auf das schärfste ab. Wir wollen nicht, daß Heiliges profan gemacht wird.“

Zweifelnd schaute Hans in das eifernd begeisterte Gesicht des Alten und hätte am liebsten gesagt, aber was ihr tut, das ist doch so! Er mußte doch weiter ausholen, als er dachte, und begann zu erzählen: „Mir ist im Krieg so zwischen Leben und Sterben, in den langen Jahren, in denen wir immer mit einem Fuß schon jenseits der berühmten Schwelle standen, die unser Leben vom anderen trennt, so manches begegnet, was dem normalen Menschen in friedlicher Sattheit nicht zum Bewußtsein kommt. Und das habe ich bis heute noch nicht verloren. Aber heute stehe ich in einem anderen Leben. Es ist nicht mehr Krieg.“

„Oh, sagen Sie das nicht. Das kann man immer gebrauchen. Man muß es sogar; denn es meldet sich einfach von selber, wenn man dazu bereit ist. Denken Sie an die Scheibe! Hier ist sie noch!“

„Sehen Sie, Herr Hartwig, darauf kommt es an, dazu bereit sein. Aber man ist dazu nur dann bereit, wenn die Not im Menschen so groß ist, daß wieder, wie im Krieg, die ewigen Hände von selber kommen und uns weiterhelfen, wenn wir wollen. Warum das gewaltsam herbeiführen? Dieses Tun kommt mir so vor wie ein unbedachter

Kaiserschnitt zu einer Frühgeburt, wenn die Frau gesund ist. Die wirkliche Geburt in das andere Dasein werden wir doch alle einmal natürlich erleben am Ende unseres Erdenweges, dann, wenn es Zeit ist. Und deswegen möchte ich die Dinge nicht mitmachen, die Sie mir vorschlagen."

„Und ich habe mich schon so gefreut", meinte trübselig der enttäuschte Uhrmachermeister. „Wir haben Schätze, und Sie werden verstehen, daß wir uns bemühen, diese Schätze in würdige jüngere Hände zu geben, damit sie nicht verlorengehen. Einmal kommt ja doch die Zeit, in der nicht nur einzelne, sondern Millionen dafür aufgeschlossen sind."

„Möglich, Herr Hartwig, aber ich habe eine andere Vorstellung davon, wie die Pioniere einer solchen Zeit handeln müßten. Eine ganz und gar nicht spiritistische, eine absolut natürliche."

„Sie werden es einmal bereuen", meinte der Alte warnend, aber Krafft lachte dagegen. „Reue? Reue ist nur Dummheit. Ein nutzloses Nachweinen hinter Dinge, die man nicht mehr ungeschehen machen kann."

„Aber, aber!" wehrte der Alte ab und schüttelte den Kopf. „Ich begreife nicht, daß unsere jungen Männer heutzutage einfach so hart, so empfindungslos..."

„Sagen Sie ruhig, so pietätlos sind! Herr Hartwig, wir jungen Menschen, die im Krieg waren, haben gelernt, daß das Leben nur zwei Möglichkeiten hat, entweder ja oder nein. Und wenn man ja oder nein gesagt hat, dann ist etwas entschieden, was keine Reue mehr zurückbringt. Darum sage ich, Reue ist Dummheit, weil sie nur eine Gefühlsverschwendung ist für Dinge, die nicht mehr geändert werden können. Diese Kraft wollen wir lieber zu positiven Dingen verwenden, die das gutmachen, was Dummheiten verpatzt haben. Und das scheint uns Soldaten die bessere Pietät für die Toten als ein Nachweinen. Aber ich wollte Ihnen noch etwas sagen, was mir beim Lesen der Bücher aufgefallen ist."

„Und das wäre?"

„Daß bei all den Materialisationen und Zitierungen Verstorbener nichts Nutzbringendes herauskommt."

„Sagen Sie das nicht! Schon allein das Bewußtsein, daß es ein Weiterleben gibt..."

„Das habe ich sowieso von Natur aus. Das hat man entweder, oder man hat es nicht."

„Ja, und außerdem die heilsame Nutzanwendung aus den Lehren, die uns von übersinnlichen Kräften gegeben werden."

„Die haben uns große Geister schon zu Lebzeiten viel besser gegeben. Was nützt es, wenn Sie Dante oder Goethe an Ihren Tisch zitieren? Sie werden ihn doch nicht begreifen, wenn Sie nicht seine Werke, die er uns hinterlassen hat, verstanden haben. Und da steht alles drinnen, was er als Mensch und was er als Geist zu sagen hat. Mehr wird er Ihnen heute auch nicht sagen."

„Das ist falsch! Die Geister leben doch weiter. Sie entwickeln sich fort."

„Dann werden wir das erst recht nicht verstehen, weil es aus einer Lebenssphäre kommt, von der wir eben absolut keine Vorstellung haben. Möglich, daß wir einmal vorstoßen nach Jahrhunderten und Jahrtausenden, aber dann dürfen wir der Entwicklung nicht frevelhaft vorgreifen, und im Keim das stören, was einmal werden will. — Kann ich meine Uhr haben?"

Bitter enttäuscht holte Hartwig die Uhr vom Haken und gab sie über den Tisch. Da ging es in diesem Augenblick wie ein raschelndes Knistern prickelnder Funken um ihre über den Tisch geneigten Köpfe. Erschrocken fuhren sie auseinander und starrten sich an. Ein fächelnder kühler Hauch wehte um ihre Gesichter. „Sehen Sie", flüsterte der Uhrmachermeister, „ein Phänomen!"

Hans lächelte, er war doch etwas befangen, daß er sich auf den Stuhl setzen mußte, der hinter dem Ladentisch stand.

„Ein Phänomen, Herr Krafft! Das zweite schon!" raunte überglücklich der Uhrmachermeister. „Es geschehen Zeichen und Wunder, wenn wir zweifeln." Zitternd vor Erregung preßte der alte Mann die Arme auf seine Brust. „Was sagen Sie jetzt?"

Es war erst eine Weile schweigsam zwischen ihnen, bis Krafft durchdacht hatte, was das vorhin gewesen sein konnte. Das war doch nicht das erstemal in seinem Leben? Und spürte er das nicht gerade immer dann am stärksten, wenn

ihn die Freude der Nähe Bertas heiß und prickelnd überflog? Mit Geistern hat das aber gewiß nichts zu tun, was ihn und Berta dann berührt.

„Was Sie ein Phänomen nennen, Herr Hartwig, das läßt sich ganz einfach und natürlich erklären. Wir Menschen sind alle mit elektrischer Kraft geladen. Es ist wahrscheinlich die feine Kraft, die unser Leben im Gang hält. Was liegt näher, als daß zwei Menschen, die mit verschiedener Spannung geladen sind, und doch in einer Richtung denken, wie heute wir beide, beim Näherkommen solche Kraft entladen, so wie es zwei entgegengesetzte Pole einer elektrischen Batterie auf die natürlichste Weise tun. Vorhin war das so!

Sehen Sie, wenn ich z. B. meiner Braut über die Haare streiche, dann sieht man im Dunkeln ganz feine Funken von meiner Hand und von ihren Haaren überspringen. Magnetismus ist doch für Sie kein Fremdwort mehr. Es ist nicht das allein, gewiß! Wenn ich aber einer anderen Frau, die mir gleichgültig ist, über die Haare fahren würde, dann würde das Phänomen gewiß nicht eintreten. Und es wird Ihnen ebensowenig, wenn ein anderer Kunde vor Ihnen steht, das passieren, was vorhin gewesen ist."

„Krafft, Sie sind kein Kunde von mir, Sie sind mehr für mich!"

„Auch Sie sind für mich nicht nur ein Uhrmachermeister. Aber sind Sie mir nicht gram, wenn ich zwar Ihren Gedanken ganz gut folgen kann, aber gerne darauf verzichten möchte, mich mit solchen Dingen unnütz zu beschäftigen, die einem gesunden, normalen Menschen an sich selbstverständlich sind, aber immer sein Unausgesprochenes, Ureigenstes bleiben...

Aber es war doch nicht umsonst, heute bei Ihnen gewesen zu sein. Ich habe wieder etwas gelernt."

„So? Etwas geben Sie also doch zu."

„Ich habe eingesehen, Herr Hartwig, was mehrere Menschen zusammen für eine Kraft entfalten können. Denken Sie einmal, wie müßte das erst sein, wenn ein ganzes Volk sich die Hände reichen und so einen Zirkel bilden würde, einen gewaltigen, großen Zirkel, alle Gedanken auf ein Ziel konzentriert! Was müßte das für einen ungeheu-

ren Segen bringen im Gegensatz zu dem Zerfahrensein und dem gegenseitigen Haß aufeinander!

Und noch eins will ich Ihnen sagen. Wenn es natürlich wäre, das zu vollbringen, was Sie mit Ihrem Zirkel anstreben, dann wäre es uns von Natur aus sowieso angeboren. Dann bräuchten wir nicht Hokuspokus, Konzentration, Enthaltung und sonstige Zauberei, um den Funken herauszulocken, der vorhin ganz von selber zum andern übergesprungen ist."

„Herr Krafft, wenn Sie nur einmal mitkämen!" Und nun wurde das kleine, hagere Männlein ganz geheimnisvoll und flüsterte: „Denken Sie, das letztemal haben wir sogar eine Rose materialisiert bekommen. Ein unerhörtes Phänomen! Eine Rose, die von einem Grab aus dem Süden geholt war und sich tagelang in einem Wasserglas frisch gehalten und geduftet hat wie jede andere Rose."

Da mußte Krafft erheitert lachen: „Sehen Sie, dazu brauchen Sie eine wochenlange Konzentration, einen ganzen Kreis von Menschen, unheimliche Vorbereitungen, einen Kostenaufwand — und könnten doch die Rose beim nächsten Gärtner oder bei der nächsten Blumenhandlung viel einfacher und billiger haben."

„Sie sollten nicht spotten!"

„Doch, das muß man, denn ein gesunder Mensch wird dann, wenn er eine Rose will, nicht diesen komplizierten Umweg über die Geisterwelt gebrauchen. Ich hätte mir gefallen lassen, wenn es etwas anderes gewesen wäre, etwas unerhört Neues aus anderen Sphären, das uns Menschen noch nicht bekannt ist und das uns ein Schlüssel gewesen wäre zum Aufschließen neuer gewaltiger Erlebnisse. Sie sehen es vielleicht nicht so, weil Sie im Kreise der Suggestion drinnen stehen, aber ich als unbefangener Außenstehender erkenne daraus, daß Ihre Geister uns nichts anderes irdisch darstellen können, was wir nicht selbst schon auf dieser Erde haben. Reinster Realismus auf Umwegen bleibt das Ergebnis."

„Aber das ungeheure Wunder, eine Rose von willigen Geistern weither geholt, erst in feinsten, unsichtbaren Stoff verflüchtigt und dann wieder materialisiert — sehen Sie

dieses erschütternde Zeichen aus dem Jenseits nicht? Sind Sie denn ganz blind und verstockt?"

„Ich nicht! Aber Sie, Herr Hartwig. Am Tisch beim Spiritismus, da sehen Sie ein Wunder. Das Wunder draußen im Garten, das jedes Jahr neu beginnt, das Wachsen einer Rose am Zweig, wo vorher gar nichts war, nicht einmal der Zweig, das seht ihr nicht, ihr Maulwürfe. Ihr beißt und reißt dem Leben noch die Wurzeln ab, weil ihr unten im Dunkel nicht seht, was das ist.

Jawohl, das glaube ich fest! Die Wurzeln unserer Kraft, die liegen drüben im Jenseitigen. Und da stöbert ihr dran herum und zerstört das feine Weben und Wachsen. Erst wenn eine solche Wurzel reißt, dann spüren wir einen Ruck im Unterbewußten und erfahren plötzlich, was es um unsere Zusammenhänge ist mit anderen Sphären. Oder wenn eine solche Wurzel abstirbt, dann merken wir nachher, daß auch in uns etwas gestorben ist. Und manchmal auch, da schlagen wir neue Wurzeln hinüber und spüren, wie neue Kraft in uns kommt und uns beglückt. Das, Herr Hartwig, sind dann die Augenblicke, wo uns ein kurzes Erkennen die Tiefen und die Unendlichkeit des Lebens ahnen läßt. Dann fühlt das Übersinnliche an uns heran, berührt uns mit seinem Hauch, wir sehen erschauernd plötzlich das wahre Leben und wissen ein wenig mehr vom wirklichen Sterben als vorher.

Wir sterben alle einmal, ja, aber wir sind nicht tot. Das, was wir an Kraft in uns haben, das bleibt, nur der Körper zergeht wieder in die Stoffe, aus denen er gebaut ist. Denn nichts geht verloren oder verschwindet aus dieser Welt hinaus, nichts Greifbares und nichts Ungreifbares. Es bleibt alles da, nur wird es immer wieder umgewandelt, verfeinert, vergröbert, je nachdem. Denn wenn das anders wäre, dann würde unsere Welt verlieren an Kraft, an Gewicht, an Umfang und schließlich dadurch aus den Fugen geraten. Um das zu wissen, brauche ich nicht erst Geister beschwören, die schon längst vor uns dagewesen sind und die uns das zu ihren Lebzeiten schon gesagt haben."

„Sie sind der reinste Atheist. Es klingt so vieles an das an, was wir in unseren Zirkeln reden und hören, aber es ist anders, profaner, möchte ich sagen."

„Nennen Sie es, wie Sie wollen. Ein von Gott gegebener gesunder Menschenverstand kann durch Geisterbeschwörungen nicht veranlaßt werden, dasselbe auf Umwegen zu denken, was er schneller und sicherer mit gesunden Augen und gesunden Sinnen erfassen kann. Lernt erst einmal den Menschen das voll ausschöpfen, was sie alles in sich haben. Dann beschwört ihr Geister, die so gewaltig sind, daß sie der Erde ein anderes Gesicht zu geben vermögen und die Menschheit in eine neue, höhere Stufe vorwärts reißen können. Mit eurem heimlichen, albernen Getue, Herr Hartwig, werft ihr uns nur zurück in die Finsternis des Zweifels und des Aberglaubens."

„Ich sehe schon, es hat keinen Zweck, Sie sind vielleicht anders als gewöhnliche gebrechliche Menschen . . ."

„Halt! Sie haben es gesagt. Gebrechliche Menschen! Solche, die sich nicht mehr mit gesunden Kräften und einem gesunden Denken weiterhelfen können, die greifen zu diesen Krücken, um dorthin zu humpeln, wohin andere von ihren eigenen gesunden Kräften getragen werden. Die Welt ist aber kein Krüppelheim. Die Natur will das nicht, Herr Hartwig, und wie sie alles bestraft, was gegen ihre eherne göttliche Ordnung verstößt und was hinter ihre wohlgemeinten verbergenden Schleier gucken will, so straft sie auch das Geistersuchen mit Enttäuschung, Verwirrung und letzten Endes mit Verzweiflung und dem Wahnsinn. Prüfen Sie doch einmal Ihre Erfahrungen!"

„Die habe ich immer und immer wieder geprüft. Man muß ja auf einem unerforschten Gebiet durch viele Irrtümer hindurch reisen, um zur Wahrheit zu gelangen."

„Was bringt ihr denn heraus dabei? Einen neuen besseren Menschen? — Nein! Bestenfalls einen Homunkulus, der nur in der Retorte leben kann. Warum denn künstlich machen wollen, was in natura zwei Menschen viel einfacher und besser fertig bringen. Ein Kind, ein echter Mensch, ist immer noch unerreicht in seinem Wesen. Herr Hartwig, das ist die Form, in der die Geister zu uns auf die Erde kommen. So materialisiert man Geister! Alles andere bleibt Schatten.

Wir brauchen sie nicht zitieren. Sie lassen sich nicht mit Hebeln und Schrauben, mit Weihrauch und mit Orgeln

zwingen. Sie wissen den Weg zu uns besser als wir zu ihnen."

„Es ist doch schön, wenn man so voller Glauben sein kann und noch jung ist."

„Noch eins, Herr Hartwig! Als Antisemit und völkischer Mann müssen Sie einmal näher hineingucken in Ihre Bücher. Es ist da vieles drinnen von Juden. Ist das nicht bedenklich?"

„Juden sagen Sie? Wo?"

„Hier! — und von Freimaurern. Das sollten Sie schon wissen, daß dieser spiritistische Hokuspokus ein Hauptzweig der Logentätigkeit ist, ein Mittel zum Dummhalten und zum Ablenken von unserem wirklichen Lebensfeld. Damit die Brüder und Meister und Hochgrade ungestörter ihre Gaunereien treiben können. Denn während ihr im Finstern herumtappt, merkt ihr nicht, was beim Tageslicht verbrochen wird. Verrückt machen will man die Menschen, daß sie da nachgraben wie Schatzgräber, wo gar nichts zu finden ist. Und daß wir die wirklichen Schätze für wertloses Zeug halten sollen. Ein Gaunertrick!"

„Das — das kann ich nicht so ohne weiteres glauben, das ist mir neu", murmelte Hartwig überrascht. Der Krafft hat es schon wirklich los, einem rücksichtslos die Waffen aus der Hand zu schlagen, muß der Uhrmachermeister sich gestehen. Aber ich habe noch Reserven. „Augenblick, Herr Krafft!"

Hartwig kramte eine Weile in seinem Schreibpult und legte dann siegesgewiß ein Bild auf den Ladentisch und deckte seine Hand darüber: „Wollen Sie das hier auch noch bestreiten? Eine photographische Aufnahme, keine Phantasie also, sondern Wirklichkeit, natürliche nüchterne Wirklichkeit. Die Linse lügt nicht, die sieht nicht mehr als das, was wirklich da ist; sie ist absolut unbefangen, sie irrt nicht wie wir Menschen, sie arbeitet rein mechanisch optisch. Und doch hat diese Linse, die das Bild auf die Platte projizierte, mehr gesehen als Menschenaugen, etwas, das einfach dagewesen sein muß, sonst hätte sie es doch nicht aufnehmen können. Nicht wahr?"

Langsam zog der Uhrmachermeister seine Hand vom Bild, daß Krafft es betrachten konnte. Da stand in einem Blumen-

garten klar und deutlich die Gestalt Christi, die rechte Hand erhoben, als wollte sie segnen. Scharf und unverkennbar zwischen Sträuchern und Blumen — Christus!

„Wissen Sie vielleicht, wie das Bild gemacht wurde?" fragte Krafft den gespannt auf die Wirkung wartenden alten Mann. „Das weiß ich. Und das ist gerade das Unerklärliche — für den Laien, meine ich, unsereiner kann es sich schon denken. Es war so. Ein Herr, ein hervorragender okkulter Forscher mit tiefer Religiosität, stellte seinen Apparat in den Garten, um eine Familienaufnahme zu machen. Als er seine Familie holen ging, hörte er, wie der Auslöser knackte. Er nahm dann verwundert die belichtete Platte heraus und entwickelte sie, worauf er dieses Bild vorfand."

„Und sonst wird er sicher noch allerhand frommen Schmus dazu erzählt haben: ‚Wahrlich, ich sage dir, mein guter und getreuer Knecht, gehe hin und entwickle!'" „Sie sollten nicht spotten mit solchen Dingen, Herr Krafft. Wenn Sie sonst nichts dagegen wissen?"

„Doch, Herr Hartwig! Bei euch verrannten Okkultisten muß man es tun. Ihr hört sonst nicht. Nehmen Sie nur einmal Ihre Lupe und prüfen Sie das Bild. Dann finden Sie todsicher, daß die Christusfigur einkopiert ist in die Gartenaufnahme. Aber sagen Sie nicht wieder, der unscharfe Rand käme von der Aura, die Christus eben ausstrahle. Dieser Christus da, der hat keine Aura, weil er bloß ein photographiertes Gemälde ist, ich glaube von Raffael oder einem anderen Italiener seiner Zeit. Christus war kein solcher süßlicher Mann mit wohlfrisiertem Bart und Dauerwellen, so haben ihn nur die Maler mit dem Blick der Eleganz ihrer Zeit damals gesehen, in diesem weichen Faltenwurf des Mantels und mit solchen gütig schmachtenden Augen. So mag das Modell ausgesehen haben, der Weichling, der für dieses Gemälde seine Gestalt lieh, aber Christus ist das nicht. Das Ganze ist ein raffinierter Photoschwindel, den Sie einem Kunstkenner gar nicht zeigen dürfen, sonst lacht er Sie aus, wieso der bekannte Christus eines berühmten Malers ausgerechnet in diesen Garten zum Photographieren kommt, der doch irgendwo in einer Sammlung im Rahmen hängt."

Es tut Krafft ein wenig leid, daß er dem alten Mann das alles sagen muß, der sich stumm abgewendet hat und in eine Ecke starrt. „Ich will nun gehen", sagt er leise und erhebt sich, da fährt Hartwig herum und flüstert: „Eine Frage noch! Gibt es nach Ihrer Meinung überhaupt nichts Übersinnliches?"

„Doch, Herr Hartwig, mehr als ihr Spiritisten wißt. Die Welt ist voll davon."

„Und es gibt keine Möglichkeit, mit ihm zu verkehren?"

„Es verkehrt ja selber dauernd mit uns."

„Wie? — Wo denn?"

„Im Gewissen! Es gibt uns seine Befehle, es sagt uns, was wir tun müssen. Das ist es auch, Herr Hartwig, was mich zu diesem Reden zwingt. — Das Gewissen."

Und in stiller Nachdenklichkeit ging Krafft zur Türe. „Gute Nacht, Herr Hartwig!"

„Gute Nacht, Herr Krafft. Aber vergessen Sie mich nicht ganz. Kommen Sie doch wieder vorbei. Es ist wirklich wert, mit Ihnen eine schöne Stunde zu verplaudern."

„Und wenn ich von Politik rede?"

„Auch das, wenn Sie nur kommen."

Als Krafft gegangen war, setzte sich Herr Hartwig tief nachdenklich auf seinen Werkstuhl und blätterte langsam, müde in den Büchern, die ihm Krafft zurückgebracht hatte. Nach einer Weile klappte er sie entschlossen zu und warf sie in seine Abfallkiste. „Schutt!" sagte er, „Schatten!" Und da fiel ihm eine Wortreihe ein, die er früher als Völkischer bei seinen arischen Sprachregeln gelernt hatte: Schatten, Schaden, Scheitan, Satan, Schütten, Schutt. Wie man so was nur vergessen kann, so rasch vergessen. Wo ist er denn nur gewesen die ganze Zeit her? Alle Bücher in seinem Schrank sind Schattenpflanzen, Unkraut, denkt er, auch sein Lieblingsbuch, das er vergrämt herausnimmt, den ‚Zanoni'.

„Faust, du alter Zweifler, du spukst halt immer noch in unseren deutschen Köpfen herum!"



Die graue Straße

Es war eine graue, öde Straße, die mitten durch das Judenviertel der Stadt ging. Kahle, nüchterne Fassaden schauten kalt und abweisend auf die Vorübergehenden. An den großen Einfahrtstoren blinkten die Messingschilder der Firmen mit den bekanntesten Geschäftsnamen der Stadt. Selten noch stand ein Rollfuhrwerk vor den Einfahrten, um Ware ab- oder aufzuladen wie in früheren Zeiten, als es noch sehr lebhaft hier zuging mit Export und Import und viel von Brutto und Netto oder Tara gesprochen wurde. Heutzutage geht das alles gleich von der Fabrik per Waggon an den Abnehmer, aber die Fäden der Handelsbeziehungen laufen noch insgeheim in dieser grauen Straße zusammen, in der noch hinter den blinden, vergitterten Fenstern die hohen, tintenverklecksten Stehpulte mit den Drehhockern stehen und die ersten verschnörkelten Panzerschränke aus der Zeit der Gründung dieser Häuser in den nachsiebziger Jahren. Und die alten Kontoristen sind noch genau so devot wie früher und noch genau so schlecht bezahlt. Nur langsam bürgert sich die Schreibmaschine und das sonderbare jugendliche Wesen der Tippmamsell in den finsteren Stuben ein, die auf den öden Hof gehen mit den zerfallenden alten Lagerschuppen und dem holperigen Pflaster, aus dem das Gras wächst.

Irgendwo am Rand der Stadt oder draußen im Land steht das Werk, das im Laufe der Jahre allmählich in den Besitz des Hauses überging, als die christlichen Besitzer nicht mehr auskamen mit den alten Grundsätzen ehrbarer Kaufleute. Dort wird die Ware hergestellt, die hier in den Handel gebracht wird. Sie haben sich „emporgearbeitet", die klugen Taster, vom kleinen Agenten zum Prokuristen, dann zum stillen Teilhaber, bis sie eines Tages den dummen Goi im Handelsregister streichen lassen konnten und die Firma mit dem alten Namen weiterführten: Georg Müller, Papierfabrik, Inhaber Max Cohn. Das war so üblich bis in diese Zeit. Jetzt aber fallen allenthalben die Tarnungen. Denn jetzt ist es geschäftlich vorteilhafter, Cohn zu heißen als Müller. Und am besten macht man das Geschäft gleich als eine G. m. b. H. oder AG., weil dann die Haftung bei einem Konkurs die Gründung einer neuen Gesellschaft nicht behindern kann. Man holt einen tüchtigen Goi herein, der die ganze Kiste schmeißt und mit ein paar Prozenten am Gewinn beteiligt ist, dann kann man sich größeren Geschäften an der Börse zuwenden, und obendrein ist man der lästigen Verhandlerei um die Löhne ledig und kommt bei den Arbeitern nicht in Verruf als Ausbeuter.

In das vertraulich geheime Weben der Beziehungen, des Handels und Austausches von Wertpapieren, des Drückens oder Aufblasens der Kurse zur Schaffung gewinnbringender Haussen oder Baissen sieht ein kleiner Mann ja doch nicht hinein. Er liest nur seine Lohntüte und glaubt an das Gesetz von Angebot und Nachfrage, und da nur das, was in den Zeitungen steht. Und wer macht die? Gott, wer soll sie machen als unsere Lait?! Das sind die tüchtigsten Reporter und Journalisten, die wissen, wie man dem Volk alles schön schmackhaft servieren muß. Wie den kleinen Kindern. Und was brauchen kleine Kinder denn alles zu wissen, man kann doch nicht alles sagen, und wozu soll man die Menschen aufregen, wenn's nicht nötig ist? Heute genügt schon wieder das kleine Büro in der grauen Straße zur Abwicklung der Geschäfte. Es gibt auch nicht mehr Arbeit als früher, nur ein paar Nullen mehr sind an den Zahlen, die hin- und hergeworfen werden, einige Dezimal-

stellen nach links geschoben vor das Bruchkomma, weiter nichts.

Rings um die Straße liegen Gärten und in diesen die immer verschlossen aussehenden Häuser der Loge „Zur Morgenröte“ und „Zu den drei Palmen“. Daran schließen sich die Villen, wo noch die alte Garde Jehovas wohnt: die in vielen Ehren ergrauten Kommerzienräte, Geheimräte, Hofräte, Justizräte, Sanitätsräte, Rechnungsräte und Regierungsräte. Lauter Ehrenmänner, die für den deutschen Staat so viel gute Dienste getan, daß sie den Titel eines Rates verliehen bekamen. Merkwürdig war nur das, daß diese Ehrenbürger des deutschen Staates Söhne hatten, die Staatsbürger der Schweiz, von Holland oder Brasilien oder Argentinien waren. Und noch merkwürdiger war, daß diese Schweizer, Holländer, Mexikaner oder Dänen in Deutschland geboren waren und alle plötzlich auf einmal so um den Juni 1914 herum aus der Haut gefahren und in andersstaatliche Häute geschlüpft sind. Und als der Krieg ausbrach und die deutsche Jugend zu den Waffen eingezogen wurde, da waren verschiedene Namen mosaischen Glaubens aus der Aushebungsliste gestrichen, und diese nunmehrigen Angehörigen „zufällig“ neutraler Staaten konnten aufrecht ihren Geschäften nachgehen. Der deutsche Staat mußte noch froh sein, daß diese neutralen Ausländer sich um die Rohstoffversorgung bemühten und Deutschland ihre unentbehrlichen Dienste in der Zwangswirtschaft nicht entzogen. Und so blieb durch einen Glückszufall der beste Samen Jahwes vom Feuer der Fronten verschont. Glück? Zufall? Wer denkt da schon wieder an Böses? Konnte jemand denn schon vor dem Attentat in Sarajevo ahnen, daß ein Krieg kam? Niemand! Also diese Umbürgerung der wehrfähigen Judensöhne muß schon ein Zufall gewesen sein. Woher sollten ausgerechnet die Juden das wissen, die paar Juden unter dem großen deutschen Volk? Völlig undenkbar so was!

In dieser grauen Straße lag das Architektenbüro, in dem Krafft seine erste Stellung antrat. Es graute ihm jedesmal leise, wenn er in sie einbog, und jedesmal war er heimlich froh, wenn er sie wieder verlassen konnte. Vor Antritt seiner Stellung überlegte er sich sogar, ob er sie annehmen sollte; denn er dachte, wie das würde, wenn diese Umgebung

auf ihn abfärben würde. Aber dann lachte er über die Ironie des Schicksals, daß ausgerechnet er, der eingefleischte Antisemit, im Judenviertel arbeiten wird. Könnte nicht schließlich er abfärben auf seine neue Umgebung? Ach was! Als Anfänger fand er so eine gut bezahlte Stellung in der ganzen Stadt nicht mehr. Wie er sich als Bewerber vorstellte, hatte der kleine dicke Architekt zwar sehr herablassend mit ihm verhandelt. „Zeugnisse haben Sie nicht? Und da bewerben Sie sich um eine erste Stellung in meinem Büro? Hm — Ihre Skizzen und Zeichnungen sind ja ganz nett — aber Theorie und Praxis! Versuchen könnte man es ja — sagen wir — eine Probezeit von zwei Monaten?“ „Einverstanden!“ sagte Krafft und schluckte erst, bis er weiter zu sprechen wagte: „Wenn ich noch nach dem Gehalt fragen dürfte, Herr Architekt?“ „Tjaa“, sagte der, „was erwarten Sie denn?“ „Fünfzehnhundert Mark?“ „Fünfzehn — Sie sind ja — das ist ja weit über Tarif. Tarif für Anfänger ist achthundert.“ „Ich arbeite auch nicht nach Tarif, sondern mehr!“ „Ja, vielleicht tausend — sagen wir mal.“ „Kann ich nicht, bedaure!“ entgegnete Krafft enttäuscht und gab schon alle Hoffnung auf. Aber da wurde der Chef freundlich und meinte begütigend: „Nun ja, ich will Ihnen entgegenkommen. Sie sind durch den Krieg um etliche Jahre später fertig geworden. Wer kann dafür? Sie müssen endlich was verdienen, und ich wünsche nicht, daß meine Herren sich über schlechte Bezahlung zu beklagen hätten. Ich will niemand ausnützen. Vierzehnhundert? Einverstanden?“ Dabei hatte er im Kopf schnell überschlagen, daß das noch keine hundert Goldmark waren. Krafft war einverstanden.

Das wußte er ja nicht, daß der Chef seine Frau nachher angerufen hat: „Du, hör mal! Soeben habe ich einen Neuen angaschiert. Das ist so einer, wie ich ihn für die Kundschaft schon lange brauche. Groß, blond, ein echter Germane — hähähähä — kann was, hübscher Bengel dazu. Den mußt du mal einladen zu einer Abendgesellschaft! Nein, nicht gleich. Später mal, wenn er sich eingebürgert hat.“

Er steht sich eigentlich ganz gut mit seinem Chef und mit den drei Kollegen. Nur das Tippfräulein kommt ihm etwas zudringlich vor. Ein freches, geschminktes Ding, das sehr abgegriffen aussieht und alle paar Tage von einem andern

Herrn erwartet wird. Aber was geht das ihn an. Er ist in seine Arbeit vertieft, den Entwurf eines großen Sägewerkes, das die Holzhandelsfirma Silbermann und Söhne bauen will. Eine ziemlich einfache Sache, vier Wände, ein gebogenes Dach darüber mit eisernen Bindern, die Giebelfront zur Bahn wirkungsvoll, aber einfach gegliedert, und das Kesselhaus kühn darangeklebt. Der Plan ist bald fertig, sieht aus wie ein Bilderbogen. Kollege Franke macht dann die Werkpläne, Kollege Schlegel die Kostenvoranschläge und später die Abrechnung und Kollege Braun die statischen Berechnungen dazu.

Der Chef nennt das rationelles Arbeiten. Krafft ist das vorläufig gleichgültig, er hat immer neue Ideen im Kopf und ist froh, wenn er sie gestalten darf. Er hat schon öfters in alten Plänen des Büros herumgestöbert und war entsetzt, welche fratzenhaften Bauwerke, hauptsächlich Fabriken, aus diesem Büro hervorgegangen sind. Manchmal versucht ja der Chef, seinen Entwürfen ein paar der gerade modernen, bizarren Verrenkungen der Linien anzuhängen, die an asiatisches oder orientalisches Schönheitsempfinden erinnern, aber Krafft gibt keine Ruhe, bis sie wieder entfernt werden. Der Chef sagt zwar, die Kundschaft wünsche das, aber letzten Endes liebt auch die jüdische Kundschaft das Einfache. Nicht weil es schöner ist, sondern weil es weniger kostet.

Wie Krafft wieder einmal vertieft ist in den Entwurf des neuen Wohnblockes einer Baugenossenschaft, wispert Franke dem Kollegen Schlegel ins Ohr: „Neue Besen kehren gut!" und Schlegel sagt es ebenso leise Braun ins Ohr, der unterm Rechnen grinsend nickt und dann seinen Federhalter knallend auf den Tisch haut, daß alle aufsehen: „Was ich fragen wollte! Wer geht denn morgen in die Versammlung vom Bund?" „Alle natürlich!" sagte Schlegel und drehte sich ostentativ nach Krafft um. „Sie gehen doch mit, Krafft?" „Was soll ich dort?" gab er zurück. Er wußte, was jetzt kam.

Franke mischte sich ein: „Wollen wir nicht zuerst fragen, ob Krafft überhaupt organisiert ist in unserem Verband?" „Nein!" sagte der, daß sie ihn wie aus den Wolken gefallen anstarrten. Weil Krafft aber nichts weiter sagte, mußte Schlegel einen Vorstoß machen: „Darf man fragen, warum?"

„Natürlich! Ich werde dem Verband nicht beitreten, weil er in einem politischen Fahrwasser segelt, das mir nicht paßt." „Ja, wieso? Bitte erklären!" erregte sich Braun. „Erstens bin ich kein Sozialdemokrat und zweitens stelle ich mich nicht unter die Führung eines Juden. Euer Gewerkschaftsführer ist einer."

Da sind sie förmlich zusammengeknickt vor dem Wort „Jude". Franke hatte sich am ersten erholt und sagte mit unterdrückter Stimme: „Krafft, ich warne Sie! Reden Sie in diesem Büro nicht so laut von Juden, wo einer dem anderen die Türe in die Hand gibt." „Sehr richtig! — Vorsicht!" zischte Braun. „Ich habe das doch zu Männern gesagt und nicht zu Judenweibern!" trotzte Krafft. „Wir wollen doch unserem Chef das Geschäft nicht verpatzen und uns damit", meinte Schlegel besorgt. „Wir sind auch keine Sozialdemokraten, aber wir brauchen doch eine wirtschaftliche Interessenvertretung. Wo kämen wir sonst hin ohne Tarif." „Meinen Tarif bestimmt meine Leistung", entgegnete Krafft. „Das ist sehr unkollegial gedacht, ganz unsolidarisch", schüttelte Franke verächtlich den Kopf. „Ganz und gar nicht", behauptete Krafft, „ich denke kollegial mit allen, die was können. Nichtskönner haben bei uns den Beruf verfehlt." „Soll das gegen uns —?" stieß Franke heraus, doch lachte ihn Krafft an: „Würde ich sonst mit euch davon sprechen? Aber wenn es euch wert erscheint, sprechen wir nach Feierabend einmal über das Thema."

Sie merken schon, daß dieser Krafft einen hohen Ernst hinter seinem Verhalten hat, sonst würde er doch irgendwie eigensinnig mit ihnen streiten, Ausreden gebrauchen oder einfach nachgeben, um seine Ruhe zu haben. Und jetzt sagt dieser Krafft noch: „Wenn es euch gefällt, seid ihr heute abend bei mir eingeladen. Wir können dann gleich bei dieser Gelegenheit meinen Einstand in eueren erhabenen Kreis ein wenig anfeuchten nach alter Sitte."

Es hat weit über Mitternacht hinaus gedauert. Was dieser junge Krafft alles zu erzählen wußte, und wie er ein völlig neues Bild der Welt vor sie hinlegte in seinen einfachen Worten, das hielt sie atemlos gefangen. Belesen waren sie gewiß nicht schlecht, aber was sie hier erfuhren, das war wie die Offenbarung einer Erlösung aus einem

Elend, das sie in seiner Entsetzlichkeit noch gar nicht erkannt hatten. Es kommt ihnen so vor, als hätte dieser Krafft ihnen Türen und Tore aufgerissen, an denen sie bisher achtlos vorbeigerannt sind. Wer denkt auch an so was, daß sich hinter diesen harmlosen, dem Laien verbotenen Eingängen in besondere Räume der Gesellschaft soviel verbrecherische Niedertracht verstecken würde. Was haben sie bisher gewußt von einem Plan der jüdischen Weltherrschaft, den Weisen von Zion oder vom wahren Sozialismus, vom Unterschied der Rassen, von der unheimlichen Macht der Börse und der geistigen Gewalt der Presse oder von der Freimaurerei und der Entstehung des Weltkrieges und der Revolution. Sie vergaßen ganz aufs Heimgehen, obwohl schon Mitternacht vorüber war, weil sie ja noch soviel zu fragen hatten.

An diesem Abend sind sich die vier Kollegen so nahe gekommen, daß sie von jetzt ab zueinander „du" sagen müssen. Schlegel sinniert immer noch kopfschüttelnd vor sich hin: „Wo ich nur meine Augen gehabt habe die ganze Zeit her. Jetzt geht mir mit einem Schlag eine Tausendwattlampe im Schädel auf." Und Braun bestürmte Krafft: „Das ist einfach furchtbar, wie ahnungslos die Menschen sind. Da muß doch etwas dagegen getan werden!"

„Siehst du", antwortete Krafft, „das habe ich mir auch gesagt und habe herumgesucht, bis ich auf andere gestoßen bin, die auch solche Sucher waren. Jetzt weiß ich wenigstens den Anfang eines Weges aus diesem Sumpf heraus. Komm morgen mit in einen Sprechabend meiner Gruppe. Oder wollt ihr noch in die Bonzenpredigt gehen?" „Nein!" wehrte Franke ab, „ich gehe morgen mit, das ist klar. Und ihr doch auch?" wendet er sich fragend an Braun und Schlegel. Schlegel meinte bedenkend: „Ich habe eine Familie, ich darf meine Stellung nicht verscherzen." „Bei mir ditto!" sagte Braun, „aber wir hören uns diese Politik einmal an. Mitmachen kommt natürlich nicht in Frage!"

Als sie aber nach dem Sprechabend noch in die alte Schulkneipe gingen, um den Faden weiterzuspinnen, hatten sie schon ein Hakenkreuz angesteckt. Und als die drei Kollegen im Kreise von Kraffts alter Kameradschaft saßen, wurden sie bald von dem draufgängerischen Wesen ange-

steckt. „Jetzt ist ja schon Nachersatz da für unsere Ausgeflogenen“, lobte Paul, und Höllein protestierte schon gegen den wißbegierigen Franke mit Gesang: „Nie sollst du mich befragen, ich kann dir doch nichts sagen —. Aber ein Buch kann ich dir leihen, von dem du grün und gelb wirst vor Wut, das Handbuch der Judenfrage.“ „Ihr müßt doch viel mehr Propaganda machen!“ meinte Braun, aber Paul entgegnete ihm: „Wir? Was tut denn ihr? Und wer gibt uns das Geld dazu? Mitmachen! Nicht bloß recht gescheit dreinreden!“ „Ja, was können wir denn tun, wir haben ja selber nichts!“ „Du kannst auf dem Heimweg mit mir gehen, ich habe schon eine Tätigkeit für dich!“

Nach Mitternacht erfuhr Braun, daß er nur achtzugeben hatte auf die Schutzleute, damit Paul beim Zettelankleben nicht erwischt wurde. Das wurde ihm bald zu langweilig, und er bat daher um eine Handvoll, weil seiner Meinung nach Paul die schönsten Stellen ausließ. Es machte dem Braun eine diebische Freude, und als sie sich schon getrennt hatten, klebte er lustig weiter, daß er den drohenden Schatten völlig übersah, der aus einer Tornische auf ihn zutrat und fragte: „Was machen Sie da?“ Da riß Braun entsetzt vor dem Schutzmann aus und rannte auf Umwegen in seine Wohnung. Auf dem Wege ins Büro am anderen Tag sah er, daß die meisten Zettel noch da waren, und es freute ihn heimlich, wenn jemand davor stehenblieb und las.

Höllein hatte Franke und Schlegel in die Lehre genommen und an einer Hauswand ein Hakenkreuz vorgezeichnet.

„Geht schon!“ sagte er befriedigt, wie er ihren Übungen zusah. „Aber größer müßt ihr sie machen, daß man sie schon von weitem sieht. Hier habt ihr Kreide, einmal rot, einmal weiß. Auf geht's!“ Sie brachten über zweihundert Hakenkreuze an, ohne ertappt zu werden. Beim Auseinandergehen meinte Franke befriedigt: „Schön ist diese Reklame gerade nicht, aber sehr notwendig.“ „Und billig!“ grinste Höllein dazu. Schlegel glaubte sogar, daß morgen in der Zeitung sicherlich ein Artikel über groben Unfug stehen wird, und dann stieß er plötzlich lachend hervor: „Ich habe eine großartige Idee!“ „Seltenheit bei dir“, spottete Franke, aber Schlegel enthüllte sie schon: „Das Hakenkreuz lerne ich meinem Buben, und wenn er das

Schmieren anfängt, hat es bald die ganze Klasse und im Umsehen die ganze Schule im Schwung. Da muß es nur so wimmeln von Hakenkreuzen." „Schlegel, du bist gar nicht so dumm, wie du aussiehst", lobte Höllein und überlegte auf dem Heimweg, wie er auch an eine Bubenhorde herankommen könnte mit der neuen Reklameidee, und im Geist sah er schon wütende Sozialdemokraten ihre anscheinend daneben geratenen Sprößlinge durchprügeln. Das Hakenkreuz muß in jedes Haus kommen, jawohl!

Etwa eine Woche später fiel Braun im Büro auf, daß Franke so häufig zum Fenster hinausguckte unter der Arbeit. „Was hast du denn?" fragte er. Da gestand Franke, daß er mit Höllein und Paul in der Nacht das Judenviertel mit Hakenkreuzen verziert hätte. Und dann kam, was er erwartet hatte, schräg gegenüber bei Ullmann und Felsenstein versuchte der Hausmeister mit Wasser und Bürste ein Hakenkreuz auszutilgen, daß Franke sich diebisch freute: „So geht das nicht weg!"

Gleich darauf kam der Chef ins Büro gestürzt und rief einen Maler an, er solle sofort mit ein paar Gehilfen kommen und die Hakenkreuze in der Straße abwaschen oder überstreichen. „Schweinerei so was!" schnaubte der Chef. „Haben Sie gesehen, meine Herren, wie alle Häuser verschmiert sind, nur das unsere nicht. Da käme man ja fast in Verdacht, ein Antisemit zu sein oder gar der Attentäter noch dazu, wo diese antisemitischen Zeichen wie mit dem Lineal hingeschmiert sind. — Herr Franke, gehen Sie bitte mit dem Maler alle Häuser durch und sorgen Sie, daß die Schmiererei tadellos beseitigt wird. Das bin ich meiner Kundschaft schuldig." Da wären sie beinahe losgeplatzt, wie Franke stotterte: „Gewiß, jawohl!" und hinausging.

Wie er von seiner Mission zurückkam, sagte Krafft zu ihm: „Das nächstemal machst du unserm Chef auch ein Hakenkreuz an die Türe; der war ja ganz beleidigt, daß er übersehen worden ist." — „Und nimmer so genau, du Schafskopf", lachte Braun. „Oh, ich werde mich jetzt beherrschen können", lächelte Franke und breitete die Mittagszeitung aus mit dem feierlichen Ruf: „Es ist erreicht! Solange wir in den anderen Stadtvierteln herumgeschmiert haben, hat sich kein Mensch drum gekümmert. Jetzt, weil

das Judenviertel im Schmuck der Hakenkreuze strahlt, schreien sie nach der Polizei. Ein Mordsartikel hier: Bubenhände!" Das war eine Riesenfreude für sie, und sie lachten sich krumm, wie Franke mit mauschelnder Stimme den Entrüstungsartikel vorlas und mit dem Ruf endete: „Menschenskinder, das ist für uns einfach unbezahlbar!"

Tausende lesen das heute und sagen sich: Hakenkreuz? Was soll das bedeuten? Wie sieht es aus? Mit einem Schlag wird das Zeichen bekannt. Und dann fragt sich jeder: Warum schreit man denn so? Weil es gegen die Juden geht? Warum denn?

Jetzt hat der dumme Teufel endlich einmal selber auf sich gedeutet in aller Öffentlichkeit.

Eines Tages ließ der Chef Krafft zu sich bitten und begann voll liebenswürdiger Freundlichkeit: „Mein lieber Krafft! Eine ganze Reihe neuer Aufträge in ganz großem Ausmaß!" „Das ist recht!" lobte Krafft, und der Chef rieb sich die Hände: „Die Spiegelglas-AG. baut eine neue Glashütte im Böhmer Wald und eine großangelegte moderne Glasschleiferei mit allem Drum und Dran. Und hier in der Stadt will der Generaldirektor Kupfer ein pompöses Verwaltungsgebäude errichten." „Donnerwetter!" platzte Krafft heraus. „Das ist noch nicht alles", lächelte der Chef. „Die Handelsbank hat in verschiedenen Landstädten Häuser gekauft zur Einrichtung von vier Filialen auf einmal. Der Direktor Goldhahn wünscht, daß dabei im Rahmen des dortigen Städtebildes geblieben wird. Nichts Modernes, weil da die Bauern nicht hineingehen — hähähähä — also recht vertrauenerweckend in Barock, Romantik, Rokoko. Sie machen das schon! Gespart braucht nicht zu werden. Morgen kommen die Pläne der alten Häuser, gehen Sie sofort an die Entwürfe!" „Jawohl! Eine solche Aufgabe ist erfreulich!" „Nächste Woche kommt die Baugenossenschaft, die legt gleich mit einer ganz neuen Vorstadt los.

Dieser Auftrag ist eine ähnliche Sache wie der Siedlungsentwurf von Ihrem Wettbewerb — ich weiß davon und freue mich, wenn meine Herren in der Freizeit private Studien treiben." Das hatte er lauernd hingesagt, und Krafft war rot wie ein ertappter Schuljunge, wenn er

sich auch nicht denken konnte, woher der Chef das wußte, daß er zu Hause ganze Nächte und Sonntage hindurch an dem Wettbewerb gearbeitet hatte. Und da sagte der Chef in seine Verwirrung hinein plötzlich, als wollte er ihn überfallen: „Sie haben nämlich den ersten Preis bekommen, ich habe vorhin den Kollegen Brandeisen unterwegs getroffen, der beim Schiedsrichterkollegium war. Meine verbindlichste Gratulation, Herr Krafft! Das Telegramm muß schon bei Ihnen zu Hause sein."

„Ich danke Ihnen!" stammelte der wie vom Donner gerührte Krafft und frohlockte im stillen vor unbändiger Freude, denn jetzt war mit einem Schlag erwiesen, daß er etwas konnte.

„Machen Sie mir heute abend die Freude Ihres Besuches, meine Frau möchte den erfolgreichen Kollegen gerne kennenlernen", lud ihn gönnerhaft der Chef ein. „Es sind ganz wenige Gäste zu erwarten, unser wöchentlicher geistiger Zirkel, so daß Sie keinerlei Umstände machen brauchen. Meine Frau erwartet Sie um acht Uhr." „Ich werde um acht Uhr dort sein."

Kraffts Vater sonnte sich in der Ehre, die seinem Sohn mit der Einladung in ein hochgeachtetes Haus widerfuhr. Das schien ihm fast wichtiger als der Erfolg der wochenlangen Arbeit. „Benimm dich anständig und rede nicht von Politik!" mahnte er vorsorglich noch unter der Türe, daß der Junge verdrießlich brummte: „So dumm kann mich gar keiner anreden, daß ich ihm nicht noch dümmer 'rausgebe." „Du bist und bleibst ein Flegel." „Gewissen Leuten gegenüber, Gott sei Dank!"





Mirjam

Hans wäre lieber an diesem Tag daheim geblieben und hätte Berta einen langen zukunftsfrohen Brief geschrieben. Oder auch ganz gerne mit seinen Kameraden den Erfolg gefeiert. Irgendein dumpfes Gefühl machte ihm diesen Besuch so unbehaglich, daß ihm zumute war, er beginge damit ein Unrecht, oder es beginne für ihn Unglück anzuschleichen mit diesem Abend. Irgendwas hatte der Chef doch im Hinterhalt.

Es ging aber recht heiter und freundlich her bei seinem Chef. Da war unter anderen ein alter Justizrat Wertheimer, der trockene, gesellschaftsfähige Witze machte, ein Apotheker, der von unterhaltsamen Dingen strotzte, und ein ungemein belesener Archivar, der von der Entdeckung eines alten Schmökers erzählte über Geistererscheinungen eines Zeitgenossen Ludwigs XVI. vor der großen Französischen Revolution. Oh, es war sehr unterhaltsam, aber eines störte Krafft, daß er nirgends auf eine Tiefe der Bildung bei diesen Leuten stieß. Ein Sprühfeuer von Geist, aber nicht ein glücklicher Funke von heißer Kraft dahinter. Oder verbargen das diese Menschen so geschickt?

„Herr Generaldirektor Kupfer“, meldete das Mädchen, und alles erhob und räusperte sich, als müßte ein König empfangen werden. Da kam er, ein feiner, schmächtiger

Jude, der reichste Mann der Stadt. An seinem Arm führte er eine junge, blendende Schönheit herein, auf die sein Chef zueilte und sie mit strahlender Laune und tiefen Komplimenten begrüßte. Es waren außer ihm keine unbekannten Leute anwesend, merkte Krafft. Alle waren den beiden neuen Gästen bereits bekannt. Musternd ging der Gewaltige an ihm vorüber und grüßte knapp, als Krafft sich verbeugte. Aber da kam sein eifriger Chef mit der Schönheit heran und stellte Krafft vor: „Mein neuer Mitarbeiter Architekt Krafft, der preisgekrönte Künstler — Herr Generaldirektor Kupfer — Gräfin Sparr!"

Als Krafft aufsah, begegnete er dem Blick der Gräfin, die ihn auffallend interessiert mit ihren schwarzen Augen maß, und da erkannte er, daß diese Schönheit eine Jüdin war. Noch mehr verwundert war er, als sie sich an den Generaldirektor Kupfer wandte und mit einer zwitschernden Stimme sagte: „Papi! Ist das nicht reizend, so ein junger Künstler und schon preisgekrönt?" „Ja, Mirjam, das gefällt mir außerordentlich an dem Herrn. Er wird auch unser neues Verwaltungsgebäude bauen." „Ach, da freu' ich mich drauf!" sagte sie und strahlte ihn unverhohlen an im Vorbeigehen. Krafft konnte sich noch immer nicht zusammenreimen, wie diese junge Jüdin mit kaum zweiundzwanzig Jahren eine Gräfin sein sollte. Warum hieß sie nicht auch Kupfer? War sie schon verheiratet? Sie sah aber doch gar nicht so aus — im Gegenteil. Aber da bat ihn der Chef, mit in sein Arbeitszimmer zu kommen.

Dort sah er den Direktor Kupfer über Pläne gebeugt, der sich in seiner Betrachtung gar nicht stören ließ und einige Male sagte: „Nein, so geht es nicht — so geht es nicht. Es ist nicht imposant genug. Lassen wir doch den alten Kasten verfallen." Jetzt bemerkte Krafft, daß auf dem Tisch die Pläne eines alten Schlosses lagen, das in der frühen Barockzeit gebaut war. Der Generaldirektor sann noch eine Weile, dann sagte er zum Chef: „Kommen Sie doch morgen nachmittag in meine Wohnung, bringen Sie das Zeug da mit, ich muß doch meine Tochter fragen. Dann können wir auch über die andere Sache sprechen." „Sehr wohl, Herr Generaldirektor!" verbeugte sich der Chef. „Und bringen Sie Ihren

neuen Mitarbeiter mit." Ein Blick streifte abermals prüfend über Krafft hin.

Draußen fragte Krafft heimlich den Apotheker, wieso die Tochter Kupfers eine Gräfin sei. „Das wissen Sie nicht?" raunte dieser leise. „Die Mirjam hat mit neunzehn Jahren den österreichischen Grafen Sparr geheiratet, einen armen Rittmeister, total am Hund. Der hat sich vor zwei Jahren, wie er vom Krieg heimkam, erschossen. Warum? — wissen die Götter! Bei so einem Prachtweib und den Millionen dahinter. Und sehr hochgeistig obendrein, sehr sogar. Aber ich will nichts gesagt haben. Und darauf wollen wir einen trinken."

Da war Krafft schon nicht mehr so behaglich zumute, und dann noch weniger, wie er merkte, daß der Generaldirektor trotz eifrigster Gespräche ihn beobachtete. Aber da kam sein Chef und strahlte ihn verheißungsvoll an: „Die Gräfin wünscht Sie als Partner zum Schach!" „Mich?" „Dort in der Erkernische. Kommen Sie!" dabei tätschelte er Krafft wohlwollend auf die Schulter.

„Das ist so meine Zeit, in der ich erst lebendig werde, und da brauche ich einen standhaften Partner", lächelte Mirjam den verlegenen Krafft an. Er entgegnete steif und förmlich: „Ich bin ein schlechter Partner in allem Spiel, Gräfin", daß sie argwöhnisch fragte: „Künstlerlaune?" „Laune gerade nicht. Ein Künstler ist in Gedanken mehr beim Ernst als beim Spiel, und deswegen im Spiel leicht zu besiegen." „Wir werden ja sehen! Was wählen Sie?" Mit einem bezaubernden Lächeln streckte sie ihm ihre kleinen Fäuste hin, und er tippte mit dem Finger gegen die eine. „Schwarz!" lachte sie dann, „ich wähle hell! — blond!" Das sagte sie fast frohlockend und funkelte in das ruhige Gesicht Kraffts, der davon scheinbar unberührt entgegnete: „Dann müssen Sie mit dem Angriff beginnen, Gräfin." „Oh, das mache ich mit Vergnügen, Herr Krafft." Da spürte er eine leise Berührung ihres Fußes und erschrak im Innern davor, aber er tat, als hätte er nichts gemerkt und sei zu sehr ins Spiel vertieft. Zug um Zug machte er, ohne sie anzusehen.

Nach einer Weile fragte sie etwas bitter: „Liegt Ihnen die Kunst so sehr am Herzen, weil Sie das Leben darüber

vergessen?“ — daß er aufsah vom Spiel und bemerkte, wie sie ihn enttäuscht schmollend anblickte. „Gräfin!“ entgegnete er ernst, „Kunst ist das Leben in seiner höchsten Entfaltung.“ Dann sah er sie fest an: „Und das Leben ist nicht bei allen gleich tief und stark. Was euch das Innere stört, das sollt ihr meiden! Deswegen ist jeder Künstler sein Original für sich und —.“ „Oh, das ist interessant, ungemein interessant, was Sie da sagen, aus Ihnen spricht eben der Künstler“, unterbrach sie ihn. „Ich habe mich nie für einen gehalten, Gräfin! Und es ist mir nicht angenehm zu hören, daß ich einer wäre.“ „Doch! So kann nur ein Künstler reden — aber vergessen wir unser Spiel nicht!“

Er dachte, sie ist ja eine Jüdin, die dich doch nicht versteht. Und sie dachte, er ist ein richtiger deutscher Tolpatsch, der gleich das erstemal sein Herz auftut: Bitte, schaue hinein!

„Wenn Sie nicht besser parieren, Gräfin, sind Sie in zwei Zügen matt“, lächelte er verbindlich, doch sie entgegnete ihm feurig: „So schnell hat mich noch keiner besiegt.“ Und er senkte verständnisvoll den Kopf und sah ihr dann die heimliche Freude darüber, daß er sie verstanden hatte, an. „Schach“, bot sie noch einmal, aber er lachte dagegen: „Matt!“, daß sie halb scherzend, halb ernst fragte: „Greifen Sie immer so verdeckt an?“ „Das kommt auf den Gegner an, Gräfin! Man kann den Feind ruhig bis ans Herz kommen lassen, aber dann!!“ Er machte eine energische Bewegung mit der Hand und lachte sie offen an, daß sie launig die Figuren vom Brett strich: „Lassen wir das dumme Spiel, von dem man sagt, es enthülle einem das Denken des Partners. Ich bin so klug als wie zuvor!“ „Ich auch, Gräfin!“ lachte er. Aber sie blickten sich dabei an, als wüßten sie mehr voneinander, als jedem lieb sein könnte.

„Sie müssen mir ein andermal Gelegenheit zur Revanche geben!“ sagte sie. „Gerne, Gräfin!“ „Und jetzt müssen Sie mir etwas erzählen von Ihrem Künstlertum. Das muß doch romantisch sein, so jung noch und schon ein anerkannter Künstler! Die offene Welt vor Augen, Ehre, Ruhm, Reichtum, Liebe.“ „Natürlich, Gräfin!“ spottete er, „der Löwe in allen Salons, der Traum aller Backfische, der Neid aller Kollegen! So denken Sie doch, Gräfin? — Aber ich habe nicht vor, meine Laufbahn in der Gesellschaft zu machen.

Ich bin ja noch nichts. Ich muß erst etwas werden. Und reich werden? Daran denke ich nicht. Im Reichtum erstickt die Glut, die den Künstler macht, denn echte Kunst ist kein Geschäft. Künstler ist nur der, der die materiellen Erfolge seines Schaffens verachten kann und richtig glücklich ist, wenn er, wie jener Glücksbursche im Märchen, kein Hemd mehr auf dem Leibe hat."

„Sie fabulieren — wie nur ein Künstler es kann. Ich freue mich darauf, mich einmal recht eingehend mit Ihnen unterhalten zu können." „Ich werde enttäuschen, Gräfin, ich kann von Kunst nicht so lange sprechen, daß es für eine Unterhaltung reichen würde", wehrte er ab. Die Gräfin lachte ihn aber aus: „Das lassen Sie nur meine Sorge sein. Außerdem haben wir bei dem neuen Projekt Gelegenheit genug, zu fachsimpeln. Oh, ich habe einen stark verwöhnten Geschmack, und meine Ästhetik wird Sie noch oft peinigen. Ich werde Sie schon in die Enge treiben, daß Sie reden müssen." „Es soll mir ein Vergnügen sein, mit Ihnen, Gräfin, die Waffen zu kreuzen." „Ganz auf meiner Seite! Dumme Männer kann ich nicht ausstehen, erst recht nicht, wenn sie noch jung sind. Mein Papi hat auf den ersten Blick erkannt, daß es sich lohnt, mit Ihnen zu streiten. — Und wahrscheinlich — dichten Sie auch?" „Nein, Gräfin! Diese Zeit liegt leider schon hinter mir. Wahrscheinlich dichte ich erst wieder, wenn ich einen grauen Vollbart trage." Sie lachten vergnügt. Und die Gräfin sagte launig: „Freilich, Sie machen jetzt Gedichte in Stein." „Die geraten mir besser." „Ich werde mir morgen bei Eröffnung der Ausstellung als erste Ihr jüngstes Gedicht ansehen und Ihnen nachmittags sagen, was ich davon halte. Dafür müssen Sie morgen bei mir zum Tee erscheinen und tapfer aushalten, wenn ich Sie mit meiner Kritik martere." „Ich weiß nicht, ob ich diese Einladung annehmen kann, Gräfin. Meine Gebundenheit ans Büro —." Schnell unterbrach sie ihn: „Wenn Sie keine bessere Ausrede wissen —." Sie sah ihn scharf an und fragte mit unterdrückter Stimme: „Oder — vielleicht — eine Frau? -- Sieh mal an!" lächelte sie dann, weil sie sah, daß er rot wurde.

Krafft war betroffen, daß sie so unverhüllt zugab, welches eigentliche Interesse sie an der Kunst hatte. Er sah

ihr gerade ins Gesicht, das seinem Blick mit trotziger Ruhe standhielt, und sagte: „Sie würde mich nicht hindern, wenn sie hier wäre, Gräfin.“ „Oh, sie wäre mir natürlich ebenso willkommen. Ich würde gerne die Frau sehen, die einem Künstler das Leben erfüllen kann; denn das muß doch eine außergewöhnliche Frau sein.“ Er fühlte das Lauernde in ihrer Stimme, er sah ihre brennend heißen Augen und entdeckte darin, daß sie wissen wollte, ob sie den Vergleich mit der anderen aushielte. Vielleicht wäre es das einfachste, irgendeine Beleidigung zu sagen, damit er nie mehr in den Dunstkreis dieser Menschen zu treten bräuchte, die ihm innerlich doch zuwider waren. Aber er brachte es nicht fertig und sagte etwas beklommen: „Nein, Gräfin, sie ist ein einfaches, schlichtes Mädel!“ Und sah dann, wie sie sich befriedigt hintenüberlehnte, daß ihre Figur in fast nackter Schönheit zur Geltung kam. „Papi!“ rief sie, „ich möchte nach Hause!“

Es schien Krafft, als wäre die Freundlichkeit, mit der sie ihn verabschiedete, von einem heimlichen Triumph erfüllt, zu dem sie seiner Meinung nach keinerlei Grund hatte. Sein Chef entließ ihn mit sonnigster Gönnermiene, und der Apotheker nahm ihn eifrig dienstbereit mit seinem Wagen mit. Unterwegs meinte der Apotheker so obenhin, als sei er rein pflichtschuldigst gesprächig: „Es ist mir ganz neu, daß die Gräfin so leidenschaftlich Schach spielt. Spielt sie gut? — wenn ich fragen darf.“ „Doch“, sagte Krafft, „sehr geschickt sogar!“ — und lächelte dazu.

Da lächelte auch der Apotheker stillvergnügt und fragte lauernd: „Sie scheinen gewaltige Chancen zu haben, mein Lieber! Sie hat sich sehr angeregt mit Ihnen unterhalten.“ „Wir haben von der Kunst gesprochen.“ „Sieh mal, Mirjam hat Interesse an Kunst — nicht nur am Künstler?“ Er lachte und sah Krafft auffordernd von der Seite an, der sich aber dachte, es ist besser, du sagst überhaupt nichts dagegen.

„Ja, ganz recht! Schweigen ist Gold, in diesem Falle doppelt Gold!“ lachte der Apotheker. „Kupfer kann es sich leisten, seine einzige Tochter just nach Laune oder — meinetwegen — Liebe wählen zu lassen. Ein ganz kapriziöses Wesen! Da haben Sie ein unverschämtes Glück. Sie

ahnen ja gar nicht, wie viele Herzen vor Ihnen Mirjam mit ihren zarten Füßen achtlos zertreten hat. Und immer neue haben sich mit wahrer Todesverachtung davor hingeworfen." „Das werde ich nicht zu fürchten haben", lachte nun Krafft. „Freilich, Sie vielleicht nicht — wenigstens nicht gleich!" schätzte ein wenig philosophisch der Apotheker, daß Hans ihm spöttisch erklärte: „Um mein Herz braucht niemand Sorge zu haben, das ist längst in festen Händen." „Was? — Sie sind schon verlobt?" „Schon längst!" „Eigentlich kein Wunder, Herr Krafft! Sie gestatten schon, daß ich Ihnen ein Kompliment mache." „Das ist mir so wurscht, daß Sie es gar nicht ermessen können."

„Kann ich mir denken", lachte verständnisinnig der Apotheker, „ich wäre in Ihrer Haut genau so protzig. Kommen Sie doch mit mir auf einen kleinen Drink!" „Danke! Es wird sonst zu spät für mich", lehnte Krafft ab. Der Apotheker blieb aber hartnäckig: „Ich möchte Ihnen was erzählen." „Von der Gräfin?" „Nur so nebenbei, die Hauptsache geht Sie an!" „Mich? Ich wüßte nicht —. Ich verstehe überhaupt nicht, wie ich auf einmal zu dieser hohen Ehre komme, so mir nichts dir nichts als Unbekannter mit diesen beinahe erlauchten Kreisen in Berührung zu kommen." „Hm, das verstehen Sie nicht? — Kaum zu glauben. — Man hat Sie doch nicht wegen Ihrer schönen grauen Augen heute — sagen wir mal — unter Beobachtung genommen." „Mich? — Wer? — und warum eigentlich?" „Aber Krafft! Mir brauchen Sie doch nicht das weiße Lamm vorzuspielen." „Mich hat mein Chef geladen." „Na, sehen Sie! — und jetzt trinken wir noch einen in aller Ruhe — und immer wieder noch einen. So! — hier ist meine Giftbude."

Vor einem der schönen alten Häuser der Innenstadt, das Krafft schon immer besonders gut gefallen hat mit seiner heiteren Rokokofassade, hielten sie an. „Das ist Ihr Haus, Herr Apotheker?" „Ganz nette Hütte, was?" „Ja, sehr schön! Das kenne ich ganz speziell!" „Wieso?" „Hier diese Haustüre habe ich vor dem Krieg einmal abskizziert und später drauf das Relief darüber mit den drei Palmen. Das hat mir schon damals sehr gut gefallen." „Die drei

Palmen sind eine schöne Symbolik", lächelte der Apotheker und öffnete die Haustüre.

Erst jetzt begann eine dunkle Ahnung in Krafft zu erwachen. „Zu den drei Palmen" hieß doch die Loge drüben im Judenviertel. War nicht der Apotheker schließlich Bruder oder gar Meister dieser Loge? Und ihn hatte man heute unter „Beobachtung" genommen. Und jetzt will ihn der Apotheker wohl noch fertig präparieren dafür. So ein infamer Kerl!

Er pfiff leise durch die Zähne und fragte den vorausgehenden Apotheker auf der Treppe, als ob er schon wißbegierig wäre: „Die drei Palmen waren wohl früher hier und nicht in der Gudrunstraße?" „Natürlich, bis vor fünfzig Jahren noch. Hier sehen Sie die alte Pforte. Da geht es zum früheren Tempel, der zum Hof hinausliegt. Ist natürlich längst zu klein und heute nur mehr Museum, das ich verwalte. Später werden Sie es schon noch sehen. Jetzt ist der neue in der Gudrunstraße zu klein geworden, und Ihre Kunst wird ihn bald umbauen müssen, wie ich zufällig heute abend aufgeschnappt habe. Wissen Sie, gar kein Vergleich mit diesem schönen alten Tempel. Unsere Brüder Großväter waren schon erheblich geschmacklos. So gute Maurer sie sonst waren, gebaut haben sie miserabel kitschig."



Der Apotheker lachte ein wenig, und Krafft lachte mit, aber nicht aus Vergnügen, sondern weil er spürte, wie er so ganz selbstverständlich eingefädelt werden sollte. Und belustigt sagte er: „Vom Umbau der ‚Drei Palmen' wußte ich bis jetzt noch nichts — aber wir wollen es besser machen als die Alten."

Sie traten in ein schönes, breites Erkerzimmer mit schweren, alten Barockmöbeln und einer zierlich verschnör-

kelten Stuckdecke, in deren Mitte wieder das Symbol der drei Palmen in einem Gemälde, von Genien umgeben, zu erkennen war. Auf einem offenen Sekretär lag eine alte, lederne Schreibmappe mit den eingepreßten drei Palmen, und eine zierliche alte Spieluhr hatte ebenfalls unter drei goldenen Palmen ihr Gehäuse verborgen. „Ist sie nicht schön?“ fragte der Apotheker, der sah, wie Krafft die Uhr betrachtete. „Schön — und sinnreich“, antwortete Hans, „drei Palmen umschließen die Zeit.“ „Ja, so kann man auch sagen. Richtiger ist: Über aller Zeit stehen drei Palmen.“ „Woher soll ich das wissen?“ sagte Krafft spaßhaft gelaunt und sah zu, wie der Apotheker verschiedene Schnäpse in ein großes Kelchglas goß, das vor ihm stand. „Wird das ein Zaubertrank?“ fragte er, „oder ein Liebestrank?“ Da schmunzelte der Apotheker ein wenig seltsam und schüttelte den Kopf: „Liebestrank? Das sollten Sie doch schon gemerkt haben, daß ich Sie eher vergiften müßte. — Aber das Zeug ist ganz harmlos, das nenne ich meinen Dreipalmenwein: Sherry, Whisky und Slibowitz.“ „Schmeckt das nicht komisch?“ „Versuchen Sie nur! Gesundheit!“ — „Hm, es schmeckt wie —.“ „Nur warten, der Nachgeschmack erst ist das Richtige!“ „Tatsächlich! Ein netter Dreiklang! Jetzt müßten wir nur noch drei Palmen rauchen können!“ „Können Sie, Verehrtester!“ Der Apotheker brachte Zigarren, die in einer Kiste mit dem Brandstempel von drei Palmen lagen. „Interessant!“ lachte Krafft, „drei Palmen passen ausgezeichnet auf eine Zigarrenkiste, man meint geradezu, sie gehören zur Packung. Hoffentlich schmeckt das Kraut nicht danach.“

Es war ihm geradezu unternehmend gut zumute, und innerlich mußte er lachen, wenn er sich vorstellte, mit welchem Krach diese nette Bombe einmal platzen würde. „Übrigens“, schnarrte der Apotheker aus einem Abgrund eines großen Lehnstuhls heraus, „den Witz vom Justizrat haben Sie wohl nicht gehört — waren ja zu sehr im Schachspiel vertieft. Der Archivar sprach gerade von der bedenklichen Ausbreitung des Antisemitismus, da sagte der Justizrat: Aus dem Antisemitismus wird so lange nichts, bis ihn nicht ein richtiger Jude in die Hand nimmt.“ „Den muß ich mir merken“, lachte Krafft, „für den habe ich Ab-

nehmer." „Verkehren Sie denn mit Antisemiten?" „Oh, die trifft man heute ja überall, das grassiert wie eine Seuche." „Mir scheint — nicht ohne Grund!" „Gewiß nicht, jede Wirkung hat eine Ursache." „Kennen Sie diese Ursachen?" „Was man so hört und sieht, Bestimmtes ja nicht." „Ich kann Ihnen eine ganze Bibliothek zur Verfügung stellen." „Danke, dazu habe ich weder Lust noch Zeit." „Ein gebildeter Mensch sollte aber nicht an diesen Fragen der Zeit vorübergehen." „Ich danke, das hat doch mit Bildung nichts zu tun?" — Mich fängst du nicht, dachte sich Krafft dabei.

„Schade", murmelte der Apotheker, „Sie enttäuschen mich, Herr Krafft, ich habe Sie anders eingeschätzt." „Vielleicht täuscht mein Äußeres so, aber da kann ich nichts dafür. Ich wehre mich schon den ganzen Abend dagegen, ich bin das gar nicht, wofür man mich hält." „Sie sind vielleicht gefährlicher, als Sie aussehen. Oder Sie werden es erst noch." „Sehr schmeichelhaft, Ihre Wertschätzung." „Sie könnten eine große Laufbahn vor sich haben!" „Und weiter?" „Nichts weiter! Sie sind dann ein gemachter Mann. Fertig!" „Jawohl. Und genieße Ehre, Ruhm, Reichtum, bin Löwe in allen Salons, der Traum aller Backfische und der Neid aller Kollegen — einfach glücklich! Nicht wahr?" „Ich denke!" lachte der Apotheker ein wenig gezwungen.

Krafft setzte sich auf im tiefen Lehnstuhl und fragte lächelnd: „Merkwürdig, die Gräfin hat genau dasselbe gesagt. Erklären Sie mir doch, lieber Apotheker, was ist denn so Besonderes an mir, daß die stolze Gräfin mir in der ersten Stunde — sagen wir einmal — so eine günstige Offerte macht? Was soll ich denn dafür liefern — als Gegenleistung?" „Oh, das ist sehr einfach, die Gräfin liebt Sie wahrscheinlich. Haben Sie das nicht bemerkt?" „Nein!" „Ah, Mirjam gefällt Ihnen nicht?" „Doch! Sie ist bezaubernd schön, unerreichbar schön — für mich." „Sagen Sie das nicht! Sie wissen wohl gar nicht, daß Mirjam Sie seit langem mit einer verzehrenden Liebe verfolgt?" „Mich? Ausgerechnet mich?" „Ich war dabei, als Sie das erstemal von ihren Blicken begnadet wurden. Ich selbst bin Ihnen nachgegangen, habe Ihr Büro ausfindig gemacht und habe Ihren Chef, den ich ja längst kenne — er ist Bruder zu

mir —, angerufen und mich nach Ihnen erkundigt. Ich habe es dann Mirjam mitgeteilt, ich muß der Pechvogel sein, ausgerechnet ich!" „Ach so! — Wenn ich so indiskret sein darf, Sie selber lieben die Gräfin?" „Ja, wahnsinnig, irrsinnig!"

Das sagte der Apotheker mit stoischer Ruhe aus der Versenkung seines Lehnstuhls heraus, doch schien es Krafft, als läge eine schwer zurückgedämmte Leidenschaft dahinter. Er erhob sich und sagte ruhig überlegen: „Ich will Ihnen gewiß nicht im Wege stehen." Da schnellte der hagere Apotheker auf und zischte ihm ins Gesicht: „Doch, Sie stehen mir im Wege, solange Mirjam Sie sieht. Gehen Sie fort!" „Ich habe keine Veranlassung."

Wie im Erwachen fuhr sich der Apotheker über die erhitzte Stirne und bat lächelnd: „Verzeihen Sie, Herr Krafft! Geht mir da einfach der Gaul durch. Schlechte Nerven — ach!" „Na — Sie müssen sehr gute Nerven haben zu solch einem beherrschten Spiel, wie ich es sehen durfte", entgegnete Krafft etwas spitzig, „aber mein Ehrenwort, es bleibt unter uns." „Ehrenwort!" „Auch vor den drei Palmen?" „Ja, wir sind doch sowieso bald —." Erschrocken stockte der Apotheker, denn Krafft sagte mit aller Bestimmtheit: „Niemals!"

„Niemals?" sagte fragend der Apotheker und setzte zitternd das Glas auf den Tisch. „Scherzen Sie oder —? Sie verderben sich ja Ihre ganze Karriere! Mensch, seien Sie doch vernünftig!"

Krafft spielte mit den Daumen und sah den noch fassungslosen Apotheker lächelnd an: „Sie können natürlich vor den drei Palmen nicht schweigen, der Eid zwingt Sie zum Reden. Meinetwegen! Dann sagen Sie, daß ich vorziehe, lieber eine glänzende Karriere unter dreitausend Palmen zu verderben, als in eine Freimaurerloge einzutreten. Daß ich vorziehe, ein armer, aber freier Mensch zu sein, als ein reicher Sklave der Gesellschaft. Ich bin nun einmal so merkwürdig, das liegt mir so im Blut, wissen Sie! Und dann können Sie noch sagen, daß ich dieses Blut nicht verkaufe an eine Jüdin zum frivolen Spiel, illegitim oder ehelich. Das werden Sie am besten selber verstehen, weil Sie wahrscheinlich auch Jude sind. So! — und nun

bitte ich noch um eine Zigarre, weil ich mir auf dem Heimweg durch den Kopf gehen lassen muß, wie ich bei meinem Chef unauffällig abbauen kann."

Hans erhob sich und wollte gehen, aber da stürzte der Apotheker auf ihn zu und drückte ihn in den Stuhl zurück: „Dableiben! Sie müssen dableiben, Krafft. Jetzt wird es ja erst interessant, Sie wundernetter Kindskopf, Sie!" Und er tanzte durch das Zimmer, brachte die Zigarrenkiste, und Krafft griff zu und wunderte sich über den verrückten Apotheker, dem wahrscheinlich sein Palmwein verheerend durch den Kopf wirbelte.

Mit einem stillvergnügten Gesicht setzte sich der so plötzlich ermunterte Apotheker Krafft gegenüber und stieß erst eine Dampfwolke und dann langsam den Satz hervor: „Ja, Blut ist ein ganz besonderer Saft!" Dann paffte er wieder und meinte sarkastisch: „Ihr gesellschaftliches Todesurteil haben Sie großartig formuliert — aber — ich unterschreibe es vorläufig nicht. ‚Können Sie schweigen?' fragte einmal der Alte Fritz einen Neugierigen, und als der sagte: ‚Wie das Grab!' — meinte der Alte Fritz: ‚Ich auch!' Und da halte ich es mit dem Alten Fritz." Er schwieg eine Weile und schmierte mit dem Finger auf der Tischplatte einige verschüttete Tropfen auseinander. Dann winkte er mit dem Kopf, Krafft sollte hinsehen, und der hob erstaunt das Gesicht, als er auf der Tischplatte ein Hakenkreuz sah. Der Apotheker wischte es wieder aus und schaute mit einem verständnisvollen Blick Krafft ins Gesicht: „Das haben Sie immer unter dem Rockaufschlag, wenn Sie ins Büro kommen, und auf dem Heimweg wieder oben."

Krafft stieg das Blut in den Kopf. „Sie spionieren gut!" sagte er dann. Der Apotheker wiegte langsam das Haupt und grinste: „Nur für mich, für meinen ganz speziellen Krieg." „Und ich bin Ihr Feind! Alle, die ein Hakenkreuz tragen!" „Wer sagt Ihnen denn das? Könnte es nicht sein, daß ich so was ganz gerne sehe an jungen, furchtlosen Menschen, wie Sie und Ihre Kollegen zum Beispiel sind?" „Das machen Sie mir nicht weis. Warum Sind Sie dann bei einer Loge?" „Aus Gründen, die älter sind wie Ihre Hakenkreuzpolitik, Herr Krafft. Aus ganz persönlichen Gründen! Wenn Sie mich schon einen Spion nennen, wun-

dert es Sie dann, wenn ich ins feindliche Lager gehe? Sie meinten vorhin, ich sei auch ein Jude. Sehe ich so aus? Wegen der schwarzen Haare vielleicht?“

Etwas beschämt schüttelte Krafft den Kopf. Dieser Mann vor ihm hatte das kühne Profil eines Cäsaren und ein offenes Gesicht, in dem merkwürdig gutselig ein paar braune Augen standen. Aber wenn er sich recht besann, hatte es vorhin noch anders, unheimlich drohend ausgesehen. Er erkannte, daß er diesen Menschen viel ernster nehmen mußte, als er anfänglich meinte.

„Wo soll das hinaus? Sprechen Sie doch offener mit mir! Ich habe um drei Uhr morgens wirklich keine Lust mehr, lange Rätsel zu raten“, sagte er barsch in dieses ruhige Gesicht vor ihm, aus dem ihm mit warnender Eindringlichkeit ins Gewissen geraunt wurde: „Gut! Sie müssen heim, ich bringe Sie nach Hause. Aber dann muß ich Ihnen doch ein Rätsel mitgeben. Hüten Sie Ihre Seele vor Mirjam, damit Ihr Körper gesund bleibt. Sonst werden Sie ein Nachfolger des toten Sparr. Ich warne Sie! Die Hexe Mirjam ist bestrickend und verdirbt entsetzlich, was sie liebt. Und sie pflegt rasch zu lieben. Länger wie das erstemal hat ihr noch keiner widerstanden. Ich auch nicht! — Damit Sie es wissen.“

„Wozu sagen Sie mir das? Ich habe Ihnen doch schon erklärt —.“ „Weil die besten Vorsätze nichts nützen vor dieser gleißenden Katze. Nur ein gewaltiger Ekel kann das. Es würde mir leid tun, wenn auch Sie der Judenpest verfallen würden — der — Syphilis!“

Da fuhr Krafft zurück: „Sie sind ja —.“ Ein kaltes Grauen überlief ihn, und er machte sich Vorwürfe, wie er dazu kam, mit diesem wildfremden Menschen sich in ein so langes Gerede einzulassen. Wegen dieses Judenweibes, das ihm so gleichgültig, ja direkt zuwider war. Wie konnte er nur seiner Berta das antun, überhaupt einen Gedanken daran zu verschwenden?

„Ja, lieber Krafft, ich bedauere, daß ich Sie so bös erschrecken mußte. Aber besser zuvor wie nachher erschrecken! Sehen Sie, ich bin ein armer Mensch, ich muß allein bleiben meiner Lebtage. Ein Mädel habe ich unwissend unglücklich gemacht und unter die Erde gebracht. Wer weiß,

bald werde auch ich krepieren, wenn ich auch scheinbar geheilt bin. Aber zuvor möchte ich noch sehen, wie die schöne Hexe am eigenen Leib verfault. Sehen Sie, so stark, so irrsinnig liebe ich sie." Er lachte grimmig knirschend vor sich hin, als sie die Treppe hinabgingen.

Im Wagen schwieg Krafft noch immer, was ging ihn denn das alles an? Wie kommt denn er dazu, diesem verrückten Apotheker — nein, dieser Gräfin — nein, dem Chef...

Da sagt der Kerl ganz ruhig am Steuer neben ihm: „Sie wissen doch, was ein Rattenkönig ist? — Nicht? Nun, das erkläre ich Ihnen beim nächsten Wiedersehen." „Ich danke! Habe keinerlei Sehnsucht danach", sagte Krafft eisig. „Na, für alle Fälle haben Sie meine Karte. Sie können mich auch anrufen. Morgen nicht, da sind Sie bei der Gräfin, aber übermorgen. Sie werden sehr neugierig sein."

Am liebsten hätte Krafft den so überlegen spöttelnden Kerl niedergeschlagen vor Wut, doch nahm er seltsam berührt die Visitenkarte und drückte dem Apotheker sogar die Hand, wie er das warnend ernste Gesicht unter der Laterne sah. „Kommen Sie nicht vor elf Uhr", sagte dieser noch zu ihm, „weil ich vorher bei Ihrem Chef zu Gaste bin. Guten Morgen, Herr Krafft!"

In seiner Stube warf Krafft die Karte gleich in den Papierkorb und sagte sich verächtlich beim Entkleiden: „Du Esel, gleich wieder in bessere Gesellschaft! Da hast du einen Preis bekommen für deine ungezählten Nächte voll schwerer Arbeit — hier liegt noch das Glückstelegramm — und dann?" Sein Blick fällt auf Bertas Bild an der Wand. „Du!" sagt er leise, „du hast einen sauberen Bräutigam. Da hat er deinen Ring am Finger, in dem ‚Standhaft und treu' steht, und da läßt er sich wegen einer Jüdin die ganze Nacht verderben. Nicht einmal geschrieben hat er dir — und dich geht es doch zuerst an, wenn er Glück hat. Nein, dem Dreck muß er nachlaufen, wegen der Stellung! Ach, es ist ein Kreis, in dem man herumirrt. Um dein Glück zu bauen, sucht er Arbeit — und dann führt ihn diese Arbeit in die Irre. Geh! Du! Komm ein wenig zu mir, sei so lieb und tröste mich! Wasche mir den Dreck von der

Seele ab, der mich doch so ekelt, wegen dir. Nur deinetwegen, sonst tät' ich es vielleicht nicht einmal spüren."

*

Am Vormittag nach dieser verworrenen Nacht besucht Krafft die Ausstellung des Wettbewerbs, dem von der Bauwelt der Stadt ein riesiges Interesse entgegengebracht wird. Siedlungs- und Baugenossenschaften traben schon in den ersten Stunden nach der Eröffnung durch die mit den Zeichnungen dekorierten Räume. Die Kollegenschaft ist besonders zahlreich vertreten und spart nicht mit beißender Kritik. Wie er endlich die Wand findet, wo seine Arbeit hängt, kann er gar nicht herankommen vor Gedränge. Jemand liest laut das angeheftete Urteil des Preisgerichtes vor: „... wegen der Übersichtlichkeit der Anordnung, der natürlichen Straßenziehung, der Schlichtheit und Gefälligkeit der Häusertypen, des eigenartigen Stils im Ganzen als weitaus beste Arbeit —." „Na ja", wirft laut ein anderer dazwischen, „wenn man nicht wüßte, wie da wieder geschoben worden ist!" und deutet auf eine Karte, die auffällig unter den Blättern angesteckt ist, lacht etwas skeptisch und geht weg. Ein anderer Architekt, den Krafft vom Sehen kennt, rückt seinen schwunghaften Rembrandthut und fistelt: „Ganz nette Arbeit, aber noch ein Anfänger und völlig unbekannt. Jedenfalls — erster Preis wäre das bei mir nicht geworden." Und ein anderer näselte neidig: „Lorbeer haben sie auch noch 'rumgehängt um diese grüne Talentprobe." Doch sah man dem Sprecher an, daß er für sein Leben gern einen Lorbeerzweig um seinen Namen geschlungen sähe.

Jetzt ist Krafft so weit vorgedrungen, daß er die Karte lesen kann. „Mitarbeiter bei Architekt Egerer", steht darauf. Das widert ihn an, zu sehen, wie eilig und auffällig sein Chef den ganz persönlichen Erfolg für seine Geschäftsreklame benützt. Er denkt ja gar nicht daran, Mitarbeiter bei ihm zu werden. Was heißt schon — Mitarbeiter? Mitverdiener — soll er wohl nicht werden. Und da hört er auch, wie einer hämisch sagt und dabei auf diese Karte deutet: „Das sagt eigentlich alles, wer den Preis wirklich verdient hätte." Aber da fliegt er zur Seite, Krafft reißt lächelnd die Karte weg und geht durch die stutzende Menge ab.

„Aber erlauben Sie mal — unerhörte Frechheit von dem Burschen — wer ist denn das eigentlich?“ hört er hinter sich her rufen. Lächelnd dreht er sich um und sagt: „Der Preisträger, meine Herren!“

Wie er aber weiter will, vertritt ihm ein geschäftiger Judenbengel den Weg: „Gestatten! Presseberichterstatter Buxbaum. Darf ich einige Fragen —?“ „Nein!“ „Wohl neu in der Stadt?“ „Nein!“ „Verheiratet? Eigenes Atelier?“ „Nein!“ „Im Felde gewesen?“ „Ja! Was geht Sie das an?“ „Aber Herr Architekt! Die Zeitung will das wissen, das Volk will seine großen Söhne kennen! — Gestatten! Welchen Bildungsgang, Alter! Was haben Sie gedacht beim Ausarbeiten? Wissen Sie, ein wenig Romantik kann nicht schaden. So etwa: Freie Bahn dem Tüchtigen!“

Buxbaum tupft sich an die Stirne: „Großartige Überschrift!“ — und ist ganz glücklich über den genialen Einfall. Aber er läßt nicht locker und springt hinter Krafft auf die Straßenbahn. „Gestatten noch eine Frage!“ „Lassen Sie mich endlich in Ruhe!“ Aber Buxbaum hat ein geduldiges, seliges Lächeln auf den Lippen: „Was gedenken Sie mit dem Preis zu tun? Das viele Geld!“ „Sind ja kaum fünfhundert Goldmark. Ich — ich verehre sie meiner Braut!“ „Großartig — Braut! Darf ich um die Personalien bitten? Doch von hier, wenn ich fragen darf?“ „Nein! Aus Amerika!“ „Am — ? Großartig! Danke, genügt! — Äh — noch eine ganz kleine Frage: Stimmt das, Amerika?“ „Nein, das ist ein Irrtum! Sie ist aus Galizien.“ Da traf Krafft ein wehmutsvoller Blick, aber dann hatte das Reportagegehirn einen glänzenden Einfall: „Verstehe, Herr Architekt! Soll noch geheim bleiben. Ich kenne Ihre Braut aber doch!“ „Sie?“ lacht Krafft. „Ja, sie war heute schon in der Ausstellung und hat sich besonders liebevoll um die Dekorierung bemüht. Oh, ich gratuliere ganz ergebenst! Das ist einfach großartig, die Gräfin Sparr und ein Künstler!“ „Was fällt Ihnen ein! Das ist ja ein Unsinn!“ „Verstehe, Buxbaum ist total übergeschnappt. Darf ich noch fragen — vertraulich — wann die Verlobung offiziell — ?“ „Überhaupt nicht!“ schreit Krafft, aber Buxbaum ist schon abgesprungen in der Begeisterung seiner Entdeckung einer gesellschaftlichen Sen=

sation. Ein armer Künstler und die reichste Frau der Stadt. Überschrift: Kunst und Schönheit vermählt — oder: Künstlerglück und Frauenliebe — oder noch besser: Preisgekrönte Liebe! Ein Auto her, das muß noch in die Abendzeitung. Die Liebe macht halt doch noch immer die besten Sensationen. Wäre folgende Überschrift nicht treffender: Sozialismus der Tat! Reiche Gräfin heiratet armen Künstler. Das wäre moderner. Mal überlegen!

Heute eilt es Krafft gar nicht, ins Büro zu kommen. Er geht erst zur Post und sucht im Fernsprechbuch die Firma, bei der Berta in München arbeitet. Jetzt muß er sie treffen, es ist ja Bürozeit. Dann wartet er lange und horcht endlich in das Summen der Leitung, bis er nach vielem Fragen hört: „Hier Berta Schön!" „Berta! Ich bin's, dein Hans!" „Du, Hans?" klingt es zaghaft, „ist was passiert?" „Ja!" lacht er zurück, „ein Glück ist mir passiert. Ich habe den ersten Preis bekommen bei einem Wettbewerb! Zehntausend Mark!" „Ach, ist das wahr? Das freut mich ja so — ich kann dir gar nicht sagen, wie ich mich freue, du! Wenn nicht meine neugierigen Kolleginnen zuhören würden, könnte ich dir etwas ganz Liebes sagen." Da hörte Krafft ein vielstimmiges Kichern und lachte mit. „Berta! Bist du noch da?" „Ja, Hans!" „Du mußt zu mir kommen über den Sonntag. Nimm Urlaub! Morgen ist schon Samstag. Ich erwarte dich mit dem Mittagszug!" „Ich weiß nicht, ob es geht. Und dann habe ich ja gar nichts Passendes zum Anziehen." „Dann kommst du nackt! Lache nicht, du weißt ja gar nicht, welche Sehnsucht ich nach dir habe, ganz krank bin ich." „Ich doch auch!" „Du wirst sehen, ich erdrücke dich vor lauter Liebe!" „Oh, ich wehre mich schon! Also, morgen mit dem Mittagszug bin ich bei dir. Auf Wiedersehen, Hans!" „Auf Wiedersehen, Berta!"

Seine Kollegen empfingen ihn mit einem Freudengeheul. Sie hatten ihm einen riesigen Blumenzweig auf den Zeichentisch gestellt und einen Lorbeerzweig an die Wand geheftet und erdrückten ihn fast vor Begeisterung, daß Krafft von der neidlosen Anerkennung seiner Kollegen doch ein wenig gerührt war. Lachend erzählten sie, wie sie die vielen Anrufe und Gratulationen schon abgefertigt haben, und wie der Chef den Presseleuten einen Lobgesang über

ihn gegeben habe, und ob das wahr sei, daß er jetzt — Mitarbeiter des Chefs sei. „Ich bin nur ein solcher wie ihr alle. Anders mag ich gar nicht. Mir würde angst und bange dabei, solche Verschwörer wie euch bechefen zu müssen." Da waren sie froh, und am frohesten war Krafft selbst, der gleich in ihrem alten Kneiplokal ein kleines Festessen für den Mittag anrichten ließ zur Feier des Tages.

„Gestatte eine vertrauliche Frage!" sagte Frank zu Krafft beim Essen. „Was möchtest du wissen?" „Hm, weißt du, wie der Chef heute ins Büro kam und deinen Platz leer fand, lächelte er und meinte, du wärest wohl gestern noch nach der Gesellschaft woanders gewesen." „Stimmt auch!" „So? Er meinte nämlich, du wärest vermutlich noch bei der Gräfin Sparr geladen gewesen, und da könnte es leicht etwas spät geworden sein."

„So, so!" sagte Krafft und lehnte sich über den Tisch, daß sie die Köpfe zusammensteckten vor Erwartung. „Paßt einmal auf, ihr! Da ist irgendeine ganz große Gemeinheit gegen mich im Gang!" raunte er, daß sie erstaunt aufhorchten. „Diese Gräfin Sparr ist eine Jüdin, die Tochter vom Kupfer von der Spiegelglas." „Ah, da schau her!" wundert sich Braun, „die ist scharf auf dich?" „Scheint so! Sie hat mich schon länger beobachten lassen." „Oho! — Allerhand interessant! — Ist sie schön?" „Fabelhaft, sage ich euch, aber ein ekelhaftes Luder. Mir graut davor." „Warum denn? Weil sie eine Jüdin ist?" „Ja, deswegen allein schon. Und außerdem — ihr erster Mann hat sich erschossen." „Ah! Der reinste Roman!" „Ihr müßt aufpassen, was ihr so hört, wenn ich nicht im Büro bin. Mehr kann ich euch noch nicht sagen." „Und da ist also der Chef mit unter der Decke?" „Der denkt ja nur an ein Geschäft dabei, an Aufträge. Heute muß ich mit hin zum Kupfer." „Das hast du jetzt von deinem Preis!" nickte Franke skeptisch, und Schlegel meinte besorgt: „Wer weiß, wie das noch ausgeht!"

Nachmittags hatte Krafft mit seinem Chef und dem Generaldirektor Kupfer eine lange Unterredung über das Bauprogramm der Glaswerke. Zuletzt sagte Kupfer wohlwollend noch eigens zu Krafft: „Ihr Chef hat bereits die Pläne zum Umbau des Logengebäudes ‚Zu den drei Pal-

men' in Händen. Hier handelt es sich um einen delikaten Auftrag, den die Loge nur in vertraute Hände legen kann. Es hängt von Ihrem persönlichen Entschluß ab, ob Sie nach dem rohen Umbau auch mit dem inneren Ausbau betraut werden können oder nicht. Sprechen Sie über die näheren Bedingungen mit Ihrem Chef. Es eilt natürlich nicht."

Krafft wußte schon aus den Äußerungen des Apothekers, wohin das zielte, und hatte seine Antwort bereit: „Das Vertrauen ehrt mich sehr, ich werde mir überlegen —." „Schon gut! Machen Sie das mit Ihrem Chef ab! — Jetzt hätten wir noch den Schloßumbau zu besprechen. Dazu muß ich meine Tochter rufen. Einen Augenblick!"

Kupfer ging hinaus und kam nach einer Weile wieder: „Meine Tochter will in der Sache mit dem Schloßumbau vorläufig erst beraten werden und bittet Herrn Krafft, sich auf eine kleine Weile inzwischen zu ihr zu bemühen. Das Mädchen führt Sie!" Eine knappe Verbeugung, dann schritt Krafft mit dem Gefühl beschämter Empörung über diesen Kniff hinter dem Mädchen her und fragte: „Hat die Gräfin Besuch?" „Nein! Aber die Gräfin erwartet den Ihren. Bitte!"

Mirjam lächelte voll Freude, als Krafft auf sie zutrat mit einem Verwundern in seinen Augen über die anmutige Verwandlung dieses Wesens, das heute keine Erinnerung an die Gräfin von gestern mehr gestattete. „Die Besprechung bei meinem Vater hat sehr lange gedauert, daß ich schon ungeduldig wurde, denn ich habe doch heute Ihnen und Ihrer Kunst zu Ehren ein kleines Mahl arrangiert, ganz allein unter uns beiden."

„Das überrascht mich, Gräfin. Ich dachte, Sie wünschten meinen Rat." „Den wünsche ich auch, aber nicht in der Sache, die Sie meinen. Das Schloß müssen Sie erst einmal ansehen, ehe wir weiter darüber sprechen können. Sie müssen einmal mit mir hinfahren. Eine weite, aber sicherlich interessante Reise — bis nach Böhmen. Vielleicht sogar recht bald!" Das sagte sie mit einer besonderen Betonung und sah ihn dabei an, als läge es nur an ihm, diese Reise herbeizuführen. Sie winkte ihm, zu folgen. „Kommen Sie! Sie müssen mir diesen gutgemeinten Überfall schon ver-

zeihen, aber ich liebe so kleine intime Feste, und es kommt so ganz selten ein Anlaß dazu."

Was sollte Krafft dagegen sagen? Einfach davonlaufen, eine hastige Lüge als Entschuldigung vorbringen. Das ging doch nicht! Und wenn er auch verspürte, wie sie einen Faden nach dem anderen geschickt wie eine Spinne zum Netz um ihn spann. Er wird es ihr zerreißen müssen, galant — oder gewaltsam. Wie konnte er nur hierherkommen? Eine kleine Lüge hat ihn dazu übertölpelt, ein reizendes Lächeln seine erste Empörung geglättet, daß er aus sogenannter Höflichkeit nicht mehr zurück konnte, sondern den Schritt weiter tun mußte, den die Ritterlichkeit erforderte, Freude und Dank zu heucheln, wo man vor Hohn auflachen möchte.

Ein festlich gedeckter Tisch stand in diesem dunklen Raum wie eine leuchtende Insel des Schönen. Ein Berg köstlicher Blumen umlagerte einen schweren siebenarmigen Leuchter, der das einzige Licht über Kristall und Silber warf und ein sanftes Blinken im Flackern der Dochte darüber hinzittern ließ. Blank golden glitzerte der sechszackige Davidsstern aus der verwirrenden Pracht. Und wie er saß, konnte er durch das Gitter der sieben Kerzen über dem goldenen Stern das strahlende Gesicht der Mirjam sehen, umrankt von der Fülle der schwarzen Locken, und mußte sich gestehen, daß diese Umgebung gewiß imstande war, einen Menschen zu bezaubern.

„Nun sind Sie mit einem Male sprachlos!" lächelte sie neckend, und er gab zu: „Gräfin, Sie verwirren mich. Und das soll alles deswegen sein, weil ich ein wenig Glück im Beruf gehabt habe?" „O nein, nicht deswegen allein, es gilt vor allem Ihnen selbst." „Es bedrückt mich, weil ich es nicht entgelten kann." „Oh, vielleicht überreichlich; man kann auch in anderer Währung als der landesüblichen eine Verpflichtung abtragen — wenn Sie sich schon belastet fühlen. Was mir aber gar nicht recht ist", schmollte sie ein wenig, aber Krafft hörte doch ihre heimliche Genugtuung heraus.

Sie tafelten und scherzten dabei in jener zweideutigen Sprache, die ihren besonderen Sinn aus der Vertrautheit erhält von Dingen, die nur sie allein zu wissen glauben.

Wie ein Schatten, kaum spürbar, ging das dienende Mädchen ab und zu. Das dämmerige Dunkel rings war voll lauernder Heimlichkeiten, und als Krafft meinte: „So wie mir jetzt, muß es Tannhäuser im Venusberg zumute gewesen sein", da neigte sie nur mit offenem Lächeln ihrer schwarzen Augen den Kopf und schüttelte dann girrend lachend ihre Haare. Und er hatte doch an die Sehnsucht des Verbannten gedacht nach freier Luft und Sonne und seinesgleichen. Irgendwo hat er einmal ein Bild gesehen, ein nacktes Weib, von einer Schlange den schimmernd weißen Körper umwunden, mit Augen, die einen nicht loslassen wollten vor lockender Gewalt. Ein Bild, aus dem einen das unsagbare Grauen schaudernd anhauchte und doch eine lockende Süße ins Blut griff. „Die Sünde", hieß es. Mirjam könnte das Modell dazu gewesen sein. Und wenn sie sprach, war es wie das blitzschnelle Züngeln einer Schlange, die ihr Opfer im Bann des hypnotischen Blickes hält und dabei leise den gleitenden Körper heranschiebt. Da muß er an die Worte des Apothekers denken: Hier hilft nur ein ganz gewaltiger Ekel.

„So in Gedanken versunken?" fragte ihre schmeichelnde Stimme, daß er aufsah in ihre zwingend bittenden Augen und ein lockend verwirrendes Lächeln ihrer geöffneten Lippen erkannte.

„Mir ist eingefallen, daß ich Sie schon einmal gesehen habe." „Mich?" fragte sie und erschrak dabei, daß sie sich verfärbte. „So, Gräfin, wie Sie vor mir sind, nicht. Nur als ein Bild." „Ach, interessant!" atmete sie erleichtert auf. „Aber sagen Sie doch nicht immer Gräfin zu mir, nennen Sie mich Mirjam!" bat sie mit gewinnender Vertraulichkeit, „wir sind ja unter uns, und ich nenne Sie auch bei Ihrem Vornamen. Auf Ihr Wohl, Hans!" „Ihr Wohl!" „Was ist das für ein Bild, dem ich gleiche?" „Sie kennen es sicherlich. Es ist von Stuck und heißt ‚Die Sünde'."

Er hatte sie mit Absicht treffen wollen. Sie aber schloß die Augen für eine Sekunde stürmischer Freude, und dann schlug sie die Lider auf und ließ mit einem vielverheißenden Lächeln die Glut ihres brennendes Gesichtes zu ihm durch das Gitterwerk der sieben Kerzen hinüberstrahlen. „Die Sünde", sagte sie leise betörend nach. „Was ist Sünde?

Das Schöne im Leben? Das man begehren muß, weil das Verlangen danach schreit? Das soll dann Sünde sein? — Was sagt der Künstler dazu, der freie ungebundene Mensch?"

„Nichts ist Sünde — und doch kann alles Sünde sein. Wenn zwei dasselbe tun, ist es doch nicht dasselbe." „Und wo soll da der Unterschied liegen, das möchte ich gern wissen, Hänschen!" „Im Gewissen!" „Oh, das ist doch so verschieden, manche haben überhaupt keines, vielleicht sind das sogar die Glücklichsten." „Weil sie keine Hemmungen haben, denken Sie, Mirjam?" „Ach, Hemmungen sind doch lästig. Der wahre Mensch und Künstler wie Sie, Hans, darf keine Hemmungen haben." „Mir sind sie nicht lästig. Sagen wir besser, er darf keine Grenzen haben in der Entfaltung seiner Kräfte. Er muß zum Beispiel grenzenlos hassen oder lieben können." „Und grenzenlos sündigen?" unterbrach sie ihn mit lauernder Miene, daß er auflachte: „Ach, Mirjam, wir reden aneinander vorbei." „Nein, Sie weichen mir nur aus!" lachte sie dagegen, „als ob ich zum Fürchten wäre! Hänschen, das gefällt mir nicht."

Sie lachten zwar recht laut darüber, aber sie dachte dabei, was das ist, das ihn bewegen könnte, ihr so hartnäckig auszuweichen. Und er dachte, nun würde sie ihn endlich gehen lassen. Schon wollte er um seinen Abschied bitten, doch sie erhob sich nur, um mit bestrickender Liebenswürdigkeit zu sagen: „Mir erscheint es so schön in dieser Stunde, als hätten wir uns schon längst gekannt wie gute Freunde." Du lügst, denkt er, du mußt es doch spüren, daß ich nichts von dir wissen will. Aber sie lacht so heiter und hängt sich in seinen Arm: „Nun muß ich um die versprochene Revanche bitten." „Doch jetzt nicht, Mirjam! Ich muß ja —." „Ich habe das Spiel schon aufgestellt, keine Entschuldigung, Hänschen!"

Sie zieht und schiebt ihn mit Lachen und Scherzen vor eine breite Nische und hebt einen Vorhang zur Seite. „Hier ist meine Spielhölle!" lacht sie mit einladender Gebärde und enteilt geschwind aus dem Raum, um den Mokka bringen zu lassen.

Er setzt sich mit einem grimmig verbissenen Lachen und sieht sich in der „Spielhölle" um. Die eine Seite ist ein

großes, breites Ruhebett, über dem ein Bücherregal der ganzen Länge nach an der Wand hinführt. Und dann zuckt er zusammen, denn unter den verschiedenen Aktbildern unverkennbarer Zweckbedeutung dieses Raumes hängt eine Wiedergabe der „Sünde", von der er vorhin sprach. Es ist ihm klar, was jetzt kommen soll. Dieses Weibchen girrt nach ihm und geht mit Schmeicheln und Gewalt seinem Ziele zu. Jetzt muß er deutlich werden, ihr ins Gesicht sagen, ganz kalt, brutal, daß sie eine Hure ist, und wenn sie zehnmal eine Gräfin wäre. Und wenn das nichts hilft, wird er ihr das Entsetzen, das er vor ihrem verpesteten Leib hat, ins Gesicht schleudern. Natürlich ist es dann aus mit seiner Stellung und den vielen Plänen, die er darauf baute. Bei seinem Chef kann er dann nimmer bleiben. Aber das hätte sowieso in einigen Wochen wegen der „Drei Palmen" soweit kommen müssen. Und gestern war er noch so ahnungslos sicher vor allem.

Wo bleibt sie denn nur so lange? Er zündet eine Zigarette an und drückt sie nach den ersten Zügen wieder aus, weil er einen ekelhaft süßlichen Opiumgeschmack auf der Zunge spürt. Natürlich, das hätte er sich denken können. Das dämmerige Ampellicht könnte einen beinahe einschläfern. Deswegen knipst er noch die Leselampe an und stellt sie auf das Taburett neben dem Schachtisch. Alles atmet Reichtum, die schweren Teppiche, die silberne Ampel und die kostbaren Figuren des Spiels aus Elfenbein, die antiken, erzenen Männerakte — und da, in der dunklen Ecke beim Vorhang, steht ein gnomenhaftes grinsendes Männchen und hält mit beiden Fäusten ein Monstrum seines Phallus wie einen Baum umklammert. Ein Götterbild aus Indien, das Sinnbild naiver Völker für die Fruchtbarkeit. Hier, in diesem Raum, ist es allerdings ein anderes Sinnbild.

„Wie gefällt Ihnen der kleine Gott?" Er fährt herum wie ein ertappter Dieb, denn er hat sie nicht kommen hören. Etwas verlegen lacht er: „Es ist leider nur ein Abguß." „Aber doch ganz originell, nicht wahr", girrt sie und stellt das leise klirrende Geschirr ab. „Ich finde das Ding hier unpassend", sagt er und hätte gerne hinzugefügt „auch Ihr Kleid!" Denn sie trug jetzt ein fließendes Gewoge von

Schleiern über dem nackten Körper, daß er jede Form und Linie sah. Mirjam hantierte mit dem Geschirr, als wüßte sie gar nicht, daß sie fast nackt war, und sagte scherzend: „Dem Künstler ist doch alles rein, was er sieht. Und vor einem Künstler soll man doch nicht geizen mit dem Schönen, nicht wahr, Hänschen? Wie gefällt Ihnen denn mein neues Kleid? — So reden Sie doch!“ Krafft sah sie unverhohlen an und sagte zynisch. „Ich sehe gar kein Kleid!“ „Was denn?“ fragte sie lachend. „Ich sehe, daß es Zeit ist, mich zu verabschieden, um Ihre intime Abendstunde nicht zu stören.“

„Oh, so ein dummes Hänschen, warum auf einmal so korrekt wie ein Theologe: Teufel, ich banne dich!“ Sie lachte übermütig und bog sich nach hinten und ließ sich auf das Ruhebett fallen, wo sie sich hinkuschelte wie ein Kätzchen und Krafft mit glimmenden Augen ansah.

„Gräfin, Sie werden entschuldigen —.“ „Nein!“ fuhr sie plötzlich auf und sah ihn zornig an. Dann besann sie sich und sagte leiser: „Wollen wir nicht das Spiel beginnen?“ „Nein, Gräfin, das Spiel ist zu Ende!“ „Ich verstehe Sie nicht!“ „Doch, Sie verstehen mich!“ „Sie haben mir doch Revanche versprochen!“ wollte sie ablenken. „Unter ganz anderen Umständen, Gräfin!“ „Vergessen Sie doch diese Umstände, wenn Sie sich dadurch gestört fühlen. Ich liebe die ungezwungene Behaglichkeit und dachte mir gar nichts dabei, weil Sie mich vorhin in eine so schöne Stimmung versetzen konnten. Aber zum Trost Ihrer strafenden Augen —.“ Lachend warf sie einen langen Samtmantel um ihren Körper und sah dadurch nur noch schöner aus. „Nehmen Sie doch wieder Platz, Hans! Und lassen Sie uns von anderen Dingen sprechen! So kommen Sie doch!“

Nun setzte er sich doch entwaffnet und beschämt und nahm eine Tasse aus ihren leise zitternden Fingern. „Beginnen Sie, Gräfin!“ „Nein, diesmal greifen Sie an!“ „Ganz recht, aber diesmal ist es mir Ernst.“ „Ich weiß!“ lächelte sie schelmisch, „Sie sind ein zäher Partner, aber es ist um so interessanter, mit Ihnen zu kämpfen.“ Dann sagten sie lange nichts und setzten aufmerksam Zug um Zug.

Nach einer Weile hielt sie an und bat nachdenklich ruhig: „Ich möchte gern Ihr Urteil als Künstler hören!“ „Vor-

über?" „Ob ich eine vollendete Körperlinie habe." „Aus Eitelkeit?" „Nein, aus Wahrhaftigkeit!" „Ich habe Sie nicht daraufhin betrachtet." „Darf ich?" „Meinetwegen, Gräfin, dem Künstler ist alles rein." Da stand sie auf, ließ den Mantel zu Boden gleiten und stellte sich ins Licht, hob die Arme und bog den reizvollen Körper. „Genügt!" sagte Krafft. „Nun?" fragte sie begierig. „Sie sind schön. Ihre Körperlinie ist vollendet für Ihre Art." „Der Art der Frauen, meinen Sie?" „Nein, der Art Ihrer Rasse, Gräfin."

Da blickte sie ihn groß erstaunt an. „Meiner Rasse?" fragte sie langsam gedehnt. „Welche meinen Sie denn?" „Die Rasse Ihres Volkes — der Juden!" „Ich bin eine Deutsche! Eine jüdische Rasse gibt es nicht." Hastig, fast feindlich stieß sie es hervor, und dann wischte sie mit einer fahrigen Bewegung die Figuren vom Brett. „Dummes Spiel!" sagte sie verärgert und fügte heftig hinzu: „Es gibt auch keine deutsche Rasse!" „Nein", sagte Krafft, „aber ein deutsches Blut!" „Was ist denn Rasse nach Ihrer Meinung?" „Ein noch rätselhafter Begriff." „Und da bauen Sie Behauptungen drauf, auf Rätseln?" „Man spürt das, Gräfin. Am Geist, an der Seele, man sieht es auch äußerlich schon am Körper. Das Gesetz, das uns rätselhaft ist, das aber da ist und ganz nach seiner Bestimmung die verschiedenen Rassen baut." „Das verstehe ich nicht. Erklären Sie das, ich möchte es wissen." „Sie wissen das besser als ich, Gräfin. Ich denke, Sie könnten viel eher mir was erklären. Denn schon euere Religion ist ein verschleiertes Rassengesetz, nichts weiter."

„Nun verstehe ich Sie, Herr Krafft, Sie sind Judengegner!" Bitter enttäuscht seufzte sie auf, ließ sich auf das Ruhebett fallen und starrte vor sich hin. Er sagte: „Ich bin so geboren, aus dem andern Blut! Und Sie sind daher genau so Gegnerin meiner Rasse und meines Volkes." „Kann ich etwas dafür? Sagen Sie, kann ich etwas dafür? Oder Sie? — Sie können doch auch nichts dafür, daß Sie anders geboren sind! Was würden Sie sagen, wenn Sie als Jude geboren wären? Reden Sie doch!" „Ich würde dasselbe sagen." „Dasselbe? Sie lügen!" „Nein, Sie belügen sich, Gräfin, weil Sie es viel besser wissen als ich, schon von Kindheit an. Wir haben in unseren Religionen

leider keine Rassengesetze, obwohl wir sie von eurer Religion herleiten."

„Das ist ja alles nur Einbildung, Büchergeschwätz", redete sie vor sich hin. „Es ist doch gleich, ob man Jude oder Christ ist. Deswegen muß man sich doch nicht hassen. Was habe ich denn verbrochen, daß ich eine Jüdin sein muß? Ich kann doch nichts dafür, so wenig wie Sie." „Was kann der Löwe dafür, daß er kein Elefant geworden ist? Was kann die Tanne dafür, daß sie keine Rose werden kann? — Der Samen hat das dafür gekonnt, Mirjam! Das hat die Natur so gewollt. — Nicht lauter Löwen und Elefanten, nicht lauter Tannen oder lauter Rosen. Und nicht lauter gleiche Menschen." „Ja, aber warum verachtet ihr uns dann?" „Wir verachten euch nicht, aber wir können euch auch nicht besonders achten. Ihr seid eben anders als wir. Was uns schön und erhaben erscheint, ist euch lächerlich; was wir für gut finden, findet ihr dumm. Wären die Juden nicht in unserem Lande, würden sie unser Volk nicht mit ihrem Einfluß verderben, gewollt oder ungewollt, sie könnten uns nur höchst gleichgültig sein."

Eine peinliche Stille entstand.

Mirjam richtete sich auf, und Krafft schickte sich an zu gehen. „Es ist sehr spät geworden", sagte er, aber sie bat: „Sie dürfen noch nicht fort. Lassen Sie mich nur jetzt nicht allein, wo Sie mich verdammt haben. Ich will noch mehr wissen. Sie sind sehr offen mit mir." „Sie nicht minder, Gräfin", lächelte er und machte eine zagend deutende Geste mit der Hand zu ihr hin. Da lächelte sie wehmütig und sah an sich herunter. „Das stört Sie doch nicht, wie ich bemerken konnte." Sie schauerte ein wenig zusammen und sagte dumpf: „Mich friert schon wieder. Immer diese Kälte! Ach Hans — ich bin ein ganz unglückliches Geschöpf. Ich möchte so gerne einmal von ganzem Herzen lieben können und weiß nicht, was das ist. Vielleicht glauben Sie mir nicht einmal, daß ich alle jüdischen Männer hasse." „Doch! Sonst hätten Sie längst eine Familie um sich in Ihren Jahren." „Oh, wenn ich das könnte!" sagte sie traurig. „Sie können es noch!" meinte er gut, aber sie schüttelte den Kopf: „Das verstehen Sie nicht, und ich kann es Ihnen nicht sagen."

Er schwieg und wartete, bis sie weitersprach: „Ich habe

auch schon darüber nachgedacht und gelesen. Ich glaube, daß Sie recht haben mit den Rassen. Aber ich gehöre der einen nicht mehr an, von der ich komme, und die andere, zu der ich möchte, die lehnt mich ab. Ich bin wie ein taubes Samenkorn, ein Zwitterding aus vielerlei Blut. So ein Ding zwischen Teufel und Engel. Nichts, überhaupt nichts!

Wissen Sie, was das heißt, das Ende einer langen Linie zu sein, die aus dem Dunkel von Jahrtausenden heraufsteigt? Ringsum Leere, Nacht und tödliche Einsamkeit. Wenn man brennt — und nichts fühlt die Qual! Wenn man eisig friert, und kein freundlicher Blick kommt, um zu wärmen. Wenn man reich ist nach Millionen und doch so elend arm, weil man kein Herz hat, sondern nur eine jahrtausendealte, ausgeleierte Pumpe. Wenn man jung sein möchte und doch ein Ahasver an Jahren ist..."

Sonderbare Gedanken weckte diese monoton erzählte Verzweiflung. Ein eisiger Moderhauch wehte Krafft an, wie aus einem tiefen, uralten Kerker unter der Erde. Das ist ein Fluch von Ewigkeit her, der so sprach, aus einem Volk, das auf dieser Erde den Himmel will und dafür die Hölle hat. Da erkannte Krafft, daß dieses Schaudern vor der Finsternis es war, das sich in ihm aufgelehnt hatte, dieses Grauen vor dem Versinken nach unten, wie es ein Ertrinkender hat, wo doch alles in ihm nach oben ins Licht drängte.

„Was denken Sie denn, weil Sie so schweigsam sind?" fragte Mirjam, und er sagte: „Ich dachte, daß Sie keinen Grund hätten zu verzweifeln. Sie haben doch immerhin noch ein schönes Leben vor sich. Sie werden bald vergessen haben, was Sie vorhin sagten." „Nein! Das habe ich mir schon zu oft selber sagen müssen. Diese Stunden der Leere sind immer da, dieses Denken an das Nichts. Ich wollte, ich hätte es nicht! Was könnte ich kaufen um mein Vermögen! Das, wonach ich mich sehne und nicht einmal weiß, was es ist, kann ich mir doch nicht kaufen; so arm bin ich in Wirklichkeit. So schön ist mein Leben! Diese Wand dort ist oft meine Klagemauer. Ach, wenn ich nur einmal richtig wüßte, was Leben ist. Wenn ich es spüren könnte! Wenn ich mich einmal richtig freuen könnte!"

Mirjam schlug die Hände vor das Gesicht und schluchzte

leise. Dann horchte sie plötzlich auf und wehrte Krafft mit einer Handbewegung, zu reden — und dann flüsterte sie: „Hören Sie? — Hören Sie es nicht? Das ist mein Herz — wie es trippelt vor Angst, weil es mich sucht. — Wie es durch das Zimmer irrt, auf und ab — und findet mich nicht — ich weiß ja nicht, wie ich es rufen soll. Fange es doch! Bring es mir! Schnell! — ehe es wieder fortgeht!"

Eisige Kälte war um ihn her, er konnte nichts sagen, so schnürte ihn der Schauer des Ungreifbaren ein. Entsetzt flieht sie an ihm vorbei in die Ecke und kreischt auf, als würde sie verfolgt: „Du! Was willst du? — Weg! Laß — mich — doch! — Ich kann ja — nichts dafür. Nein, nein! Geh fort du! Du selber warst schuld — laß mich los! — du — du — dreimal gespaltener Hund!"

Ganz starr hatte sie ihre Arme abwehrend vor sich hingestreckt, die Augen schienen wie glühende Gläser leer vor sich hinzustarren und allmählich zu erlöschen. Dann sank sie langsam hintenüber wie tot. Ihr Gesicht war eingefallen wie das einer Mumie. Ein unsägliches Grauen lähmte Krafft, als wären Gespenster im Raum.

Dann hob er doch die hingesunkene Gestalt auf das Lager und deckte sie zu. Aber da sah er, daß ihre Augen schon wieder Leben zeigten, und daß sie sich bemühte, ihn anzulächeln. „Schon wieder besser?" fragte er, und sie flüsterte: „Du bist gut, Hans!" Sie nahm seine Hand und legte sie auf ihre glühende Stirne und schloß die Augen dabei. Dann richtete sie sich plötzlich auf und fragte: „Was habe ich denn vorhin gesagt?" und sah ihn ängstlich lauernd an. „Man konnte es nicht verstehen, so leise war es. Nur vom Herz habe ich sprechen hören." „Du bist gut!" flüsterte sie nochmals. „Ich werde das Mädchen holen", meinte er, aber sie hielt seinen Arm fest und schmiegte ihre heiße Wange an seine Hand: „Nein! Nicht! Laß mich nur eine Minute glücklich sein. Eine Minute nur."

Er hielt still und sagte nichts, bis sie seine Hand losließ und lächelnd flüsterte: „Jetzt geht es schon wieder. — Eine Tablette noch für mich — hier eine für den braven Hans, nimm nur, das ist gut." Er steckte das weiße Ding ein, um sie nicht aufzuregen, und da lachte sie schon wieder girrend süß: „Gute Nacht! Ich werde köstlich schlafen können." „Gute

Nacht, Gräfin!" — Da warf sie ihm launig ein Kußhändchen nach, daß er starr war vor Staunen. Sie ist doch eine glänzende Schauspielerin, dachte er, aber da schüttelte ihn vor dem dienstfertig mit wissendem Gesicht herbeieilenden Mädchen das Grauen, daß er wie von Furien gehetzt auf die Straße jagte.

Die kühle Nachtluft tut seinem heißen Kopf so gut, daß er beim Heimwärtsstürmen den Hut in der Hand trägt. Es schlägt elf Uhr. Da fällt ihm ein, daß er noch einen Sprung zum Apotheker hinmachen könnte. Ob er daheim ist? — und noch auf? Tatsächlich, er ist noch auf. „Dachte mir doch, daß Sie noch kommen", begrüßte er verständnisvoll lachend den stürmischen Krafft. „Einen Dreipalmenwein, wenn ich bitten darf?" lachte der dagegen. „Sollen Sie haben! Und eine Palme zum Rauchen!"

Dann saßen sie einander gegenüber, und Krafft erzählte, wie er überrascht wurde mit dem Mahl, und daß noch mehr vorbereitet schien. „Donnerwetter! Wie haben Sie das bestanden?" fragte der Apotheker. „Darüber spreche ich nicht gern", sagte Krafft. „Aber das sollen Sie noch erfahren, daß die Gräfin jetzt auch weiß, daß ich Judengegner bin." „Was?? — Da sind Sie natürlich 'rausgeflogen, Menschenskind!" „Nein! Erst eine Stunde hernach entließ sie mich ganz freundlich." „Und es hat nichts gegeben? Sie entschuldigen schon, daß ich so frage." „Ehrenwort! Nein! — Das nicht, was Sie denken." „Dann begreife ich nicht."

„Ich begreife jetzt manches. Mirjam liebt mich tatsächlich." „Sicherlich, so auf ihre Art gewiß." „Nein, es ist anders — mir hat sie fast leid getan. Raten Sie mir, was ich tun soll. Fortgehen?" „Hat gar keinen Zweck. Vorerst abwarten, es könnte sein, daß die Hexe diesmal eine andere Taktik gebraucht. Aber seien Sie froh, daß Sie einer bösen Geschichte entronnen sind. Das ist ja immer so, der Kranke fühlt sich gesund, aber das gesunde Blut wird vielleicht unbewußt verseucht; und diese Krankheit schreit immerzu nach gesundem Blut. Sie drängt den Befallenen mit magischer Gewalt zur Weiterverbreitung. Bis sie endet in der Paralyse, dem schönen Wahn." „Woher kommt das?" „Trinken Sie erst einen festen Schluck! Prost! Damit Sie nicht grün

werden vor Übelkeit. Ein Beispiel: Ein Rattenkönig. Das ist ein durch Inzucht zusammengewachsener Haufen Ratten mit vielen Köpfen und einem Körper, der aber nur aus ebensovielen Leibern verschlungen ist zu einem Knäuel. Das Gebilde ist scheußlich, es zieht durch seinen Leichengestank andere Ratten an sich, die frisches Blut von Zeit zu Zeit in diese Familie tragen und aufgefressen werden, wenn sie den Rattenkönig geschwängert haben. Wären diese fremden Ratten nicht, müßte das Inzuchtgebilde einmal krepieren an Altersschwäche, weil die Natur von Rechts wegen die Zeugung versagt. Die Natur will keine Rattenkönige, verstehen Sie!"

„Ekelhaft!" schüttelte sich Krafft.

„Nun passen Sie auf! Unter den Völkern der Erde gibt es solch ein ausgesprochenes Inzuchtgebilde. Das sind die Juden, bildlich gesehen, der Rattenkönig unter den Völkern. Das heiratet so lange ineinander und durcheinander nach Geld und Geschäftspolitik, bis eines Tages die Weiterpflanzung abzusterben beginnt an einem der vielen Zweige ihres Stammes. Dann wird die Natur betrogen um ihren Willen. Schnell wird ein frischer Zweig von anderem Blut aufgepfropft, und das Zeug wuchert weiter. Man kann nie recht hineinsehen, was innen vorgeht, aber man sieht dann außen, was innen vorgegangen sein muß. Drum finden Sie Gesichter aller Rassen unter den Juden: Neger, Chinesen, Araber, Romanen, Slawen, Germanen, aber alle sehen irgendwie jüdisch aus, unverkennbar jüdisch! Das Urblut vom Hauptstamm schlägt doch immer wieder durch, das Schmarotzerblut. Die Juden leben nicht nur von unserer Arbeit, sondern auch von unserem Blut. Das ist das Gesetz ihrer bisherigen Unsterblichkeit, mit dem sie die Natur betrügen. Zucht nennen sie das, aber es ist Unzucht, denn es ist kein Veredelungsprozeß, sondern ein Entartungsprozeß. Wenn die anderen Rassen alle sich weigern würden, Blut abzugeben an jüdische Weiber, oder die anderen Weiber keinen Juden mehr nähmen, dann müßte dieser Rattenkönig in absehbarer Generationsfolge einmal ausgestorben sein."

„Das ist mir zu sehr Theorie, Herr Apotheker. Wer kann das noch verfolgen, wohin das Judenblut schon durchgesickert

ist?" „Es gibt jemand, der das ganz genau weiß — die Natur. Das schlechte Blut läßt sie immer eingehen, indem sie es zeugungsunfähig macht. Oh, sie ist sehr weise, unsere Natur. Sie legt sogar in diese, zum Aussterben verurteilten Menschen den Willen zum Untergang. Wer schreit am lautesten nach der Beseitigung des Abtreibungsparagraphen? Doch nur das Gesindel, das sowieso nicht verdient, weiterzuleben. Laßt ihm doch seinen Willen, es tilgt sich nur um so rascher aus und macht Platz für die Gesunden. Das Ramschzeug, das Dirnen braucht, weil es keine richtigen Weiber bekommt. Aber das nur nebenbei.

Weil der Mensch aber immer noch schwächer ist wie die Natur, so kann er doch nicht hindern, wenn sie sich an dem schändlichen Betrug um ihren ewigen Willen rächt. Sie zersetzt das Blut mit Krankheiten und rottet dadurch aus, was ihren Plan der Schöpfung umgehen will, so gut, als sie jede Unterstützung ihres Lebenswillens mit doppelter und dreifacher Frucht segnet. Diese Blutkrankheit wütet seit je unter den Juden, solange man von ihnen weiß, so daß sie sogar die Beschneidung als religiösen Kultakt, also zwangsweise einführen mußten. Und sie kennen diese Krankheit so gut, daß sie jeden Befallenen sofort als tabu erklären und von der jüdischen Gemeinschaft abbinden, wie man ein krankes Glied abbindet. Dazu gehört auch die Gräfin, die von ihrem Vater die Krankheit geerbt haben muß. Ihre Mutter war eine gesunde Deutschböhmin, von der kann sie also die Krankheit nicht haben. Vielleicht geht Ihnen jetzt ein Licht auf, warum der Graf Sparr sich erschossen hat."

„Das ist ja entsetzlich!" stöhnte Krafft und spürte, wie ihn beim Nachdenken über Mirjam heiß und kalt das Entsetzen überlief. Und dazu kochte in ihm eine ohnmächtige Wut über den ehrengeachteten und dabei so kaltschnauzig verbrecherischen Kupfer, den er glatt niederschießen könnte. Aber kein Mensch würde es verstehen, weil alle nur die hochanständige Fassade des gewaltig reichen Generaldirektors sehen.

„Ja, lieber Krafft, das ist etwas viel zum Aufeinmalschlucken. Trinken Sie! Sie werden sonst doch noch ganz grün vor Ekel — Prost!" „Prost! — Aber sagen Sie mir, woher wissen Sie das alles so gut?" „Woher? — Aus der

bitteren Erfahrung, junger Mann. Aus der Erkenntnis der entsetzlichen Tatsache an mir selbst.“ Er senkte traurig den Kopf vor den erschrocken aufgerissenen Augen des Jungen und sprach leise weiter: „Keine Angst! Ich stecke Sie nicht an. Ich bin sozusagen ausgeheilt und müßte ein schlechter Apotheker sein, wenn ich mir nicht zu helfen wüßte. Mich hat es das Glück meines Lebens gekostet, daß ich einmal in die Arme dieser Hexe gesunken bin. Meine Verlobte hat Gift aus meiner Apotheke genommen, drei Wochen vor der Hochzeit, als wir nur noch feststellen konnten, daß wir ruiniert sind fürs Leben.

Ja, Herr Krafft, dann habe ich mir auch eine kleine Messerspitze voll oder ein paar Tropfen geben wollen. Aber da hat mich, wie den guten Doktor Faust am Ostermorgen, eine innere Stimme davor behütet. Hier bleiben! Du bist ein Mann, du weichst der Gefahr nicht aus! — sagte ich mir. Vielleicht kannst du andere Menschen vor dem Unheil bewahren, vielleicht auch ein Mittel zur Heilung finden — und ich habe eines gefunden und bin sogar etwas wohlhabend davon geworden.“

„Das ist groß von Ihnen, Apotheker! Ich muß Sie um Verzeihung bitten, daß ich Ihnen anfangs mißtraut habe. Warum geben Sie Ihr Mittel nicht auch der Mirjam?“ „Weil es ihr doch nicht hilft. Es hilft nur unserer Art von Blut. Die Gräfin schluckt ein anderes Gift — und stirbt langsam daran.“ „Ein Gift?“ „Ja, Arsen! — Drum blüht sie so!“ „Aber manchmal ist sie alt! Uralt! Ich habe es heute gesehen.“ „Hatte sie einen Zusammenbruch?“

Da erzählte Krafft ohne Scheu von dem merkwürdigen Anfall und den grausigen seltsamen Worten, während der Apotheker mit den Fingern auf der Tischplatte trommelte. Als Krafft aufhörte und die schon vergessen gewesene Tablette aus der Tasche fischte, sagte der Apotheker nachdenklich: „Dann dauert es nicht mehr so lange, wie ich dachte. Wo sie nur das viele Arsen herbekommt? Arsen ist es, mein lieber Krafft, was Sie für Liebe halten.“

Ungläubig starrte Hans den Apotheker an, der, die Tablette in seiner Hand wiegend, tief nachdachte und dann fragte: „Mirjam hat sie Ihnen beim Weggehen gegeben? Was hat sie dabei gesagt?“ „Sie sagte: ‚Eine für mich —

eine für den Hans', sonst nichts. Ich habe ihr zu Gefallen nicht nein gesagt und die Tablette genommen." „Fehlte nur noch, daß Sie der Hexe zu Gefallen das Gift da geschluckt hätten", lachte der Apotheker gräßlich auf mit wütend verzerrtem Gesicht und ließ die Faust schwer auf den Tisch fallen. „Mensch, Krafft! Sie haben schon einen hervorragend guten Schutzengel zur Seite. Den einen macht es rot — den andern macht es tot. Mirjam strahlt für vierundzwanzig Stunden in sonnigster Laune und ist wieder gierig mannshungrig — aber Sie —." „Das kann ich nicht glauben", wehrte sich Hans gegen diese gräßliche Vorstellung. „Mir schien heute vielmehr, als hielte sie sich verzweifelt die eigene Grabrede." „So eine Schauspielerin! Ja, das kann sie ganz unerreicht", sagte verächtlich der Apotheker, aber Hans behauptete: „Habe ich zuerst auch gedacht, aber die Grabrede war echt, das spürt man doch." „Vielleicht deswegen! Zuzutrauen ist ihr schließlich alles in der Wut der Enttäuschung. Aber trinken Sie, Sie werden schon wieder grün!"

Erst eine Weile danach sagte der Apotheker: „Da ist wahrscheinlich der gute Tropfen Blut von ihrer Mutter her für einige Minuten aufgebraust. Aber was nützt das? Den Baum, der giftige Früchte trägt, muß man umhauen und ins Feuer werfen. Hier darf es kein Mitleid geben. Mitleid ist hier Schwäche." Er freute sich, daß Krafft beistimmend ernst nickte, und erhob sich: „Sehen Sie hinaus in unser Volk, da sind Millionen, die Ihr Mitleid brauchen und Ihre Hilfe. Millionen Gesunde, Krafft, die sonst noch umkommen. Unser Blut! Nicht das fremde, das schmarotzende. Und wenn es die leibhaftige Venus selber wäre! — Unsere Götter sehen anders aus. Da zittert die Erde, wenn sie einmal wieder drauftreten."

„Und da blüht und reift es, wo ihre Hand die Erde und das Volk segnet", konnte Hans nun wieder freudig begeistert mitreden. „Trinken wir noch einen, lieber Krafft!" „Nur zu! Aber unter drei Palmen dürfen Sie nicht mehr so sprechen, sonst könnte es sein, daß Sie umfallen und den unvorsichtigen guten Kerl erschlagen." „Sie sind ja schon wieder obenauf, wenn Sie mir so vernünftige Lehren geben können. Aber Sie können ja schweigen, Prost!"

„Wie der Alte Fritz! Prost!" „Sehen Sie, der war auch Freimaurer!" „Der Alte Fritz?" „Jawohl, mein Lieber! Der hat auch lieber die Karten von innen als von außen angeguckt, wenn schon das Spiel nicht verboten war. Damals war es noch ein ästhetisch freigeistiger Fimmel, eine Zeitkrankheit der Intellektuellen, aber jetzt ist die Maurerei absolut tödlich für die Völker. Oder brauchen Sie noch Beweise?" „Danke, ich habe genug, mehr als genug." „Ich werde Ihnen noch allerhand zu erzählen haben. Ich schreibe sogar darüber." „Donnerwetter, das ist aber gefährlich für Sie." „Ach was, lassen wir das Thema. Ein anderes Mal. Jetzt muß ich erst mal einen Bericht über Sie machen: Oberflächlich, keine Gedankentiefe, ein einseitiger Berufsnarr, rasch vergehende Konjunkturblüte — unzuverlässig, geschwätzig, politisch schwankend zwischen Nihilist und Monarchist, heimlicher Säufer, dabei stockkatholisch." „Genügt! Genügt längst für einen wunderbaren Leumund." — „So werden Sie Ihrer Lebtag kein Freimaurer werden können. — Prost!" „Oh, welche Schande — Prost!" Da lachten sie wie ein paar alte Landsknechte.

„Sie kommen doch wieder einmal vorbei zu einem Drink." „Gerne!" „Und was ich noch sagen wollte, wenn ihr einmal ein paar Mark brauchen könnt für Flugblätter usw., ich bin nicht schwerhörig. Sie müssen dann halt für mich als edler Spender auftreten." „Wollen Sie nicht gleich anfangen?" „Das nächstemal! Damit Sie wiederkommen. Übrigens, haben Sie schon von diesem Hitler in München gehört?" „Freilich, meine Braut hält mich auf dem laufenden, sie wohnt ja in München." „Was ich so erfahre und vertraulich zu lesen bekomme — ich habe da einen besonderen Auftrag, die gegnerischen Angriffe sorgfältig zu sammeln — das klingt mir sehr handfest. Vor diesem Hitler, da seid ihr hier in dieser Stadt armselige, dumme Stümper. Ihr müßt heraus aus euerem muffigen Saftladen und euch München anschließen. So kommt ihr doch ewig nicht weiter." „Wenn ich Sie nicht so gut kennengelernt hätte, müßte ich jetzt gerade das Gegenteil tun." „Auch das Gegenteil kann zum Ziele führen." „Wissen Sie,

seit Verdun und der Somme und Flandern glaube ich nicht mehr an die Macht der menschlichen kleinen Geister — und wenn sie noch so gut organisiert sind. Es langt höchstens zur gemeinsamen Lumperei. Einzelne wenige sind es, die die Geschicke der Völker beeinflussen, bestimmt ist aber alles schon von uns. Spinnen Sie das nur weiter, was wir vorhin besprachen, von der Natur und ihren Gesetzen. Wer diese Bestimmung ahnt oder klar erkannt hat, der hat unbesiegbare Kräfte hinter sich, gegen die Tod und Teufel nichts ausrichten. Der Hitler, glaube ich, ist so einer."

„Wenn das jemand hören würde..."

„Ach was! Kriegführen ist Politik mit anderen Mitteln, sagte Bismarck — ich drehe es um und sage: Politik ist Krieg mit anderen Waffen. Und beide Male kommt es im entscheidenden Augenblick auf den Mann an, nicht auf die Masse. Das wissen Sie selber als Soldat. Die Massenherden, die aufmarschieren, sind nur Zahl, aber keine Kraft. Wo sie heute ‚hoch' schreien, brüllen sie übermorgen ebenso eifrig ‚nieder!' — wenn es ihnen vorgesagt wird."

„Sie haben eine sehr schlechte Meinung vom Volk."

„Ja, wenn es ein Volk wäre! Das wird noch ein langer Prozeß, bis die Deutschen so weit kommen. Aber angefangen muß einmal werden. Was heute so wichtig oder gefährlich ist, Freimaurer, Juden, Kirche, Nationalismus und Sozialismus, alles sind nur Zeitfragen — das ewige Ganze müßt ihr sehen ..."

„Deutschland!"

„Ja, was rede ich da lange, Sie wissen es ja selber schon besser als ich. — Auf Wiedersehen!"

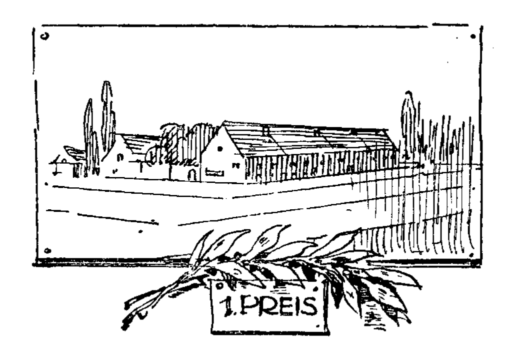
„Ich möchte Ihnen aber noch danken für ..."

„Unsinn! Zu danken hätte ich, schauen Sie nicht so verwundert — es ist so! Gute Nacht, Krafft!"

Noch lange Stunden, bis in den grauenden neuen Tag hinein brannte die Lampe beim Apotheker. Das Buch von Paracelsus hielt ihn so gefangen, daß er die Zeit und die Nacht vergaß. Denn heute konnte er zum erstenmal mit

gläubig-frommem Herzen lesen, was er sonst mit kritischem Mißtrauen studiert hatte:

„... derenthalben die Zeremonien nit sollen gebraucht werden, wie solche der Jud' Salomon beschrieben hat in seinem Buch, welches die Schwarzkünstler den salomonischen Schlüssel nennen. Denn Gott hat uns ein anderes dafür gegeben, das ist der Glaube!"





Die Freiheit vom Gemeinen

Wie schnell doch das Düstere ins Vergessen versinkt, wenn nur ein wenig Sonne im Leben lacht. Nun geht es schon ins zweite Jahr, seit sie sich das erstemal sahen, und es ist erst ihr zweites Wiedersehen in dieser langen Zeit. Doch wie sie am Bahnhof einander die Hand reichen und voll stummer, inniger Freude einander in die Augen schauen, ist ihnen, als wären sie gestern erst auseinander gegangen.

„Du bist noch schöner geworden", sagt er ganz glücklich und fühlt, wie ihm ein schwerer Stein der Sorge vom Herzen weicht, weil die Nächte böser Bedrängnisse endgültig hinter ihm liegen.

„Und du hast so was wie einen Heiligenschein, ganz verklärt bist du!" muß Berta gestehen und denkt sich, nur schnell fort von diesen vielen Menschen hier, daß ich ihn küssen und immer wieder küssen kann. Sie sieht ja den Hunger darnach in seinen Augen und zwickt ihn vor kribbelnder Freude in den Arm, wie er die Koffer einem Dienstmann zur Besorgung überläßt und zu ihr sagt: „Wir gehen ganz langsam heimzu, die erste Stunde soll ganz allein uns gehören."

Dann weiß er Wege, die im Gewinkel der Altstadt fast menscheneinsam sind, wo sonnige, kleine Gärten grünen und Kletterrosen zwischen altem Gemäuer blühen, und wo

noch die raunende Stille verschlafener Zeiten in Sonne und Schatten liegt. Und hier hält er sein Glück in den Armen, und es hält still und läßt sich küssen und lacht ihn leise an, wenn er kosende Worte stammelt wie ein kleiner Bub, der noch nicht recht reden kann.

Immer freier wird es um ihn, seine bang gewesene Seele breitet wieder die Schwingen im Licht. Er ist wieder in seiner eigenen Welt, daß ihn ein toller Übermut packt, wie er in einem Garten einen Stock erblühter Rosen sieht. Die hat er natürlich wieder vergessen zum Empfang. „Einen Augenblick, Berta!" sagt er und ist mit einem Satz über den niederen Zaun gesprungen und knickt die schönste vom Ast. „He! Was fällt Ihnen denn ein?" hört er da von einem Fenster herab, lacht aber wie ein Gassenbengel hinauf: „Entschuldigen Sie, die brauche ich für meine Braut." „Dann kaufen Sie sich eine!" „Gestohlene Rosen und Küsse schmecken besser als gekaufte." Und sein frohes Lachen steckte das wütende Gesicht an, daß es launig herunterrief: „Na, wenn Sie sonst nichts stehlen! Ist das die Braut dort draußen?" „Jawohl!" „Dann nehmen Sie noch ein paar Rosen mit!" „Danke schön! Auf Wiedersehen!" „Das gerade nicht!" lachte es hinter ihm drein, als er Berta einholte. Sie sagte zwar: „So was macht man doch nicht, du Räuber!" steckte aber doch ihr glühendes Gesicht in die gestohlene Pracht und küßte ihn demonstrativ vor dem lachenden Gesicht im Fenster, das ihnen noch immer nachschaute, bis sie um eine Ecke verschwanden.

Der alte Krafft lauerte schon über eine Stunde hinter dem Fenster, bis sie endlich daherkamen. Dann holte er die Mutter: „Schnell, da kommt sie!" Und dann stieß er sie mit dem Ellbogen an: „Das ist ja ein Prachtmädel, der Gang, die Haltung! So habe ich sie mir schon immer vorgestellt." „Na, na, wer hat denn dann immer so räsoniert?" „Ich doch nicht!" „Dann muß es schon ich gewesen sein." Und die Mutter war doch froh, daß er es gar nicht mehr wissen wollte.

Da wurde schon die Türe aufgerissen, und der lachende Junge schob das befangene Mädel über die Schwelle: „Da ist sie!" Zuerst ging die Mutter auf sie zu: „Das ist recht, daß du gekommen bist, Berta. Er hat mir ja schon so viel

erzählt von dir, daß wir dich schon lange kennen. Deinen Augen nach mußt du ein gutes Mädel sein." „Jetzt hast du ein Kind mehr, Mutter — und — ich hab' ihn ja so gern!" flüsterte ganz leise Berta der Mutter ins Ohr. Und etwas lauter sagte sie dann: „Deine Uhr ist mir ans Herz gewachsen, und ich muß immer an euch denken, wenn sie spielt: Ting, ting — tang — ting, tang!" Da lachten sie alle über das ganze Gesicht, als sie die altvertraute Melodie hörten. Und lachend gab sie dem Vater die Hände, daß er endlich auch „Grüß dich Gott — Berta!" sagen konnte. „Weißt, wenn er dir einmal zu grantig wird, dann kommst zu mir, ich helf' ihm dann schon." „Ja, Vater, du mußt ihn wieder einmal übers Knie legen, beim hellichten Tag stiehlt er Rosen." Sie erzählte die Geschichte und teilte unterm Lachen die gestohlenen Rosen aus: „Eine der Mutter, eine dem Vater — und eine mir!"

Solch ein Leben war schon seit Jahren nicht mehr in diesem Haus gewesen. Soviel Freude hatte Berta in diese Wände hineingetragen, daß es fast seltsam berührte, als sie zur Tante übersiedelte; denn das schickt sich nicht, daß Braut und Bräutigam vor der Hochzeit unter einem Dach schlafen, hatte Bertas besorgte Mutter gemeint. Die Alten saßen noch still beisammen, und der Vater las die Zeitung, zu deren Lektüre er heute noch gar nicht gekommen war. Mit einem Male fährt es ihm heraus: „Ja, was ist denn das? Horch einmal, Mutter, was da steht über die Preisträger beim Wettbewerb: ... Wie der Redaktion bekannt ist, steht mit dem Träger des ersten Preises noch eine große Überraschung von gesellschaftlicher Bedeutung für unsere Stadt bevor. Schon in den nächsten Tagen werden wir unsere Leser durch die Verlobung des jungen Künstlers mit der Tochter eines der größten Handelshäuser der Stadt überraschen können. Kunst und Reichtum in seltener Vereinigung! Unseren Glückwunsch wollen wir dem jungen Paare schon heute zu Füßen legen." — „Jetzt, da legst dich nieder!"

Die Alten starrten sich erschrocken an, und dann sagte die Mutter: „Das ist doch alles nicht wahr! Unser Hans ist doch nicht so — so falsch, daß er uns das antun könnte." „Aber da steckt doch was dahinter, das können sie doch nicht

so mir nichts dir nichts aus der Luft greifen. Was hat der Lausbub da wieder angefangen? Aber dem werd' ich kommen, wart' nur!"

Sie mußten lange warten, bis er heimkam und wie ein Todkranker zur Tür hereinschlich, ein zerknittertes Zeitungsblatt aus der Tasche zog und fragte: „Habt ihr die Zeitung schon gelesen, was da über mich —?" „Ja! Was sagst du dazu?" herrschte ihn der Alte an. „Ich? Daß ich dem Saujuden die Gurgel abdrücke, der das geschrieben hat, der Lügenbeutel, der —." „Ich will wissen, was dran wahr ist! Kennst du das Weibsbild, die Handelstochter da?" „Die kenne ich schon, aber erst seit ein paar Tagen, bei meinem Chef habe ich sie kennengelernt, und da habe ich mit ihr Schach gespielt." „So! Und was hast noch gespielt? Antwort! Wo warst du die letzten zwei Nächte so lang bis um viere in der Früh? Antwort!" „Bei der Jüdin nicht, das kannst mir schon glauben." „So, eine Jüdin ist sie auch noch! Du bist mir ein sauberer Antisemit! Pfui Deixel!" „Sei nicht so grob mit dem Buben", mischte sich die Mutter ein, „ich glaube nicht, daß er etwas Unrechtes getan hat."

Da stieß es Krafft im Innern vor soviel Liebe und Zutrauen, daß er seinen müden Kopf auf den Arm der Mutter am Tisch legte und schluchzen mußte. Und sie streichelte seine Haare und flüsterte: „Es wird schon wieder gut! — Und die Berta glaubt das auch nicht — gelt! Weiß sie es denn schon?" „Nein, Mutter! Erst beim Weggehen hat mir die Tante das Blatt heimlich zugesteckt." „So! Dann werde ich morgen der erste sein, der ihr's sagt", grollte der Vater, aber die Mutter drohte energisch: „Das geht dich nichts an, Vater! Das müssen die zwei allein mit sich ausmachen. Gelt, sagst es ihr, Hans!"

Er nickte und ging dann in seine Stube, wo er lange am offenen Fenster stand. Die Sterne funkelten so freundlich wie immer, und er sah sie nicht, weil ihm die Augen brannten vor Weh. Ob sie es glauben wird, wenn er ihr alles sagt? Wenn er ihr sagen muß, daß er einen langen Abend bei der Mirjam war, und daß er wieder so sauber von ihr ging, wie er hingekommen ist. Es wird ihr sicherlich wehtun, deswegen hätte er es gern verschwiegen, aber nun muß er heraus mit der Farbe.

Halt! Da ist einer, der ihm helfen wird. Der Apotheker. Zu ihm wird er sie morgen hinführen. Ach, nun ist ihm gleich wieder wohler. Und so kann er getrost schlafen gehen und sich schon wieder freuen, weil sie ja gesagt hat, sie will von ihm träumen, daß er bei ihr wäre...

In der Sonntagsfrühe ruft er den Apotheker an, der eben bei diesem lockenden Wetter ausfliegen wollte. „Haben Sie nicht Lust, nehmen Sie Ihre Braut doch mit ins Freie, da läßt sich doch leichter ein Herz ausschütten", schlägt der Apotheker vor, und Krafft stimmt mit Freuden zu und hört dann noch, wie der Apotheker sagt: „Wissen Sie schon das Neueste? Mirjam ist gestern in ein Sanatorium gebracht worden. Nervenzusammenbruch! Wahrscheinlich zuviel Arsen. Kommen Sie also in einer Stunde, Bahnsteig drei!"

Berta freut sich sogar darüber, mit ihm ins Freie zu gehen, sie ist aber befremdet, daß jemand Dritter dabei sein soll. Nun muß er beichten und ihr die Zeitung zeigen. Sie wird blaß und rot und wieder blaß und sieht ihn ganz groß an: „Wie kann man nur so lügen!" und zerreißt das Blatt. Er ist ganz bleich geworden vor innerer Freude, nur seine Augen leuchten, und fast keuchend stammelt er: „Berta, das vergess' ich dir nie!" Ganz langsam geht er auf sie zu, hebt zart und scheu ihren Kopf empor und schaut ihr mit brennendem Blick in die Augen. Ganz leise sagt er: „Standhaft — und — treu! Das war ich — deinetwegen — Berta!" Und sie sagt: „Du kannst ja gar nicht anders, Hans!" Er nimmt ihre Hände und deckt sie auf seine brennenden Augen: „Ich bin ja so froh, daß du mir glaubst!" Aber sie muß doch seine Hand an ihr pochendes Herz drücken. „Ach, nun ist es schon vorbei!" sagt sie dann.

„Hier ist es für uns zu eng, Berta, komm — ich freue mich schon so." „Deine Preisarbeit, wann sehe ich die?" „Morgen!" „Ich muß doch heute zurück!" „Nichts da, ich habe schon um einen Tag Verlängerung telegraphiert." „So hintergehst du mich?" „Ja, so schon!" lachte er. Beim Gehen wirft er seiner Tante eine Kußhand zu, die lächelnd versteht, warum. Sie wird gleich nach der Kirche seine Eltern besuchen, die müssen doch auch wissen, wie gut es geendet hat.

Der Apotheker ist wirklich ein patenter Kerl, muß sich

Krafft denken, als sie im Zug sitzen und von der schönen Gegend reden. Wie die Kaiser noch in den Wäldern jagten neben den kitzlig schweren Reichstagen, wie die Raubritter über die Pfeffersäcke herfielen, die Schweden und der Wallensteiner durch das Land zogen und die Dörfer brannten bis auf den Grund. So fing er an, und so kam er ganz allmählich auf die heutigen Zeiten, auf Handel und Wandel, auf Not und schlimmen Betrug, und wußte viel davon, wie arg es die Juden schon früher trieben und heute noch die Plage der Stadt und des ganzen Volkes sind. Wie sie die Weiber verführten und die Männer verdarben, und wie das heute ganz schlimm sei, denn heute erpressen sie die Menschen mit ihrer Macht des Geldes und dem Zwang ihrer Verbindungen. Kommt einer hoch, ein Christ, ein Deutscher, dann fangen sie ihn ein mit List und Gewalt in die Logen und ihre verdorbene Gesellschaft, und dann kann er sehen, wie er wieder herauskommt, wenn er nicht Krafft heißt und sich einfach nicht niederzwingen läßt in ihren Sumpf und Dreck. So erfährt Berta alles, was sie wissen muß, daß kein Stäubchen Verdacht in ihr zurückbleiben kann. Wie froh sie das macht, wie sie ihn anschaut voll Güte und Freude, daß er so ist.

Dann sind sie angekommen, wohin sie wollten, und der Tag ist so schön geworden mit einem Male, als sie über die blühenden Wiesen gehen. Die Bauern kommen von der Kirche und sagen alle: „Grüß Gott!“ wie alte Bekannte. Eine Mühle hat ihr ewig unruhiges Rad am Wasser heute stillgehalten, weil heiliger Sonntag ist. Der kristallklare Bach läuft eisfrisch vom Wald her durch die Auen, und die Forellen schießen wie gleißende Blitze im Sonnenlicht hin und her. Das ist des Apothekers Sonntagsrevier. Hier wird er bleiben den lieben langen Tag und die Angel ins Wasser hängen, so nebenbei ein Buch lesen, wie Paracelsus über die Menschen, Gott und die Welt gedacht, und ab und zu in die durchsichtige Tiefe des Himmels schauen und darüber nachdenken, wie wahr er alles sah. Mittags will er im Wirtshaus bei der Kirche unter der breiten Linde auf sie warten zu einer kleinen Unterhaltung. „Sie haben mir eine rechte Sonntagsfreude gemacht, Herr Apotheker, ich danke Ihnen von Herzen!“ sagte Berta, als sie ihm die Hand

gibt, und das geht ihm so ans Gemüt, daß er nur nicken kann.

Und dann sagt er sich: „Schau, schau, was ich morscher Knochenhaufen noch fertig bringe!“ wie er sie durch die Wiesen lachen hört. Er sitzt schon eine Weile in sein Buch vertieft, da hört er sie singen mit jubelndem Herzen, ganz droben am Hang des Berges. Er kann sie sehen, ihr weißes Kleid leuchtet weithin, und Krafft steht neben ihr vor dem blauen Himmel, sie winken herab zu ihm. Da muß er mitsummen, nachdem er umgesehen hat, daß niemand kommt: „— und so weit ist mein Herz — und so klar wie der Tag — wie die Lüfte durchjubelt vom Lerchenschlag . . .“

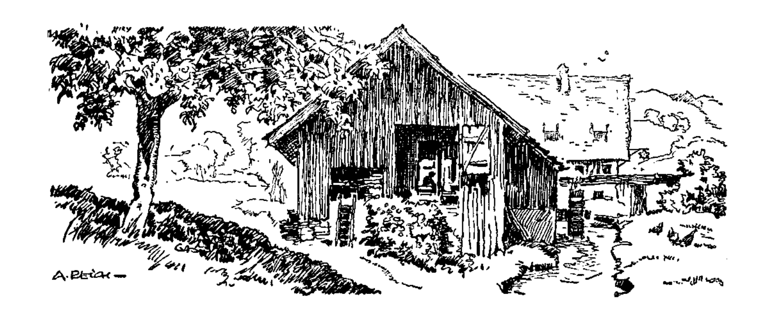
Am Abend ist es daheim so heiter und schön, als hätte es nie ein Gewitter gegeben, gestern, vor einer Ewigkeit. Nur die Tante scheint nicht zufrieden, als sie knapp vor Mitternacht einpassieren, weil sie fragt: „Seid ihr schon da? Wißt ihr, so früh bin ich zu meiner Zeit nicht heimgegangen.“

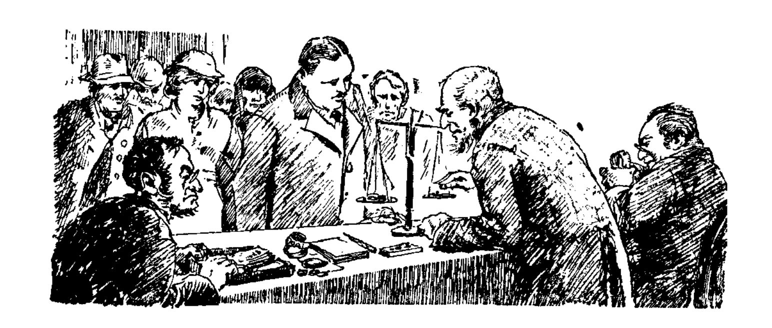
Krafft fehlte am Montag ohne Entschuldigung im Büro. Er war mit Berta in der Ausstellung und freute sich an ihrer Freude. „Wenn wir nur auch so ein kleines Häuschen haben könnten mit einem Garten davor!“ „Für die Kinder zum Spielen, die wir noch nicht haben“, sagte er, daß sie drohend den Finger hob: „Du! Sieh erst zu, daß du was wirst. Das hier ist noch zu wenig.“ „Warte nur ab!“ meinte er stolz. „Aber aus diesem Büro muß ich 'raus, aus dieser Synagogenluft!“ „Ja, da mußt du 'raus, sonst kommt dir bald eine zweite Esther in den Weg!“

Er hatte sich schon durch den Kopf gehen lassen, was er tun will. Selber ein Büro aufmachen. Soviel, als er in der Stellung verdient, hat er da auch und ist sein eigener Herr. Jetzt nach dem ersten Erfolg tut er sich nicht mehr so schwer. Berta hält es auch für richtiger. „Wir müssen doch auch einmal heiraten“, lacht er, „hat man ein süßes Mädel, dann möcht' man's auch anbeißen!“ „Du, untersteh dich!“ lacht sie, aber es war mehr Verheißung als Abwehr! So neckten sie sich den ganzen Tag und merkten kaum, wie er kürzer und kürzer wurde beim Schauen der schönen Stadt und beim Schauen in ihre Augen. Und als er sie zum Abschied das letztemal in

seiner Stube küßte, raunte er in ihr Ohr: „Du, ich komme bald und hole dich!“ Und sie küßte ihn lange und drängte verlangend ihren köstlichen Leib an ihn. Aber dann wagte sie fast nicht mehr ihn anzusehen, weil sie sich schämte. Er dagegen pfiff heimzu wie ein Schusterbub, daß manchmal die Leute umsahen, wie man sich so vergessen kann.

„Jetzt wird ein ganz dicker Strich gemacht, jawohl! Ganz dick!“ Er machte den Strich gleich vor sich in der Luft mit den Fingern, just, als er an der grauen Straße vorüberkam; da fiel ihm ein, wie schon am Anfang, als er sich entschlossen hatte, hier hineinzugehen, sich in seinem Innern ein Grauen dagegen erhoben hat, das ihn nicht mehr losgelassen hatte die ganze Zeit her. Aber jetzt ist es endlich weg, hinter dem Strich, den er gleich noch einmal wiederholt und plötzlich lachen muß, denn er kommt sich vor wie einer, der hinter dem geflohenen Teufel ein Kreuz schlägt.





Gold

„Kaufe Gold in Münzen und Schmuck zu höchsten Tagespreisen! Fragen Sie zuerst bei Bernstein, ehe Sie woanders verkaufen. Bernstein zahlt immer höher als die Konkurrenz.“

Dasselbe behauptete der Löwenthal, der Lamm, der Chaim Bär und der Isaak Bär, der Felsenstein, der Silbermann und der Veilchenblüth. Ganze Inseratenseiten voll Anzeigen stehen täglich in der Zeitung. „Wer kauft Gold?“ Wer soll es schon kaufen? Der Warschauer, der Lemberger, der Krakauer, der Orlianowski, der Nadolski, der Kosjewski, der Katzenellenbogen, der Baumgeknarr, der Karfunkel, der Abendrot, der Schweißperl und der Apfelgrün, natürlich auch der Moses, der Mauscheles und der Bauchwasser.

Ganz vornehm zurückhaltend wagt auch die Innung der Goldschmiede und Juweliere darauf hinzuweisen, daß sie beim Verkauf von Edelmetallen an ihre Mitglieder erinnere, bei denen nach Innungsvorschrift keine Übervorteilung der Anbieter zu befürchten sei. Für 10 Goldmark zahle sie zweihundert Mark.

Aber was nützt das? Salomon läßt ankündigen: Zahle für ein Zehnmarkstück 230 Mark. Einen Tag später 245, dann 265 — zuletzt 300 Mark. Kein Mensch verkauft. Ab-

warten! Das geht noch bis 400 oder 500. Nur die Nerven nicht verlieren!

Da erscheinen einige Tage lang keine Anzeigen mehr in den Zeitungen. Endlich kommt wieder Salomon: „Zahle heute noch 210 Mark." Um Gottes willen, der Preis sinkt!

Das Angebot wird zu stark sein. Schnell fort damit zu Salomon. Aber beim Salomon hängt ein Schild im Schaufenster: „Goldangebote bis auf weiteres zwecklos!" Wer kauft Gold? Gold! Wer kauft, wer bietet?

Bernstein kauft noch, Löwenthal und Lamm auch, zu 190. — Der Warschauer und der Lemberger, der Nadolski und der Karfunkel zu 185. — Schlangen stehen vor den Läden. Apfelgrün und Moses nehmen alle halben Stunden die Tafel mit dem Preis aus dem Schaufenster und revidieren — 180 — 178 — 175.

Bauchwasser ist der einzige reelle Kaufmann, der zahlt heute noch 180 den ganzen Tag, erst morgen, sagt er, macht er den neuen Preis zu wahrscheinlich 170, wenn nicht weniger. Kommt ganz auf die Börse an.

Also meinetwegen zu 180. Bauchwasser nimmt es wirklich noch. Seit drei Tagen 120 Verlust, bei 100 Goldmark = 1200 Mark. So hat man sich verspekuliert, weil man erst nicht genug bekam. Es ist zum Haarausreißen!

Zwei Tage hernach schreibt die Juwelierinnung aus, sie zahle den Preis von 280 Mark. Jetzt schreiben sie das, jetzt, wo alle schon verkauft haben aus Angst. Wer hat auch die Nerven noch, wenigstens ist man nicht allein hereingefallen. Und wie zum Hohn schreibt Salomon schon 320 aus. Jetzt kommt er, der dumme Salomon! Wie das Gold billig war, hat er sich nicht kaufen trauen. Da sieht man wieder, was an dem Geschrei der Antisemiten von der Börsengaunerei der Juden wirklich dran ist. Sie wissen auch nicht mehr als die anderen, der Salomon ist auch hereingefallen.

Aber das versteckte Gold ist bereits aufgesogen, es tröpfelt nur noch ganz langsam herein. Salomon beschließt daher, seine zwanzig Goldkauffilialen unter den Firmen Bernstein, Bär, Silbermann, Karfunkel, Veilchenblüth, Lemberger, Krakauer — und so weiter wegen schlechten Geschäftsgangs aufzulösen. Er entläßt seine Genossen, die vor

wenigen Wochen nach der sinnreichen Prophezeiung „ex oriente lux“ — aus dem Osten kommt das Licht — über die deutsche Grenze gekommen sind, um ihre kaufmännischen Genies zu erproben. Sie fallen nun nicht mehr der „Ostjudenhilfe“ des Zentralvereins der deutschen Staatsbürger jüdischen Glaubens zur Last. Sie haben sich beim Tietz eine Brieftasche gekauft, die jetzt von der Gewinnbeteiligung mächtig angeschwollen ist. Der Anfang ist gemacht, der Tip mit dem Gold war ausgezeichnet, und mit Jahwes Hilfe wird es schon weitergehen.

Hat das nicht der Erzberger fein gemacht? Is a Mann für ünsre Lait! Er sagt, die Reichsbank braucht Gold. Aber was kann sagen a Revolutionsregierung — wie der Kaiser: — Tragt euer Gold zur Reichsbank! Ja, woher! Kitzeln muß man's, 'rauskitzeln! Wer soll's machen — der Erzberger? Dem traut doch keiner.

Wenn der Mensch macht a Geldgeschäft, no, mit wem, als mit die Juden? Weil die was verstehen vom Geschäft. Vertrauen muß man haben.

Mir ham's gekauft, das Gold. Wenn der Erzberger es braucht, soll er sagen, was gibt er derfür. Aber erst, wenn ist ein fester Kurs. Kein Mensch von üns verkauft bei steigender Tendenz. Und sie muß steigen, wenn der Erzberger das Gold muß abliefern an die Franzosen.

Einige Wochen nach dem Goldrummel wird amtlich bekanntgegeben, daß alle Banken, Sparkassen, Postanstalten und Kassen der Behörden Goldstücke eintauschen gegen den jeweiligen amtlichen Kurs, der zur Zeit notiert: 10 Goldmark = 480 Mark. Eine Welle der Wut und Empörung geht durch die Masse der hereingelegten kleinen Spekulanten. Es ist also doch wahr, daß die Juden an der Börse mehr wissen als das dumm gehaltene Volk. Aber was will man dagegen machen?

Auf dem Goldstück steht zwar auch „Mark“, und auf den noch umlaufenden alten Banknoten steht noch immer: „Hundert Mark in Gold zahlt die Reichsbank gegen Vorlage dieser Banknote.“ Bisher hat das niemand beachtet. Das neue Gesetz sagt, daß Mark gleich Mark ist. Ein Goldstück ist demnach keine Mark mehr, weil es so hoch im Kurs ist. Jetzt auf einmal trachten ganz Kluge danach, alte

Banknoten zu hamstern, weil sie glauben, man könnte die Reichsbank zwingen, das Wort, das draufsteht, in Gold einzulösen. Vielleicht kommt wieder die alte Monarchie, man kann ja nicht wissen, dann könnte man auf seinen Banknotenschatz pochen: „Sieh, Majestät, wie treu wir gewesen sind. Lauter echte, alte Noten aus der herrlichen Kaiserzeit. Anderes Geld, das von der Republik kam, haben wir stolz verachtet. Jetzt sei so gut und löse das Wort ein, das hier steht, in Gold. Deswegen haben wir ja die Monarchie immer so geliebt, weil sie Wort hielt. Man muß auf alles gefaßt sein, auch darauf, daß in diesen wunderlichen Zeiten die im Strumpf versteckten alten Tausender sich in Goldrollen verwandeln. Roten Stempel müssen sie haben, das sind noch die vom Kaiser. Wie das sein muß, plötzlich reich zu sein! Weil man rechtzeitig den Trick verstand, altes Papier von neuem zu unterscheiden. Pst! Nichts sagen! Das braucht nicht jeder zu wissen.

Die Löhne werden erhöht, gleich um die Hälfte auf einmal. Es lebe die Internationale! Der Sozialismus marschiert endlich! Ganz ohne Streik oder Aussperrung. Die Lage der Arbeiterschaft hebt sich mit einem Schlag zum Wohlstand. Man sieht jetzt wenigstens einmal etwas von den Errungenschaften der Revolution.

Eine Woche lang. Dann sind die Preise nachgeklettert und steigen und steigen. Das Brot ist sündteuer geworden, unverschämt von diesem wucherischen Bäckergesindel. Da sagen sie noch, wir Bäcker können doch nichts dafür, unsere Innung hat mit der Stadt nur die Preise und das Gewicht der allgemeinen Lage entsprechend geregelt. Die Mühlen haben aufgeschlagen, gleich um das Doppelte. — Natürlich, wir Müller sollen es wieder sein. Daß das Getreide an der Börse um hundert Prozent höher notiert, wißt ihr wohl nicht? Wir geben zu, wir vermahlen noch altes Getreide, das billiger eingekauft wurde, aber womit sollen wir neu kaufen, wenn wir nicht soviel hereinnehmen, um die neuen Preise zahlen zu können?

Dann kann es nur bei den Bauern liegen. Die Saubauern treiben das Brot in die Höhe, mit dem Vieh ist es das gleiche. Die Saubauern verteuern die Lebensmittel. Die

sind es schon immer gewesen. Nieder mit den Großagrariern! Da müssen wieder einmal die roten Hähne im Land draußen auf die Dächer fliegen. Bei diesen Wucherern und Beutelschneidern, wenn das nicht anders wird. Proletarier! Hier ist der wahre Feind des Sozialismus. In den Dörfern und Rittergütern sitzt die Reaktion und lauert ständig darauf, die Errungenschaften der Revolution zu vernichten. Einwohnerwehren haben sie gebildet, um ihren Wucher zu schützen. Wir fordern die Bewaffnung des Proletariats zur Sicherung der Republik. Wir fordern Lohnerhöhung und Senkung der Lebensmittelpreise. Nieder mit den Zollschranken! Laßt die Reaktion der Krautjunker ersticken in ihrer Produktion, alles können die Saubauern nicht selber fressen. Bis sie die Preise von selber herunterschrauben müssen.

Auf der anderen Seite ist man auch nicht faul. — Bauern, Bürger! Herein in die Selbstschutzorganisationen, in die Einwohnerwehr! Sollen die blutrünstigen Zustände der Revolution und der Räterepublik wiederkehren? Der Besitz ist von den roten Horden bedroht. Seht nach Mitteldeutschland, denkt an Max Hölz und seine Raubzüge. Soll unsere Heimat noch länger der Schauplatz bolschewistischer Mordbanden sein? Wehrt euch! Tretet ein für Ruhe und Ordnung!

Gott, der Gerechte! Es ist ja so schön in der Republik. Endlich ist man wieder so richtig in den alten, bequemen Geleisen des Klassenkampfes. Es gibt wieder klare Fronten. Proletariat — Bourgeoisie! Stadt gegen Land! Verteidigt die Revolution! — Nieder mit der Revolution! Es lebe Schwarzrotgold, die neue Fahne der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit! Nein. Schwarzweißrot bis in den Tod!

Das ist so das rechte Wässerchen zum Fischen für Alljuda. Die Juden sind für keine einzelne Partei. Gott sei's geklagt, die sind genau so zerrissen wie die anderen Daitsch'n. Braucht man sonst noch einen Beweis dafür, daß es gar keinen Staat im Staate geben kann, wie die paar Antisemiten von den Juden behaupten? Wenn schon die Schwarzen sich nichts denken und sagen: „Ob Jud' oder Christ — wer gottesgläubig ist — komme herbei — zur Bayerischen

Volkspartei!" Gottesgläubig sind die orthodoxen Juden — und bei den Roten sind die Dissidenten, de wo nix glaab'n. Es gibt Deutschnationale und Kommunisten, überzeugte Republikaner und treue Monarchisten unter den Juden. Wir führen alle Artikel — in der Auslage.

Aber in der Loge hinter Polstertüren sind sie sich einig darüber, daß das goldene Zeitalter für das auserwählte Volk angebrochen ist. Man hat gar nicht genug Hände, um alle Chancen zu ergreifen. Es ist völlig gleich, in was man handelt, denn es ist eine Börse, die den Kurs macht. Und überall derselbe Valutaunterschied, jene Spanne zwischen heute und morgen, zwischen Lieferant und Abnehmer, in der der Weizen für das Reich Zion blüht. Was weiß schon der Goi von der Börse. Schimpfen höchstens die paar Antisemiten, und die haben keine Presse. Was heißt Judenbörse? Können auch die Christen spekulieren, was kann dafür unsereiner, wenn sie spekulieren falsch? Wir sind für gleiches Recht für alle, für die Christen und für uns. Das Gesetz muß man richtig kennen. Was ein Geschäft ist und doch noch kein Betrug nach dem Paragraphen. Das Gesetz — ist ein Netz — mit Maschen — engen und weiten — durch die weiten — schlüpfen die Gescheiten — und in den engen — bleiben die Dummen hängen. Was können die Juden dafür, daß sie nicht so dumm sind.



In Galizien muß das Gerücht umgegangen sein, daß in Deutschland ein Paradies zu blühen beginnt für werdende Rothschilds, denn eine Völkerwanderung strömt über Deutschlands Ostgrenzen. Mit Geiergesichtern, die Aas wittern an den Brennpunkten des deutschen Lebens, den menschenfressenden Großstädten. Sechs Monate später sind es lauter bayerische, sächsische, preußische, badische oder württembergische Staatsangehörige, nach dem Recht, das die Verfassung der Republik jedem sich in Deutschland Niederlassenden gewährt. Und wenn der Bayer Kosmanowski ein Jahr lang in seiner neuen Heimat wohnt, kann er in den

Landtag oder Reichstag gewählt werden mit dem Preußen Naphtalin, dem Schwaben Cohan, dem Sachsen Brilliant, dem Hessen Leibgeschirr, und wenn sie nicht gar so auffallende Namen hätten, könnte es sogar geschehen, daß sie als Minister die Regierung der deutschen Republik bilden, getreu dem Grundsatz der Verfassung, nach welchem die Staatsgewalt vom deutschen Volke ausgeht. Es ist nur deswegen nicht ratsam für die Mischpoche, so stark in den Vordergrund zu treten, weil es schon Deutsche gibt, die das sehen und darauf hindeuten mit Geschrei, da ist es schon besser, nach alter Taktik mehr im Hintergrund zu bleiben. Man ist nicht gern selber der Sündenbock, laßt ihn andere machen. Nicht lauter Juden in den Vordergrund, stellt wenigstens hie und da einen Reklamegoi mit heraus für die Nichtjuden.

Oder man muß sich anpassen mit seinem Namen an die empfindlichen Ohren der Gois. Eigentlich unbegreiflich, wo doch die Juden die schönsten deutschen Namen haben: Wassermann, Lilienthal, Rosenblüth, Sinsheimer, Herz, Mandelbaum, Adler, Singer und Grünstein — alles rein deutsch. In der ganzen Welt haben sie mit ihren schönen Namen Deutschland „berühmt" gemacht. Wenn in Amerika einer Messingstaub oder Frankfurter heißt, weiß man sofort, es ist ein Deutscher.

Wenn man wieder einmal umzieht oder sonstwie sich melden muß, wird man sich halt ein wenig verschreiben, bei Lilienthal das vordere „Li" vergessen, daß es Lienthal heißt, oder beim Namen Wertheim das „heim" so kurz hinfahren, daß es wie Werther aussieht. Der Brilliant schreibt am klügsten die beiden „l" lateinisch und so niedrig, daß der Name Brissant draus wird, wenn er das hintere „i" noch vergißt. Klingt fabelhaft ans Französische an, das mögen die Deutschen gern. Oder der Levyt vergißt das „v", dann klingt es holländisch als Leyt. Der Salomon läßt einfach das „a" aus und tauscht es mit dem hinteren „o", dann wird es ein echt nordischer Name Sloman. Moses hat es ganz leicht, ein verkrüppeltes „s" sieht leicht wie ein „r" aus und macht den biederen Moser aus ihm. Der W. Adler hat es schlau gemacht und einfach zusammen-

geschrieben Wadler, klingt in Sachsen und Preußen urbayrisch, weil es von Wadl kommt.

Was tut man nicht alles der Gewogenheit seiner Kundschaft zuliebe. Das Amt für Namensänderungen muß dem zuständigen Minister dicke Aktenberge mit Anträgen deutscher Staatsbürger vorlegen, und der Minister unterschreibt gern, weil man den Antisemiten wegen der Juden in der eigenen Partei den Wind aus den Segeln nehmen muß. Weil das aber etwas teuer ist, kommen die nächsten Völkerströme aus Galizien schon als Bauer, Meier, Petersen oder Funke über die Grenze. Denn in Galizien ist das Namenumändern viel einfacher und vor allem billiger.

Rechnen muß man können, voraus rechnen!





Das ist ihr Geist!

Im dritten Stock eines Hauses der Altstadt ist das Atelier des selbständig gewordenen Architekten Hans Krafft. Er hat erst sein ganzes Vermögen in die Herrichtung der verwahrlosten Räume gesteckt und die Einrichtung teils aus seiner Stube daheim, teils aus einer Auktionshalle zusammengetragen. In einem großen Zimmer arbeitet er allein, meist zehn bis vierzehn Stunden im Tag, und in einem kleinen Zimmer hat er zwar eine alte Schreibmaschine stehen, aber niemand, der damit arbeitet. Soviel zu tun gibt es vorläufig noch nicht, daß er nicht allein damit fertig würde. Es geht ihm nicht gut, und er hat schon überlegt, ob er nicht den ganzen Krempel auf einen Speicher werfen und wieder in Stellung gehen soll. Ein erstes, leises Anpochen bei einem Architekturbüro hat ihn sofort ernüchtert, denn als er seinen Namen nannte, ließ man ihm sagen, daß es gar keinen Zweck hätte, mit ihm zu verhandeln. Ein Kollege fragte ihn einmal, wie es käme, daß er mit seinem Namen auf einer schwarzen Liste bei den Architekten der Stadt in Umlauf sei. Das war zwar gesetzlich verboten, aber wie sollte er erzwingen, den Verruf zu beseitigen, und was hätte es genützt? Er hätte nur den Verruf noch öffentlich bekanntgemacht.

Paul hatte ihm sofort unter die Arme gegriffen und

freute sich sogar, denn er selber kam vor anderer Arbeit nicht dazu, einen Plan zu zeichnen. Solche Aufträge an seine Firma übertrug er stillschweigend Krafft und konnte zu seinem Vergnügen musterhafte Pläne bei seinem Bauherrn vorlegen. Das hatte ihm schon mehrere neue Aufträge durch Empfehlung eingebracht, was er Krafft ganz offen gestand. Vorhin erst hatte er angerufen, daß er mit dem Vorstand einer Beamten-Baugenossenschaft käme. Das gäbe einen ganz fetten Auftrag. Hoffentlich, brauchen könnte er es, sehr nötig sogar.

Er hat in den faulen Wochen wieder an einigen Wettbewerben mitgemacht. Bei einem Schulhaus ist er durchgefallen. Ein Friedhofentwurf, eine Riesenarbeit für eine Stadt im Rheinland, ist mit lumpigen zweitausend Mark angekauft worden. Das haben ihn die Pausen und Drucke und das aufgewendete Material fast schon gekostet, aber der bescheidene Erfolg bei fast fünfhundert Bewerbern freut ihn doch. Eine dritte Sache, den Entwurf für ein Rathaus in einer norddeutschen Stadt, hat er schon aufgegeben, weil er sonst schon vor drei oder vier Tagen hätte ein Telegramm bekommen müssen. Schade um die mühevolle Arbeit.

Es läutet! Das ist Paul. Er blickt noch in die Scheibe des offenen Fensters, ob sich die Krawatte nicht verschoben hat beim Arbeiten, ehe er öffnet. Ein Postbote steht draußen mit einem eingeschriebenen Brief. Wie man da gleich Herzklopfen bekommt. Absender ist der Magistrat der norddeutschen Stadt, wahrscheinlich die Ankündigung der Rücksendung seiner Arbeit. — Wir teilen Ihnen mit, daß — — Was steht da? Tatsächlich — es heißt wirklich und wahrhaftig: Ein zweiter Preis = zwanzigtausend Mark! Das sind immerhin noch über tausend Goldmark! Er muß ein wenig im Zimmer herumtanzen. Ach Gott, so ein Glück! Und so ein Triumph, wenn das bekannt wird bei den alteingesessenen Kollegen. Schon wieder dieses Greenhorn, werden sie sich ärgern. „Fräulein! Ein Ferngespräch nach München!“ ruft er ins Telephon. Und nachmittag wird blau gemacht, draußen herumzigeunert, da kann er sich durch den Kopf gehen lassen, wie er das Sanatorium gruppieren wird vom neuen Wettbewerb für einen Kurort im Süden. So

zwischenhinein faulenzen, das ist die fruchtbarste Arbeitszeit, denn da fliegen einen die besten Gedanken an.

Da kommt Paul mit dem Herrn Vorstand. Er hat nicht viel Zeit, Herr Paul hätte schon die näheren Unterlagen, er möchte nur das Büro sehen, weil er doch seinem Bauverein Bericht erstatten muß. Natürlich, denkt Krafft, das, was allein einen Bürokraten interessiert. Aber Paul führt den Herrn zu den Schaubildern, die an den Wänden hängen, Bilder interessieren immer. Und Krafft holt die Mappe ans Licht, die den soeben preisgekrönten Entwurf des Rathauses enthält. Rathaus, das ist was für einen Bürokraten. Das muß er sich gleich notieren, von dem Preis, und jetzt kann er auch davon sprechen, daß er vorläufig den Auftrag zur Herstellung eines Vorprojektes für die Beamtenkolonie erteilen möchte und das schriftlich nachholen wird, wenn der Verein sich über den vorgeschlagenen Preis einig geworden ist. Paul redet nebenbei dem Herrn Vorstand regelrecht ein Loch in den Bauch von der Kunst seines Kollegen Krafft, der einen Rekord im Ernten von Lorbeeren vor allen anderen Architekten der Stadt hielte.

Kaum ist er draußen und Krafft mitten in seinem zweiten Freudentanz, da läutet es schon wieder. Die ganze Treppe steht voll. Franke, Paul, Schlegel und Höllein, mitten am Vormittag? „Nanu? Was ist denn heute los?“ „Generalstreik!“ lachen sie. „Ihr auch schon?“ muß nun Krafft auch lachen, denn er hat gehört, daß zum Protest gegen die Erschießung Erzbergers heute Generalstreik ausgerufen ist. Braun erzählt: „Sitzen wir da heute im Büro, da zieht auf einmal der Demonstrationszug der Roten bei uns durch. Einer der Roten kommt herein und schreit uns an: ‚Was ist denn mit euch? Generalstreik ist! 'raus mit der ganzen Belegschaft, anschließen! Kein Mensch darf heute arbeiten.‘ Der Schlegel will ihn gerade hinauswerfen, da kommt der Chef dazu und sagt ganz vorwurfsvoll: ‚Aber meine Herren, heute wird doch nicht gearbeitet. Das entsetzliche politische Morden fordert doch jeden anständigen Menschen zum Protest heraus. Gehen Sie nur!‘

Das hat er nicht zweimal zu sagen brauchen. Aber das hättest du doch sehen sollen, wie die Arbeiterkolonnen bei den großen Judengeschäftshäusern vorbeigeführt wurden.

Alle Juden sind heraußen gestanden und haben die Demonstranten freudigst begrüßt, und die haben vor lauter Rührung über diese Ehre in einem Trumm geschrien: Hoch, hoch! — Ein Bonze hat ihnen vorgebrüllt: Der Arbeiterfreund Eliassohn — oder der Menschenfreund Liebenthal soll leben! Und die Rindviecher haben sie tatsächlich hochleben lassen. Gar erst den alten Daniel hättest du sehen sollen, wie ihn sein Sohn am Fenster gehalten hat, daß er hat schreien können: ‚Verflucht — die nationalen Mordbuben! Pfui — die reaktionären Mörder!‘ und wie die Leute aus seiner Hosenträgerfabrik und seinem Hopfenlager vorüber sind, die haben am lautesten — Pfui! gebrüllt. Und sonst jammern sie immer, daß der Daniel am miserabelsten zahlt von allen Betrieben.“

„Weißt, da könnte einem jede Lust vergehen, den Arbeitern zu helfen“, sagte Schlegel. „So was Stupides, wie diese Hammelherde heute, hast du noch gar nicht gesehen. An denen ist Hopfen und Malz verloren, sag' ich dir.“

„Sie wissen ja nicht, was sie tun“, entgegnete Krafft, aber Franke widersprach: „Und ich sage dir, daß es schon zu spät ist!“ „Recht hat er“, fiel der Höllein ein, „alles glauben die Menschen, den heillosesten Blödsinn, nur die Wahrheit nicht.“ „Fängst du auch schon an?“ fragte ihn Krafft.

„Ist auch wahr, wir kommen nicht vorwärts mit der Partei. Jetzt sind wieder Stänkereien gegen den Vorsitzenden, weil er eine Zeitung herausgeben will und kein Geld da ist zum Draufzahlen. Die Mitglieder laufen wieder davon. Wir werden immer weniger statt mehr. Jeden Sprechabend wird dasselbe Stroh gedroschen. Unsere öffentlichen Versammlungen werden von den Roten gesprengt schon vor dem Anfangen. Was wollen wir denn noch? Löst doch den ganzen Verein auf!“

„Unsinn!“ protestierte Braun, „eine Generalreinigung muß gemacht werden, und du, Krafft, mußt mit in den Vorstand. Du hast uns alle hier auf dem Gewissen. Seit ich von dir angesteckt bin, freut mich keine Arbeit mehr, weil ich drandenken muß, für wen das ist, und wie es erwuchert und ergaunert ist.“ „Mir geht es genau so“, sagte Schlegel, „und wenn ich nicht täglich sehen würde, wie recht du hast, möchte ich fast wünschen, dich nie gesehen zu haben.“

„Daß ich nicht vergesse“, besinnt sich der Schlegel dann, „einen schönen Gruß vom Zimmermeister Kugler soll ich dir sagen.“ „Triffst du den noch?“ „Er kommt zum Aushorchen manchmal her, angeblich fragt er immer so, ob ich keine Arbeit für ihn hätte.“ „Du, hüte dich vor dem, das ist ein Freimaurer.“ „Woher willst du das wissen?“ fragte Krafft aufhorchend.

„Das war so: Der bringt vor zwei Monaten, wie die Mark noch doppelt so viel wert war, einen Kostenvoranschlag mit ganz unverschämten Preisen, daß ich sage: ‚Den nehmen Sie nur gleich wieder mit, hat gar keine Aussicht.‘ Da lacht er: ‚Lassen Sie ihn nur da, jetzt wird bald jeder Preis bezahlt.‘ Wir schauen recht dumm, da sagt er ganz geheimnisvoll zu uns: ‚Meine Herren, wenn ich Ihnen einen guten Rat geben darf, lassen Sie kein Geld liegen, sondern kaufen Sie, was Sie erwischen können, Sie verdienen in vier Wochen hundert Prozent daran.‘ Wir lachen ihn natürlich aus, aber er sagt, das wird so gewiß eintreffen, wie Anno vierzehn, als er von vertraulicher Seite im Juni, also noch vor dem Mord in Sarajevo, wie kein Mensch an einen Krieg dachte, angehalten wurde, er solle sich mit Importsachen, Kaffee, Tee, Kakao, Reis, Pfeffer, Gummi, Seifen, Öl usw., eindecken, weil eine große Blockade über Deutschland kommt. Er hätte das damals nicht recht geglaubt, und die Blockade war bald darauf mit dem Krieg da. Dann hat er auf sein Anhängsel an der Uhr gedeutet, was daher kommt, stimmt immer. Erst darnach ist mir ein Licht aufgegangen, daß das ein Freimaurerzeichen war, ein Winkel mit Hammer und Kelle. Weißt, da steht einem der Verstand still, wenn man erfährt, wie ein Riesenganef vorbereitet wird, der ein ganzes Volk ausplündert. Und ist es nicht gekommen, wie der Kugler gesagt hat? Vier Wochen darauf war die Mark um die Hälfte gefallen und meine paar tausend Mark auf der Sparkasse nur noch die Hälfte wert. So eine Weltgaunerei!“

Und Braun erzählte: „Vor ein paar Tagen habe ich bei unserem Chef, wie er den Rock zurückgeschlagen hat beim Bücken über meinen Zeichentisch, auch so ein Anhängsel gesehen, ein Auge mit einem Dreieck und goldene Strahlen daran. Jetzt weiß ich, warum dem sein Geschäft so blüht.“

„Wir auch“, ergänzte Schlegel. „Wie das Baufieber eingesetzt hat, habe ich euch doch einmal gefragt: was ist denn da los? Auf einmal diese Baulust? Das ist sicher wieder ein ganz großer Nepp der Juden, da lasse ich mich fressen! So, jetzt könnt ihr mich meinetwegen fressen.“

Franke nickte ein paarmal stumm mit dem Kopf und begann: „Krafft, du hast am bittersten erfahren müssen, was geschieht, wenn man nicht mit den Wölfen heult. Ich kann den Chef nicht mehr gerade ansehen, seit ich das von ihm weiß, so einen Haß habe ich auf ihn. Eines Tages werde ich genau so fliegen wie du, drum suche ich mir eine andere Stellung und gehe schon vorher.“

„Jetzt seid ihr beinahe schon ärger als ich“, lachte Krafft ein wenig, aber dann wurde er wieder ernst: „Das ist aber gesund, so ein Hassen. Das brauchen wir, wie ein zehrendes Feuer, daß wir nie darandenken können, nachzugeben.“

„Gerade wollte ich fragen, ob es nicht besser wäre, unsere Politik aufzugeben, wenigstens einstweilen, bis die Zeit günstiger wird“, meinte Schlegel und schaute Krafft fragend an, der einsah, daß Schlegel so denken mußte, wenn er an seine Familie dachte, die seine erste Sorge war. Er sagte aber: „Günstiger als heute kann die Zeit gar nicht sein. Das wühlt heute die Menschen zutiefst auf, die Not, die Enttäuschung, dieser Heißhunger nach neuen Ideen, dieses gärende Durcheinander der Meinungen. Das ist eine Zeit zum Umackern und zum Aussäen. Später einmal wird das erst aufgehen und blühen und zur Ernte reifen. Vielleicht erleben wir das gar nimmer, schon möglich. Aber, wenn wir es jetzt nicht tun, dann ist es überhaupt für immer vorbei. Dann geht alles zugrunde und deine Familie auch, Schlegel. Schau, wenn ich und der Höllein oder der Franke so denken würden, kämen wir nie zum Heiraten und zu Kindern. Allerdings, das ist klar, wir Ledigen gehören in die vorderste Linie, denn wir haben nicht so viele um uns, die wir unglücklich machen könnten dabei.“

Franke räusperte sich und fing dann an: „Bei dir, Krafft, wird man jedesmal ganz klein mit seinen Bedenken. Deswegen sind wir auch gekommen, um wieder ein wenig Hoffnung zu schöpfen.“

„Seht, der Kugler liegt mir oft in den Ohren, ich soll doch nicht so dumm sein, soll doch eintreten in seine Loge, dann käme ich voran. Die schönsten Schiebungen hat der Kugler mir angetragen, Holzlieferungen, Telegraphenstangen, Wäschezwicker, Wandplatten, Altertümer, lauter Reparationsschiebungen auf Kosten unseres Volkes. Wenn ich nur einmal im Dreck mit drinnen wäre, dann könnte ich nimmer 'raus und müßte weiterschieben und so Schritt um Schritt ein immer größerer Lump werden. Das wollen sie, diese Logenbrüder und Juden. Sie können keinen aufrechten, sauberen Charakter leiden. Der könnte eine Gefahr für sie werden, weil sie keine Macht über ihn haben. Wenn einer erst eine dreckige Weste hat, muß er parieren, weil er sonst öffentlich ausgestellt wird. Das ist ihre Politik, die Dreckigewestenpolitik, mit der sie erpressen, was sie gutwillig nicht erreichen."

„Aber wie erklärst du das, daß sie in den Logen die geistige Bauweise der Welt lehren, Kunst und Wissenschaft pflegen, etwas Gutes muß also doch dran sein. Meinst du nicht auch?" fragte Franke.

„Nein, Franke! Das Gute hat keinen Grund, sich vor der Öffentlichkeit hinter Geheimbünden zu verbergen und sich mit ernsten Eiden vor der „profanen Welt" abzuschließen. Wer etwas zu verbergen hat, hat kein gutes Gewissen. Eine große Gesellschaft, die edle Ziele verfolgt, muß damit an das offene Licht. Die Freimaurerei ist schon so alt, daß sie oft Gelegenheit in der Geschichte gehabt hätte, zu beweisen, wie gut sie es mit der Menschheit meint. Aber seht doch nach! Wo Verrat am Werke war, führen die Spuren eindeutig hinter die verschlossenen Türen der Logen. Spuren aus guten, großen Werken führen nie dahin, sondern ins Volk. Sie sind nicht so edle Menschen, so verehrungswürdige Heilige, daß sie wie stille Wohltäter im Hintergrund bleiben, sondern sehr sonderbare Heilige, die denselben Grund haben wie die Verbrecher, einen Schleier über ihr Tun zu breiten. Gute Menschen, die sich opfern wollen für ihr Volk, brauchen keine Eide, damit es nicht ans Licht kommt. Wie Verbrecherbanden, die unter sich die strengsten Gesetze üben, um desto sicherer die Gesetze des Volkes übertreten zu können. Ein gesunder Staat wird sie

aufheben aus ihren Schlupfwinkeln und muß auch die größte Verbrechergesellschaft, die Freimaurerei, aufheben.

Die Geistespflege der Freimaurer ist gerade die große Gefahr ihres Treibens. In ihren Zirkeln wird jener furchtbare Geist gelehrt, den wir in seiner Auswirkung so greifbar um uns sehen. Der Geist, der die Erde beherrscht mit den Mächten der Presse, des Wissens und der Künste, daß bald kein Raum mehr sein wird für den Geist von Ewigkeit her. Der Geist der schwarzen Magie, der Kunst des Teufels, alles durch ein schiefes Denken und verkehrtes Betrachten in das ursprüngliche Gegenteil zu verwandeln. Die Freiheit rufen sie aus, und die Knechtschaft führen sie herbei. Die Gleichheit preisen sie überschwenglich, damit dahinter die krasseste Ungerechtigkeit unerkannt plündern kann. Von Brüderlichkeit triefen sie in allen Reden, wenn sie den Haß schüren und den Brudermord inszenieren. Die Demokratie ist ihr großes Schauspiel, mit dem sie die schlimmste Tyrannei verschleiern. Den Sozialismus fordern sie, um durch das Jonglieren mit den Massen die Macht der Hochfinanz ins ungemessene zu steigern. Die Empörung der Revolution brauchen sie, um die Völker unterjochen zu können. — Das ist ihr Geist!

Sie sind gewiegte Baumeister ihrer Welt, aber die Zerstörer der unsrigen. Sie reden uns einen falschen Plan ein, daß wir den richtigen als falsch betrachten und wegwerfen sollen. Sie fangen schon an den feinsten Wurzeln des Daseins das Verdrehen und Vergiften an, am Geist. Deshalb pflegen sie den Geist! Weil so lange ihr Trachten und Wollen an uns abprallt, solange wir nicht für wahr halten können, was sie uns aufschwätzen.

Das ist nichts Neues unter der Sonne. Siehe, das alles will ich dir geben, was du in der Pracht vor dir liegen siehst, wenn du meinen Geist anbetest. Diese Versuchung ist ewig, solange die Welt sein wird, und der Versucher ist ewig derselbe, nur immer anders maskiert, daß wir ihn nicht wiedererkennen sollen. Er möchte so gerne, daß wir ihm mit unserem eigenen Blut unsere Seelen verkaufen, weil er so lange keine Macht über uns hat, solange er unser Blut nicht haben kann."

Wie so oft schon, ist es wieder einmal ganz stille geworden, so daß sie nachdenken müssen, wie ungeheuer tief doch ihr politisches Wollen in das einem gewöhnlichen Leben verborgene Urdasein greift. Franke ist der erste, der das Schweigen bricht und sagt: „Das ist bei dir immer so wie in einer Religionsstunde; ich kann mir nicht helfen, du mußt mir sagen, wo du das gelesen hast.“ „Gelesen? Das lese ich aus dem interessantesten Buch der Welt, aus dem Leben selbst.“

Höllein meint darauf: „Das darf nicht nur unter uns bleiben, du mußt einmal vor anderen darüber sprechen. Aber wo sind sie?“ „Die anderen kommen schon noch, jeder von euch wird auf sie stoßen, und dann mit ihnen so reden können. Der Endreß schreibt vor ein paar Tagen, daß er unter seinen Freunden in der Pfalz schon einen Kreis beisammen hat und auf einmal reden kann über unsere Politik, weil er einfach muß. Das zwingt ihn, auszupacken und das Maul in Bewegung zu setzen, sonst würde er noch genau so dahinträumen wie hier.“

„Schau, der Endreß, der redefaule Stingel“, wunderte sich Höllein, griff nach seinem Hut und meinte: „Unvorstellbar, daß ich auch einmal reden müßte und dann nichts weiß. Aber wir wollen dich nicht länger aufhalten von der Arbeit.“ „Ich arbeite heute doch nichts mehr“, lachte Krafft, „ich muß meinen neuen Preis feiern. Kommt ihr mit?“ „Preis? Wo denn? — Laß sehen!“ riefen sie erstaunt durcheinander. Vergnügt zeigte ihnen Krafft die Pläne und Schaubilder des Rathauses. „Wunderbar — fabelhaft! Aber es gehört schon ein ausgemachtes Glück dazu“, meinte Braun, aber Franke behauptete: „Glück hat auf die Dauer nur der Tüchtige!“

„Da wird es dem Chef die Augen heraustreiben, wenn er das wieder liest“, lachte Schlegel. „Denk dir, wie lieb der dich hat! Sagt er neulich, wie der Maurermeister Knoll fragt, ob du denn nicht mehr im Büro wärst: Nein! Mit dem Krafft hätte er eine nette Giftschlange an seinem Busen genährt.“

Unter schallendem Lachen bittet Krafft: „Setzt euch noch einmal! Die Hauptsache hätte ich bald vergessen zu sagen. Ich war doch vor ungefähr zehn Tagen in München zur

Beerdigung meines Schwiegervaters — —.“ „Was, der Schönwirt ist gestorben?“ fuhr Höllein heraus. „Ja, Höllein, ein Herzschlag, ganz still in der Nacht.“ — „War so ein zünftiges Haus; aber die Berta tut mir leid.“ „Sie ist schon länger darauf gefaßt gewesen, Gott sei Dank!“ „Jetzt könnt ihr ein Jahr lang nicht heiraten.“ „Das wird sogar noch länger dauern, man kann sowieso nichts sparen, wenn das Geld unter den Fingern schwindet. Das ist auch so ein Stück soziale Not. Nicht heiraten können, keine Wohnung, keine Einrichtung. Und wahrscheinlich muß die Wirtschaft in München vergantet werden, der Schönwirt hat Goldmarkschulden unterschrieben, will sehen, wie das ausgeht.

Doch von was anderem! Wie ich mit meiner Braut in München durch die Straßen gehe, sehe ich, wie sich die Leute drängen an den Plakatsäulen. Da ist ein großes, rotes Plakat angeschlagen von der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei. Die Hitlerpartei, von der wir schon gesprochen haben. Und da lese ich, daß eine große Massenversammlung stattfindet, in der Hitler selber spricht. Gleich in einer Massenversammlung! Juden ist der Zutritt verboten! — heißt es.“

„Pfundig“, staunt der Höllein, „warst du dort?“ „Ja, ich bin mit Berta hingegangen, im Hofbräuhaus ist die Versammlung gewesen. Zugegangen ist es dort, daß wir mit Mühe und Not einen Platz gefunden haben.“ „Unmöglich?“ argwöhnte Braun. „Doch! Über zweitausend Menschen waren anwesend.“ „Übertreibst du da nicht?“ fragte skeptisch Franke. „Ganz und gar nicht, Berta sagt, daß jede Woche eine solche Versammlung wäre. Sogar im Zirkus hätte Hitler schon zweimal vor achttausend Menschen gesprochen.“ „Schneid ab! Das glaubst du doch selber nicht. Da müßte man doch was davon gehört haben“, warf der Schlegel ungläubig ein.

„An meinem Tisch ist ein ehemaliger Oberst gesessen, ein Schneidermeister und ein Frontkamerad von mir, den ich zufällig da treffe, ein Steinmetz, und noch ein paar richtige Proletarier vom Bau, die mein Kamerad mitgebracht hat. Die haben es mir alle bestätigt, die größte politische Versammlung, die je in München war.“ „Wo bleiben da wir mit unserem antisemitischen Stopselklub?“

fragte Höllein ganz beschämt, und die anderen nickten müde dazu.

„Mäuserlstad war es im Saal, wie der Hitler gesprochen hat“, erzählte Hans weiter. „So was habe ich überhaupt noch nicht gehört, ganz gradlinig — unerbittliche Wahrheit, daß der Saal nur so von Beifall gerast hat. Und dann ist er warm geworden und hat davon gesprochen, wie es in Deutschland werden muß. Keine Proletarier und Bourgeois mehr, nur noch Deutsche. Arbeiter der Stirn und Faust, vereinigt euch!“ „Bravo!“ rief der Schlegel, als ob er selber in der Versammlung wäre, und Braun meinte ganz neidig: „Da hätte ich dabei sein mögen. Weiter! Was noch?“

„Solange der Friedensvertrag von Versailles auf dem deutschen Volke lastet, ist jede Versprechung eines wirtschaftlichen Wiederaufstieges Betrug. Wir sorgen aber als einzige politische Partei dafür, daß unser Volk in rücksichtsloser Offenheit die Verträge kennenlernt, die man ihm vorschwindelt als Frieden der Versöhnung und Verständigung. Wenn sechzig Millionen, Mann und Weib, vom Greise bis zum Jungen, in einmütiger Entschlossenheit erklären: Wir wollen nicht! Dann soll der Wille dieser Millionen uns zumindest eines sichern, die Achtung, die man dem verweigert, der die Peitsche küßt, die ihn schlägt. Auch wir sind Menschen und keine Hunde! Den letzten Sieg aber wird auf dieser Erde doch die Wahrheit davontragen. — Das hat er noch gesagt.“

„Pfundig!“ sagt der Höllein wieder und schlägt sich auf die Schenkel. „Weiter! Erzähle!“ „Das meiste habe ich euch schon erzählt — vorhin — denn jetzt muß ich gestehen, daß das eigentlich nicht von mir selber war, das habe ich, wenn auch anders gebracht, damals auch von Hitler gehört. —

Es ist schon sonderbar, man hört ihn sprechen und meint dabei, man spricht aus sich selber. Und spürt, wie es aufgeht da drinnen, wie es zu wachsen beginnt. Er ist nicht wie ein einmaliges Wunder zum Anstaunen und Sichdranfreuen für die Zuhörer, sondern wie das Licht, die Luft und der Tau, das aus uns das Wunder des neuen Knospens und Blühens weckt, das wir nicht von selber können, so

wenig wie ein Samenkorn allein aus sich es könnte ohne Erde, Sonne und Regen. Er ist mehr als ein Redner, er ist ein Kraftausstrahler, ein Lebenserwecker, ein Schöpfergeist."

„Dann ist Hitler mehr als ein gewöhnlicher Mensch, ein Genie!" sagte Franke tiefernst, aber Krafft war dieser Begriff zu billig: „Das kann man nicht mit Worten schildern, man muß es selber erleben. Berta sagte, er ist eben einmalig, er ist berufen als ein Führer in unserer deutschen Not, damit wir nicht untergehen. Berta spürt als Frau das sicherer und deutlicher als wir Männer."

„Hast du dich nicht erkundigt, ob wir da mitmachen können, was wir tun sollen?" fragte Braun voll Eifer. „Doch! — Am andern Tag hat mich Berta ins Tal geführt, wo in einem ziemlich finsteren Hofzimmer die Geschäftsstelle der Hitlerpartei ist." „Eine Geschäftsstelle haben sie schon? Donnerwetter, die geben es gleich groß!" wunderte sich Schlegel. „Ja, es ist aber so. Wir haben uns einen Aufnahmeschein geben lassen, aber mich haben sie nicht aufgenommen, die Berta schon." „Warum denn dich nicht?" „Auswärtige Einzelmitglieder führen sie nicht, noch dazu im Bereich unseres Vereins." „Verein nennen sie uns in München!" tat Höllein ganz beleidigt. „Erst wollen sie in München stark genug werden, ehe sie soweit nach Norden hinausgreifen. Ich soll später wiederkommen und vorläufig für ihre Partei werben. Sie wissen schon, daß bei uns nicht viel zusammengeht und daß unsere Versammlungsversuche gesprengt worden sind." „Wir können doch nicht zwei gleiche Parteien nebeneinander in der Stadt bilden. Da lacht uns die ganze Welt aus", meinte Höllein resigniert. Franke jedoch sagte: „Mir scheint, das wollen sie in München auch vermeiden, die Münchner Partei geht ganz planmäßig vor, und eines Tages werden sie unseren ganzen Verein einfach schlucken." „Du mußt was unternehmen, Krafft, einen diesbezüglichen Antrag stellen bei der nächsten Zusammenkunft." „Das werde ich tun, verlaßt euch darauf, und wenn die ganze Partei auffliegt!" „Jawohl! Dann ist Platz für die neue."

Als jedoch Krafft bei der nächsten Zusammenkunft seinen Antrag mündlich begründete, erhob sich ein Sturm der Entrüstung gegen ihn. Sollen sich die Münchner uns an-

schließen! Das sind Sprüche von solchen Massenversammlungen, das ist ja nicht wahr. Fällt uns gerade ein, unsere Beiträge nach München zu schicken. Hier in dieser Judenstadt ist ein viel schwererer Boden zum Arbeiten. Soll er doch kommen, der Hitler, wenn er sich traut. Aber hier kommt er genau so wenig zum Reden wie wir. Der kennt die gefährliche Psychologie einer Industriestadt nicht, München ist ein großes Bauerndorf voll Spießer und Dreiquartelprivatiers. Bei den paar Juden in München, da ist es leicht, Boden zu gewinnen, gegen hier. Wir kommen schon noch vorwärts und noch weiter wie der Hitler, dann kann er bei uns betteln, ob wir ihn aufnehmen. Und von einem Österreicher lassen wir uns schon gleich gar nichts vorschreiben, was wir in Deutschland zu tun haben. Schluß der Debatte! Abstimmen! 'raus mit dem Hitlerspitzel!

Der Antrag wurde mit erdrückender Mehrheit abgelehnt. Dreiundzwanzig gegen sechs Stimmen.





Versailles

Von da an mied Krafft mit seinen Kameraden die Zusammenkünfte der Partei. Aber wo er mit jemand über Politik redete, zeigte er nach München und sprach von Hitler. Einmal las er in der roten Zeitung einen hämischen Artikel über das antisemitische Kaffeekränzchen, das unter Ausschluß der Öffentlichkeit seinen Quatsch verzapfe. Diese lächerliche deutsche Arbeiterpartei, bei der überhaupt kein Mitglied wäre, das eine Ahnung von Arbeit hätte, warte wohl wieder auf einen neuen Zuschuß von Stinnes, um sich aufzublasen; aber selbst dem sei die Hoffnung auf diesen politischen Wechselbalg entschwunden. Krafft hörte, daß die Partei in den jeweiligen Veranstaltungen des ebenso hoffnungslos verkalkenden Schutz- und Trutzbundes, der auch nicht leben und noch nicht sterben konnte, nach neuen Mitgliedern angle. So ging Monat um Monat in tatenloser Agonie dahin, als läge der neue deutsche Erhebungswille schon wieder im Sterben. Nur von Berta las er ab und zu in den Briefen von der nimmer ruhenden Propaganda und Aufrüttelung durch die Nationalsozialisten in München.

Da ballte er die Faust und schmetterte sie auf sein Reißbrett, daß die Bleistifte hüpften. Das Arbeiten machte ihm auch keine Freude mehr, und als er bei einem Kirchenwettbewerb wieder einen Preis bekam, ließ ihn das ungerührt.

Weil ihm aber als Bestem das Vorrecht für die Ausführung offenstand, bewarb er sich doch darum und erhielt nach mehrmaligen Vorstellungen tatsächlich den Auftrag. Nun war er auf einmal mit Arbeit überlastet, und so holte er sich Höllein, der gerade nach neuer Arbeit suchte, in sein Büro.

Eine Kirche bauen zu dürfen, ist der Traum jedes Architekten, und was Krafft auf das Papier brachte, war auch ein wundersamer Traum von Sehnsucht, Andacht und Licht. Einige Zeit ging er wieder völlig auf im Schaffen und schien dem Irdischen enthoben, da wurde gegen ihn in der bürgerlichen Presse von unbekannter Seite gehetzt. Wie man ausgerechnet einen Neuheiden mit einem Kirchenbau betrauen könne! Christliche Kirchen könnten nur wahrhafte Christen bauen. Die Erregung in den Kreisen der Kirchengemeinde dränge unbedingt auf sofortige Abhilfe.

Woher das kam, war Krafft ein Rätsel. Er hatte eine Reihe christlicher Geschäftsjuden die Treppe hinabgeworfen, weil sie ihm Schmiergelder anboten für günstige Aufträge beim Kirchenbau. Einige davon waren aber selbst im Kirchenrat, so daß nicht ausbleiben konnte, was kam. Man enthob ihn des Auftrages und fand ihn mit einer Bagatelle ab. Seine Erwiderung auf die Angriffe wurde von der Presse abgelehnt. Dafür stand ein großer Artikel über Wodanskult und antisemitisches Heidentum drin. Feinde, wohin er blickte.

Bald darauf hält ihm der Höllein eine Zeitung unter die Nase, in der ganz sensationell groß aufgemacht ein Artikel über die Schändung eines jüdischen Friedhofes steht. Nicht einmal vor der Erhabenheit des Todes mache das Unwesen der antisemitischen Rohlinge halt. Bei Nacht und Nebel schleiche sich dieses feige Gesindel in die jüdischen Friedhöfe ein, werfe Grabsteine um und zerstöre die Gräber. Leichenschänder, Kulturverbrecher vernichten so das Ansehen des deutschen Volkes als Kulturvolk in der Welt. Ein abgebildetes Photo des geschändeten Friedhofes bekräftigt die Entrüstung unumstößlich, daß sich wohl jeder ordentliche Mensch mit Abscheu vom Treiben der Antisemiten abwenden muß.

„Merkst du nichts?“ frägt Höllein, und Krafft meint nach schärferem Betrachten des Bildes: „Das ist doch der Juden-

friedhof hier in unserer Stadt?“ „Ja, aber das steht nicht im Artikel! Das Ganze ist restlos aus den Fingern gesaugt und ohne nähere Tatsachen dargestellt. Das Verbrechen ist nämlich gar nicht geschehen! Und deswegen ist das ganze Geschrei der Entrüstung praktisch für die Polizei nicht greifbar. Jeder meint, das ist irgendwo anders gewesen. Und so geht der Schwindel durch die deutsche Presse. Das Photo ist Beweis genug, das spricht allein schon Bände. Aber das ist gar keine Friedhofschändung, was hier abgebildet ist.“

„Na, erlaube mal! Das sieht doch jedes Kind, daß es so ist, wenn ich auch nicht glauben kann, daß Leute von uns ...“

„Nein“, behauptet Höllein, „denn was du hier siehst, das habe ich machen lassen.“

„Du? — Du hast ... ?“

„Ja, im Auftrag!“ „Wer hat dir ...?“ „Unser früherer Chef, dem du die Schlange am Busen gewesen bist! Was du nämlich hier im Bilde siehst, ist genau die Stelle, wo wir den alten jüdischen Friedhof durch die Mauern umlegen ließen, um das neue Kriegerdenkmal zum Ruhme der beschnittenen Söhne dieser Stadt aufzustellen. Den ersten Arbeitsvorgang am ersten Tag zeigt dieses Bild. Nur hat man vorsichtigerweise die von uns gelegten Bohlen und Hölzer weggenommen und dann erst den ‚geschändeten Friedhof‘ photographiert. Das hier, was so aussieht, als hätte man sogar die Gräber umgewühlt, ist der Anfang der Erdarbeit für die Fundamente. Ich will einen Igel lebendig fressen, wenn nicht unser früherer Chef selbst das Bild aufgenommen hat.“

„Das glaubt dir kein Mensch, Höllein. Wenn ich nicht zufällig von dieser Arbeit wüßte, würde nicht einmal ich auf den Gedanken kommen, daß hier eine niederträchtige Täuschung und eine hundsgemeine Lüge verbrochen wird. Und dabei ist unser früherer Chef nicht einmal selber Jude.“

„Schweig, sonst kommt mir das Kindsmus noch hoch. Da möchte einem ja aller Mut vergehen. Was ist schließlich unser antisemitischer Stopselklub gegen diese millionenfache Macht der Lüge? Was willst du machen, wenn dir die Buben auf der Straße nachschreien: Leichenschänder! Ein paar kannst du schließlich verhauen, und die anderen tausend

und aber tausend, die glauben es. Herrgott, wann schickst du Pech und Schwefel vom Himmel und läßt deine Blitze hineinfahren in diese schlechte Welt?!"

Von dem Lustmord eines wohlhabenden, ehrengeachteten Juden brachte man nur den Polizeibericht: „Gestern wurde im Keller eines Hauses der Altstadt ein Dienstmädchen ermordet aufgefunden. Die Leiche war gräßlich zugerichtet. Es liegt Lustmord vor. Der Täter wurde zur Beobachtung seiner geistigen Zurechnungsfähigkeit einer Nervenheilanstalt überführt." Nicht einmal den Namen des Mörders erfuhr die Öffentlichkeit. Später kam man darauf, daß ein anderes Dienstmädchen schon vor Jahren spurlos aus demselben Hause verschwunden war, aber wehe dem, der gesagt hätte, sie wäre auch ein Opfer desselben Juden geworden.

Dann setzte die fein organisierte Abwehr ein. Der angebliche Mörder sei erhaben über eine solche Untat. Ein Mann, der Ehrenbürger der Stadt geworden sei, dessen überragenden Geist in der Gesellschaft und im öffentlichen Leben man zu schätzen wüßte, der ein kluger Berater in vielen Angelegenheiten des Wirtschaftslebens und Leiter verschiedener großer Werke gewesen sei, dessen Wohltätigkeit unter den Armen der Stadt sprichwörtlich bekannt wäre, ein liebevoll besorgter Familienvater — kann so ein Mensch ein Mörder sein? Unmöglich! Dagegen das Dienstmädchen sei schon von Haus aus bekannt als eitel und faul, habe schon in ihrer Heimat perverse Neigungen gezeigt, bis sie aus Gründen der Sittlichkeit den Ort habe verlassen müssen. Sie sei naschhaft und fast krankhaft gefallsüchtig gewesen, habe öfters Männer mit unsittlichen Anträgen verfolgt und sei manche Nacht außer Haus geblieben. Wenn schon von Schuld zu sprechen sei, liege sie näher bei der angeblich Ermordeten. Jedenfalls müsse der Herr Untersuchungsrichter sehr reiflich diese Indizien prüfen, die weitaus mehr zugunsten des Verhafteten sprächen als umgekehrt. Einige Wochen später war der Jude durch Stellung einer Kaution von hunderttausend Mark, was noch nicht einmal fünftausend Goldmark ergab, auf freiem Fuß. Eine Verhandlung kam nicht mehr zustande, weil der Angeklagte von da ab unauffindbar war. Wer fragte schon danach im Wirbel der Ereignisse?

Erwerbslosendemonstrationen brüllten vor den Rathäusern um Unterstützungserhöhung. Die Judenpresse schrie sich heiser nach der Auflösung der Einwohnerwehren und schrieb, genau so wie die Franzosen, daß die Selbstschutzorganisationen verkapptes Militär seien, lauter ehemalige Soldaten, die regelrechte Manöver hielten und immerfort Scharfschießen veranstalteten. Und die Franzosen beriefen sich der übrigen Welt gegenüber darauf, daß Deutsche selbst es sagen, es sei also keine Erfindung ihrer Phantasie. Die Entwaffnungskommissionen wurden mit den Verraten von angeblichen Waffenlagern auf ihren Kontrollfahrten durch Deutschland überhäuft. Daß sogar ein französischer General ausspie und sagte, jeder zweite Deutsche sei ein Verräter.

Auf dem Kongreß der Zweiten Internationale in Genf haben sich die deutschen Sozialdemokraten ausdrücklich zur Kriegsschuld bekannt. Dieselben Männer, die im August 1914 bedenkenlos einsahen, daß Deutschland nicht zum Überfall auf andere, sondern zu seiner eigenen Verteidigung die Waffen ergreifen mußte. Ein Ausschuß aus lauter Juden hielt in Leipzig Gericht über die großen Heerführer des Weltkrieges, und die rote Presse tobte monatelang, weil sie nicht verurteilt wurden. Ein widerliches Schauspiel der Selbsterniedrigung vor dem Ausland. Nicht nur die Mark war so entsetzlich tief gesunken, viel tiefer die Moral der Deutschen, so daß Polen und Tschechen ruhig von den „deutschen Schweinen“ reden konnten, es war ihre täglich bestätigte Überzeugung, denn jeder zweite benahm sich wie ein Schwein. Ging man durch die Straßen der Städte, dann sah man keine Spur der entsetzlichen Not im Volk, noch weniger ein Zeichen, daß dieses Volk den schweren Krieg verloren hatte. Heut ist heut — nach uns die Sintflut!

Die Zahl der Geschlechtskranken stieg ins Ungemessene. Man sagte, daran sei allein der Krieg schuld. Wenn etwas passierte, ein Mord, ein Raub — der Krieg war schuld, daß die Menschen morden und rauben lernten, hieß es. Jede Lumperei und Gesinnungslosigkeit, die Unehrlichkeit, die Schieberei, alles kam nur vom Krieg. Man schämte sich, Soldat gewesen zu sein, jeder wollte im Krieg nur noch Niedriges, Tierisches, Widerwärtiges erlebt haben. Nie wieder Krieg! Rottet diesen tierischen Trieb zum

Morden aus im Volk! Verbietet den Kindern das Soldatenspielen, schafft die Bleisoldaten ab, daß die jungen Seelen nicht schon in der Entwicklung zur rohen Soldateska auswachsen! Aber die Buben waren Gott sei Dank immer noch die gleichen wie einst und rauften ohne jede Anleitung, und ohne Bleisoldaten gesehen zu haben, wie die Alten zuvor auch.

Das sah Krafft im Winter, als er den Martin in seinem ländlichen Wigwam aufsuchte, um ihm einige Entwürfe für ein Kriegerdenkmal der Gemeinde vorzulegen. Da hatten die Buben in den Feldern Schützengräben aus Schnee gebaut und beschossen sich mit Schneeballen und machten ein Geschrei dabei, daß man meinte, es müßte tatsächlich Tote und Verwundete geben. Krafft lachte herzerfrischend darüber, wurde aber vom Feld gewiesen, weil da ein Neutraler nichts zu suchen habe, wie ihm einer der Lausbuben wichtig sagte.

„Wenn uns nur dieses Blut gesund bleibt!“ sagte er zum Martin, der ihm entgegengekommen war und lachte: „Da brauchst keine Angst drum haben, das sind lauter Soldatenkinder. Weißt, bei uns am Land ist es alleweil noch eine Schand', wenn einer nicht Soldat gewesen ist. Der angesehenste Mann in unserer Gegend ist nicht der Bürgermeister oder der Bezirksamtmann, sondern der Großknecht vom Eschenhof, weil der einmal zwanzig Engländer allein aus dem Graben geholt hat bei Cambrai und die höchsten Kriegsauszeichnungen weitum besitzt.“

„Was du nicht sagst! Aber es ist schön, Martin, daß das Volk richtiger wertet als unsere Gesellschaftsordnung, wo man Titel, Rangordnung, Stellung und Geld höher schätzt als den Menschen selber. Da hat auch die Gleichmacherei der Revolution daran nichts geändert.“

„Bei uns aber auch nicht“, sagte der Martin stolz. „Bei uns ist deswegen die Frau vom Oberamtsrichter immer noch eine Flitschen, weil sie's mit anderen Mannsbildern hat, und die Lindlbäuerin das angesehenste Weib weitum, weil sie zehn kerzengerade Buben und ein bildsauberes Mädel hat. Vier Buben sind ihr gefallen im Krieg, zwei neue hat sie schon wieder eingebracht, daß man grad so staunen muß. Und immer kerngesund. Wie sie ihr Erstes

gekriegt hat, hat am gleichen Tag das Roß geworfen, eine Kuh gekälbert und die Muttersau Junge gehabt."

„Was? Alles auf einmal?" lachte Krafft.

„Ja, am gleichen Tag. Das wächst nur so her beim Lindlbauern, seit er das Weib hat, und zuvor ist ihm alles mißraten, daß sich keine hat einheiraten trauen auf seinen Hof. So eine Frau ist ein unschätzbarer Segen. Weißt, bei uns am Land, da lebt man vom Wachsen. Wo nichts wächst, ist der Teufel, heißt es."

„Eigentlich ganz richtig."

„Drum denk' ich mir, daß das der unglücklichste Mensch ist, der keine Kinder hat. Damals in München, wie du davon gesprochen hast, hab' ich mich so gefreut, daß ich doch kein dummer Kerl war, schon ledigerweise Kinder in die Welt zu setzen. So was muß man tun, wenn man jung ist und noch voller Kraft und Saft. Das gibt den richtigen Nachwuchs." Martin lachte selbstbewußt und stieß Krafft in die Seite: „Du darfst dich auch bald dranhalten, meine ich. — Mach nur kein Gesicht wie drei Tag' Regenwetter, ich hab' doch nur so gemeint."

Krafft nickte verstehend, er konnte jetzt nichts sagen, so würgte es ihn in der Kehle, und jetzt waren sie ja auch vor dem Hause des Bürgermeisters, wo sich der Gemeinderat schon versammelt hatte.

Das Raten und Überlegen dauerte fast bis in den Abend, dann war der Gemeinderat überzeugt, das schönste und eigenartigste Denkmal weitum zu erhalten. Nur der Herr Pfarrer hätte gern einen St. Georg mit dem Drachen oder einen St. Martinus mit dem Bettler als Denkmal gesehen. Aber Martin schlug voll Zorn auf den Tisch und sagte lodernd: „Ein Bild von einem Frontsoldaten ist uns genau so heilig, Herr Pfarrer." Da war es entschieden.

Danach, in der Stube beim Martin, war es so heimelig schön, daß Krafft gestehen mußte: „Martin, du hast was los! Ich weiß nicht, ob ich diese Täfelung, die Balkendecke, die Fenster und den Ofen so gut getroffen hätte wie du." Der Martin und seine Frau wurden ganz rot über das Lob, und sie sagte stolz: „Das hat er alles ganz allein gemacht", und er: „Da lobst du mich falsch, Hans, da hat eins das andere ergeben, ich kann gar nichts dazu." „Siehst du, das

ist es ja, das ist die Kunst, etwas fertigzubringen von selber, weil es sich so schickt. Kunst ist Schickung, Martin."
„Ja, es geht mir halt so von der Hand, wenn ich ein Trumm Holz anfasse. Ich meine, das müßte bei jedem so sein."
„Wachsen muß es, wie du sagst. Und was fertig sein soll, muß was Gewachsenes sein, nichts Konstruiertes und Ertüfteltes."

„Du machst dich ja auch heraus zu einem namhaften Architekten, wie man so hört, alle Daumen lang stehst unter den Preisträgern in der Bauzeitung."

„Das gilt ja nichts, Martin, meine Ideen führen dann andere aus, die sie nicht verstehen und so lange dran herumwursteln, bis sie einen Wechselbalg draus gemacht haben. Zufrieden werde ich nicht dabei. Weißt, so richtig über was freuen kann ich mich nimmer seit — ach, lassen wir das dumme Gerede."

„Wenn ich aber nicht mag! Du warst doch sonst immer so fest und stark, daß wir alle bloß dich angeschaut haben, wenn bei uns was nimmer recht gestimmt hat. Aber ich weiß, was dir fehlt. Die Berta fehlt dir. Du bist krank vor Sehnsucht nach ihr. Nur ruhig! Ich kenn' es dir an. Und dann machst du dir zuviel politische Sorgen, du meinst, du mußt gleich die Sorge von ganz Deutschland auf dich laden, und an das Sorgen für dich selber denkst nicht."

„Wie halt alle reden. Zuerst komme ich, ich und wieder ich! An das große Schicksal denkt keiner, und es trifft doch uns alle miteinander. Seid ihr denn blind und taub? Es wächst, meinst du! Ja, und wenn es gewachsen ist, hagelt das große politische Unwetter alles wieder zusammen. Jetzt schon muß dagegen angekämpft werden, mit Zähnen und Fingernägeln, es darf nicht weiter einreißen, sonst ist's überhaupt zu spät."

Aber der Martin stand bloß ganz behaglich auf und ging zur Türe. „Marie!" rief er seiner Frau, „bette in der Kammer droben auf und heize ein wenig ein, der Hans bleibt über Nacht!"

Krafft ist aufgesprungen: „Nein, ich muß zum Zug. Morgen früh muß ich beim Paul sein, das kann ich nicht verantworten."

„So, das könntest schon verantworten, daß du mich mit

deinem Vorwurf am Kopf sitzen läßt und davonläufst. Ich muß dich leider verhaften und vorläufig festhalten, bis der Fall geklärt ist. Außerdem kriege ich heute Besuch, ich bin an der Reihe mit dem Heimgarten. Bei uns kommen jede Woche einmal die Feldkameraden zusammen, da reden wir dann vom Krieg und so allerhand. Und daß du es gleich weißt, von dir habe ich auch schon gesprochen."

„Von mir?"

„Ja, und von unserer Politik."

„Jetzt gehst aber!"

„Ich hab' gar keinen leichten Stand. So ein Bauernspitz bei uns da, der hat's faustdick da hinten." Dabei kratzte er sich hinter den Ohren, daß Krafft lächeln mußte. „Aber ich sag' dir, es sind noch die gleichen Kampeln, wie du sie vom Feld her kennst. Nicht viel reden, bloß umeinanderschauen, und wenn sie dann zugreifen, tun sie das Richtige. Was habe ich schon hingeredet an die Klacheln, meinst, es rührt sie nichts, sie verstehen dich nicht. Nach acht Tagen kommt der erste und sagt: ‚Du, das mit deiner Politik könnt' man einmal überlegen.' Nach vierzehn Tagen kommt er wieder einmal und sagt: ‚Du, schlecht ist das nicht, muß erst noch drüber nachdenken.' Und zuletzt kommt er gar daher und predigt dir deine eigene Weisheit. Dann probier einmal, ob du sie ihm noch ausreden kannst."

Nachdem sie sich ausgelacht hatten, schaute der Martin Krafft so ein bißchen lauernd über seinen Pfeifenkopf an und meinte: „Dir ist doch eine ganz große Laus übers Leberl gelaufen, sag einmal!"

Darauf sagte Krafft nichts, sondern ging in der Stube auf und ab. Dann fing er doch langsam zu reden an und erzählte das sonderbare Erleben in seiner Stellung. Der Martin nickte nur immer mit dem Kopf dazu und sagte von Zeit zu Zeit: „Oha!" oder „hm, hm" dazu. Aber dann sprang er doch auf und ging selber mit auf und ab. Er konnte sich erst wieder setzen, als Krafft fertig war.

„Verstehst du, Martin, davor habe ich heute noch das große Grausen, weil ich einmal so ganz gründlich hineinschauen hab' müssen, wo wir krank sind zum Sterben. Das möchte ich jedem ins Gesicht schreien, wie man ‚Feurio!'

schreit oder ‚Alarm!' — und sie verstehen einen gar nicht. An soviel Schlechtigkeit glaubt kein gewöhnlicher Mensch."

Dann blieb er stehen vor Martin und sagte ganz ruhig gefaßt: „Jetzt, weil ich das weiß, jetzt wollen sie mich hetzen, ganz heimlich erst, und dann immer frecher, ungenierter, wie man ein Stück Wild zu Tode treibt. Ich spüre es, wie sie mir die Existenz langsam abgraben, wie sie mir die Ehre heimlich abschneiden, bis ich entweder verrückt werde oder schwach genug bin und mich ergebe oder in eine Falle hineintappe, daß sie mich moralisch erledigen können. Einer hat mich gewarnt, und dem glaube ich, der Apotheker. Der hat einmal durch mich einen Bildhauer warnen lassen, einen von uns, er solle nicht nach Frankfurt fahren zu dem versprochenen Auftrag. Der hat mich aber ausgelacht, er ist hingefahren und dort im Hotel gestorben. Gehirnschlag hat der Arzt festgestellt, und ich weiß, daß dem Bildhauer sein Gehirn so gesund war wie das deine. Der Arzt war ein Jude. Wir haben sofort den Staatsanwalt mobil gemacht und telegraphiert: Mordverdacht! Leiche beschlagnahmt! Aber die Leiche war schon eingeäschert, am gleichen Tage noch."

„Donnerwetter, das genügt als Beweis."

„Wie ein Spuk, den man nicht greifen kann, ist das. Und ich muß dich sogar noch bitten, daß du niemand davon erzählst." „Selbstredend, Hans!"

„Sehe ich denn so gefährlich aus, ich kann doch allein nichts unternehmen gegen diese Schwefelbande." „Es scheint jemand ein persönliches Interesse an einer Rache zu haben." „Kupfer?" „Sicherlich! Der scheint mir eine große Nummer zu sein bei den Brüdern. Hans, sei gescheit und laß dich bald gern haben von dieser Judenstadt." „Ich gehe nach München. Da ist auch ein frischerer Wind in unserer Politik!"

Hans erzählte von Hitler und geriet in Feuer, daß Martin lachen mußte: „Na also, da hast du ja alles zusammen, die Berta und die Politik. Mein Herz, was willst du noch mehr? Das eine sag ich dir, sei froh, wenn du weg bist von dieser Gesellschaft. Ein altes Bauernwort sagt nicht umsonst: Wer vom Juden frißt, der stirbt daran!" Und als Krafft zustimmend nickte, sagte er noch: „Sei froh, daß du das erfahren hast, wer weiß, für was das gut ist."

„Das sage ich mir manchmal auch, Martin. Es kommt mir fast so vor, als ob mich das Schicksal peitscht, wenn ich auf Wege gerate, die Abwege von meinem inneren Glauben sind. Aber sagst du nicht auch, daß es gar keinen Sinn hat, sich einen Plan zum Leben zu machen, weil man gar nicht voraus wissen kann, wohin man geworfen wird?"

„Man braucht ja keinen mehr, weil man schon einen hat vom Mutterleib an; der liegt schon im Blut. Wir können nicht anders — und das ist gut! Hast es schon vergessen, was du uns selber gelernt hast?" „Ach ja! — Ich hab' einmal mit jemand drüber sprechen müssen, der mich versteht. Jetzt ist mir wieder leichter." „Dann schmeckt dir das Essen auch wieder, gehn wir in die Küche, daß die Kameraden derweil sich setzen können, ich höre schon, daß sie langsam anrücken."

Wie nach dem Essen die beiden zurückkamen, war die große Stube gerammelt voll. Es ging schon hoch her, dem lauten Reden nach, das plötzlich verstummte, als Krafft grüßte und Martin rief: „Das ist mein Kamerad, von dem ich euch schon erzählt habe, von dem auch der Entwurf für unser Kriegerdenkmal ist. Rückt auseinander, daß er sich setzen kann, er beißt nicht." Ein knurrendes Lachen, und die Unterhaltung war wieder im Fluß. Unmerklich sah sich Krafft diese Menschen an, die ihn wie vertraute Bekannte anmuteten. Er mußte sich freuen über diese rassigen, harten Gesichter, diesen edlen Schlag, den man noch in den Tälern abseits der Städte wie eine geschlossene Sippe antraf. Die noch im Alter, von der schweren Feldarbeit eingekrümmt, als hätten sie ewig den Pflug in den Fäusten, die stolzesten Köpfe hatten mit durchdringenden blaugrauen Augen, daß man sie für Philosophen halten könnte. Martin schlug ihn auf die Schultern, daß er im Studieren zusammenschrak: „Nun red einmal, die wollen von dir was hören." „Ich kann doch nicht reden!" wehrte Krafft ab; doch Martin lachte: „Für uns tut es sich schon." „Ja, was denn?" „Das ist wurscht. Meinetwegen vom Friedensvertrag." Dann rief er schon über den Tisch hin: „Brotladen zumachen! Mein Kamerad spricht."

Da mußte Krafft, weil sie ihn alle erwartungsvoll ansahen. Stockend begann er: „Was soll ich euch vom Friedens-

vertrag erzählen? Ihr habt ja selber in den Zeitungen gelesen, was wir zahlen und abliefern müssen. Das kann man sich in Gedanken schwer vorstellen, was das ist, wieviel Eisenbahnzüge voll Gold die zweihundert Milliarden sind, wie hoch das Gebirge an Material ist, an Kohlen, Holz, Maschinen, Waren, wie riesig die Herde Vieh und so weiter."

Jetzt stand er auf und geriet in Feuer: „Aber das können wir uns vorstellen, wie Deutschland aussehen wird, wenn der Vertrag erfüllt ist. Ganz erfüllt wird er nie werden, weil wir schon vorher daran zugrunde gegangen sind, wenn es uns nicht doch noch gelingt, ihn abzuschütteln. Der Jude Rathenau, von dem jetzt soviel gesprochen wird, hat einmal ein Buch geschrieben, in dem er sagt: ‚Wer einmal in zwanzig Jahren durch Deutschland geht, wird es nicht mehr kennen. Die Städte und Dörfer werden zerfallen und öde sein. Wohl werden in kümmerlichen Ruinen hier und da noch Menschen hausen, denen man aber nicht mehr ankennt, daß dies das einstige große deutsche Volk gewesen ist, vor dem einmal die Welt gezittert hat. Die Dörfer werden verlassen sein, auf den brachliegenden Feldern wird das Unkraut wachsen, und die schönen deutschen Wälder werden kahlgeholzt sein. Was noch Lebenskraft hatte, wird längst über die ganze Welt verstreut sein, und den Namen Deutschland wird niemand mehr kennen. Dort, wo einst die reichste Kultur der Erde war, wird eine Wüste die Herzen traurig stimmen. Aber ringsum werden die Völker blühen in Üppigkeit von dem, was sie von Deutschland genommen haben.'

Es klingt wie ein schauriges Märchen — und wird doch furchtbare Wahrheit werden, wenn der Vertrag von Versailles nicht vorher zerrissen wird. Man hat uns einmal vorgemacht, das deutsche Volk braucht nicht zahlen, dazu müßten die Reichen herhalten. Heute sagt man uns, wir zahlen durch Arbeit mit unseren Waren. Unsere Waren braucht aber die Entente nicht, sie stellt selber mehr als genug her für den Weltmarkt. Da wären wir ihnen nur eine lästige Konkurrenz, wie vor dem Kriege auch. Das hat uns ja die Engländer auf den Hals gehetzt, weil unsere Waren die englischen verdrängten und das englische Indu-

strievolk arbeitslos machten und damit in der Existenz bedrohten. Das ist also wieder eine Lüge. Wir sollen aber bezahlen. Mit was nun? Gold wollen sie. Wir haben aber keins.

Seht ihr, darauf hat einer im Hintergrund nur gewartet. Hilfsbereit ist er da. Ihr braucht Gold? Könnt ihr haben. Ich leihe es euch gerne. Ich brauche nur eine kleine Sicherheit dafür, daß ich es wiederbekomme, ein Pfand. Was habt ihr denn? Häuser? — Gut! Fabriken? — Weniger gut. Denn die Fabriken werden eingestellt, wenn ihre Ware nicht abgesetzt werden kann, und sind dann nichts wert. Ihr habt noch was anderes als Pfand, Grund und Boden, eure Wälder und Wiesen und Felder...

Vielleicht meint ihr, ihr laßt euch nicht fangen, soll der Staat Geld aufnehmen, wir sind nicht so dumm. Der Staat aber seid wieder nur ihr selber, nicht die Beamten und Minister, die sind nur der Apparat. Der Apparat treibt Steuern von euch ein, Blutsteuern, weil er ja muß, um zahlen zu können, abzuliefern an die Entente. Auf diesem Umwege kommt ihr, ob ihr wollt oder nicht, in Schulden, denn soviel wirft eure Arbeit nicht mehr ab. Entweder treibt euch dann der Staat auf die Gant, oder ihr müßt Geld aufnehmen und eure Sache dafür verpfänden.

So geht es an. Nun müßt ihr aber doppelt zahlen. Einmal Steuern, zum zweitenmal Zinsen. Wenn ihr Bauern dann noch auskommen wollt, müßt ihr die Preise für die Lebensmittel hinaufsetzen. In den Städten aber werden die Menschen arbeitslos auf den Straßen liegen, weil die Fabriken nicht mehr arbeiten. Der Staat muß sie am Leben erhalten aus Steuergeldern und muß daher wieder die Steuer erhöhen, die wiederum ihr zahlen sollt. Die Arbeitslosen können aber die teueren Lebensmittelpreise nicht erschwingen. Sagt, mit was wollt ihr dann noch zahlen, wenn ihr nichts verkaufen könnt oder nichts dafür bekommt?

Mit eurem Hof, eurem Grund und Boden müßt ihr es dann. Entweder der Gläubiger Staat oder die Bank wird dann der Besitzer. Man wird euch vielleicht noch als Knechte sitzen lassen, daß ihr was herauswirtschaften könnt, vielleicht auch holt man Polen, Tschechen und andere herein, und ihr könnt den weißen Stab nehmen und auswandern.

Und so wird ohne Granaten und Tanks und Soldaten Deutschland vom Feinde schleichend erobert. Nicht mehr die Deutschen, sondern Fremde werden Deutschland besitzen. Die werden aber dann nimmer so fleißig und sorgfältig den Boden bebauen, die Höfe sauber instand halten und die abgeschlagenen Wälder wieder aufforsten. Und so wird das Land veröden, die Städte zerfallen und dort die Menschen verhungern, wenn sie nicht vorher schon in der Verzweiflung plündernd und brandschatzend das Land verheert haben."

Hans blickt in die weitaufgerissenen Augen, die ihn anstarrten mit einer Mischung aus Verwunderung und Unglauben, daß er sagen mußte: „Ein Phantast, denkt ihr, einer, der schön lügen kann, der uns schrecken will, wie man kleine Kinder mit dem Kaminkehrer fürchten macht. Oder ein Bibelforscher, wie sie jetzt umherziehen und in die Häuser kommen: Ich bringe euch eine frohe Botschaft — die Welt geht bald unter!" Sie lachen mit bedrückter Miene etwas auf, dann sind sie wieder ernst, denn Krafft sagt eindringend scharf: „Die übrige Welt nicht, aber unsere deutsche Welt soll untergehen. Das Todesurteil ist schon ausgestellt — im Vertrag von Versailles. Deutschland soll eines schleichenden, aber sicheren Todes sterben. Wo wir hinsehen in der Welt, überall grinst uns dieser tödliche Haß an, und je mehr wir winseln und stiefellecken, um so besser verachten sie uns; denn sie sind gewohnt, ein anderes Deutschland zu sehen als das heutige. Das, vor dem sie sich vier Jahre lang gefürchtet haben.

Wenn man so zurückdenkt, dann muß man sich sagen, es muß doch ein Gutes an uns sein, ein Großes, Gewaltiges, das die anderen Völker nicht haben, weil sie es uns so neiden. Und wäre es nur das, daß sie sich heute noch schämen müssen, mit uns allein als so viele in diesem Kriege nicht fertig geworden zu sein, bis der Verrat im eigenen Land ihnen zu Hilfe gekommen ist.

Und das lebt noch in uns, solange es unser Blut gibt.

Aber wir verstehen einander nicht mehr, wir streiten uns in einem wirren Sauhaufen von Parteien immer noch mehr auseinander. Seitdem der Lohntarif, der Börsenkurszettel oder die Preistabelle unser Evangelium geworden ist, unser

tägliches Beten und Glauben. Und dieser Unglaube, diese Teufelsreligion des Neides aufeinander sät endlosen Haß und Zwietracht, daß schließlich einer dem andern nicht mehr traut. Und so kommt es dann noch dahin, daß die besten Kameraden vom Feld draußen heute gegeneinander demonstrieren und morgen vielleicht der eine die rote, der andere die weiße Armbinde trägt und auf den andern schießt. Jeder, weil er meint, er hat recht. Hier am Land verachtet man die Städter, und in der Stadt schimpft man auf die Saubauern.

Denkt einmal darüber nach, wie soll ein Anwesen in die Höhe kommen, auf dem jeder nur trachtet, dem andern die Last der Arbeit zuzuschieben, aber selber allein den Ertrag einstecken möchte. Erst wenn alle einträchtig zusammenarbeiten, werden auch alle einen Ertrag sehen können. Das versteht ihr Bauern ohne weiteres. Wie schnell müssen wir aber abwirtschaften, wenn Fremde den Ertrag wegnehmen und zugleich jeder für sich noch etwas davon abschneiden will zum Leben? Seht einmal! Ihr habt einen zweiten, dritten Bruder, habt Schwestern, aber auf eurem Hof ist nur Platz für einen. Wohin gehen euere Brüder und Schwestern, die keinen Platz und kein Brot im Dorf mehr finden? In die Stadt! Das wird auch in absehbarer Zukunft so bleiben. In der Stadt müssen sie in die Fabriken gehn und werden dort Sozialdemokraten. Dann lernen sie euch Bauern hassen, und ihr haßt wieder die Arbeiter — und seid doch Brüder von einem Mutterleib! Wenn einer den andern besucht, seid ihr freundlich miteinander. Aber durch eure Parteien bekämpft ihr einander bis aufs Messer. Sind diese Parteien nicht ein Wahnsinn? Sie versprechen euch ein Paradies und bringen euch eine Hölle.

Und so mußte es kommen, daß die schwere Zeit, die nach dem Krieg über Deutschland gekommen ist, kein deutsches Volk mehr fand, das trutzig zusammenstehen könnte, die Riesennot zu bewältigen.

Mit dem November 1918 hat das deutsche Volk bis auf weiteres aufgehört zu sein, seitdem gibt es nur noch deutsche Staatsangehörige, deren Vaterland entweder gleich die ganze Welt oder Sowjetrußland oder einmal das Jenseits oder Europa oder der Völkerbund ist. Vom deutschen Vaterland reden die wenigsten, und wer es wagt, den schlagen die

eigenen Brüder nieder. Und wer für ein deutsches Vaterland eintritt, den bestraft der deutsche Staat dafür. Denn das Gesetz, unter dem wir heute stehen, heißt nicht deutsches Recht, sondern Vertrag von Versailles. Und diesen Plan eines erbarmungslosen Vernichtungskrieges nennt man einen — Friedensvertrag. So, nun habe ich euch gesagt, was mir das Wesentlichste daran ist."

Die Zuhörer schauten noch eine Weile vor sich hin, bis Martin sagte: „Jetzt hat's euch die Red' verschlagen."

Aber da warf schon einer ein: „Warum sagt uns die Regierung nicht die Wahrheit?" „Können vor Lachen!" antwortete Martin. „Das ist doch die Regierung von denselben Parteien, die unterm Krieg nach dem Frieden um jeden Preis geschrien haben. Jetzt haben sie ihn, und nun müssen sie so tun, als wäre der Preis immerhin erträglich, weil sie ja sonst von ihren eigenen Leuten erschlagen werden, wenn die entsetzliche Wahrheit ans Licht kommt."

Nun kam ein anderer, der meinte: „Das kommt ja gerade so 'raus, als ob diese Parteien, die Roten und die Schwarzen samt den Demokraten, eine Hilfstruppe der Franzosen wären, hier in unserem eigenen Land. So was kann es doch gar nicht geben." Martin entgegnete sofort: „Oha, da bist am Holzweg, wennst meinst, daß es das nicht gibt. Das ist doch nur die Fortsetzung von der ersten Lumperei. Die müssen für die Franzosen arbeiten, ob sie gerne wollen oder nicht. Die sitzen seit der Revolution in einer Zwickmühle, und die Franzosen machen fest auf und zu. Wer sein Vaterland verrät, ist der größte, stinkendste Lump, und schon aus Angst vor der sicheren Abrechnung hält er fest zum Feind gegen die eigenen Landsleute."

„Du darfst nicht vergessen, Martin", wandte Krafft ein, „daß die maßgebendsten dieser Lumpen Juden sind — und Juden kennen das nicht, was ein Vaterland ist, so wenig wie ein Zigeuner ein Eigentum kennt und überall stiehlt, wo er was erwischen kann. Juden sind die maßgebenden Führer in den internationalen Parteien, beim Zentrum sind es getaufte, und der Jude Rathenau ist der ausschlaggebende Mann in der deutschen Regierung, derselbe, der jene sonderbare Prophezeiung über Deutschland gemacht hat. Ist das noch harmlos?"

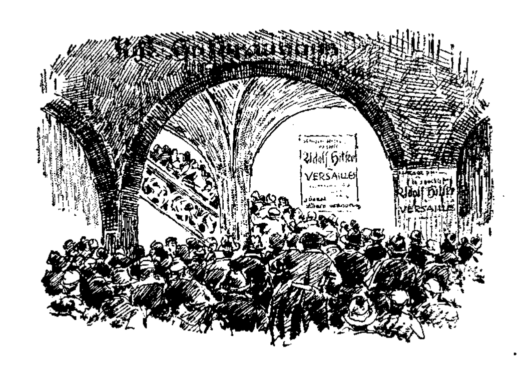
Sie wiegen sinnend die Köpfe. Einer meinte: „Wenn der Jud' getauft ist, ist er keiner mehr, sagt unser Pfarrer. Das ist dann grad so gut ein Christ wie wir." Da ging Martin auf: „So? Ist er dann aus seiner Haut gefahren in eine andere? Tauf einen Juden, so oft du willst, den Synagogenschlüssel hat er trotzdem im Gesicht. So wenig wie aus einer Kartoffel ein Apfel wird, kann aus einem Juden ein Deutscher werden. Und in Deutschland sollen doch nur Deutsche was zu reden haben. Das tät' euch sicher nicht passen, wenn morgen ein Italiener oder ein Spanier käme und regieren möchte, ein Jude, der noch fremder ist, kann's wohl ruhig? Wer einen Immenstock hat, setzt auch keine Hornis als Königin drein. Im Staat denkt sich keiner was, wenn der Wolf zum Leithammel gemacht wird, wenn er nur einen Schafpelz umhat."

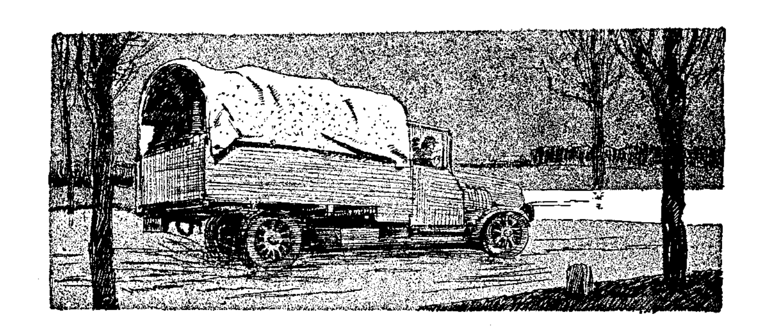
„Eine Monarchie wäre halt wieder recht, dann wäre es gleich wieder besser!" behauptete einer, der seither still zugehört hatte. Martin stupfte Krafft: „Red!" Hans bemerkte, daß sie alle von ihm erwarteten, er werde nun einen Lobgesang auf die gute alte Zeit vor dem Kriege halten, als er begann: „Wenn einer von euch schwerkrank ist, läßt er einen Arzt holen. Wenn der Kranke nun sagen tät', nein, ich will keinen Arzt, zieht mir nur mein schönes Gewand an, in dem ich alleweil gesund war, dann muß ich auch wieder gesund werden — da lacht ihr! Aber so ein Schwerkranker ist unser Volk, und krank ist es schon gewesen, von den schlechten Bazillen verseucht, wie noch die Monarchie war. Ein Arzt muß her, jawohl, aber einer, der was versteht. Kein Kurpfuscher, der dem kranken Volk das schöne Gewand der Monarchie anziehen möchte als Sympathiemittel, denn in diesem Pelz sind auch schon die Judenläuse drinnen."

„Weißt du einen Arzt, den wir brauchen, einen politischen?" fragte einer, und Krafft sagte: „Ja, ich weiß einen! Vor einiger Zeit war ich in München, da habe ich ihn reden hören, wie er die Diagnose unserer Krankheit gestellt hat, und wie er ein Rezept erklärt hat, das helfen wird. Vieles von dem, was ihr heute von mir gehört habt, weiß ich von ihm. Aber das beste ist, daß man zu diesem Arzt sofort Vertrauen fassen muß, so heilig ernst nimmt er

seine Aufgabe, und so hoffnungsfroh kann er einen machen. Man fängt gleich das Glauben ans Gesundwerden an, wenn man ihn sieht, und das hilft meistens besser als Tropfen und Arzneien. Er ist ein ganz einfacher Mann, ein Gefreiter war er im Krieg, und das gefällt mir ganz besonders an ihm deswegen, weil er die Not des Volkes kennen muß, wenn er selber zutiefst herauskommt aus ihr."

„Wie heißt er denn?" fragte einer, und Krafft erwiderte: „Hitler heißt er!" „Hitler? Hat man noch nichts gehört davon." „Von dem werdet ihr noch viel hören, scheint mir." „Was hat er denn schon hinter sich an Leuten?" „Der hat das Beste hinter sich, was wir noch besitzen, das gute deutsche Blut!"





Waffen!

Im März waren alle Zeitungen voll von Aufrufen an die Oberschlesier, daß sie zur Abstimmung in ihre Heimat fahren sollten. Scharen polnischer Banditen fluteten über die Grenze, um Oberschlesien schon vorher von Deutschland mit Gewalt loszureißen. Ein schutzloses Grenzvolk schrie, zu Tode gemartert, um Hilfe ins Mutterland. Die alten Landsknechte krallten die Faust wieder einmal um den Schießprügel, und junge Burschen, denen das Herz sich zusammenkrampfte vor Schmach und Zorn, liefen von den Schulen und Werkstätten davon nach Oberschlesien zu den Freikorps. Da die feindlichen Entwaffnungskommissionen eifrig in Deutschland herumschnüffelten nach versteckten Waffen, konnten sich die Freiwilligen nur auf Schleichwegen damit versorgen. Wie es die Bayern vom Freikorps „Oberland" machten, die in Rucksäcken und Handkoffern zerlegte Maschinengewehre als Handgepäck und in die Einzelbestandteile auseinandergenommene Geschütze als Passagiergut mitnahmen und einmal mit einem Kanonenrohr „Gewehrüber" machten.

Die Regierung in Berlin hatte zwar viel von Niemalsdulden einer Losreißung deutschen Bodens vom Reich gesprochen, aber stärker als solche Phrasen bei Demonstrationen in den weit vom Schuß gelegenen Städten war

ihre Ohnmacht vor dem Feindbund. Und noch stärker die heimliche Angst vor einer nationalen Besinnung des deutschen Volkes. Die Roten brüllten, wie immer, wenn Deutsche zu den Waffen griffen, um ihre Heimat zu verteidigen, daß dadurch die Republik bedroht sei. Mit einer deutlichen Wendung nach Frankreich hinüber sprachen sie von einer Bedrohung des europäischen Friedens durch die paar tausend Mann, die in Oberschlesien standen. Worauf die Franzosen mit Entrüstung von sich wiesen, als ob sie parteiisch für Polen einträten, aber in Deutschland rege sich bereits wieder der Revanchegedanke, und Europa könne nur einen wahren, dauernden Frieden erhalten, wenn das letzte Gewehr in Deutschland vernichtet sei.

So wäscht eine Hand die andere im zufriedenen Schmunzeln der Feinde innen und außen. Wie soll das Ausland zu uns Vertrauen gewinnen, wenn immer wieder der Geist des Mordens und Kriegführens aufsteht. Kann man den Franzosen verdenken, wenn sie, mißtrauisch geworden, sich nicht an die eigene Abrüstung herantrauen? Zur Sicherheit Europas sogar aufrüsten — und wie!

Bloß weil die bösen Deutschen mit ihrer Handvoll Soldaten immer noch die Welt bedrohen. Es scheint, als wäre ganz Frankreich hysterisch vor Angst wie eine alte Jungfer, die unter jedem Bett einen Räuber sucht. Und der Stiefelleckereien sind kein Ende vor dem lieben Erbfeind, der doch nur unser Bestes meint. Erlöst atmen die Verderber Deutschlands auf, die Gefahr einer nationalen Einigung des Volkes scheint wieder rechtzeitig gebannt.

Wie die Kämpfe in Oberschlesien begannen und die Polen fast ganz Oberschlesien schon besetzt hatten, besuchte Martin einmal Hans Krafft in seinem Büro, und sie sprachen davon, daß sie eigentlich jetzt alles liegen und stehen lassen sollten und nach Oberschlesien müßten. Nach längerem Hin und Her sagt Krafft: „Und doch gehe ich nicht, denn die Regierung will ja gar nicht, daß Deutschland beisammenbleibt. Jetzt reden sie mit vaterländischen Sprüchen die jungen Herzen in Aufruhr und dann streuen sie den Schwefel der Vernunftsbeschwörung hinein. Es ist schade um jeden Tropfen Blut, der noch für so ein Seelenmördersystem verspritzt wird. Erst muß das weg! Das allein ist heute wichtig. Denn

nicht nur Oberschlesien geht verloren, sondern nacheinander ganz Deutschland. Richtiger wäre, statt nach Schlesien, nach Berlin zu marschieren, dort kann Deutschland noch gerettet werden. Aber da müßte das ganze gute Blut antreten, nicht nur einige tausend Freiwillige."

„Du hast recht", entgegnete Martin, „es ist wieder der gleiche Schwindel wie vor zwei Jahren. Rettet die Heimat! Und dann einen Tritt in den Arsch. Fort mit euch, ihr bringt das Land in Gefahr. Die Franzosen schimpfen so schon über euch und die roten Volksgenossen noch besser. Macht keine Scherereien, geht auseinander, sonst muß der Staat einschreiten — gegen die, die er zuerst geholt hat in seiner Angst und Not. — Das verstehe ich und verstehst du. Aber die andern alle noch nicht. Die sehen jetzt bloß die deutsche Not da drüben im Osten, und daß hier geholfen werden muß. Von unserem Gau ist ein ganzer Haufen fort. Und vor ein paar Tagen sind einige wieder zurückgekommen, weil sie drüben nicht genug Waffen finden. Die wollen sie jetzt bei uns holen. Und da verlassen sie sich auf uns daheim, daß wir ihnen helfen dabei."

Krafft horchte auf und sagte dann: „Du hast dich schon eingelassen mit ihnen?" „Ja!" gestand Martin etwas kleinlaut, „wir sind schon ein Stück weiter. Ich hab' doch nicht auskönnen, der nationalste Mann im Ort. Ich stünde wie ein Feigling da, wenn ich mich drücken wollte." „Denkst du vielleicht, ich — —", fragte Krafft, und wie der Martin nickte, sagte er schroff: „Meine Meinung kennst du ja!" Doch Martin entgegnete: „Das verstehen die Freiwilligen aber nicht, Hans! Die sagen enttäuscht: Daheim lassen sie uns im Stich, und kommen dann völlig verbittert zurück. Laß ihnen doch die Enttäuschung nicht von uns kommen, sondern von denen, die uns auch einmal enttäuscht haben. Das macht sie schneller hell als viel Herumreden jetzt. Und das treibt sie nachher in unsere Arme, wenn wir sie ihnen jetzt auch nicht verschließen."

Abwägend sah er Krafft an, der schmunzelnd überlegte und dann gestehen mußte: „Du bist ein ganz geriebener Politiker, Martin, du treibst einen richtig ins Garn." „Man lernt von den andern. Tust also mit?" „Was soll ich tun?"

Höchst zufrieden rammelte sich der Martin über den

Zeichentisch, faltete eine Karte der Umgebung auseinander und erklärte eine regelrechte verkappte Waffenschiebung. „Also, hör zu! Von überall her habe ich an die dreihundert Gewehre und ein halbes Dutzend Maschinengewehre zusammengebracht samt Munition und sonstigem Kram. Das gibt schon über einen Waggon." „Du wirst doch nicht?" wollte Krafft unterbrechen, aber Martin meinte beschwichtigend: „Nur langsam! Ich habe nämlich seit ein paar Tagen einen Holzhandel angefangen wie ein richtiger Schieber." „Du machst dich!" lachte Krafft, und Martin lachte dagegen: „Die Geschichte muß doch nach was aussehen, Holzhandel en gros, mit kleinen Sachen gibt sich unsereiner doch gar nicht ab. Also, da hat ein Herr Meier, Grubendirektor in Oberschlesien, bei mir eine Lieferung Grubenholz in Auftrag gegeben. Und — stets gerne zu Ihren Diensten — Ihr ergebener Martin — der liefert prompt drei Waggons. Aus Versehen sind da unterm Holz Waffen versteckt, worüber man aber an der Empfangsstation gar nicht empört ist." „Du Erzgauner!" mußte Krafft lachen, aber Martin ließ sich durch das Lob nicht beirren. „Jetzt soll noch die Hauptsache dazu, zwei Geschütze mit Granaten und eine Feldküche. Schau, da in diesem Nest bei dem kleinen Kreis steht das ganze Zeug in einer Scheune versteckt seit der Demobilmachung. Das Herausholen ist aber nicht so einfach. Für einen Transport zu Roß ist die Entfernung zu weit, da schnappt die Gendarmerie uns ab. Das wäre auch zu auffallend, denn das Zeug macht zuviel Lärm. Wir brauchen ein Auto mit Anhänger dazu und völlig fremde Leute, die im Falle des Falles kein Mensch im Ort kennt."

„Da meinst du mich? Ich weiß aber kein Lastauto für so einen Transport." „Der Paul hat doch eines im Geschäft, ein ganz neues Modell, da ginge alles auf einmal drauf. Rede einmal mit ihm." „Das kannst doch gleich selber!" „Versteh mich recht. Den Paul krieg' ich nicht, wenn du nicht dabei bist, und ich selber darf mich nicht sehen lassen."

„Hm — wann soll das steigen?" „Sobald als möglich, morgen abend schon, denke ich." „Das ist zu früh." „Spätestens übermorgen dann. Ich habe die drei Waggons schon bestellt und das Holz anfahren lassen. Du telegraphierst mir

einfach: ‚Brauche Schnittholz für Bau. Erwarte mich morgen.‘ Dann weiß ich, daß du am Abend drauf die Sachen bringst und richte mich danach. Wird es nichts, dann telegraphierst du: ‚Auftrag gescheitert, Holzkauf rückgängig.‘ Aber nur, wenn was ganz Unüberwindliches dazwischenkommt.“

„Schön! Wer hilft beim Aufladen?“ „Ich schicke zwei Mann bis an diese Brücke hier, die zeigen dir das Gehöft und helfen euch. Die sind schon abgerichtet, sind zwei Zimmerleute von mir, und der Bauer hilft auch. Kennwort: Was wollt ihr eigentlich? — Das kannst zu jedem sagen, der dich anhält. Antwort: Wir warten auf jemand.“

„Gut! Ich will mit Paul reden“, sagte Krafft. „Deine Leute wissen, wohin es geht?“ „Pfeilgrad zu mir. Ich warte ab zehn Uhr vor unserer Ortschaft an der Straße. Kennwort ist dasselbe. Ich richte eine Metzelsuppe her für euch.“ „Also, wir werden das Kind schon schaukeln“, lachte Krafft, worauf Martin sich mit dem alten Freikorpsspruch verabschiedete: „Ach, wenn das der Ebert wüßte!“

Mit Paul sprach Krafft noch am selben Abend und zog auch Höllein hinzu, daß es ihren vereinten Überredungskünsten gelang, Paul wirklich in das kitzlige Abenteuer einzuwickeln. Erst hatte er ganz bestimmt abgelehnt: „Undenkbar! Wenn unser neuer Lastwagen erkannt würde!“ „Das ist ja das, was wir brauchen, dahinter vermutet kein Mensch was Verdächtiges.“ „Führerschein habe ich auch nicht für Lastwagen.“ „Dann langt es gleich richtig fürs Kittchen“, lachte Höllein, „stell dir vor, wir drei beim Besenbinden oder beim Stranitzenpappen. Wir müssen schon mit Gewalt einen Fehler machen, sonst werden wir nicht einmal erwischt.“ „So siehste aus! Aber wie sag' ich's meinem Kinde? Mein alter Herr hütet den neuen Wagen wie seinen Augapfel.“ „Versteht er denn was davon?“ „Ach woher denn!“ „Ich versteh' zwar auch nichts, aber ich werde ihm eine kleine Probefahrt abschwindeln, ich komme morgen zufällig nach Feierabend bei dir vorbei. Und nun keine Widerrede mehr, deine Braut wartet!“ „Woher weißt du —?“ „Höllein weiß alles! Du guckst ja fortwährend hinüber und kannst schon nimmer ruhig sitzenbleiben. Willst

du uns nicht bekannt machen?" „Pst! Das ist noch geheim!" „Wie unsere Sache morgen! Viel Vergnügen, Paul!"

Wie der Höllein am Abend hernach im Büro bei Paul senior und junior saß, da kam er auf den Augapfel zu sprechen: „Ein fabelhafter Wagen, Herr Paul!" „Braucht man schon, Herr Höllein! Die Konkurrenz zwingt dazu." „Hat sicher allerhand Moneten verschluckt!" „O ja!" „Nur jetzt am Anfang, wo er noch neu ist, den Motor ganz peinlich pflegen, dann hält er länger her. Wenn ich mir als Autokenner — ich habe selbst alle Führerscheine gemacht — eine Bemerkung erlauben darf. Ich habe heute den Wagen fahren sehen, unsereiner hat das gleich im Ohr, wenn da was nicht stimmt. Und ich meine —." „Ist was nicht in Ordnung?" frägt Paul senior bestürzt. „Eine Kleinigkeit nur. Aber Kleinigkeiten werden zu gerne übersehen. Übrigens müßte das Ihr Herr Sohn auch kennen." Und Höllein drehte sich frech zum jungen Paul hin, der verlegen stammelte: „Mir kam zwar auch was nicht ganz richtig vor — wo ist denn der Garagenschlüssel, ich werde nachsehen." „Nachsehen? Du bist gut. Recht viel scheinst du nicht zu verstehen von einem Motor", meinte der Höllein geringschätzig. „Wenn Sie gestatten, Herr Paul, man müßte eine kleine vorsichtige Probefahrt machen, vielleicht ist irgendwas ganz Nebensächliches locker geworden, zur Beruhigung, ehe ein größerer Fehler daraus wird. Wäre doch schade, man weiß ja, wie die Fahrer sind, die sitzen ja auf den Ohren, und denken, wenn's nur Feierabend ist." „Es wäre sehr liebenswürdig, Herr Höllein, diese Aufmerksamkeit —." „Ach, wissen Sie, das ist wie bei einem Pferd, als Sportsmann kann man gar nicht zusehen, wenn etwas leichtfertig übersehen wird in der Behandlung. Wir sind bald wieder zurück, Herr Paul." Beim Ausfahren brachte Paul einige prachtvolle Fehlzündungen zustande, damit der Alte hörte, daß wirklich etwas nicht in Ordnung war.

„Wie habe ich das wieder gemacht!" lachte Höllein vergnügt, als Krafft sich vergnügt in den Führersitz quetschte. „Aber los jetzt!"

Es regnete in Strömen auf der Landstraße, ein richtiges Schmugglerwetter. „Ich meine fast, ich bin wieder an der Front", sagte Paul, „jetzt freut es mich sogar, daß ich dabei

bin." „Und wem verdankst du das? Einzig und allein der Sozialdemokratie!" Sie lachten über Hölleins Zitierung eines sozialdemokratischen Plakats, das zur Zeit gerade angeschlagen war.

„Habt ihr die Verkündigung der Belohnungen gelesen für Herbeischaffung oder Angabe versteckter Waffen?" fragte Krafft. „Nein!" „Da hat die Regierung einen regelrechten Tarif aufgestellt, was pro Gewehr, Maschinengewehr, Geschütz, Fernsprecher, Munition usw. als Belohnung für den Verrat vergütet wird." „Pfui Teufel!" sagte Höllein und spuckte aus. Paul meinte: „Sie wird wohl gezwungen sein." „Gezwungen?" fuhr es Krafft heraus, „nein! Sie will den Franzosen ihre Bereitwilligkeit zur Entwaffnung geradezu hündisch zeigen, und mir scheint, daß sie insgeheim sehr froh ist über die Entwaffnung. Es könnten doch noch einmal Gewehre losgehen, aber dann nicht von den Roten." „Charakteristisch ist das! Die heutige Politik ist eine Dirne, die sich dem preisgibt, der am besten bezahlt, habe ich wo gelesen. Ist das nicht treffend?" sagte Paul. „Und da wedeln sie mit der neuen schwarzrotsenftenen Fahne darüber. Tut mir eigentlich leid, das Tuch, daß es gleich so beschissen wird." „Nur gut, daß sie dazu ein anderes genommen haben, nicht das alte", sagte Krafft und rief dann zu Paul hin: „Bei der nächsten Gabelung rechts!" Nach einigen Minuten sahen sie das Geländer der Brücke und zwei Mann dabei. Langsam hielt Paul, und eine der Gestalten im Regenmantel kam hastig an den Schlag und sagte: „Wir suchen jemand!"

„Was wollt ihr eigentlich?" entgegnete Krafft. Da beugte sich der Fremde in den Schlag herein und keuchte raunend: „Umkehren! Es ist alles verraten! Die Gendarmerie ist im Ort." „Du bist wohl besoffen? Die Gendarmerie?" Da kam auch der zweite von der Brücke her und sagte: „Sie haben schon nach der Landespolizei telephoniert und warten jetzt darauf." „Wo ist das Haus?" „Gleich das erste links." „Sind dort die Gendarmen?" „Nein, beim Bürgermeister." „Wissen sie etwas davon, daß wir kommen?" „Ich glaube nicht, der Bauer hat es selber nicht gewiß gewußt, erst, wie wir gekommen sind. Dann hat er uns gesagt, daß ein Zwangsmieter, der bei ihm wohnt, heute nachmittag ihn

beobachtet hat, wie er die Waffen aufgedeckt und das Stroh weg hat. Eine Stunde darauf war er mit der Gendarmerie da, also hat der's verpfiffen." „Ist ja lieblich!" zischte der Höllein, „unsere ganze schöne Angst umsonst." „Wie heißt der Bauer?" fragte Krafft. „Hopfner heißt er." „Geht hinterdrein, wir fahren einmal hin." „Nein, um Gottes willen, wenn ihr gesehen werdet." „Wir fragen nur nach dem Weg, wenn jemand dazukommt. Aber zur Vorsicht die Seitenteile herunterklappen, daß man die Firma und die Nummer nicht sieht."

Vorsichtig fuhren sie in den Ort, der schon in tiefem Schlummer lag. Ein Personenauto überholte sie mit brüllendem Motor, und Paul hängte sich geschwind dahinter und lachte, als sie so unbemerkt an den Hof herankamen. Höllein erkundete und winkte, er solle an der seitab stehenden Scheune anfahren. Paul tat es kunstgerecht und machte das Licht aus. Im Hof bellte ein Hund, sonst schien niemand bemerkt zu haben, daß ein Lastwagen angefahren war. Dann tuschelten sie eine Weile, ehe sie laut in das Haus traten und Krafft mit dem staunenden Bauern unter der Türe zusammenprallte. „Sind Sie der Hopfner?" „Ja, der bin ich!" „Wir sind Zivilkommando der Reichswehr. Sie haben Waffen versteckt, Herr Hopfner, zwei Geschütze, eine Feldküche, über hundert Granaten und sonst noch allerhand." Dabei tat Krafft so, als lese er das von einem Bogen ab, den er aus der Tasche gezogen hatte. Der Hopfner schien fassungslos.

„Wo sind die Sachen?" fragte Krafft drohend. „Ich muß Sie schon darauf hinweisen, uns nichts zu verheimlichen, denn morgen kommt noch die Gendarmerie zum Nachsuchen."

„Ich — ich habe die Sachen von der Demobilmachung her, da sind sie bei mir eingestellt und stehengelassen worden. Ich möcht' schon bitten, indem daß ich selber Soldat war und mir nichts Schlechtes dabei ..."

„Halten Sie uns nicht auf. Und sind Sie froh, daß die Reichswehr und nicht die Polizei gekommen ist, die hätte Sie gleich mitgenommen. Ich muß meine Pflicht tun, Befehl ist Befehl, Herr Hopfner!" „Ich bin ja bei der Einwohnerwehr und der Herr Lehrer hat —." „Das gilt hier nichts, los, wir wollen auch wieder heim! Aber wenn Sie

keine Geschichten machen, werde ich den Bericht über Sie so abfassen, daß Sie möglichst straffrei ausgehen." „Ich möcht' schon drum bitten, indem daß ich selber im Feld war." „Ich auch, Hopfner, schon aus Kameradschaft möchte ich nicht, daß wir Schwierigkeiten kriegen." „Nein, Herr Leutnant!"

Höllein erfaßte die Situation wieder einmal richtig, knallte die Stiefel zusammen und fragte: „Sollen wir anfangen, Herr Oberleutnant?" Weshalb der Hopfner um Entschuldigung bat, er hätte das natürlich am Zivil nicht sehen können, daß der Herr ein Oberleutnant sei. Er holte seine Pferde mit dem Knecht und zeigte, wie er sich gedacht hatte, daß man aufladen könnte. Es war schon alles hergerichtet, Hölzer und Bohlen gelegt, und das Verladen klappte, daß bald das erste Geschütz auf dem Kasten stand. Die zwei Helfer Martins standen auf der Straße Posten.

In einer halben Stunde war der letzte Geschoßkorb zwischen die Räder der Protzen gesteckt, die Plandecke darüber gespannt und die Feldküche hinten angehängt. „Fertig?" fragte Krafft. „Zu Befehl, Herr Oberleutnant!" „Ausfahren! Am Ortseingang auf mich warten! Die zwei Mann gehen mit mir!"

Dann fragte Krafft den Hopfner: „Wie heißt der Mann, der die Waffen gemeldet hat?" „Siebentritt, Herr Oberleutnant!" „Ganz recht, wo ist der?" „Der ist jetzt nicht daheim, aber sicher im Wirtshaus." „Wo ist das?" „Ich zeige es Ihnen." „Sie brauchen nicht mit hingehen, aber — haben Sie keine alten Peitschen, Hopfner, um die es nicht schade ist. Sie verstehen mich doch als Soldat?" Da schoß dem Bauern das Feuer in die Augen: „Da ist mir um die neuen nicht leid, Herr Oberleutnant, die ziehen besser!" Wie er sie brachte, lachte er und meinte: „Jetzt das hätt' ich mir nicht träumen lassen. Aber wart, du Lump!" Im Gehen erzählte er noch: „Wissen S', Herr Oberleutnant, ich darf ja nichts machen, wenn man so einen Lumpen im Haus haben muß." „Na, vielleicht bringen Sie ihn jetzt los", lachte Krafft leise. „Er ist der Anführer von den Roten in unserer Ziegelei, eine richtige Landplage für uns Bauern. — Und dort, wo das Licht herscheint, ist das Wirtshaus!"

Krafft flüsterte mit seinen zwei Begleitern und trat dann in die Wirtschaft. Da saß ein Tisch voll halbbesoffener Kerle, denen er nicht allein im Dunkeln begegnen möchte. „Guten Abend!“ sagte er freundlich, „ist hier ein Herr Siebentritt?“ „Ja, was wollen S' denn?“ fragte einer und erhob sich langsam. „Ich komme auf Ihre Meldung hin. Wollen Sie so freundlich sein und einen Augenblick mit hinauskommen.“ „Ach so, gern! Aber mit Vergnügen! Seid ihr denn schon da?“ „Alles schon verladen, Herr Siebentritt!“

„Das ist aber rasch — — was ist denn? — was — — au — auuu — uuu — auahauuu — Hilfe — Hil — ohohohouu ——.“ Dann röchelte Herr Siebentritt nur noch am Boden, und seine Genossen, die herausstürzten, aber erst vorsichtig hinter der Türe lurten, ob die Luft schon rein sei, waren käsweiß vor Überraschung, daß sogar einer ungehindert sagen konnte: „Ja, das hätt' er halt nicht tun sollen. Da kennen die keinen Spaß.“

Wie Krafft beim Hof des Hopfnerbauern vorbeikam, stand der Bauer unter der Türe und grinste: „Der wird sich's merken, Herr Oberleutnant.“ Aber dann riß er das Maul voll Staunen auf, als Krafft sagte: „Hopfner, ich bin gar kein Oberleutnant, wir sind auch keine Reichswehr, sondern die Richtigen, Heil!“ „Jetzt, so ein frecher Kerl!“ lachte der Hopfner übers ganze Gesicht, wie er ihm nachsah und kopfschüttelnd ins Haus ging. Es freute ihn doch, daß er so schön ausgeschmiert worden ist, und er meinte kopfnickend: „Solche bräuchten wir halt tausendweis', aber dann...!“

Der Höllein und der Paul lachen, daß man es schon von weitem hört, und die zwei Zimmerleute erzählen geschwind, wie sie draufgeschlagen haben. Doch Krafft drängte: „'rauf auf die Trittbretter! Dahinten kommt was. Zweimal Scheinwerfer, hoffentlich ist's nicht schon die Lapo. Los, Paul! Gas!“ Da vergeht ihnen das Lachen gleich wieder. „Zweimal links, wir müssen erst durch das Kaff durch!“ sagt einer der Zimmerleute.

Beim ersten Einbiegen sehen sie, daß es gelingen kann, die Hauptstraße mit Vorsprung zu gewinnen. Beim

zweitenmal schätzen sie auf dreihundert Meter Vorsprung. „Los jetzt! Gas! Gas!" brüllt Krafft, und Paul haut wirklich in einem Fetzentempo los. Hinten werden Signale gegeben, daß sie nun todsicher wissen, es ist die Lapo. „'raus, was 'rausgeht! Wenn nur die Feldküche hinten nicht umfällt!"

Licht blinkt auf in den Häusern. Ein Gendarm steht plötzlich mitten in der Straße und winkt: Halten! „Nur drauf!" brüllt Krafft. Paul beißt die Zähne zusammen, drückt aufs Boschhorn — tööt — tötööt — und klammert sich ans Steuerrad. „Drauf! Drauf!" brüllen Krafft und Höllein, und — da springt der Gendarm vor dem rasenden Wagen zur Seite, daß sie grimmig auflachen müssen.

Und nun hinein in die Nacht. Horch! Der Gendarm schießt ihnen pro forma ein wenig nach. Macht nichts! Sie lachen nur, denn jetzt müssen sie Abstand gewinnen. Die Lapo muß doch erst anhalten und umfragen. Allerdings nicht lange, der Gendarm müßte blind gewesen sein, wenn er die Feldküche nicht gesehen hätte. Schon gleißen hinter ihnen die Scheinwerfer wieder durch den Regen. Sie werden verfolgt.

„Machen wir das Rennen?" fragt Krafft. „Eine Weile noch. Wir haben sehr schwer geladen, und den neuen Motor darf ich nicht zu stark überlasten, sonst streikt er schließlich." Die auf den Trittbrettern stehenden Zimmerleute sagen zwar, daß der Abstand immer größer wird, und der neben Krafft meint schon siegesgewiß: „In der nächsten Ortschaft rechts ab!" Krafft studiert die Karte, und da kommt ihm ein Gedanke: „Du, Paul!" „Was?" „Wir biegen nicht ab." „Und?" „Da kommt dann Wald, da biegen wir in einen Seitenweg ein, machen Licht aus und lassen die Lapo vorbeisausen. Dann umkehren auf den richtigen Weg." „Mir soll's recht sein, aber du mußt den Wagen dann aus dem Dreck ziehen. Wir haben allerhand Zentner Eisen droben." „Ach! Wer lang fragt, geht weit irr!" „Schön, dein Wille geschehe."

Häuser fliegen vorbei, und bald umfängt sie dunkler Wald, durch den es bergab und bergauf geht. Von den Verfolgern sieht man noch nichts. „Langsam, da ist ein

Seitenweg, verflucht schmal, aber das ist gerade recht. Fahr ein! Es geht schon, nur zu!“ Paul schwitzt zwar mit gesträubten Haaren bei dem Manöver und wartet jeden Augenblick darauf, einzusinken, stößt aber durch die schwankenden Fichten den Wagen kunstgerecht in den Weg hinein. Licht aus! Zwei Bäume vor der Feldküche in den Weg einbiegen, die Gläser der Lampen mit den Mänteln verhängt, daß sie nicht blinken — und warten. Im Ort hört man schon das Signal. Und jetzt blitzen die Scheinwerfer auf. Schnell die Einfahrtsspur mit den Füßen verwischt. „Alles in Deckung! Die sausen glatt vorbei!“ kichert Höllein vergnügt, aber es gibt ihm keiner Antwort. Sie starren alle hinter den Bäumen hervor in das näher rasende Licht. Nur gut, daß es so regnet.

Die Lapo fixierte scharf die Abzweigungen der Straße, aber der Seitenweg in den Wald ist ihrer Betrachtung nicht wert. Sie sitzen verdrossen, mit umgehängten Zeltbahnen im offenen Kasten, und der lästige Regen rinnt ihnen vom Tschako über das Gesicht. Der Leutnant weiß, daß auf diesem schmalen Weg kein Wagen weiterkommt, weil er gleich in eine alte Kiesgrube mündet der Karte nach, und zudem müßte er ja schon beim Einfahren umkippen. Er ist ja Fachmann in solchen Dingen. Die bang klopfenden Herzen hinter dem Fichtendickicht kann er ja bei dem Wagengerassel nicht hören, wie er dran vorbeifährt.

„Na, was habe ich gesagt!“ lacht aufatmend Krafft, und Höllein kann sich nicht enthalten, der Lapo eine Kußhand nachzuschicken mit dem schwermütigen Gesang: „Fahr wohl, mein teures Lieb!“ Dann rechnet Krafft ihnen beim Umrangieren vor, daß bis zur nächsten Ortschaft vier Kilometer sind, und bis die Lapo dort erfährt, daß sie nicht angekommen sind und umkehrt, haben sie acht Kilometer Vorsprung. Da soll die Lapo suchen, wo sowieso eine Kreuzung nach der anderen bald kommen muß.

Der Ort war wieder in Schlaf versunken, als sie durchrasten und auf die richtige Straße einlenkten. Und so war es in noch vier Ortschaften, nur in der fünften stand jemand bei den ersten Häusern und trat auf sie zu mit der Frage: „Was wollt ihr eigentlich?“ „Eine Metzelsuppe!“

lachte Krafft den Martin an und erzählte überglücklich das gelungene Abenteuer.

„Zum Bahnhof!" kommandierte der Martin, daß Paul ihn anfuhr: „Bist du verrückt?" „Oh, das machen wir in aller Öffentlichkeit ab, ist so außer uns keine Sau mehr wach." „Aber der Bahnmeister?" „Der sitzt bei mir daheim an der Metzelsuppe. Schickt euch nur, daß er euch nicht alles wegfrißt!"

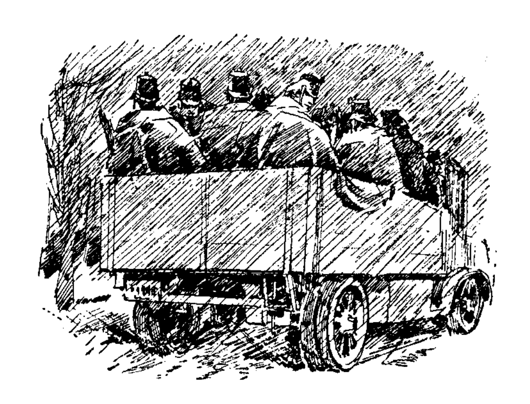
Beim Einhauen in Kraut und Wurst fragte Krafft den grauen Bahnmeister: „Wie kommen denn Sie in diese Verschwörung?" „Ich? Sehr einfach! Mein Bub ist durchgebrannt nach Oberschlesien, und da muß ich ihm doch jetzt was zum Schießen schicken." „Daß aber nichts aufkommt?" „Ich weiß doch von nichts. Der Herr Martin verladet Holz, und ich fertige es morgen früh ab. Wie da was anderes drunter gekommen sein kann, weiß ich doch nicht. Ich habe doch nicht zugeschaut." Da mußten sie über den Alten lachen.

„Aber in Sachsen, da wird's was haben", erzählte der Bahnmeister weiter. „Alles, was aus Bayern kommt, wird dort droben von den roten Eisenbahnern nach Waffen durchgeschnüffelt, wenn es nach Schlesien deklariert ist. Deswegen lassen wir das Holz erst nach Halle laufen, dann ist es unverdächtig, denn aus dem roten Halle darf es schon kommen, nur nicht aus Bayern. Mein Lausbub macht das schon, der bringt's schon durch und verdient noch was am Holz." „Fällt es nicht auf im Ort?" „Woher denn! Der Martin muß doch seine Waggons fertig machen zum Frühzug, sonst muß er doch sechshundert Mark Standgeld für einen versäumten Tag zahlen, das versteht jeder, daß man da nachts noch arbeitet."

„Herrgott, was könnte man nur mit dem guten Willen der Leute doch alles anfangen!" sagte Krafft, und der alte Bahnmeister nickte: „Ja, da haben S' recht. Aber das wird heutzutage ja bestraft, wenn einer einen guten Willen hat."

Sie sind dann in der behaglichen Wärme eingeschlafen und waren höchst verwundert, als Martin sie weckte: „Zeit ist's, ihr müßt wieder heim. Und unsern Respekt, das Beste habt ihr geschafft!"

Um vier Uhr morgens kamen sie todmüde nach Hause, und Paul sagte beim Abschied zum Höllein: „Schön war's, aber wie sag' ich's meinem Kinde?“ „Verlaß dich auf mich, ich erzähle deinem Alten von einer Riesenpanne, die du gehabt hast, und wenn ich nicht gewesen wäre —.“ Aber da mußte der Höllein beiseite springen, weil der Paul höchstselbst den Wagen zu waschen begann und ganz übersehen hatte, daß der Höllein noch nicht fort war.





Feme?

Herr Siebentritt geht an den schönen Nachmittagen zu seiner Erholung spazieren. Er ist jetzt zu seinem Leidwesen schon aus dem Krankenhaus entlassen, aber noch nicht arbeitsfähig, denn er gedenkt die segensreiche Einrichtung der Krankenkasse einmal ordentlich auszunützen für seine werte Person. Er wartet nur noch auf den Abruf in ein Arbeitererholungsheim, wo er sich einmal richtig zu pelzen gedenkt mit dem Vorwand eines Herzdefektes, der ihm bei dem grausamen Überfall zugestoßen sei. Die Partei sorgt schon für den Märtyrer ihrer Weltanschauung, er braucht nur den Wisch vorweisen, den ihm ein bekannter Bonze ausgestellt hat, worin er den bewährten Genossen Siebentritt, das Opfer nationaler Banditen, der besonderen Berücksichtigung seitens der Genossen in den verschiedenen Ämtern empfiehlt. Vor einigen Tagen war Siebentritt sogar bei einem Genossen Stadtrat und träumt seitdem von einer wohlbestallten Versorgung im städtischen Dienst. Der Genosse Stadtrat gedenkt ihn mit einiger Virtuosität als Revolutionsopfer unter die Schwerkriegsbeschädigten einzureihen. Dann ist man der Lösung seiner sozialen Frage schon ein Stück näher gerückt, nicht wahr, Siebentrittchen! Eine Wohnung hat er auch in der Stadt bei einer Kriegerswitwe, mit der er in freier Liebe zusammenhaust. Früher hat man Konkubinat dazu gesagt, aber er spielt nach außen nur den

Zimmerherrn, und was hinter der Tür geschieht, geht niemand was an. Es soll zwar ein Kind mehr zu den drei bisherigen der Witwe auf dem Weg sein. Ob aber Siebentritt der Vater ist, weiß man nicht recht, denn ab und zu scheint auch die Witwe der freien Liebe zu huldigen, wie die Nachbarn, ohne neugierig sein zu brauchen, an den von Zeit zu Zeit fälligen Prügeleien und dem verschwenderischen Aufwand der diesen Umständen angemessenen Koseworte vernehmen können. Man hört dann, daß währenddessen ein Poltergeist herumspukt, und sieht dann am andern Tag, wie ein Abzahlungsgeschäft neue Einrichtungsgegenstände liefert.

Warum soll die Witwe heiraten, sie würde nur dadurch ihre nette Kriegsrente einbüßen, und für das neue Kleine sorgt schon der Vater Staat mit Wohlfahrts- und anderen sozialen Fürsorgeeinrichtungen, man muß nur entsprechend auftreten an den Schaltern. Und warum soll Siebentritt drei fremde Kinder anheiraten? Die Internationale erkämpft das Menschenrecht! Er hat jetzt lange genug gekämpft und sogar für seine Überzeugung gelitten, nun will er endlich sein Recht genießen.

Voll Behagen bleibt er unterm Spaziergang stehen und sieht zu, wie an der Beamtenkolonie gebaut wird. Wie die schwer geplagten Stein- und Mörtelträger die Laufbrücken hinauf- und hinabsteigen an den Gerüsten, wie die Maurer hämmern und kellen und die Zimmerleute „Holz her“ und „Holz hin“ rufen beim Balkenrücken. So ein Palier oder Bauführer hat es doch schön, den ganzen Tag zusehen zu dürfen, wie andere sich abschuften. Nebenan ist schon eine ganze Reihe blinkend sauberer Häuser fertig, alles nigelnagelneu, duftend von Farbe und Sauberkeit. Da können nur die Besseren wohnen, die Menschen, die beim „Arbeiten“ saubere Hände und blanke Stiefel behalten. Für mich ist das nichts, denkt Siebentritt. Hier muß man zuviel Obacht geben, daß man nichts abstößt, nichts anschmiert, da muß man immer höflich sein: „Guten Morgen, Frau Gewerberat! — Habe die Ehre, Herr Steueroffiziant!“ — man darf nicht laut schreien, muß regelrecht verheiratet sein, für die Kinder sorgen, daß sie sauber zur Schule kommen, einen

Garten instand halten den ganzen Sommer über. Nein, das ist nichts für Siebentritt, das macht kein Vergnügen. Ihm ist sein Schlupfwinkel in den finsteren Vierteln am Rande der Stadt, zwischen Abfallgruben und öden Bauplätzen, ohne Garten und ohne diese ewige Rücksicht auf Sauberkeit und andere Menschen lieber. Und die Unabhängigen haben recht, daß dadurch, wenn einer ein Haus und einen Garten hat, der Arbeiter verspießert und damit der proletarischen Kampffront verlorengeht. Wir Proletarier brauchen keine Häuser, denn wir werden einmal wie unsere russischen Brüder die Villen der Reichen bewohnen.

Über die Straße kommt einer daher und lenkt auf die Baustelle zu. Wie Siebentritt den sieht, dreht er sich sofort um und biegt eilig in eine Seitenstraße ein. Erst dort wagt er wieder umzusehen. Nein, der andere ist nicht gefolgt, er hat ihn also nicht erkannt. Jetzt sieht er, wie der Mensch oben über die Gerüste geht, und wie die Arbeiter ihre Kappen vor ihm zum Grüßen heben, daß in Siebentritt die Wut aufquillt darüber, wie seine Genossen so einen Menschen überhaupt grüßen können, der im Finstern ehrliche Proleten niederschlägt und fast totprügelt.

Siebentritt kann warten, länger als eine Stunde, bis der Mensch wieder die Baustelle verläßt. Bisher hat er immer den Bluthund jenes Abends draußen am Land unter den Lehrern und Beamten oder Gewerbetreibenden der Umgegend gesucht. Derweilen ist das einer aus der Stadt gewesen. Na, warte nur, das gibt einen ganz gewaltigen Prozeß, und in der Partei werden sie staunen, wie gründlich der Genosse Siebentritt seine Gegner verfolgt. Denn der Genosse Stadtrat hat ihm erklärt, daß sein Fall für die Partei wertlos ist, wenn er nicht die Täter weiß. Siebentritt kann sich beherrschen, daß er nicht laut hinausheult wie ein Indianer, dem sein Todfeind ans Messer geliefert ist. Er geht ganz ruhig über die Straße zu dem an den Mörtelpfannen stehenden Genossen und sagt: „Servus, Genosse! Sag einmal, wer ist denn der feine Herr, der dort drüben fortgeht?“ „Der Große mit der Mappe?“ „Ja, der!“ „Ach, das ist unser Architekt.“ „Architekt ist er? Wie heißt er denn?“ „Kannst du nicht lesen? Dort am Gerüst hängt doch das Schild mit seinem Namen. Was willst denn

von ihm?“ „Das kannst du bald in der Zeitung lesen, was ich von dem will. Servus, Genosse!“

Einige Tage darauf liest Krafft kopfschüttelnd eine Aufforderung, sich pünktlich am folgenden Tag im Justizpalast beim Untersuchungsrichter einzufinden zwecks Einvernahme. Warum und über was, steht nicht dabei. Krafft kann sich beim besten Willen nicht entsinnen, irgendwo Zeuge eines Unfalles oder eines Verbrechens gewesen zu sein. Daß es sich um ihn selbst handelt, ahnt er nicht im entferntesten. Nur der Höllein meint, wie er ihm den Wisch zeigt: „Sollte es wegen der Geschichte von damals sein?“ „Undenkbar, Höllein, sonst wäre schon längst was gekommen.“ „Meine ich auch. Vielleicht ist es eine Erbschaftssache.“ Da lachten sie darüber.

Vor dem Untersuchungsrichter verging aber Krafft das Lachen, wie ihm eine Anzeige vorgelesen wurde über schwere Körperverletzung, begangen am Soundsovielten an dem Ziegeleiarbeiter Siebentritt vor einer Wirtschaft in da und da. „Was haben Sie dazu zu sagen?“ Aber der Untersuchungsrichter sah gleich, daß der Angeklagte nur „ja“ dazu sagen konnte, und kürzte das Aufnahmeverfahren dadurch ab, daß er, ohne eine Antwort abzuwarten, die Zeugen hereinbringen ließ. Da stand dann Krafft der höhnisch grinsenden Gesellschaft vom Tische jenes Wirtshauses gegenüber und kochte vor Wut, wie sie nacheinander erklärten: „Ja, das ist er! Irrtum ganz ausgeschlossen.“

Dieser Fall liegt sehr einfach, denkt der Untersuchungsrichter und fragt ganz geschäftsmäßig: „Wer waren Ihre Helfer? Sie können natürlich eine Auskunft verweigern, aber das erschwert nur die Anklage für Sie.“ „Das ist mir gleich“, erklärte Krafft. „Bedenken Sie, daß der Verdacht auf Unschuldige fallen kann, zum Beispiel auf Hopfner!“ Da lächelte Krafft und sagte: „Nein, Hopfner war nicht dabei.“ „Er ist mitangeklagt, die Verdachtsgründe sind schwer belastend.“ „Dann muß er freigesprochen werden, denn er war nicht dabei.“ „Er hat Ihnen den Herrn Siebentritt genannt.“ „Ich habe ihn darum gefragt. Er wußte ja nicht, daß ich mit dem Lumpen abrechnen wollte.“

„Warum? Was wollten Sie abrechnen?“ „Das soll Ihnen Siebentritt sagen.“ „Er weiß wirklich nicht, warum Sie ihn als völlig Fremder attackieren ließen.“

Jetzt mußte Krafft auflachen: „Er sagt es nur nicht, aber er weiß es ganz genau, warum.“ „So sagen Sie es doch!“ „Weil er Waffen verraten hat.“ „Was geht das Sie an, was haben Sie mit diesen Waffen zu tun gehabt?“ „Ich habe mich über seine Niedertracht empört, über soviel Ehrlosigkeit.“ „Was haben Sie mit diesen Waffen zu tun gehabt?“ „Darüber verweigere ich jede Aussage.“ „Auch darüber, wo sie jetzt sind?“ „Das kann ich Ihnen sagen: Wahrscheinlich in Oberschlesien!“ „Und wer hat sie dem Zugriff der Polizei entzogen?“ „Die Bahn!“ lachte Krafft, aber der Herr Untersuchungsrichter wurde böse: „Sie tun besser in Ihrem eigenen Interesse, die Sache nicht lächerlich zu nehmen, denn Sie sind noch angeklagt wegen Waffenraubs und wegen Widerstands gegen die Staatsgewalt. Sie hätten rücksichtslos einen Gendarmen niedergefahren, einen Vater von vier Kindern.“

Krafft sagte nichts und schaute das Bild an, das an der Wand hing, ein Bild des eisernen Kanzlers, bis ihn die Stimme des Untersuchungsrichters aus der Betrachtung weckte: „Herr Krafft, es ist besser, Sie reden als andere.“ Aber Krafft deutete auf das Bild und sagte: „Wenn der noch leben würde, wäre nicht ich der Angeklagte, sondern der Siebentritt.“ „Unsinn! Bleiben Sie bei der Sache!“ „Dazu habe ich wirklich nichts mehr zu sagen. Ich heiße nicht Siebentritt.“ „Ich verstehe Ihre Beweggründe, Herr Krafft, aber ich kann Ihnen nicht helfen, wenn Sie so hartnäckig schweigen.“ „Sperren Sie mich ruhig ein! Unsere Kinder werden einmal nicht verstehen können, daß ein Landesverräter einen, der sein Vaterland in Ehren halten wollte, vor Gericht bringen konnte, und sie werden entsetzt sein, daß es Richter gab, die ehrliche Deutsche einsperrten, weil sie nicht zum Verräter wurden.“ „Ersparen Sie sich diese Betrachtungen, dazu können Sie sich einen Verteidiger nehmen. Ich habe diese Gesetze auch nicht gemacht, ich habe sie nur durchzuführen, ohne darüber zu debattieren. Sie können jetzt gehen.“

Draußen vor dem finsteren Gebäude mit den vergitter-

ten Fenstern spürt Kraft, wie ihn ein leises Grauen zwingt, zu dem Gefängnis daneben mit seiner trostlosen, stupiden Backsteinfassade und den kleinen Bogenfenstern hinaufzusehen. So weit hat er es also gebracht, daß er auch bald hinter diesen Mauern sitzen wird. Und dann ist es aus — für immer vorbei — mit dem Hochflug seiner Pläne. Denn man sagt, daß so einer nicht mehr hochkommt, und wo er im Leben vortreten will, steht diese Mauer vor ihm auf, und alle Finger deuten auf ihn, und alle Mäuler wispern: „Ein Sträfling, ein Zuchthäusler!" Daß man entsetzt vor ihm zurückweichen wird wie vor einem räudigen Hund. Und alle Lumpen werden Heilige gegen ihn sein, weil sie noch keinen sichtbaren Flecken auf der Ehre tragen wie er. Dann zieht man noch einen Engel von Frau mit herab in den Dreck, in den Sumpf, in den man doch immer wieder zurückgestoßen wird, und die Kinder werden nie ihres Lebens froh sein können, wenn die andern sie bespucken und schreien: „Geh weg! Dein Vater ist ein Zuchthäusler!" Was bleibt dann übrig, als unterzuschlüpfen in den Ghettos der Verbrecher, deren Augen sagen: Du bist auch einer von uns, bist auch schon im Kittchen gesessen, geniere dich nur nicht so, bist unser Kamerad, mach mit bei unserem ewigen Rachefeldzug an der anderen Gesellschaft. Räche dich, Genosse! Scham ist Dummheit.

Er geht gedankenlos durch die Straßen und sucht wie ein Lichthungriger nach langem Winter die Sonnenseite auf, weil ihn innen so friert. Die Bäume sind so grün, und die Welt ist so schön auf einmal. Jedes Ding gefällt ihm, und an einem Sandhaufen, an dem Kinder spielen, bleibt er stehen und guckt zu. Wenn er auch noch einmal so ein Kind sein könnte. Noch einmal von ganz vorne anfangen dürfte! Und dann ist er an seiner Baustelle und wundert sich, daß die Maurer und Taglöhner ihn noch grüßen: „Guten Abend, Herr Architekt." Wie lange noch, dann werden sie ihm aus dem Weg gehen, daß sie nicht mehr zu grüßen brauchen, und hinterrücks grinsen: „Der hat es nötig, so groß zu tun, wo er doch auch schon gesessen ist." Aber da fällt ihm ein, es wird gar nicht so weit kom-

men, der Bauverein wird sofort den Vertrag mit ihm lösen und ein anderer hier anordnen, was getan werden soll.

Paul behauptet zwar, daß er für ihn eintreten will beim Bauverein, als er es ihm erzählt. Er ist ganz froh, daß Krafft so gefaßt alles auf sich allein nimmt. Die Geschichte mit Siebentritt war sowieso seine ganz persönliche Angelegenheit. „Wenn nur nichts weiter aufkommt“, seufzt Paul und denkt an den Skandal für seine Firma. Aber dann schämt er sich, wie er Krafft ansieht, der ihm gar nicht zuhört, und platzt heraus: „Warum hast du den Hund nicht gleich ganz erschlagen?“ „Weil er nur ein kleiner, ein ganz kleiner Lump ist gegen die andern, die im Hintergrund die Drähte ziehen. Aber es reut mich nicht! Ich würde es sofort wieder tun.“ „Das sieht dir gleich!“ lachte nun Paul und tröstete: „Das geht auch vorüber, und nachher stehst du mit einem Heiligenschein vor uns. Wir lassen dich nicht im Stich, Hans. Wär' noch schöner!“

Der Höllein ist wie aus den Wolken gefallen, als er hört, was Krafft droht, und fragt auch sofort: „Warum hast du den Kerl nicht gleich ganz erschlagen?“ Aber nach einer Weile haut er die Reißschiene aufs Brett, daß es knallt: „Hans, ich habe eine Idee!“ „'raus damit!“ „Du gibst mich an, daß ich es war, der den Hund so zugerichtet hat. Dann lassen sie dich frei.“ Er lacht ein wenig verlegen dazu: „Interessiert mich auch einmal, wie das ist, ein paar Monate im Kasten“, um seinen Vorschlag recht leicht annehmbar hinzustellen. Krafft kann nichts darauf sagen, so freut ihn das am Höllein. Er schüttelt nur den Kopf.

„Freilich geht das. Wenn du es nicht machst, gebe ich mich selber an“, drängt der Höllein weiter; „du mußt doch im Büro bleiben, sonst geht es drunter und drüber, aber ich kann ruhig auf einige Zeit weg.“ Da sagt aber Krafft dagegen: „Ich habe eine andere Idee! Wir lassen uns ein neues Schild machen: Höllein und Krafft, Architekten.“ „Du — du spinnst ja!“ „Das ist mein Ernst, Höllein. Du wirst dann in meiner Abwesenheit das Büro anständig weiterführen, und was nachher ist, sehen wir dann schon. Ich werde vielleicht ausscheiden und nach München gehen für

immer." „Das kann doch nicht dein Ernst sein." „Warum nicht? So gut wie du für mich ins Gefängnis möchtest, kannst du doch auch für mich das Büro übernehmen. Und jetzt setze deinen Hut auf, wir lassen das gleich eintragen." Und mit Gewalt schleppte er den zappelnden Höllein hinaus.

Die Verhandlung brachte nichts Neues zutage. Die Anklage lautete auf Vergehen gegen das Waffengesetz, das noch kein Jahr alt war, in Tateinheit mit Widerstand gegen die Staatsgewalt und schwerer Körperverletzung. Der Bauer Hopfner war mitangeklagt wegen Begünstigung der Körperverletzung und Vergehen gegen das Waffengesetz. Krafft hatte von seinem Verteidiger erfahren, daß Hopfner ausgesagt hat, was er wußte. Das hatte der Untersuchungsrichter alles aus ihm herausgekitzelt. Er hörte es auch aus der Anklageschrift und aus den ergänzenden, präzisen Ausführungen des Staatsanwaltes: „Wenn auch der Angeklagte hartnäckig schweigt und sich dadurch seine Lage nur erschwert, die Aussagen der Zeugen und des Mitangeklagten erweisen deutlich, daß er als Rädelsführer der ganzen Bande zu betrachten ist."

Die Beweisaufnahme dauerte kaum eine Stunde. Siebentritt schilderte die schweren Verletzungen, die er erlitten haben will, sein Anwalt, der als Vertreter der Nebenklage auf Entschädigung für die ausgestandenen Schmerzen zugelassen war, stellte unsinnige Fragen über den „Geheimbund", von dem aus das Verbrechen organisiert sein mußte. Krafft sah, daß er eigentlich nur zu dem Zweck sich ereiferte, um Material für eine großangelegte Hetze gegen die Nationalen zusammenzulügen. Er unterbrach den Redefluß des eifernden Juden: „Ich gehöre keinem Geheimbund an. Das mag allerdings für einen Juden unbegreiflich sein, daß es unter Deutschen noch soviel Kameradschaft gibt, die keinen Totenkopf bei brennenden Kerzen und Freimaurerschwüre braucht, um zusammenzuhalten." „Ich verbitte mir, daß ich an meiner Religion verächtlich gemacht werde", zeterte das Jüdlein, aber Krafft entgegnete gelassen: „Sie dürfen mich ruhig einen Christen nennen, mich beschämt das nicht."

Aber der Jude rollte die ganze Politik der letzten Jahre auf, erzählte von scheußlichen Missetaten der Freikorps, zog

den Kapp-Putsch heran und den Erzberger-Mord. Dazu würden die Waffen gebraucht, um harmlose, friedliche Menschen niederzuschießen, den Staat umzustürzen und die diesem nationalistischen Gelichter unbequemen Staatsmänner zu ermorden. Nur diese Pest einer geheimen Feme hindere die anderen Völker daran, Vertrauen zur deutschen Republik zu gewinnen, und sie sei schuld, daß das arme Volk noch nicht aufatmen könnte, trotzdem schon Frieden sei. Man sehe die verrohende Wirkung des Krieges an dem Abgrund von Verworfenheit, die ein Angehöriger der besseren Klasse zum Erschrecken der Staatsbürger gezeigt habe. Hier sitze ein Feind der freien deutschen Republik und unsichtbar hinter ihm der Ungeist einer von Neid und Rachedurst geblähten Reaktion.

Da fuhr Krafft auf und schrie: „Ist das ein Gericht hier — oder eine Kommunistenversammlung?“ „Wenn Sie nicht ruhig sind, Angeklagter, muß ich Sie in Strafe nehmen“, zürnte der Richter, bat aber, daß der Herr Vertreter der Nebenklage mehr zur Sache spreche. „Ich spreche zur Sache, denn das ist die Sache, um die es sich hier handelt!“ kreischte der Jude. Kraffts Verteidiger flüsterte: „Nicht aufregen, das schadet uns nur. Ich habe unsere nationale Presse schon instruiert, daß das entsprechend zurückgewiesen wird. Lassen Sie nur, das wird eine ganz große Sache.“

Der Staatsanwalt begann das Ergebnis zusammenzufassen, das ein entsetzliches Bild der Zerrissenheit im deutschen Volke zeige. Er holte sich zur Freude des Juden eine Blütenlese aus dessen Behauptungen als Beweis heraus, wie schwer eine friedliche, gesunde Entwicklung des Staats bedroht sei, und wie das Reich vor dem Ausland lächerlich gemacht werde, wenn das eigenmächtige Waffenbesitzen und Waffenverschieben nicht abgestellt wird. Auch in Oberschlesien habe das Unwesen der Freikorps mit diesen, vom Angeklagten geraubten Waffen das Reich in bittere Bedrängnis gebracht und sei mit schuld, wenn deutsches Land verlorenginge.

Da möchte es Krafft beinahe übel werden vor diesem Pharisäer, der sich jetzt in die Brust warf: „Jawohl, es kann nicht anders sein, geheime Verbände wühlen gegen das Reich. Warum schweigt der Angeklagte so hartnäckig

über seine Komplicen? Woher kommt das Geld für einen teueren Autotransport und für den langen Weg nach Oberschlesien?"

Wie sie da grinsend nicken und eifrig stenographieren auf der Pressebank. Das ist ein gefundenes Fressen für sie. Hört nur, wie glänzend der Staatsanwalt spricht:

„Eine Riesengefahr für das Leben eines jeden Republikaners, für jeden Richter und Staatsmann, steht vor unseren Augen: Die Beseitigung mißliebiger Störer dieser verruchten geheimen Pläne. Eine Feme gegen alle Andersdenkenden! Hier in diesem Saale steht eines der vielen Opfer dieser Feme, dessen gänzliche Beseitigung und Mundtotmachung Gott sei Dank nicht gelungen ist. Und eines ihrer Ausführungsorgane, der Angeklagte selbst, hat sich vor ihr zu fürchten."

Gruseliges Raunen im Zuhörerraum. „Ins Zuchthaus damit!" schreit einer. „Oder gleich den Kopf 'runter!" schreit er noch, als er von den Schutzleuten hinausgeschoben wird. Der weiß es nicht anders.

„In Anbetracht der Bedeutung einer solchen Untat für die Allgemeinheit, in Hinsicht auf den Anreiz für andere, der in einer milden Beurteilung läge, stelle ich den Antrag: Erstens: Wegen Vergehens gegen das Waffengesetz eine Strafe von einem Jahr und sechs Monaten Gefängnis, wobei ich bedauern muß, daß das Gesetz kein größeres Strafmaß für diesen Fall vorsieht. Zweitens: Wegen Widerstands gegen die Staatsgewalt, verbunden mit einer Gefährdung des Lebens für den Beamten, sechs Monate Gefängnis. Drittens: Wegen Körperverletzung und Anstiftung anderer ebenfalls ein Jahr Gefängnis. Zusammen drei Jahre Gefängnis. Strafmildernde Umstände sind nicht gegeben, im Gegenteil, das sture Schweigen des Angeklagten verhindert ein gründliches Durchgreifen des Staates. Es ist nur recht und billig, wenn die Empörung darüber im Strafmaß als ein abschreckendes Beispiel für andere zum Ausdruck kommt."

Für Hopfner beantragte er wegen Begünstigung der Körperverletzung zwei Monate.

Raunen und unterdrücktes Streiten entsteht im Zuhörerraum. Das hatte niemand erwartet, Krafft am allerwenig-

sten. Sein Anwalt versucht zuversichtlich zu lächeln, als er sagt: „Das bringen wir schon noch herunter! Und dann haben wir ja noch die Berufungsinstanz." Sogar der Schutzmann neben Krafft preßt zwischen den Zähnen hervor: „Das ist schon ein bissel stark!"

Es ist Pause, Krafft steht auf und geht mit seinem Anwalt hinaus. Im Gang steht der Martin an einem Fenster und sieht ihn an, daß er hin muß zu ihm und ihm die Hand gibt. Der Martin will was sagen, aber Krafft kommt ihm zuvor: „Es wird nichts so heiß gegessen, wie es gekocht wird, Martin." „Sag es halt, mir liegt nichts dran, bei mir draußen ist's keine Schande, um so was eingesperrt zu werden." „Red nicht, Martin! Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit gilt hier nichts. Sie wollen ja nichts glauben, was wahr ist. Und die ganze Geschichte wird nur so aufgeblasen, weil sie was brauchen für ihre Politik. Das ist es. Und der Staatsanwalt will halt schnell Karriere machen in der Republik, aber grün muß er noch werden, so greif' ich den an." „Na, wenn du so redest, dann bin ich ja froh. Ich warte auf dich, gelt!"

Der Verhandlung zweiter Teil begann. Kraffts Verteidiger sprach. Er begann damit, daß sein Mandant noch unvorbestraft sei, und schilderte seine Verhältnisse, sein Soldatentum, seinen Beruf. Was habe der Angeklagte denn für eine Veranlassung, dies alles aufs Spiel zu setzen, um seinen Kameraden Waffen nach Oberschlesien zu bringen? Sein Beruf hindert ihn daran, noch einmal ins Freikorps zu gehen. Wer hat denn diese Republik verteidigt und vor dem Blutwahnsinn der Roten behütet? Sein Mandant. Wo ist ein Staat auf der Erde, der solche Taten mit Gefängnis bestraft? Nirgends. Überall auf der Welt jubelt man den nationalen Männern zu. Und überall würde der aus gerechter Empörung geprügelte Verräter zum Tode verurteilt.

Wie unsinnig die Anklage aufgebaut sei, beweise der Vorwurf des Widerstands gegen die Staatsgewalt. Weiß jemand, wer diesen Widerstand geleistet hat, wer das Auto gesteuert hat, denn nur der ist der Täter, der gefahren ist. Der Angeklagte kann kein Auto führen, also kann er es

gar nicht gewesen sein. Es ist Sache des Gerichts, den Täter zu ermitteln, wenn der Angeklagte darüber berechtigt schweigt. Soll er noch mehr unschuldige, vom besten Wollen beseelte deutsche Männer dem Herrn Staatsanwalt ausliefern? In dieser Frage ist der Angeklagte unschuldig und muß daher freigesprochen werden.

Der Vorwurf eines Vergehens gegen das Waffengesetz kann ebenfalls in dieser Form nicht aufrechterhalten werden. Denn die Waffen wurden dem Staat nicht entzogen, sondern wiedergegeben. Der Angeklagte hat sie nicht behalten zu einem dunklen Zweck. „Weiß man ja nicht!" warf der Staatsanwalt ein. „Sie können es erfahren, wenn Sie bei den Freikorps nachfragen, ob Waffen angekommen sind." „Auch dort sind sie zu Unrecht", sagte der bissige Staatsanwalt. „Recht oder Unrecht — immer zuerst das Vaterland!" rief der Verteidiger in den Saal. „Das Motiv zu einer Tat ergibt, ob sie ein Verbrechen ist oder nicht. Hoher Gerichtshof, würdigen Sie dieses Motiv bei Ihrem Urteilsspruch, und Sie werden den Angeklagten auch hier freisprechen müssen.

Die Körperverletzung gesteht der Angeklagte zu. Er hat sogar gesagt, daß er allein verantwortlich sei als Anstifter. Hoher Gerichtshof, das ist kein erschwerender Beweis, sondern ein erleichternder, denn es ist edel von einem Menschen, wenn er als Verursacher auch die volle Verantwortung tragen will. Was ist aber geschehen? Ein Waffenverräter, der einen Judaslohn erwartete — Geld! — der wurde gezüchtigt. Man muß die ärztlichen Zeugnisse lesen, die von leichten Verletzungen, blauen Flecken und einigen Striemen sprechen. Wo ist da die schwere Körperverletzung, wenn man höchstens von einer Prügelei reden kann? Der Herr Siebentritt ist nach dem Attest des Krankenhauses ein Simulant. Er hätte überhaupt keine Krankenhausbehandlung erhalten, wenn er nicht schwer geschlechtskrank gewesen wäre. Wenn schon an eine Strafe gedacht ist, dann kann es höchstens eine Geldstrafe sein in Anbetracht der edlen Beweggründe des Angeklagten und seines tadellosen Vorlebens. Nehmen Sie nicht der deutschen Jugend den letzten Glauben an eine Gerechtigkeit durch ein unberechtigt hartes Urteil!"

Bewegung entstand, als Krafft sich erhob in der Anklagebank. „Hoher Gerichtshof! Wenn einer drei Jahre Gefängnis kriegt, ist er ein Schwerverbrecher. Der Herr Staatsanwalt schätzt mich so ein. Das sollte er einmal in Oberschlesien wagen, ich glaube, da würde man ihn lynchen für diese Ansicht. In Oberschlesien dürfte auch kein Jude sich erlauben, so unverschämt zu lügen über mich, wie es hier einer getan hat. Dem würde dasselbe passieren. Aber ich brauche mich meiner Tat nicht zu schämen, denn sie war für unsere Brüder in Oberschlesien, die gejubelt haben, als unsere Freikorps kamen. Und ich bin stolz darauf, daß meine Geschütze dabei waren und nicht verschrottet beim alten Eisen liegen. Die haben mitgeholfen, die Polen wieder hinauszujagen, daß vielleicht manchem Kinde in Oberschlesien der deutsche Vater erhalten geblieben ist, daß vielleicht mancher Hof mehr den Polen wieder entrissen wurde, und manche Schule, statt polnisch zu werden, deutsch geblieben ist. So viele sind für ihre Heimat da droben zu Tode gefoltert und in die polnischen Gefängnisse geschleppt worden, was darf da ich lange fragen, ob ich ein Waffengesetz verletze, wenn geholfen werden muß?

Ein Gesetz, das der Feind von uns erzwungen hat! Das es vor einem Jahr noch gar nicht gab und in einigen Jahren vielleicht schon nicht mehr gibt. Ich sehe auch nicht den Anwalt des deutschen Volkes vor mir, sondern den Vertreter des Feindes; denn so ungeheuerlich kann ein deutscher Staatsanwalt einen anderen Deutschen nicht anklagen, der, von der deutschen Not gezwungen, ein Feindgesetz brechen muß.

Ich stehe zwar vor einem deutschen Gerichtshof, aber das Gesetz, nach dem hier geurteilt werden muß, heißt nicht deutsches Recht, sondern ‚Vertrag von Versailles!'

Als Soldat habe ich vier Jahre lang niemals den Feind um Gnade gebeten, als es ums Leben ging. Ich kann es auch hier nicht. Wer vor dem Feind seine Kameraden angibt, ist der elendste Schuft, den es gibt. Deswegen nenne ich sie nicht, weil ich sie nicht auch noch dem Feind ausliefern will. Im Felde hat man den Waffenverrat mit dem Tode bestraft, ich habe nur Prügel gegeben dafür. Nur ein Feind kann den Waffenverrat am eigenen Volk mit

Geld belohnen. In meinen Augen bleibt es immer hündisch, wenn ein Mann das tut.

Mein Mitangeklagter ist unschuldig, er hat nichts begünstigt, denn ich brauche keinen Einsager. Drum bitte ich den hohen Gerichtshof, sprechen Sie den Bauern Hopfner frei. Wenn Sie an eine Schuld glauben, trifft sie mich ganz allein."

Von dieser Rede waren alle betroffen. Die Frau Hopfners schluchzte laut und weinte vor sich hin. Der Hopfner aber stand auf und sagte hart: „Wenn einer hier schuldig ist, bin ich es. Nur wegen meiner steht der Krafft hier. Er hat nichts Schlechtes getan. Ich will nicht, daß wegen meiner einer sitzen muß. Sperren Sie mich ein dafür, ich brauch' mich deswegen vor meinem Herrgott nicht zu schämen. Aber den Krafft laßt frei."

Da wurde die Bewegung im Saale noch größer, daß der Vorsitzende um Ruhe bitten mußte, die Verhandlung sei beendet, das Gericht ziehe sich zur Urteilsberatung zurück. Der Verteidiger meinte: „Sie hätten das Gericht nicht so hart vor den Kopf stoßen sollen. Mich wundert, daß der Vorsitzende nicht einschritt. Aber für unsere nationale Presse ist Ihre Rede unschätzbar." Da drängten schon die Presseleute heran: „Wir gratulieren, Herr Krafft. Ihre Rede bringen wir wortwörtlich. Schlagzeile: Der Angeklagte klagt an." „Sie könnten etwas noch Besseres tun für meinen Mandanten, wenn Sie zu einem Protest Unterschriften sammeln, daß wir ihn bald wieder in Freiheit sehen. Ich bringe den Fall bis vor das Justizministerium", sagte der Verteidiger. Der Berichterstatter notierte eifrig und jubelte fast: „Wir schlagen die rote Presse. Diesmal fällt es auf sie zurück. Großartig!"

Endlich erschien der Gerichtshof und verkündete: „Der Angeklagte Hans Krafft, angeklagt wegen eines Vergehens gegen das Waffengesetz, wird für schuldig befunden und verurteilt. In Anbetracht des edlen Motives seiner Tat und seines unvorbestraften Lebens erkennt das Gericht nur auf das geringst zulässige Strafmaß von sechs Monaten Gefängnis. Bewährungsfrist versagt das Gesetz, ebenso Strafaufschub. Der Verurteilte hat daher die Strafe sofort anzutreten. Eine Berufung gibt das Gesetz nicht."

Zwei Schutzleute postierten sich sofort neben Krafft.

„Weiterhin wird der Angeklagte für schuldig befunden und verurteilt wegen Körperverletzung und Anstiftung anderer hierzu zu zwei Monaten Gefängnis. Die verständliche Erregung des Angeklagten erkennt das Gericht als strafmildernd an und erkennt daher eine Bewährungsfrist von zwei Jahren zu. /

Das Vergehen eines Widerstandes gegen die Staatsgewalt gilt nicht als erwiesen, so daß das Gericht auf Freispruch erkennen muß.

Der Angeklagte Hopfner wird freigesprochen.

Angeklagter, nehmen Sie das Urteil an?“

„Ich nehme es an!“ sagte Krafft entschlossen.

„Herr Staatsanwalt?“

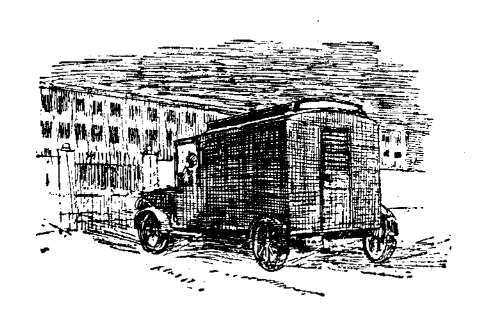
„Ich erhebe keinen Einspruch.“

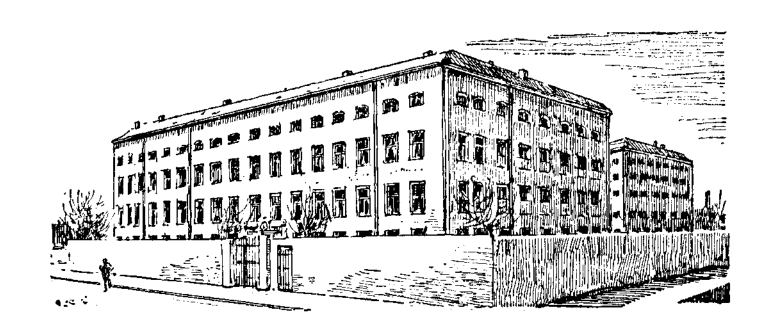
„Gott sei Dank!“ flüsterte der Verteidiger und fügte laut hinzu: „Herr Krafft, Sie haben ein mildes Urteil gefunden. Leichter konnte es gar nicht ausfallen. Bis in vier Wochen müssen wir Sie freikriegen.“ Aber Krafft hörte nicht hin. Er dachte, wenn er nur einen Tag noch frei sein könnte. Und es quoll ihm heiß auf, wie er an Berta dachte und an seine Eltern. Da war ja der Martin vor ihm und hatte das Wasser in den Augen vor Wut: „Hans, was soll ich tun für dich! Wir holen dich 'raus. Sag, was soll ich machen?“ „Martin, du gehst mit dem Höllein zu meinen Eltern und sagst es ihnen. Weißt schon, wie!“ „Ja, weiß schon“, schluckte Martin. „Und wennst mir einen besonderen Gefallen tun willst, fahr morgen gleich zur Berta nach München.“ „Ich fahr' heut' noch!“ „Kommen soll sie nicht — es ist mir so lieber — sagst ihr, gelt!“ „Behüt' dich Gott, Hans, ich ruhe nicht, bis sie dich wieder 'rauslassen.“

„Kommen Sie endlich!“ drängte der ungeduldige Schutzmann. Sein Verteidiger schüttelte ihm die Hand: „Ich besuche Sie morgen, Herr Krafft, mal nachschauen, wie Sie behandelt werden. Und die Presse wird geschürt bis zur Weißglut. Nur Kopf hoch! Auf Wiedersehen!“ Die Türe vom Zeiserlwagen fiel zu. Gedankenlos wollte er sich eine Zigarette anzünden, aber da wurde er angefahren: „Hier wird nicht geraucht!“

„Das ist vorbei!" sagte ein lasterhaftes Weib, das ihm gegenübersaß und frech die Beine herüberschob. Aber der Schutzmann fuhr sie an: „Hier wird nicht gesprochen!" In der Ecke lehnte, die Mütze im Gesicht, ein langer Kerl, der Krafft beobachtete und sich plötzlich geradesetzte. Er machte dann Zeichen zu einem kleinen, dicken Kerl hin mit den Fingern, wie Taubstumme es tun. Sie grinsten zu ihm her und unterhielten sich auf diese Weise angeregt über ihn. Einmal machte der kleine Dicke eine unverschämte Geste zu der Dirne hin, die grinste und eine noch unverschämtere zurückgab. „Aufhören!" rief der Schutzmann, und diesmal war er froh darum. Das sollte seine Gesellschaft sein, ein halbes Jahr lang.

Es wird dunkel, eine Einfahrt wird passiert, und dann fällt das Tor polternd hinter ihm zu.





Frei!

Da lebt man immer in der Einbildung, die Welt müßte in eine heillose Unordnung geraten, wenn man ihr seine werte Persönlichkeit für einige Zeit entziehen muß, und wenn man wieder auftaucht aus der Versenkung, erkennt man erst, wie unwichtig man vorher gewesen ist. Das geht alles seinen altgewohnten Gang, das Leben auf den Straßen ist genau so lärmvoll wie vorher, die Kinder schreien hellauf beim Spielen und rennen einem blindlings an die Beine, weil sie nicht sehen vor atemlosem Vertieftsein. Nur das Jahr ist fortgeschritten, als ob es auf einmal einen Sprung vom Spätfrühling in den Spätsommer gemacht hätte. Es muß sehr trocken gewesen sein, das Gras in den Anlagen ist fast braun vor Dürre, und das Laub an den Bäumen hat sich gerollt wie trockenes Papier. Die Straßen liegen voll Staub, denn es ist lange nicht gesprengt worden aus Wassermangel, und der Asphalt ist weich, daß er an den Stiefelsohlen klebenbleibt. Ein hoffnungsloses, dürres Jahr in allem.

Knallend wirft der Wind das Tor einer Hofeinfahrt zu, daß Krafft zusammenschrickt, aber dann lächelt er und geht weiter. Jenes Tor liegt hinter ihm. Noch kann er es nicht recht fassen, vor einer knappen Stunde hat man ihn aus der Zelle geholt, hat ihm seine Sachen ausgehändigt und

ihn fast höflich behandelt. „Wollen Sie bitte eintreten!“ Dann stand er verwirrt vor dem Gefängnisdirektor, der einen Akt aufschlug und ihm etwas vorlas, was er gar nicht gleich begriff. Er hörte nur etwas vom Erlassen des Strafrestes durch einen Begnadigungsakt des Ministerpräsidenten des Freistaates Bayern im Hinblick auf das edle Motiv der Tat. „Herr Krafft, Sie sind frei und können gehen!“ Und beinahe wäre ihm herausgerumpelt: „Auf Wiedersehen, Herr Direktor!“

Was ist das — frei!? Eine andere Luft ist das! Er fühlt in seinem schlendernden Gang das vorsichtig wagende Versuchen seines Körpers, sich endlich wieder nach eigenem Willen und Gesetz bewegen zu können. Noch ist es lauernd und ungewiß, ob nicht eine Stimme von hinten ruft: „Links bleiben!“ wenn man rechts über die Straße möchte. Und jetzt kann man sich laut vorsagen: „Ich bin frei! Ja, ich bin wirklich ganz frei!“ ohne daß eine Stimme droht: „Ruhe!“

Nun beginnt er dahinzustürzen, fast zu rennen, um das einmal voll auszukosten, was frei sein heißt. Er springt auf einen in voller Fahrt daherrasenden Trambahnwagen und verlangt Endstation, aber schon bei der zweiten Haltestelle springt er wieder ab und rennt ins Postamt. Er ruft sein Büro an und lacht schallend in den Trichter, wie er hört: „Höllein und Krafft! — Bitte, wer ist —?“ „Ich bin's!“ „Wer bitte?“ „Ich!“ Da hat der Höllein die Stimme schon erkannt und jubelt: „Hans, du! Bist du schon —?“ „Ich bin frei!“ lacht Krafft und ruft in den Trichter: „Was ist los mit Berta?“ „Hans, die kommt in Urlaub her. Schickt heute ein Telegramm — Moment, ich lese vor: Herzlichen Gruß als erste zur Freiheit. Komme heute noch mit dem Abendzug in Urlaub zu dir. Berta. — Bist du noch da? He, Krafft! Bist —.“ „Ja!“ sagt er endlich keuchend vor unterdrücktem Jubel. Und dann kann der Höllein am Kasten herumreißen wie er will, er hört nichts mehr.

Krafft ist über die Straße gerannt, weiß selber nicht, wo er hin will, und denkt nur, sie kommt, sie weiß es schon, also muß sie es gewesen sein, die ihn herausgebracht hat. Da sieht er in der Spiegelscheibe eines Schaufensters sein Gesicht und lacht sich halb entsetzt aus. Und dann lacht er

wieder, weil das ausgerechnet die Auslage eines Friseurs ist. Er rennt hinein und haut sich breit in einen Stuhl. „Der Herr wünschen?“ „Den Zuchthausbart 'runter!“ Da lacht die ganze Bude, als wäre das der köstlichste Witz.

Dann rennt er weiter und kauft sich neue Wäsche, denn es ist ihm, als hänge noch der muffige Gefängnisgeruch und der Lysolduft der Zelle an ihm, reißt im Bad alles herunter und wälzt sich im Wasser wie ein übermütiger Seehund. Beim Anziehen summt er nach der Melodie irgendeines Liedes endlos vor sich hin: „Ich bin frei, und sie kommt — ich bin frei — sie ist frei — halt, ich bin frei —.“

Da fällt ihm endlich ein, daß er ja heim muß, er muß ihnen doch sagen, daß sie kommt und daß er auch wieder da ist. An einem Zeitungskiosk liest er: „Immer noch keine Entscheidung in Oberschlesien.“ Schon wollte er zugreifen, da zieht er doch die Finger wieder zurück und schüttelt sich. Nein, davon will er jetzt nichts wissen. Erst muß er das Leben wieder satt geschlürft haben, dann, ja dann interessiert ihn das sogar sehr.

Dem alten Krafft ist es gar keine Überraschung, daß er heimkommt, und die Mutter hat sogar schon zum Mittagessen angetragen für ihn, weil die Berta es telegraphiert hat, daß er frei ist. „Na, wie war's?“ will der Alte wissen. „Lang war's, Vater, zwei Monat' und einen Tag hab' ich gemacht.“ „Das weiß ich selber vom Kalender.“ „Ich habe es ganz gut gehabt. Erst habe ich nachts kaum geschlafen, und die Kost habe ich nie richtig derpacken können. Bücher habe ich auch lesen dürfen, und dann habe ich fest gearbeitet den ganzen Tag. Gelernt habe ich auch was, das Spankorbmachen und Strohflechten. Irgendwas muß man ja tun, sonst wird man ja verrückt. Aber nach vier Wochen hab' ich ein richtiges Schanzerl erwischt. Läßt mich der Direktor holen, ob ich die Ausführung einer Gedenktafel für die gefallenen Beamten der Anstalt überwachen kann. Die mach' ich selber, sag' ich, und dann habe ich mit einem Steinmetz und einem Bildhauer die Tafel angefangen. Das Arbeiten hättest sehen sollen! Einer hat auf den andern aufgepaßt, daß er nicht zuviel fertigbringt und die Tafel

nicht zu früh fertig wird. Zeit ist das Billigste im Gefängnis."

„Na, bilde dir nicht gar so viel drauf ein, ich bin auch schon gesessen." „Weiß schon, als Handwerksbursch, aber das war doch nichts gegen mich, die paar Tag' da." „Streiten wir halt, wer am tüchtigsten im Sitzen war." Noch unterm Lachen sprang der Alte auf: „Jesses, die Hauptsach'! Einen Preis hast kriegt bei einem Sanatorium, vorstellen sollst dich auch. Der Höllein hat zurückgeschrieben, du wärst in Urlaub. Jetzt ist vorgestern ein Telegramm gekommen, da lies!"

Neugierig riß Krafft es seinem Vater aus der Hand: Vor Vergebung des Bauauftrags erbitten Prozentangebot Ihres Honorars. Direktor Jessowitzer, Sanatoriumsgesellschaft. „Jessowitzer", lachte Krafft, „das ist ganz gewiß kein Jud'. Soll mich gernhaben. Mit einem Juden mach' ich nichts mehr. Und ich bin ja noch gar nicht da, ich hätte ja noch vier Monat' zu machen. Jetzt gehöre ich der Berta für die nächste Zeit." „Von mir aus tust, was d' magst", brummte der Alte.

Wie Krafft nachmittags ins Büro kommt, hat der Höllein schon wieder einmal seinen Zeichentisch mit Blumen vollgestellt und das Schaubild vom Sanatorium mit einem Lorbeer geschmückt. „Aus den Augen damit, Jessowitzer heißt der Knabe!" lachte Krafft, und Höllein entgegnete kopfschüttelnd: „Wohin ihr faßt, ihr werdet Juden fassen."

Dann berichtete er, daß alles ruhig weiterlaufe. Einen kleineren Umbau hat er in Angriff genommen, außerdem eine Villa für einen etwas dunklen Schieber, der aber gleich die Hälfte anbezahlt hat. Auch der Beamtenverein hat um die Bauabrechnung gebeten. Höllein schnüffelt mit der erhobenen Nase und sagt: „Es liegt wieder etwas in der Luft. Mein Kind, ich rate dir gut, lasse kein Geld liegen, es schmilzt nur so dahin." „Hat mein Anwalt schon seine Kosten geholt?" „Nein, er hat's von jemand anderem gekriegt." „Von wem?" „Vom Herrn Apotheker! Der war ganz begeistert von dir, weil du eingesperrt worden bist." „Oho!" „Ja, mein Lieber, man muß sich schon bald schämen. Wer von dieser Judenregierung nicht ins Loch geworfen wird, ist heutzutage kein guter Deutscher mehr."

Nachdem sie sich ausgelacht haben, fragt Krafft: „Wie kommt der Apotheker dazu —?“ „‚Was kann ich tun, wissen Sie nichts?‘ fragt er mich. Ich sage, da ist die Honorarrechnung vom Rechtsanwalt. Er reißt sie mir aus den Fingern und macht schon die Türe von außen zu. Dann hat er sie quittiert zurückgeschickt.“

„Hast du die Presse verfolgt nach meiner Verhandlung?“ „Ich habe sie dir aufgehoben. Die Nationalen haben deine Rede wortwörtlich gebracht und sind deswegen drei Tage verboten worden.“ „Oho, Höllein!“ „Gelt, da schaust! Aber die Roten, die haben dich ein paar Wochen lang immer wiedergekäut. Die Krafft und Konsorten, die Femebrüder, die Geheimbanditen, die Arbeitermörder, Weißgardisten, ein nationalistischer Mordbandenführer bist, ein Arbeiterschinder, einer, der vom Proletarierschweiß lebt, ganze Nächte durchhurt mit den teuersten Flitscherln bei Sekt und Kaviar. In der Partei sind sie dir ganz neidig um den vielen Ruhm, jetzt wissen sie auf einmal, daß es keinen besseren Hakenkreuzler gibt als den Krafft. Das hätten sie schon immer gesagt. Einer hat sogar viele Heilgrüße von dir aus dem Gefängnis bestellt.“ „Wer denn?“ lacht Krafft. „Ich habe ihn nicht gekannt, es war einer von auswärts auf der Durchreise. Er sagt, er hätte dich heimlich im Gefängnis gesprochen, wie er acht Tage sitzen hat müssen.“ „Ist ja gar nicht wahr.“ „Aber sie haben es alle geglaubt und fest gespendet, wie er für sich gesammelt hat.“ „Du auch?“ „Ja, ich auch.“

Soviel hat Krafft schon lange nimmer gelacht wie an diesem Tag. Aber der Höllein will noch wissen: „Warum willst du jetzt fort nach München? Bleib doch hier! Es ist doch die gleiche Idee, an der wir hier arbeiten.“

„Die gleiche Idee schon. Aber haben nicht alle Schuster die gleiche Idee? Sie wollen alle Schuhe machen; wir Architekten zum Beispiel — Häuser. Aber macht sie nicht jeder anders? Bis ein großer Könner kommt, ein Meister, der die Idee am besten und schönsten ausführt. Dem machen es dann alle nach. Ideen sind ewig schon, aber selten kommen die Großen, die hinaufgreifen in den Himmel der Geister und die Kraft haben, so eine Idee in irdische Formen zwingen zu können.

Und weil ich in München solch einen Meister weiß, dem keiner von den vielen Stümpern über die Knie reicht, gehe ich hin, um von ihm zu lernen. Für uns Deutsche wird München einmal mehr sein, als den Mohammedanern Mekka ist."

„Du weißt ja nicht, ob nicht noch ein Größerer kommt als dieser Hitler?" „Ein Größerer? Wenn es einen gäbe, dann wäre er vor Hitler aufgestanden; es kommt keiner mehr."

*

Diesmal hatte er die Rosen nicht vergessen. Und weil es schon dunkel war, als der Zug eintraf, und die Menschen nicht mehr so überlegen prüfend umhersahen wie am Tag, flog ihm Berta mit heller Freude an den Hals, und er hielt den Rosenstrauß vor, daß sie ihren Hans nach Herzenslust abküssen konnte. „Ja, magst du mich denn noch?" fragte er ganz überflüssig. „Jetzt doch erst recht, du Dummerl! Sonst wäre ich doch nicht so gelaufen von Pontius zu Pilatus, daß du zu meinem Urlaub wieder frei bist. Weißt, allein ist's im Himmel nicht schön."

Dann muß sie erzählen, wie sie ihn frei gekriegt hat. Wie sie im Ministerium einen halben Tag lang gelaufen ist von Zimmer zu Zimmer, bis der Akt zum Vorschein kam. Natürlich war der Herr Ministerialrat gerade in Urlaub, und sein Vertreter wußte nichts davon, er hätte auch keine Zeit jetzt. Überhaupt sei das eine Sache, die stark nach einer ganz bestimmten Partei rieche, welche man mit Recht beargwöhnen müsse, weil sie staatsgefährlich werde. Aber darauf hätte sie nur gewartet und seine Liebesbriefe hergezeigt und — nun muß sie etwas gestehen.

Sie hat sich einen Trick ausgedacht, durch den man das Vertrauen der maßgebenden Männer im Staate gewinnen könnte. Sie hat sich in einer katholischen Buchhandlung Werbemarken der Bayerischen Volkspartei gekauft, und die hat sie als Briefverschlußmarken auf seine Briefumschläge nachträglich draufgepappt. So ist sie zum Stadtpfarrer gegangen und hat dem seine Unterschrift bekommen. Könne das ein Staatsfeind sein, der offen auf seinen Briefen wirbt: Wählt Bayerische Volkspartei?!

Ach Gott! So hat er schon lange nimmer lachen müssen: „Bist du eine Intrigantin!" Nicht einmal küssen kann er sie, so tun ihm die Seiten weh, als sie schelmisch sagt: „Liebe macht eben erfinderisch!" Aber sie wartet, bis er sich ausgelacht hat, denn es ist gerade der schwarze Schatten eines Baumes um sie. Und da läßt sie sich von ihm halten und erzählt, daß der Stadtpfarrer noch bei anderen Amtskollegen angerufen hat wegen der Unterschrift für einen zu Unrecht verurteilten Sohn der Kirche. Dann hat er sie noch zu einem Amtskollegen in den Landtag geschickt, wo sie ein halbes Hundert prominenter Namen eingeheimst hat. Von dieser Liste sei der Herr Vertreter des Ministerialrats glatt erschlagen gewesen und hat um Entschuldigung gebeten, das hätte er gewiß nicht geahnt, daß die Sache so liegt. Oh, dann hatte er es eilig, den Fall dem Herrn Ministerpräsidenten sofort zu unterbreiten. Mein Gott, wenn der gewußt hätte, daß sie eine eingeschriebene Hakenkreuzlerin ist.

„War es recht so?" fragt sie etwas ängstlich und schmiegt sich eng an ihn. „Es war ganz recht so, denn sie sind auch nicht aufrichtig mit uns, sonst hätten sie mich gar nicht einsperren dürfen." „Ich bin ja so froh, daß ich dir einmal zeigen konnte, was du mir bist, denn sagen? — sagen kann man das nicht."

Die Nacht ist so lau, und das Blut ist so heiß — und das jubelnde Herz so voll drängend süßer Ahnungen, so gewaltig schlägt das über ihnen zusammen, wie ein rauschendes Meer voll Glück.

Bis spät in der Nacht stecken sie die Köpfe zusammen über einer Karte und raten über den Weg ihrer Urlaubsreise. „Ich könnte zu Fuß um die Erde laufen, so einen Hunger nach Wandern habe ich!" sagt er, und sie lacht: „So weit will ich gerade nicht, aber wandern, durch ein niegesehenes Land, weitab von Bahn und Straßen, das muß wunderbar sein. Aber — wo bleiben wir da über Nacht?" „Wo es trifft. Brauchst dich nicht zu fürchten, ich bin ja bei dir!" „Das ist es ja, was zu fürchten ist", lacht sie, aber er hört eine Verheißung darin, die ihm das Blut in den Kopf jagt.

„Berta, zwicke mich einmal fest, daß ich weiß, ob ich wirklich nicht mehr im Gefängnis bin." Sie kniff ihn blitzschnell

in die Hand und deutete lächelnd auf die Spuren ihrer Zähne. „War es denn so arg?“ fragte sie dann voll Güte.

„Ja, Berta! Wenn man kein Verbrecher ist, kein Raubmörder oder Einbrecher, dann ist es schlimm für einen. Die Tage waren ja immer bald um, aber die Nächte! Man hat zuviel Zeit, den Dingen nachzudenken. Und an was sollte ich gedacht haben, als immer an dich? Wenn dann im Finstern der Atem und der dumpfe Geist der Verzweiflung aller, die schon vor mir in dieser Zelle Gott und der Welt geflucht haben, aus den Wänden kroch, zum Ersticken dick, da habe ich mich an deine Liebe zu mir geklammert, ob du mir gram sein könntest, weil ich ein Zuchthäusler bin, und ob du dich nicht doch schämen mußt wegen mir. Die Menschen fragen doch nicht danach, warum man eingesperrt worden ist.“

„Tu mir nicht weh, Hans.“

„Nein, verzeihe, ich weiß es jetzt, wie dumm ich war. Aber einmal hat mich die Sehnsucht nach dir so gepackt, daß mir das Herz unsäglich weh getan hat. Und, Berta, da bist du auf einmal zu mir gekommen, einfach so aus der Luft. So, als wärst du mitten in der Nacht aus dem Bett gestiegen.

Du hast mir deine Hände hergestreckt, als wolltest du mir etwas reichen — und — Berta — ich sah dein zuckendes Herz in dir. Und deine Augen haben gefleht: So nimm es doch! — und ich wäre ja so froh, wenn du es nähmst.

Es ist zwar nicht zu glauben, Berta, aber ich habe wirklich gar nicht geschlafen dabei.“

Er sah sie an und suchte in ihrem Gesicht nach einer Erklärung, er hätte geträumt oder phantasiert mit offenen Augen, aber er sieht, wie sie fein und scheu abwehrend die Schultern bewegt, wie man es tut, wenn man ein Ungewisses hinter sich läßt.

Sie stützt ihren Kopf in die Hand und sieht ihn unentwegt an. „Das wird so drei Wochen her sein, denke ich“, sagt sie dann. „Woher weißt du —?“ entgegnet er bestürzt und sieht ihr an, wie ihre Augen nach innen schauen, als sie antwortet: „Ich habe dich gehört: Du hast geweint — und davon bin ich wachgeworden. Wenn ich nur zu dir könnte, wünschte ich so heftig, daß es mir weh tat am

ganzen Leib. Dann habe ich dich gesehen. Du bist an deiner Klappe gesessen und nahmst die Hände von deinem verstörten Gesicht, dann hast du gelächelt vor Freude und warst ganz getröstet. — Hast du nicht gespürt, wie ich dich gestreichelt habe?"

„Berta!" ruft er tief erschrocken. Sie ist bleich geworden und läßt den Kopf langsam sinken. Leise kosend streicht er ihr die Hände am Tisch und findet die Worte nicht, mit welchen er ihr danken möchte für soviel Güte.

„Du mußt jetzt bald zu mir nach München kommen, damit wir nicht mehr so weit zueinander haben", redet sie flüsternd zu ihm hin, und er beeilt sich zu antworten: „Noch in diesem Jahr komme ich — und dann soll gleich unsere Hochzeit sein." „Wir müssen noch warten, bis das Trauerjahr um ist. Und" — da lächelte sie ihn an — „wir können doch nicht im Winter auf die Hochzeitsreise gehen." „Dann machen wir sie voraus — jetzt schon!" Aber sie lachte nur still vor sich hin und gab keine Antwort darauf.

Noch in der Nacht packten sie voll Eifer ihre Rucksäcke, damit sie am Morgen schon mit dem ersten Zug in die ziellose Ferne könnten.





Hochzeitsreise

Die Zeit der Reife ist da. In den Feldern steht das Korn in Schobern, nur die goldgelben Striche der Haberfelder zittern noch am Halm in der Windstille der heißen Tage, mag auch sein, daß der nahe Sensenschlag, der von den anderen Feldern herübersingt, sie zittern macht. Die Wege über die Fluren hin haben klaffende Risse. Ein glühendes Lechzen ist in der weiten Natur. In den Wäldern sind die Schatten nicht mehr kühl, und das Laub raschelt in der flimmernden Luft, die vom Boden steigt. Voll Überreife fallen die Beeren von den Sträuchern, und in den Waldbächen sonnen sich die Eidechsen auf den heißen Steinen oder zischt aus kupfernem Geringel die giftige Natter vom Sande hoch beim Nahen der Schritte. Die Vögel schlafen am hellen Tage; nur das hohle Klopfen eines Spechtes oder das wiehernde Lachen eines Hähers hallt durch die Einsamkeit. Von den Kräutern am Wege flirren die Schmetterlinge ab und brummen die gestörten Hummeln auf unter dem schnarrenden Gezirpe der fliegenden Grashüpfer. Armeen von Ameisen wimmeln um das Moos faulender Baumstöcke und retten in den weißen Eiern die Zukunft ihres Volkes in einer Völkerwanderung nach fernen Gestaden, die zwanzig Schritte seitab liegen.

An den Hügeln vor den Wäldern leuchtet das Rot der

Äpfel und das Gold der Birnen über weiß gekalkten Stämmen aus dem krausen Gewirr der Äste, die sich noch über die stützenden Stangen vor brechender Fülle biegen. Die Menschen haben lange Tage froher Arbeit und heimliche Nächte voll drängender Süße des Blutes. Denn die Zeit der quellenden Üppigkeit der Reife ist da mit ihrem Segen.

Da wandern sie durch die Berge seiner Heimat, ganz von Liebesglück erfüllt. Wenn es ihnen gefällt, dann herzen und kosen sie sich ohne Scheu, denn es ist selten, daß ihnen jemand auf den Wegen begegnet. Kommen sie untertags in eines der versteckten Dörfer seitab der großen Straßen, so ist es sonderbar still zwischen den alten Fachwerkswänden, denn alles ist draußen in den Feldern zur Ernte. Und wenn sie in ein Wirtshaus kommen, muß der Hund an der Kette erst die Wirtin vom Feld hereinbellen, daß sie ihnen Essen und Trinken bringt und eilig wieder fortgeht, ohne das Zahlen abzuwarten. Das Zehrgeld legt man hier unter den Krug und geht weiter, es kommt doch niemand vorüber, der es wegnehmen würde.

Oft stehen schiefe, bemooste Kreuze aus Stein an den Wegen mit einer kaum mehr leserlichen Jahreszahl und raunen von jener schweren Zeit im Lande, seit der die Knochen der Landsknechte vom Tilly oder Wallenstein oder vom Schweden hier unter dem Boden liegen. Gruselige Sagen gehen davon im Lande um. Uralte Dorfkirchen, von unbeholfener, aber kindlich frommer Hand geformt, stehen offen, und es ist kein Lebewesen davor als ein paar schnatternde Gänse oder Hennen, die sich zwischen die mächtigen Wurzeln der fast ein Jahrtausend alten Linde in den Sand gewühlt haben und die Federn sträuben vor Sonnenglut. Dann gehen sie hinein mit zagend scheuen Schritten und betrachten die herzliche Einfalt alter Meister am wurmstichigen Altar, an der schwarzen Balkendecke oder der geschnitzten Empore, auf der nicht einmal eine Orgel steht.

Einmal treffen sie am Berg auf die von Sträuchern und Nesseln überwucherten Ruinen einer Burg, die im Bauernkrieg gefallen ist, und lassen sich gruselig erschauern vom eisigen Hauch, der aus einem Schacht emporsteigt, vor dem ein mächtiges, rostiges Gitter liegt. Lange Sekunden vergehen, bis man den Aufschlag eines Steines wie ein grol-

lendes Murren heraufhört. Der Weg führt sie immer höher hinauf durch einen Buchenschlag, in dem es wunderbar kühl und seltsam licht ist, bis sie vor den weiß und grau zerrissenen Felsen stehen und in das wilde, harte Gesicht des Urgesteins schauen. Da faßt sie eine Lust zum Klettern und Steigen, daß sie wie ein paar übermütige Kinder durch das Geklüfte springen, bis sie mit verhaltenem Jubel vom Gipfel ins weite Land schauen können. Wie die Täler sich zweigen und zur dunstigen Ebene hin immer weiter werden. Wie die silbernen Flüsse immer breiter aus vielen gewundenen Bächen zusammenströmen und die hellen Bänder der Straßen sich durch die dunklen Wälder und die offenen, hellen Felder mit dem Spielzeug der Dörfer winden.

„Deine Heimat ist wunderschön!" sagt sie verträumt und lehnt sich in seinen Arm, daß er sie drehen und wenden kann, um ihr die Herrlichkeiten des Landes gebührend zu zeigen und zu loben. „Es ist so deutsch wie nicht leicht eines. Mag jeder so von seiner Heimat reden, ich tu' es auch. Im Krieg sind wir Soldaten in vielen fremden Ländern gewesen, aber keines kommt dem unseren gleich an Schönheit und an Kultur. Unser Deutschland geht eben doch über alles in der Welt." Dann sagen sie lange nichts, so sind sie im Schauen versunken. Nur einmal zeigt er stumm über den Wald im Grunde hin, aus dem sich zwei mächtige Bussarde mit glänzenden Schwingen heben und dann regungslos im Raume schwimmen. Endlose goldene Kreise im Blinken der Sonne segelnd, tauchen sie hoch über die Berge ins Blaue.

Und sie hören ihr Blut, wie es in der Stille singt. Ganz eng liegen sie beisammen im gleichen Atem und Herzschlag. Es ist *ein* Wesen, das um sie webt und aus ihnen selber kommt. Das spüren sie im An- und Abwallen, das sie immer enger aneinanderdrängt. Und es war ihnen, als sei noch der gleiche Tag, wo sie ihm das Lied sang und das Glück des Erkennens ihrer Liebe über sie kam. Als sei nichts dazwischen gewesen an Qual der Sehnsucht und des Bangens um einander.

Da schauerten sie leise vor dem Atem der ewigen Schöpfung, der sie weihte, die rätselhafte Gewalt zu üben, neues

Leben zu schöpfen für die endlose Kette ihres Blutes aus Uranfang zum Ende allen Daseins.

Das Einssein zu zweien. Sie liest es in seinen Augen, daß sie die Lider schließen muß, wie er sie halst und küßt, und sie schmiegt sich an ihn mit der bebenden Wonne ihres Leibes. Dann erwischt sie ihn bei den Haaren und dreht sein Ohr an ihren Mund, daß sie ihm ganz leise, damit niemand es hören kann als er, sagen kann: „Heute nacht, wenn es dunkel ist..."

Da hebt er sie hoch und schwenkt sie auf seinen Armen. Und jauchzt hell hinunter ins Tal — und wenn sie noch so zappelt vor Angst, daß er sie fallen lassen könnte. Bis sie den lachenden Sturm seiner Liebkosungen willig über sich ergehen läßt.

Als sie ins Hochland kommen, wo es noch einsamer ist und nur noch Schlehen und wilde Rosen zwischen den Steinen wachsen und die Wege aufhören, da haben sie sich wohl schon hundertmal geküßt. Ganz erschöpft setzt sie sich auf einen Stein und seufzt mit glühendem Gesicht: „Du hast mir schon alle Rippen abgedrückt, und bis die Sonne untergeht, hast du mich sicherlich totgequetscht. Weißt du überhaupt, wo wir heute in Quartier kommen?" „Das weiß ich noch nicht", lacht er, „wir haben vor lauter Küssen den Weg verloren." „So bist du! Du verlierst immer den Weg, weil du immer woanders hinschaust." „Mich führt heute das Glück", prahlt er und geht auf sie zu, daß sie kichernd vor ihm flieht, aber sich bald einholen läßt. Nachdem er sie schon wieder geküßt hat, läßt er sie nicht mehr los und droht lachend: „Du wirst jetzt geheiratet, verstanden? Keine Widerrede! Wir müssen jetzt die Ringe wechseln. Sonst geht es uns wieder wie gestern, daß die Wirtin sagt: Die Herrschaften sind nicht verheiratet, wie ich sehe — und getrennte Zimmer anweist." „Ach freilich!" lacht sie, „sonst gilt es ja nicht!"

Sie nahmen die Ringe von der linken Hand und steckten sie einander an den Finger der rechten. Dabei trat sie ihn auf den Fuß, daß er fragte: „Was trittst du mich?" Da lachte sie wichtig: „Das muß man beim Ringwechseln tun, damit der Mann in der Ehe hübsch unter dem Pantoffel

bleibt“, und entwand sich blitzschnell seinen Händen. „Oh, diese Weiber!“ rief er lachend hinter ihr drein.

Aber als sie wieder nebeneinander hergingen, waren sie doch befangen von ihrem Tun, denn sie fühlten das neue ungewohnte Pressen des Ringes an der einen Hand und die plötzliche Leere an dem bisher gewohnten Ort. An einem Heckenrosenstrauch hielt er an und brach eine Handvoll später Blüten und steckte sie in ihr Haar. „Du bist ja heute eine Braut, die Hochzeit macht!“ sagte er dazu, und sie steckte ihm einen Blütenzweig ins Knopfloch und einen auf den Hut und bewunderte dann, wie gut es ihm ansteht: „Es ist schöner als ein Myrtensträußlein, Herr Bräutigam.“ Er hielt ihr plötzlich die Hand vor den Mund und winkte ihr mit den Augen. Ein junger Berghase hoppelte heran und machte erschreckt ein Männchen, wie er sie entdeckte. Da war er schon wieder fort, und sie freuten sich wie kleine Kinder, als er noch einmal ein Männchen machte und verwundert zu ihnen hersah.

Im Weitergehen fiel ihm ein, daß sie noch etwas vergessen haben: „Wir müssen ja unsere Namen einschreiben, sonst gilt es immer noch nicht. Und du heißt jetzt nicht mehr Berta Schön, sondern Berta Krafft. Sag es einmal laut!“ Sie blieb stehen und rief durch die Hände in den Wind: „Ich heiße jetzt Berta Krafft und bin die Frau von Hans Krafft.“ Dann klagte sie scherzend: „In den Wind ist's geschrieben, aber es ist schon wieder verweht.“

Er bückte sich und las Steine auf. „Wenn nichts anderes da ist, schreiben wir es ins Buch der Erde“, meinte er und legte mit geschickten Händen Stein um Stein zu Buchstaben in das Gras. Derweilen setzte sie sich auf einen großen Stein und sah ihm zu. „Du mußt auch etwas tun“, befahl er, und sie nickte bereitwillig: „Ich mache die Orgel und den Chor!“ Innig fein begann sie zu singen: „So nimm denn meine Hände — und führe mich . . .“

Wie ernst doch ihr Spiel war, dachten sie dabei. Und er legte in scheuer Andacht seinen Hut beiseite. Als sie geendet hatte, kniete sie neben ihn ins Gras, und er führte ihr die Hand, daß sie ihren Namen mit Steinen schreiben konnte.

„Ist es nicht schön geworden?“ fragte er leise, als sie fertig waren. „Wirklich schön!“ freute sie sich, „und das

wissen nur wir beide ganz allein!" „Von droben her — sieht man es noch", sagte er langsam ernst, und sie lehnten ihre Köpfe aneinander und nahmen die Arme um sich, daß sie leise gestehen mußte: „Haben wir eine wunderbare, stille Hochzeit, Hans, ganz allein vor Gott." „Ja, Berta!"

So gaben sie sich die Hände fürs Leben, und hoch aus den Lüften trillerten die Berglerchen in ihre Versunkenheit.

Dann wanderten sie weiter über Stock und Stein. Goldener Schein liegt über den Bergen, und die Luft ist jetzt so lind. Ein Talgrund tut sich auf, immer mehr, je näher sie kommen, und plötzlich lachen sie zusammen aus einem Munde: „Sieh, ein Weg!"

Vom Grunde herauf rauscht das Tosen eines Wehres und blinkt das Wassergeglitzer eines tropfenden Mühlrades in der Sonne. Da kommen ja Menschen über den Berg herauf, und Hans lacht über das ganze Gesicht, wie er sieht, daß der letzte von ihnen eine Baßgeige am Buckel schleppt. Vier böhmische Musikanten, die wahrscheinlich ins nächste Dorf zum Erntetanz gehen. „Berta", lacht er hellauf, „jetzt schickt uns der liebe Gott schon die Hochzeitsmusik entgegen." „Du willst doch nicht — ?" erschrickt sie, aber er ruft die Musikanten schon an: „Halt, meine Herren! Ihr kommt wie gewunschen, ich habe Hochzeit heute." „So", lacht der erste und wischt sich den Schweiß von der Glatze, „da können wir ja helfen. Aber das kostet ein paar Maß bei der Sauhitze heut." Wie Krafft aber gleich Geld in den Hut legt, juchzt er vor Überraschung und schreit: „Auf geht's, Buben! — Was wollt's denn hören, verehrtes Brautpaar, den Hochzeitsmarsch oder einen Landler oder ein Brautlied?" „Alles!" lacht Hans und langt noch einmal in die Tasche, während Berta sich vor Vergnügen lachend an den Weg setzt. „Jetzt so überzwerch ist mir auch noch keine Hochzeit dahergekommen, und hab' schon an die paar hundert aufgespielt", wundert sich lachend der Baßgeiger und schält sein Instrument aus dem Sack. Und der Trompeter meint mit einem Kratzfuß zu Berta hin: „Und ich bin noch keinem so blitzsauberen Brautpaar begegnet, solang ich weiß", daß sie ganz rot erglüht.

Auf einmal ist soviel fröhlicher Lärm hier oben und dazwischen das Proben der Klarinette und das Stimmen der

Saiten, wie bei einem großen Fest, wo alles voll schönem Erwarten ist. Da nickt der Glatzkopf und zieht die ersten Striche über die jauchzenden Saiten der Geige, und seine Kumpane fallen ein in die feierliche Weise eines alten Hochzeitschorals. Das jubelt in die Weite und widerhallt vom Walde im Grund und füllt die Welt mit lachender Freude und Klang, daß Berta ihren Hans ansieht mit strahlenden Augen und flüstert: „Das sind ja Künstler, ich dachte, es wären Bettelmusikanten." „Sind ja lauter Musikantenköpfe! Nicht einmal Noten brauchen sie!"

Und als der letzte Ton verklungen war, klatschten sie begeistert und lobten, wie meisterhaft schön das gewesen sei. „Freut uns aufrichtig", verbeugte sich der Trompeter, „so was hört man selten bei den Bauern, die wollen immer was Handfestes: bumms tatera, dülütelüt!" Dann zog er eine Flöte aus dem Sack und fragte: „Wollt's ein Menuett hören, Herrschaften?" „O ja!" jubelte Berta, „vielleicht das, wo dieser Satz vorkommt . . ." Und sie sang ihnen das Spiel ihrer Uhr vor. Der Trompeter setzte die Flöte an und nickte: „Ja, das! Wir können nur das eine ohne Noten."

Feierlich, voll zarter höfischer Vornehmheit klang es in gemessenem Takt. Und da staunten sie — und der Baßgeiger stieß den Klarinettisten an und der wieder den Flötisten, daß sich auch der Glatzkopf mit der Fiedel umdrehte und hinsah, wie Berta am Weg mit zierlichen Füßen den Tanz schritt, ihren Rock mit spitzen Fingern breitete und in bestrickender Grazie ihren Körper bog und wendete. Hans war ganz versunken im Anschauen, und sie merkte ihm die Freude an, wenn sie nach der Forderung des Taktes sich zu ihm hin verbeugte. Den Musikanten gefiel es selber so gut, daß sie ganz von selbst den letzten Satz nochmals wiederholten.

Nach dem letzten Schritt faßte Hans sie jubelnd um, und die Musikanten griffen schon den Auftakt eines Walzers. Dann drehten sie sich fast schwebend am Weg auf und ab, daß die Steine flogen, und tanzten mitten durch die Musikanten durch, als sähen sie die Welt nicht mehr und bräuchten nur noch in den offenen Himmel hineinzuwirbeln. Im letzten Taumel hielt er sie fest und küßte

sie vor den Musikanten, ehe sie atemlos an den Weg hinsinken und seufzen konnte: „Ach! — War das schön!"

„Tusch!" rief der Baßgeiger. „Das hochverehrte Brautpaar lebe — hoch! — hoch! — hoch!" Dann packte Hans aufjauchzend die Rucksäcke, warf dem Glatzkopf ein Trinkgeld in den Hut und sprang lachend mit Berta davon. Da hörten sie, wie die Musikanten den Brautchor aus „Lohengrin" anstimmten, und sie faßten sich unter im Dahinschreiten und lauschten im Gehen den immer ferner verklingenden Tönen feierlicher Verheißung des Glückes.



„Heute möchte ich immer tanzen und singen und könnte nicht genug kriegen", sagt sie aus überquellender Freude. Mählich sinkt die Dämmerung schon in den Gründen zu ihren Füßen ein und legt sich wie ein feiner blauer Schatten über die Wälder. Die weißgrauen Felsen ganz oben im Grün der Hänge, die zum Herabfallen drohend überhängen, beginnen langsam aufzuglühen, erst golden gelb und dann immer röter und röter. Ganz tiefblau ist der Himmel im Osten. Im Westen hinter den Bergen muß eine Welt im Feuer liegen, man sieht den glühenden Schein am Himmel.

Da sahen sie vom Weg hinab und lachten sich leise kichernd an, ehe sie sich an den Händen faßten und über den Hang zu dem kleinen putzigen See hinabrannten, den sie im Grunde zwischen den Steinen plötzlich entdeckt hatten. Das Bild des Berges mit der Trutzmauer seiner Felsen

spiegelte sich darin wie ein sagenhaft heroisches Gemälde, und in der kristallklaren Flut standen die Fische am weißen, steinigen Grund wie graue Striche. Kichernd vor Eifer schlüpften sie aus den Kleidern. Dann mußten sie noch einmal lachen, als sie ihre von der Sonne roten Gesichter mit den abgezirkelten Halsausschnitten so seltsam von der weißen Haut ihrer Körper abstechen sahen, daß er sie im Übermut faßte und die zappelnde, süße Last ins laue Wasser trug. „Schau nur, wie die Fische auf uns zukommen!" sagte er. „Ach, warum?" fragte sie ängstlich. „Weil du eine Nixe bist, sie kennen dich. Wart! Ich fange dir einen!" Blitzschnell ist er unterm Wasser, und sie sieht, wie er rudert und die Fische zutraulich um ihn her schwärmen. Dann ist er mit einem Ruck wieder heroben und hält ein zappelndes, silbernes Fischlein in der Hand. „Da! Fang ihn!" ruft er und wirft das blitzende Ding herüber, daß sie erschreckend zurückweicht und dann erleichtert auflacht, wie der Fisch blitzschnell wendet und in die Tiefe schießt. „Komm doch weiter herein!" ruft er herüber, aber sie wiegt sich ganz sacht wie eine schwimmende Rose auf den Wellen und schaut in die goldenen Schleier am Himmel hinein. Ihr dunkles Haar fließt um ihr feines Gesicht wie ein kostbarer Rahmen.

Und da fing sie zu singen an. Ein schmeichelnd lockendes Nixenlied, daß er sich auf einen Stein im Wasser stellte und sich nicht zu rühren wagte. Ein wundersamer Zauber lag im Dämmerdunst, als sei noch jene sagenhafte Urzeit, wo in der Neige des Tages zur Nacht die Wasserfrauen aus dem Grund an die Luft stiegen und mit ihrem berückenden Singen die Menschen betörten, daß sie ihnen für immer verfielen. So deutlich hatte er noch nie empfunden, welche Gewalt das Singen über ein Herz üben kann. Das verband so weich und gütig mit einer anderen Sphäre des Empfindens, wo Dinge wahr werden, die im gewöhnlichen Leben Unsinn scheinen und dort auch sind. Dunkle Gewalten steigen aus der Seele und werden zu Kräften, die einem Lebenswillen eine andere Richtung geben können. Der Wille ist wie der Bug eines Schiffes, der die Wellen schneidet, aber das Steuer liegt im Druck des Unsichtbaren, und wir glauben, die sichere bewußte Hand daran zu haben,

und denken nicht daran, daß die Hand selbst von mehr als unserem bloßen Willen bewegt wird.

„Warum kommst du nicht herüber?" fragte sie über das Wasser hin, als sie zu Ende ist. „Weil ich über etwas nachdenken mußte", rief er zurück und schnellte sich durch das Wasser mit gewaltigen Stößen, bis er bei ihr war. „Und was hast du gedacht?" fragte sie. „Daß etwas Sonderbares in euch Frauen ist, was wir Männer nie recht begreifen können. In euch liegt noch eine Ahnung, eine Bindung vom Uranfang eueres Wesens her, von der Urmutter eueres Geschlechtes. Wenn heute diese Welt um uns sich ändern würde, morgen wäret ihr Frauen schon wieder daheim in der neuen. Denn euere Wurzel geht ins Bodenlose hinein und durch alle Daseinsebenen hindurch bis an den Anfang, als durch Trennung der Urkraft das Licht und der Schatten und Mann und Weib entstand. Ihr empfindet das einfach so, denn ihr Frauen seid noch nie anders gewesen. Wir Männer haben es vergessen."

„Oh, das wird schon seinen guten Grund haben", entgegnete sie mit schelmischem Lachen. „Doch du bist zu spät dran mit deiner Weisheit, du bist solch einem schlimmen Weibe verfallen mit allen seinen Rätseln, ehe du sie gelöst hast."

Lachend warf sie ihm einen Schwall Wasser ins Gesicht und eilte ans Ufer. Da fing er sie und hielt sie gefangen, daß sie vor einander schauerten bei der nackten Berührung ihrer Haut. „Es ist noch nicht Nacht!" bat sie zitternd und wollte doch nicht los von ihm. „Aber bald!" sagte er heiß und sprang noch einmal ins Wasser, wo er sich herumtrieb wie ein wütender Eisbär, aber lachte, daß das Wasser gurgelte. Sie sah ihm nach und kämmte sich die Haare und hätte am liebsten laut hinausfrohlockt vor süßem Grauen ihres prickelnden Blutes, daß ihr die Arme in den Schoß sanken vor Schwachsein und sie leise seufzen mußte vor wonnigem Sehnen.

„Komm heraus, ich habe schon Hunger!" rief sie ihm dann zu.

Im Gasthaus bei der Mühle brach ein kleiner Aufruhr los, als sie eintraten. Und die Magd flüsterte der Frau Wirtin über den Herd hin zu: „Ein Hochzeitspaar! Das

kennt man!“ Und die junge Frau Wirtin war ganz froh, daß sie die große Stube im Giebel oben zufällig heute gestöbert und schon, wie einer Ahnung folgend, für den Sonntag gebacken hatte. Der Herr Wirt war nach der Abendmüde plötzlich wieder ganz munter geworden, jagte den Knecht zum Forellenlägel im Bach und nahm den Kerzenleuchter vom Gläserschrank, weil er ganz hinten im Keller, wo jahrealte Spinnweben hingen, nach dickverstaubten Flaschen suchen mußte. Denn der Herr Gast hatte gesagt: „Herr Wirt, fahren Sie auf, wie wenn Sie selber noch einmal Hochzeit hätten.“ Das hätte der Herr gar nicht zu sagen brauchen, wenn er den Wirt schon selber zum Mahl geladen hatte mit seiner Frau. Der Müller, den der Herr einfach schnurgerade gebeten hatte, mit zu Gaste zu sein, ging eilig, seine Frau zu holen, die noch beim Umkleiden nicht recht glauben wollte, daß es so etwas heutzutage noch gäbe.

Derweilen hat Hans die Rucksäcke ausgepackt, und Berta macht sich schön, daß er vor Verwunderung beim Zusehen fast vergessen hätte, dasselbe bei sich zu tun. Aber dann müssen sie einander betrachten, so festlich haben sie sich verwandelt. „Warum läßt du mich dieses schöne Kleid jetzt erst sehen?“ frägt er, und sie lacht: „Ist doch nur ein Mieder und ein anderer Schurz. Ich kannte ja diese Joppe auch noch nicht. Du siehst darin aus wie ein fröhlicher Jäger.“ Dabei schwang sie ein zartblaues Tuch um die Schultern wegen der Abendkühle, und er mußte ihr die elfenbeinernen Spitzen daran zurechtzupfen, und weil er sagte: „Jetzt traue ich mich gar nicht mehr an dich heranzukommen“, fragte sie: „Gefällt es dir? Das habe ich selbst gemacht“ — und sie zog seinen Kopf an sich und kicherte ihm ins Ohr: „Für unsere Hochzeitsreise, weil ich wußte, daß es diesmal . . .“

Er muß sie ganz abscheulich oft geküßt haben dafür, denn ihre Gesichter glühen noch, als sie in die Gaststube kommen, wo ein festlicher, weißgedeckter Tisch im Eck auf sie wartet und ein bunter Glaskrug voll später Rosen zwischen dem blendenden Geschirr und dem funkelnden Silber steht. So dunkelrot samtig sind die Rosen, wie das heiße Blut, das in ihren Körpern strömt. Er nimmt eine davon und steckt sie

ihr über das blaue Tuch ans Mieder. Wie sie am Tisch sitzen, müssen sie den schönen alten Glaskrug betrachten, und da werden sie rot voreinander, und sie schlägt die Augen nieder vor seinem lachenden Gesicht, denn da steht ein Spruch drauf, der ihnen just in dieser Stunde begegnen muß: „Mann und Weyp seyn ein Leyp."

Doch da kommen die Gäste an und wundern sich noch einmal, so unvermutet bei einer fremden Hochzeit geladen zu werden, das sei eine hohe Ehre und ein Ereignis, wie noch keines war weitum. Die Müllerin ist eine stattlich schöne Frau, und der Müller hat bäuerlich feine Formen im Umgang und Witz im Kopf, denn er sagt gleich fröhlich: „Man muß die Feste feiern, wie sie einem einfallen." Dann unterhält er sich mit dem Wirt, ob die junge, fremde Frau nicht wahrhaftig wie die Mutter Gottes aussehe mit dem blauen Tuch und dem Gesichtl wie eine Rose — und den Augen wie die Güte, die froh ist, wenn sie was verschenken kann. Und die Müllerin braucht der Wirtin gar nicht erst zu behaupten, daß sie so ein strammes Mannsbild wie den fremden Herrn noch nie gesehen hat, denn die Wirtin muß sich bloß wundern, wie einzig schön sie zusammenpassen, wie wenn der Herrgott sie selber zusammengetragen hätte. Da fragen seine Augen die ihren: War es denn nicht so? — und sie nickt ganz leicht, wie nur er es verstehen kann.

Und es wurde ein fröhliches Festmahl, wie es bei einer echten Hochzeit gar nicht schöner sein könnte. Wenn zwischen den festlichen Gängen die Wunderblume des alten Weines aus den Gläsern um die launigen Gesichter schwebt und der Mund zwischen Essen und Trinken und Lachen nicht mehr rastet, wenn das sachte Klirren von Silber und Porzellan mit dem zirpenden Klingen der Gläser wechselt, wo sollte da nicht freudig verhaltener Jubel sein wie im Märchen, wenn sie sich endlich kriegen und Hochzeit machen. Nur der Herr Wirt ist erst vollauf zufrieden, wie von draußen durch die offenen Fenster aus Zithersaiten das helle Jauchzen und dunkle frohe Weinen hereinzittert, das man in solchen Stunden für sich verborgen da drinnen in der Brust vernimmt. Und es wird stille im Kreis. Die Finger lassen ganz leise von den Messern, und der Müller guckt versonnen in das funkelnde Gold seines Glases und merkt

gar nicht, wie die Müllerin den Kopf an seine Schulter lehnt. Und die Madonna im blauen Mantel hält die Hände an die Brust gepreßt, als bete sie voller Andacht im Schwingen der Töne mit. Da kann er den Blick nicht von ihr lassen, und die Wirtin zupft leise den Wirt am Rock, er solle doch hinsehen, wieviel Freude er den beiden angetan hat, nach dem Knecht vom Müller zu schicken, daß er die Zither spielen soll an diesem Abend.

Das schwingt in vollen Akkorden, und es ist, als singe ein helles Menschenherz dazu, schöner, als ein Mund wohl singen kann. Aber es mag wohl nur eine voreilige Täuschung gewesen sein, denn jetzt hören alle, daß Berta es ist, und keiner weiß, wann sie begonnen hat, sich in die Weise zu mischen.

„Ich hab' dich von Herzen umfangen —
Die Sterne nur sahen uns zu!
Du branntest in mir als Verlangen,
Ganz eigen wurdest mir du. —
Die Sonne konnt' ich nicht fragen,
Der Mond stand am Ende der Welt,
So hast du müssen mir sagen,
Was uns zwei führet und hält.
Und kommst du mit leisen Sohlen,
Des Nachts, daß so heiß ich erschrick',
So kommt mit dir ganz verstohlen
In deinen Augen das Glück."

Noch eine Weile schwingen die Saiten fort, als das Lied vorbei ist. Aber erst der Takt einer Tanzweise macht sie alle wieder völlig lebendig. Berta legt ihren Arm auf den seinen und wiegt sich im Kreise mit ihm, und er hält sie so fest, daß sie kaum den Boden mit den Fußspitzen berührt. Ein Schweben und Fliegen liegt in ihren ranken Körpern, wie nur zwei Menschen tanzen können, die bis in den letzten feinen Nerv zusammenfühlen. Und so tanzten sie über die Schwelle in den hellen Mondschein der linden Nacht hinaus ....

Als sie wieder kamen, war ein fröhlicher Trubel in der Stube beim Kehraus. Da schlichen sie unbemerkt auf ihre Stube, und sie löschte die Kerze in seiner Hand. „Schließe das Fenster! Und warte!"

So unmerklich sanft geheimnisvoll ist noch kein Fenster geschlossen worden, und so schnell ist noch keiner aus den Kleidern gefahren wie in dieser Stube. Sie sieht ihn, wie er die Arme seufzend dehnt im Mondlicht, wie sein Haar hell durchleuchtet ist, und wie ein silbernbleicher Rand um seinen nackten Körper flimmert. Das Herz schlägt ihr vor banger Süße bis zum Hals herauf, wie sie auf den Zehen zu ihm hinschleicht und die weichen Arme hingebend um seinen stolzen Nacken schlingt. Erschauernd spürt er das feine Zittern ihres köstlichen Leibes sich an den seinen drängen und sieht, wie sie mit dem Schleier ihrer Haare das Gesicht verbirgt vor ihm. Doch als sie seine festen Arme spürt, da schüttelt sie die Haare vom Gesicht und bringt ihre Augen ganz nahe an die seinen, daß er darin versinken muß und ihren heißen Atem von ihren stammelnden Lippen küßt. Da nimmt er sie auf die Arme und küßt sie, wohin er trifft bei ihrer leise glücklich zappelnden Abwehr und ...

Dann kann der Mond nichts mehr sehen, denn sie sind schon aus seinem bleichen Strahlenraum fort in das raunende Dunkel der knisternden Stube verschwunden.

Am Gasthaus erwischt der Mond gerade noch den lachenden Wirt, wie er die Fenster schließt, und hört, wie die Wirtin in schalkhafter Ungeduld sagt: „Brauchst du aber lange!“ Und drüben am Steg zur Mühle ertappt er gerade noch das Müllerpaar beim Scherzen und Lachen, aber dann sieht er schon wieder nichts mehr, weil der Schatten eines Baumes die zwei verschlungen hat. Und sie brauchen länger, als man zum Gehen brauchen kann, bis sie wieder hervorkommen. Dann schlagen sie ihm eilig die Türe an der Mühle vor der Nase zu. Nun sucht er weiter, bis er eine Gestalt durch den Obstgarten schleichen sieht, die dort eine Leiter vom Schuppen holt und an das Haus vorsichtig anlehnt. Beim Umschauen, ob niemand zugesehen hat, erkennt der Mond, wer das ist, und schmunzelt: Schau, schau! Der Wirtsknecht hat es mit der Müllersmagd. Er sieht noch zu, wie oben ein Fenster leise aufgetan wird und wieder zu. Aber dann ist ihm die einsame Leiter zu langweilig geworden, spielend badet er seinen Glitzerschein im rauschenden Wehr an der Mühle und lockt die quarrenden Frösche

zu seiner Huldigung aus den Tümpeln am Bach und bezaubert die Grillen, daß sie in den Wiesen vor ihre Höhlen gehen und in tausendfältigem Chor ihr gläsernes Zirpen mit den Flügeln anheben.

So gut gelaunt ist er heute, daß er manchen Apfel reif küßt mit seinen milden Strahlen, der dann voll schwerer Süße vom Aste bricht. Und das dunkle Aufschlagen des Segens der Reife im Gras währt die ganze laue Sommernacht hindurch. Es ist eine ewige, endlose Liebe in allem Wesen der Natur, die süße Lockung zur Schöpfung neuen Lebens aus reifem Samen, der keine Kreatur widerstehen kann, die den gesunden Atem des ewigen Werdens und Vergehens wehen fühlt und die ganze unendliche Welt wieder in sich selber findet. Drum ist das duftende bunte Blühen und das süße heimliche Reifen, daß es neu aussäe, wenn seine Zeit gekommen ist.

*

Längst ist heller Tag im Tal, als Hans sich in die sonnige Laube setzt und ganz überglücklich vor sich hin sinniert. Es bleibt ihm viel Zeit dazu, bis Berta ein wenig scheu und hastig herabkommt, als fürchte sie, von jemandem gesehen zu werden, der wüßte, was diese Nacht gewesen ist. Nicht einmal in seine Augen wagt sie zu schauen und fühlt doch, wie herausfordernd sie lachen, daß ihr Köpfchen noch tiefer sinken möchte. „Berta!“ schmeichelt er leise, „wir gehen ganz hoch auf den Berg hinauf, daß ich endlich frei hinausjuchzen kann, wie mir ist. Und du mußt deine Freude hinaussingen, ganz allein für mich, ganz allein — wie heut' nacht.“ Da wagt sie es endlich, ihm voll in die warmen Augen zu sehen und ihm strafend für sein ungeniertes Augenstrahlen mit einem schnellen Griff die Fingernägel in seinen blanken Arm zu drücken, daß er erst recht lachend die fünf Male an seinen Mund drückt und dann feierlich den Ärmel über das Liebesmal streift. Sie droht ihm mit dem Finger: „Warte nur, wenn wir erst für immer beisammen sind!“ Aber er reckt sich hintenüber und sagt: „Mir gruselt ja heute schon“, daß sie ihn am liebsten dafür geküßt hätte, wenn nicht die Wirtin zum Fenster

heraus gefragt hätte, ob sie das Frühstück bringen darf. Beim Aufdecken erzählt sie ganz unverhohlen und ein wenig schelmisch, daß sie sich freue, so nette Gäste länger im Hause zu behalten. Der Knecht sei schon in aller Frühe fort, um die Koffer bis zum Mittag vom fernen Bahnhof zu holen. Und ein junges Glück bringe ja auch anderen ein wenig Glück ins Haus. Dazu lachte sie Berta so frei ins Gesicht, wie eine Schwester, die sich neidlos am Glück der anderen freut. Verstehend lachten die beiden Frauen zusammen.

Wie schön die Welt doch ist! Nicht einmal die Sonne ist zu heiß. Die Alltagssorgen liegen so weit und fern wie eine Sage vom bösen Drachen. Er sieht ihr stolzes Schreiten auf den schmalen Bergwegen vor sich und denkt, daß es jetzt ganz anders ist wie gestern noch, ruhiger und besonnener. Und wenn sie an die Gewalt des Mannes hinter ihr denkt, schauert sie bang, daß ihr alle Kraft in den Gliedern fliehen möchte. Wie lange das her war, dieses Gestern, wo man noch vor einer Grenze stand, dieser so sehnend gesuchten Grenze, und nun war sie überstiegen. Es war doch ein Kampf, ein heißes Ringen miteinander, bis man sich endlich ganz hatte. Und jetzt war diese ruhige Gewißheit, dieses allerletzte Vertrautsein mit den verborgensten Heimlichkeiten an Leib und Seele in ihnen. Kein häßlich schmeckender Tropfen war im Becher ihres Erlebens dieser Nacht und kein trüber Schimmer in der Freude ihrer Augen beim Entzücken voreinander, nur eine letzte, leise Scham machte sie noch befangen in Wort und Gebärde. Und das wird wohl immer so bleiben zwischen ihnen. Das macht ihre Tage so lebendig schön und die Nächte so heimlich und fein, wenn sie mit einem zagenden Hauch ihre weichen Arme breitet, um ihn mit einem seligen Stammeln an sich zu ziehen.

Einmal in einer solchen stillen Nacht voll raunendem Leben wird Berta hellwach und horcht, als hätte sie einen Ruf vernommen von weit, weit her. Ihr ist so sonderbar freudig zumute, als müsse sich jetzt ein Wunder erfüllen, von dem sie schon zeitlebens geträumt hat, ohne es bewußt innezuwerden. So horcht sie mit allen Sinnen in die mondbleiche Nacht. Ganz innig leise kuschelt sie sich an ihn und

horcht an seiner Brust, ob nicht sein Herz es gewesen sei. Nein! Oder sein Atem, der so warm über ihre blanken Arme haucht, als sie sich ein wenig aufrichtet, um sein kühnes Gesicht im fahlen Mondlicht zu betrachten. Vielleicht macht er die Augen auf und erschrickt vor Freude, daß sie ihm so nahe ist. Nein! Er schläft sogar unter ihren Küssen, die sie ihm leicht und weich wie ein Rosenblatt auf Mund und Stirne haucht, ruhig weiter, wenn auch ein feines Lächeln dabei über seine schönen Züge geht. Dann legt sie sich eng an ihn und stiehlt sich seine Hand, die sie an ihr klopfendes Herz legt, vorsichtig leicht, daß er nicht dabei erwacht.

Und nach einer seligen Weile hört sie es wieder. Ein feines Stimmchen ruft ihr. Und das kommt aus ihr selbst heraus, dieses Rufen nach ihr: „Mutter! — Mutter!“ daß sie selig erschrickt dabei. Fest, mit beiden Händen preßt sie seine Hand an ihr pochendes Herz und hört es noch immer rufen: „Mutter!“ Zagend ungewiß hebt sie die Hände empor in das bleiche, silberne Licht, und ihr Herz antwortet fragend: „Wo bist du denn? Kind, wo bist du denn?“ Eine unsägliche Wonne durchströmt sie, daß sie seufzend die Lider über die Augen senkt, und da sieht sie es auf sich zuschweben aus dem Himmel herab, das kleine, putzelige, strampelnde Ding wie ein lachendes Engelein, wie es die runden Ärmlein verlangend nach den Augen der Mutter streckt. Da hat sie es gefangen und herzt und kost es und läßt es mit den winzigen Fingern in den Haaren zausen. „Du — du — duuu — wer bin ich denn? Dein Mutterle? Lache doch! Ein ganz klein wenig — du kleines, süßes Poppele du! — Ja, lache nur — du! Ich fresse dich auf — du!“ Sie drückt es an ihre weiche Brust vor närrischer Liebe und lacht, wie es mit den kleinen Patschhändchen suchend herumkrabbscht, daß sie es ganz in ihren Leib hineinsaugen möchte.

Es ist aber nur ein sehniger, harter Arm, den sie so drückt, als sie langsam die Augen öffnet und fragend umherblickt, als könne sie nicht gleich fassen, daß der kleine Engel noch nicht in ihren Armen liegt. Ein jähes Erkennen überkommt sie siedeheiß, und wie um Schutz flehend drängt sie sich an ihn, ganz schauernd eng, daß er davon wach wird und sorgend die Arme um sie schlingt. „Fürchtest du dich?

Du zitterst ja!" „Bei dir nicht", flüstert sie und birgt ihr Köpfchen an seiner breiten Brust. „Ich will dir nur sagen, daß ich dich jetzt noch viel — viel lieber habe — du!"

Tröstend streicht er ihr die Haare und den bebenden Leib, bis sie ruhig in seinen Armen einschläft. Ihm dämmert eine Ahnung auf, daß sie weiß, sie sei gesegneten Leibes. Und da muß er leise in sich hineinlachen: „Es müßte auch nicht mit rechten Dingen zugegangen sein, wenn es anders wäre."

Am Morgen darauf sah sie ihn oft so eigen an, so ganz seinem Willen ergeben. Er merkte, wie sie mählich stiller wurde, so, wie er sie einst kannte, als sie vor mehr denn zwei Jahren seiner Liebe gewiß geworden war und das inwendige Schauen erlernt hatte. Oft saß sie auf einem Stein oben am Berg und schaute stundenlang in die Weite — und wenn er etwas sagte, nickte sie nur und steckte ihr Köpfchen an seine Seite. Und oft schaute sie ihm so fragend tief und lange in die Augen, daß er manchmal fragte: „Was suchst du an mir?" „Ich trinke mich nur satt an dir, denn Hoch—zeit ist nur einmal." „Nein, Berta, oft — so oft du nur willst. Da kann gar kein Unwetter so grob kommen, daß wir unser Glück nicht finden aneinander, ganz gleich, wo und wie es uns herumwirft." „Ja, das glaube ich dir, aber ich höre es immer wieder gerne von dir selbst." „Und ich von dir! Immer wieder fangen wir neu an, als hätten wir uns gestern zum erstenmal gesehen." „O ja! Als ob wir ewig jung wären."

Da war sie wieder froh und sang, wie so oft schon, in den Wind hinein von Liebe und Schönheit. Es war ihm aber, als klänge ein dunkler Ton mit von einem neuen, lockenden Sehnen, das er nicht kannte. Denn er dachte nicht mehr daran, daß sie Mutter werden sollte.

*

Der letzte heitere Tag seliger Wochen, die im Traum verflogen schienen, stand über dem Grund, in dem so wohlgeborgen ihr heimliches Liebesnest lag. Es war ihnen gar nicht weh ums Herz, daß sie fort mußten, weil das sichere Nest sie bald für immer aufnehmen sollte. Darüber sprachen sie in den vergnüglichsten Bildern auf dem letzten Spazier-

gang durch die Wälder, wo sie noch einmal die verschwiegenen Plätze suchten, an denen sie oft in herzendem Küssen und Kosen saßen. Noch einmal wiegten sie sich in den klaren Fluten des winzigen Bergsees, den kaum ein Mensch suchte, außer ein Fischer an den Sonntagen. Und jeder Satz begann mit: „Weißt du noch?“ Freilich wußten sie noch.

Dann standen sie oben am weißgrauen Fels und blickten das letztemal dem Wege nach, den sie hier hinuntergegangen sind an jenem seligen Hochzeitsabend, übervoll von heißem Verlangen. Da sagte sie wieder wie damals: „Deine Heimat, Hans, ist wunderschön, so echt deutsch ist das Land und seine Menschen.“

Das freute ihn so, daß er sie auf seine Knie niederzog, und so schauten sie, eng aneinandergeschmiegt, hinab in die schwindelnde Tiefe. „Berta! Das ist Deutschland, siehst du es? Unser Land. Wir haben jetzt ein Anrecht darauf, denn wir gehören jetzt ganz fest dazu, unlösbar fest. Bisher waren wir zwei einzelne, brache Dinge. Aber jetzt sind wir wertvoll geworden. Du bist der heilige Mutterboden und ich der Same, beide allein nichts, aber mitsammen alles. Eine winzige Zelle am großen deutschen Baum sind wir beide geworden, und aus uns werden neue Zellen und wachsen daran hin, daß er einmal wieder groß und stark dasteht.“ — „Wie du!“ behauptete sie, er lachte aber von Herzen, als er fortfuhr: „Wir werden Kinder haben, das erste muß ein Bub sein!“ Sie nickte errötend und behauptete wieder? „Wie du!“ „Aber das zweite muß ein Mädel werden, so eins wie du — süße Frau. Und dann wieder ein Bub, und dann wieder ein Mädel —.“ „Und so weiter!“ sagte sie und halste und küßte ihn mit lachendem Mund.

„Ich bin noch nicht fertig“, schmunzelte er, „weißt du, nur so kann ein neues Deutschland besser und sicher aufgebaut werden, wenn wir, vom guten, gesunden Blut, durch unsere Kinder stärker werden als das kranke. Und das Kranke immer mehr aus dem Volke verdrängen.“ „Wenn das nur alle begreifen würden.“ „Ja! Wie viele ordentliche Kerle gehen zugrunde an Leib und Seele durch den falschen Geist.“ „Und noch schlimmer ist, daß so viele Mädels verdorben werden vom schlechten Blut, und gerade die schönsten und gesündesten.“ „Die Großstädte stumpfen den gesunden

Instinkt ab und machen das Blut träge und lüstern und schlammig. Die Menschen werden morsch, das Leben in der stickigen Enge zerfrißt ihnen das Rückgrat und das Herz."

„Wir kommen doch auch von der Großstadt", warf sie ein.

„Es sieht zwar so aus, aber deine Eltern und meine Eltern waren erst vom Lande in die Stadt gekommen, wie sie uns zur Welt brachten. Sie waren noch voll von frischem Bauernblut, der Mutterleib gesund wie ein Wald."

„Es ist gut, das zu wissen, wenn man vor dem entscheidendsten Schritt seines Lebens steht!" sagte sie, als er schwieg.

„Lache mich nicht aus, wenn ich gestehen muß, daß ich das wenig bedacht hatte, als ich dich nahm. Hernach erschrickt man, daß man soviel Glück hatte, keinen Fehlgriff zu tun, sondern ausgerechnet den einzig richtigen. Es ist halt doch so, daß wir erst hernach mit dem Verstand begreifen, was unser Herz unbewußt getan hat. So unbedingt sicher, wie unser Gehirn es nicht kann. Der gute Mensch in seinem dunklen Drang ist sich des rechten Weges wohl bewußt — aber nur der gute!"

„Wenn du schon so gescheit bist, so erkläre auch, warum wir äußerlich so verschieden sein können, ich dunkel, du blond, du hast wasserhelle, graue Augen, ich braune, dein Gesicht ist so kantig herb, das meine dagegen —." „So weich und so schön länglich rund, meine Nase wie ein Adlerschnabel, deine gerade und ein wenig naseweis sogar." „Du bist auch größer als ich." „Wenn das dein einziger Kummer ist." „O nein, das gefällt mir ja so gut an meinem Manne", schmeichelte sie und schmiegte sich an seine Größe. „Sag doch, warum wir uns trotzdem bis in den letzten Nerv verstehen bei diesen Unterschieden?"

„Da mußt du schon dein Herz fragen, nicht meinen Verstand. Mir sind viel schöne Frauen mit blonden Haaren und blauen Augen begegnet, und ich habe mich gar nicht besonnen, ob ich eine hätte lieben können, denn mein Herz blieb kalt dabei und hat nicht nach ihnen verlangt. Es war eben keine dabei mit dem Wesen, das mir das Blut ins Wallen gebracht hätte wie du."

„Aber ich habe doch nichts getan!" „Das ist es ja eben, daß wir beide nichts taten, und doch ist beim ersten Blick

ein Funke übergesprungen von einem zum andern und hat diese Leidenschaft in uns aufgeweckt. Und ich wünsche gar nicht, daß du blond wärest, du bist so viel schöner in deiner Art. Dein Haar ist ja seidenfein, so fliegend knisternd, daß es mir an den Fingern bleibt wie Eisen an einem Magnet, wenn ich darüberstreiche. Sieh nur her, so hängen wir aneinander."

Sie lachte, als sie es sah: „Wenn ich aber blond gewesen wäre wie mein Mutter?" „Zuerst habe ich den Funken gespürt — nicht ob du blond oder braun bist."

„Wenn ich nun eine Jüdin gewesen wäre?" „Dann hättest du den Funken nicht haben können für mich. Und damit du endlich Ruhe gibst, will ich dir sagen, daß ich eine ganze Reihe blonder Jüdinnen kenne." „Und ich blonde Juden." „Ich kenne sogar eine blonde Deutsche, die einen Juden geheiratet hat, so einen ganz kleinen Pfropf, dem sie ein paar echte blonde Siegfriede geboren hat, die mit zwölf Jahren schon größer waren wie ihr Tade. Aber noch echtere Juden geworden sind als der Alte. — Und was das Interessante ist, seine blonde Frau sieht wie eine echte Jüdin aus und ist früher, als sie noch in unserem Haus wohnte, der reinste Engel gewesen. So färbt das ab! Und so frischt der Jude sein Blut wieder auf, der mit einer Sara höchstens noch kleinere Pfröpfe fertig gebracht hätte."

„Ekelhaft!" schüttelte sie sich. „Wie kann man sich nur so vergessen." „Sie war bei dem Pfropf Verkäuferin und stolz darauf, daß sie durch ihre Hingabe den Juden zum christlichen Glauben bekehrt hat, wie sie meint. Wehe dem, der sagt, ihre Kinder wären Judenbankerte. Nein, das sind gute evangelische Christen. Der ältere Sohn hat, kaum vierzehn Jahre alt, zwar schon das Dienstmädel schwanger gemacht, aber das macht nichts, der Alte hat ja Geld — und das Kind wird brav getauft und muß auch ein guter Protestant werden."

„Komm! Laß uns jetzt gehen!"

„Ist doch alles in schönster Ordnung: blond, christlich, die besten Deutschen!" „Mir graut, Hans." „So, dir graut? Du könntest das nicht, dir graut — siehst du, das ist der Unterschied! Nicht die Haarfarbe."

„Wie kann man nur so weit sinken? Spürt denn so eine den Ekel nicht, das Widerliche am Juden? Das Abstoßende?“

„Wahrscheinlich nicht oder nicht stark genug. Der Instinkt der guten Rasse fehlt. Und wenn sie noch so schön ist.“

„Das kann ich begreifen. So was ist gleich noch schlechter als ein Jude.“

„Möglich! Gleich und gleich gesellt sich gern. Heutzutage kommen solche obenauf und wollen ihre verbrecherischen Gesetze als Recht aufstellen. Siehst du, so erst kann der Jude eine Macht werden, weil er Helfer findet in unserem verdorbenen Blute. Das ist sein Echo für seinen fremden Geist, den er uns ins Land bringt. Jene Hefe, die hohnlacht über alles Gesunde und Schöne. Die das nur verzerrt ertragen kann. Die Grimasse — statt des geraden Gesichts.“

„Da wären wir also wieder einmal bei der Politik angelangt.“

„Freilich! Wir wollen doch eine Familie bilden, unser Leben anständig und gesund leben. Nicht im Dreck versinken. Wir wollen Kinder aufziehen, unsere Freude daran haben — ich muß eine Existenz erkämpfen, eine ehrliche Arbeit leisten. Das alles müssen wir inmitten einer drohenden Vernichtung, gegen die wir uns mit Zähnen und Fingernägeln wehren müssen! Sonst geht unser Glück mit unter im großen Verderben. Wir hängen an dem großen Schicksal unseres Volkes, ob wir wollen oder nicht. Du weißt, wie bitter ich das habe erfahren müssen, daß unsere Politik unser Schicksal ist — und unser Schicksal wie unsere Politik sein wird.“

„Ja, es ist nicht anders. Du weißt doch auch noch, daß ich einmal meinte, Frauen sollten sich nicht mit Politik befassen, das wäre nur Männersache. Heute weiß ich, daß ich genau so gut damit verknüpft bin wie mein Mann. Denn — wir sind ja ein Leib — und können nicht mehr auseinander. Was dich angeht, geht auch mich an. Dein Lebenskampf ist auch mein Lebenskampf. Wo du streitest, werde ich immer dahinter stehen müssen. Ich kann gar nicht begreifen, wie eine Frau politisch anders gesinnt sein kann als ihr Mann, außer sie lieben sich nicht, sie packeln sich bloß.“

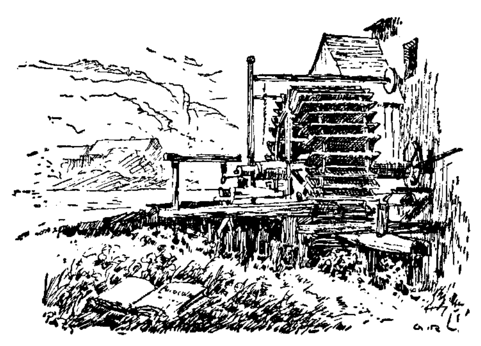
„Mein bester Kamerad ist meine Frau!“ lachte er heiter. „Da ist es mir eine Lust, mich in den Kampf zu stürzen. Und du hast nicht Angst?“ „Doch!“ sagte sie etwas beklommen, aber dann blickte sie ihm frei in die Augen: „Angst und Sorge wirst du mir genug machen, aber — das ist mir tausendmal lieber als die Schande, wenn du ein feiger Lump wärst. Und —.“ „Ja, und?“ „Von einem Feigling möchte ich mich nicht anrühren lassen — ich glaube, ein Kind von so einem könnte ich in der Wiege erdrosseln.“

„Da brauche ich um die meinen keine Angst zu haben“, lachte er. „Die werden einmal frei und kühn in die Welt hineingehen können und sich nicht mehr so lange besinnen brauchen wie wir, was sie tun sollen, die bekommen das schon mit. Her mit der Welt! — werden sie sagen. War unser Alter ein Waschlappen! Er hat doch bloß nach dem kleinen Deutschland langen trauen.“

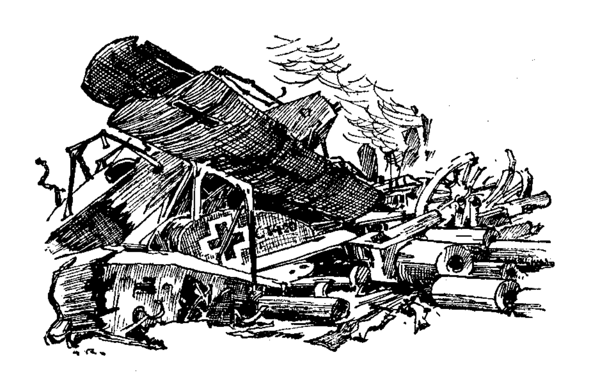
„Und unsere Töchter werden einen Krieger unter hundert Skalpen gar nicht ansehen.“

„Uns hätten die Spatzen gar nicht schöner zusammentragen können“, meinte er, und sie sagte ganz spitzbübisch: „Gleich und gleich gesellt sich gern.“ Da mußte er sie herzen, daß sie atemlos stöhnte: „Ach, wenn du mich jetzt schon umbringst, kriegst du gar keine Kinder von mir.“

So kosteten sie den Becher der Lebensfreude und fanden immer neuen Geschmack daran. Und wenn ein Trunk bitter würde, dann muß es Wermut sein, der schwersüß ins Blut geht. Niemals Galle! Es ist eine Kraft in der Freude, die vieles schön macht, das sonst unscheinbar und gleichgültig bleiben würde. Freude aber war immer, wo sie beisammen sein konnten.



Und das sollte nun ein ganzes Leben dauern.



Alltag

Tag um Tag sickert wie ein feines Sandkorn im Stundenglas der Zeiten hinab. Man merkt es nicht im Wirbel des Daseins, wie sie vergehen. Erst wenn wieder eine Spanne horchender Stille um einen ist und das hastige Sehen zum besinnlichen Schauen wird, dann merkt man, daß im Drange der vergangenen Zeiten etwas geworden ist. Wie ein Maurer, der den ganzen Tag Stein auf Stein gemörtelt hat, erst am Feierabend zufrieden das Stück Mauer als Ganzes sieht, das so kleinweise gewachsen ist. Und immer einmal ist es von Zeit zu Zeit die Balkengleiche, da die Decke über ein fertiges Geschoß gelegt werden kann, zugleich als Boden für ein neues.

Aber keine Zeit mehr ist so von frischem Leben durchpulst wie die des Bauens, wo eine rohe Wand an der andern wächst und der Kalk in der Sonne noch nach Stein und Ofen riecht oder das Holz der blanken Balken einen letzten Hauch des Waldes verströmt. Wo man jedem Stein den Druck der Hand ansieht, die ihn gelegt, und jeder Mörtelfuge das Hantieren der Kelle. Oder den Strich der Zähne der Säge an den Brettern und Hölzern noch sieht. Wenn Sonne und Sturm noch ungehindert in die offenen Gemächer schauen und man am Dachgesims noch die schwere Breite der Fundamente ahnt. Wohl ist manches anders, als

der ursprüngliche Plan es wollte, aber das Ganze ist doch so geworden, wie die Fundamente an ihrem Riß schon erkennen ließen. Der Plan, der schon im Menschen liegt, wenn er mit strampelndem Schreien sich gegen das ungewohnte erste Empfinden des Selbständiggewordenseins in der Wiege wehrt.

Die Arbeit liegt vor Hans Krafft am Zeichentisch, aber die Lust dazu fehlte ihm noch, daß er sich streckt und die Arme dehnt wie an einem blauen Montag nach einem goldenen Feiertag voll Schönheit und Freuden, an dem es nur Gutes gibt.

Sein Richtfest ist nun gewesen, ganz heimlich und unbeschreiblich süß, wie alle heimlichen Feste sind in ihrem Zauber des Verborgenseins vor kritischen Alltagsaugen. Nun wird er aber doch den buntgebänderten Baum an den First seines Lebens stecken und Hochzeit machen. Daß alle Welt es sieht, sein eigenes Wachsen ist vollendet. Jetzt wird er nur mehr durch andere wachsen, wieder neu von vorne an . . .

Wenn man sein Schicksal nicht mehr versteht vor Verträumtsein und aus jedem Tag einen Sonntag machen möchte, dann gibt es einem so deutliche Winke mit dem Zaunpfahl, daß man es bald wieder begreift. Beim Überprüfen seines Büros erkennt Krafft, daß seine berufliche Laufbahn in dieser Stadt abgeschlossen ist. Unauffällig hat man sich von ihm zurückgezogen. Gewiß, seine Arbeit war einwandfrei, sogar schön, aber wer wird sich die Last aufladen, einen politisch sehr übel beleumundeten Mann zu beschäftigen und dadurch in den Verdacht zu kommen, derselben verrufenen Gesinnung zu sein wie ein Fememörder.

Geschäft ist Geschäft! Mit Heiden, Christen oder Juden, das ist einerlei. Wer die Macht hat, hat das Recht, und wer das Recht hat, macht Geschäfte. Aber eine Politik zu unterstützen, die das so schwierig erklügelte und so sorgfältig verteilte System der neuen Lebensart erschüttern möchte, das wäre gesellschaftlicher Selbstmord. Die nun einmal — leider Gottes oder Gott sei Dank — maßgebenden internationalen Kreise in Staat und Wirtschaft sind so allmächtig, daß sie nach Belieben jede Ader unterbinden können, die im Verdacht steht, ein ihnen feindliches Wachs-

tum zu fördern. Man muß ja zu Kreuze kriechen, weil man sonst durch Hunger und Not geschmeidig gemacht wird. Und wer ist nicht geschmeidig — und wartet auf wie ein Hunderl mit wedelndem Schweif, wenn das Herrle ein Zuckerl vergibt?

Wenigstens hat Krafft für Höllein nichts verdorben, der es bisher geschickt verstand, sein politisches Bekennen unter politischer Gleichgültigkeit zu verbergen. Wie geschickt hat er bloß das wenige Hab und Gut vor der schleichenden Entwertung durch die Inflation gerettet und in feste Dollars verwandelt. Denn als Hans vom Urlaub zurückkam, war die Mark nur noch zweieinhalb Pfennige wert gegen fünf beim Beginn. Unversehens hätte er die Hälfte seines Einkommens verloren gehabt. Ein Dollar ist jetzt gleich 150 Reichsmark.

„Dollars? Woher?“ hatte er den grinsenden Höllein erstaunt gefragt.

„Vom Apotheker! Der hat doch seine Erfindung nach Amerika verkauft, gegen amerikanische Dollars natürlich. Wenn er deutsches Geld gebraucht hat, hat er bei mir eingewechselt statt bei der Bank. Und jetzt kannst du wieder wechseln lassen!“ „Aber der Besitz von Devisen ist ja verboten!“ „Ja — das Waffentransportieren auch“, lachte der Höllein dagegen. „Das ist ja bloß, damit man die Mark überhaupt noch in Zahlung nimmt. Wenn alles in Dollars rechnen und zahlen würde, wo wäre dann der gewaltige Kursunterschied, der feiste Rebbach für das auserwählte Diebsvolk. Beim Nehmen nimmt man mehr, und beim Geben gibt man weniger, heißt ä Geschäft! Gott soll schützen, daß der Goi kriegt Devisen. Für den Kleinen macht man Gesetze, daß man ihn binden kann, wenn er nicht stillhält beim Ausplündern. Die Großen haben sich hinter Aktien verkrochen und verkaufen an wen sie wollen, denn Handel ist frei. Wer verkauft aber gegen schwindsüchtige Papiermark, wenn er Dollars oder Gulden oder Lire und Sterlings haben kann? Schön langsam wird alles, was in Deutschland verkäuflich ist, Fabriken, Gruben, Häuser und Gründe in Aktien umgewandelt und an Ausländer gegen feste Währung verschachert. Und die Regierung ist froh, wenn dadurch Devisen über die Grenze kommen, weil sie die

Devisen braucht zum Zahlen der Reparationen. Mit Papiermark kann sie doch nicht zahlen, weil die nichts wert sind."

Krafft sah auch ein, daß dieses Gesetz für die Regierung nötig war, denn einzig und allein so konnte sie das Land ausverkaufen, dem Volk immer mehr von seinen Werten nehmen und das Ärmerwerden Deutschlands durch die Reparationen verschleiern mit immer höheren Banknoten. Beim rechten Licht betrachtet, ist es Falschmünzerei, was der Staat treibt, daß er einfach Papier bedruckt und dann als Geld herausgibt. Es ist kein Geld — es ist Falschgeld, denn es ist nichts dahinter, keine Deckung, keine Leistung, sondern nur ein Gaunertrick. Ein Buch, das er sich kaufte, kostete tausend Mark. Am Tag darauf war es um zweitausend Mark in der Auslage. Gute Freunde raunten sich die Adressen fabelhaft billiger Einkaufsquellen ins Ohr, die aber rasch versiegten, als der kleine Geschäftsmann mit den Einnahmen aus dem plötzlich so guten Geschäftsgang kaum einen Bruchteil seiner verkauften Ware wieder hereinnehmen konnte. Wer fragte nach dem Zusammenbruch solcher Existenzen, die nicht mehr mitkamen im rasenden Sturz der Ereignisse und wie Spritzer beim hastigen Umgießen von einem Topf in den anderen danebenliefen in den Sand.

„Ehrlichkeit ist Dummheit, wäre Selbstmord!" hatte der Höllein gesagt, und das war kein neues Wort, das hatte man im Krieg schon oft gehört. Es war eine moralische Deckung für die rücksichtslose Selbsthilfe der Kleinen vor dem Untergang, aber auch eine wunderbare Deckung für die großen Gauner. Dieser Schild der allgemeinen neuen Ehrauffassung. Du betrügst bei einem Pfund Butter, ich bei mehreren Waggons, gleiche Brüder, gleiche Kappen. Der eine verdient an zehntausend Dollars beim Spekulieren, der andere an zehn, das ist wurscht, mitgegangen, mitgehangen.

Wenn alle es so machen, dann werden bald die Schranken der Gesetze überschwemmt und von der erdrückenden Übermacht wegrasiert. Nur so weiter, immer mehr werden! Das ganze Volk können sie doch nicht einsperren. Das sollen sie dann mit den lästigen paar tausend Einzelgängern machen, die immer noch an das alte Gebot glauben, du sollst nicht

stehlen, du sollst nicht betrügen, das muß man ja tun, um mitzukommen. Und die Herren des Systems sind eigentlich ganz zufrieden damit, denn ein schuldbewußtes Völklein läßt sich williger kneten.

Die Franzosen toben zwar in ihren Zeitungen über die Böswilligkeit der Deutschen, die anscheinend nicht zahlen wollen, weil das Volk in Frankreich von den deutschen Leistungen nichts sieht. Riesenkorruptionen in Frankreich haben die deutschen Lieferungen zum größten Teil spurlos verschluckt. Aber das macht nichts, die Wut des französischen Volkes, das sich getäuscht glaubt, ist willkommen zu neuen Erpressungen. Die paar Luftschiffe, die noch in Deutschland sind, müssen an die Feinde abgeliefert werden, damit sie ihren siegreichen Völkern wenigstens einige Beutestücke aus Deutschland vorführen können. Die von den deutschen Frontsoldaten erbeuteten Siegeszeichen und Fahnen konnten allerdings nicht mehr abgeliefert werden, weil sie vor dem Berliner Zeughaus von einer zusammengelaufenen Volksmenge verbrannt worden sind.

Der Bau von Flugzeugen, auch für den privaten Luftverkehr, ist in Deutschland restlos untersagt. Was noch an Flugmaschinen irgendwelcher Art vorhanden ist, muß abgeliefert werden. In allen Städten sind ganz große Werke und Fabriken zu Ruinen zerstört worden und die wertvollsten Maschinen und Einrichtungen zu Schrott zerschlagen, der auf den grasbewachsenen Fabrikhöfen verrostet. Eine Drehbank, an der im Krieg einmal Granaten gedreht wurden, ist eine Kriegseinrichtung und muß zerschlagen werden nach dem Feindgebot und darf nicht für die Herstellung von friedlichen Dingen des Lebens benützt werden. Spaten, Pickel, Werkzeuge, Räder und Wagen, Pferdegeschirre und Brotbeutel oder Tornister müssen vernichtet werden, wenn sie auch sonstwie im friedlichen Wirtschaftsleben verwendungsfähig wären. Sinnlos rast die Vernichtungswut. Deutschland wird entwaffnet bis aufs Hemd.

Wenn die Judenrepublik es nicht schon längst getan hätte, dann müßten sie jetzt auf Feindgebot hin alle Stellen aus den Lesebüchern der deutschen Jugend entfernen, die geeignet wären, den Kampfgeist der deutschen Jugend

irgendwie wachzuhalten. Man könnte eigentlich aus vollem Halse lachen über diese hysterische Angst der Franzosen, läge nicht dahinter die grausame sadistische Absicht der Juden drüben und herüben, das deutsche Volk in allen seinen Lebensnerven tödlich zu treffen und zum Absterben zu bringen. Man braucht sich gar nicht mehr wundern, warum Hand in Hand mit einem vor Ekel triefenden Pazifismus der Selbsterniedrigung und Selbstanklage gleichzeitig die moralische Zersetzung der Jugend einhergeht. Nie wieder Krieg! Aber um so mehr Liebe.

Was ist Liebe? Liebe ist eine rein körperliche Funktion zwischen Mann und Weib, die mit Seele, Geist oder sonstigem bürgerlichen Muckertum nichts zu tun hat. Liebe ist nicht mehr wie ein Schluck Wasser, den man nimmt, wenn man Durst hat. Und den man überall nimmt, wo man ihn gerade zur Hand findet, so gut als man gerade, wo man ist, aufs Pissoir geht, wenn man muß. Genießt das Leben, das süße, seid nicht so dumm und wartet damit, bis ihr alt seid. Da geht es nicht mehr.

Die Männer werden geistig kastriert und seelisch zermürbt, den Frauen wird die Abtreibung Tag für Tag vorgeredet, und in den noch nicht erwachsenen jungen Menschen wird die Giftsaat einer ewig geilen Phantasie geweckt und fortwährend genährt, um die Jugend schon vor der Reife im Lebensnerv zu verderben und wurmstichig zu machen. Man sieht, wenn man Augen hat, zu sehen, daß der ewige Jude aufs Ganze geht.

Brust, Bauch und Schoß sind international, plärrt die jüdische Asphaltliteratur Berlins unverhüllt, schamlos. Nur noch die Gesichter sind vielleicht nicht ganz gleich. Aber das wird sich bald geben, wenn sie durch Laster und niedriges Denken alle zu Verbrechergesichtern geworden sind, wie die Juden- und Verbrechergesichter längst international sind. Überall findet man sie in der Welt. Alles, was anormal ist, unnatürlich, widerlich, wird nun mit einemmal als Delikatesse der Zivilisation hoch gefeiert und zur allgemeinen Nachahmung empfohlen. Die Lokale sind in allen Städten öffentlich bekannt, in denen je nach Geschmack die absurdesten Perversitäten homosexueller und lesbischer oder sodomitischer Neigung gegen Geld befriedigt werden

können. Der geniale Jude Ziegfeld in Neuyork hat der bis dahin unglücklich gewesenen Welt die größte Erfindung des Jahrhunderts, die Revue gebracht und das Patentweib (entspricht jedem Geschmack!) in einer Massendarstellung nackter Beine und Busen der begeisterten Umwelt geschenkt. Das so lange verpönte, ins Dunkel des Daseins verbannte Bordell hat der geniale Jude befreit und offen auf die Bretter gestellt, die die Welt bedeuten. Es ist nicht mehr notwendig, daß dazu noch geistreiche Worte gemacht werden wie beim Theater oder eine sinnvolle Musik. Wozu das? Ein rauschiges Stampfen im Takt der Negertrommel, dazu quietschen, kreischen, schnarchen und fauchen wie ein gieriges wildes Tier, das ist die natürlichste Musik dazu, und statt großer Worte unzweideutige obszöne Gesten. Ziegfeld macht das alles ganz patentneu, er durchbricht die bourgeoise Umschreibung der Liebe und sagt das direkt, was die niedrige Phantasie der eingelullten, in Rausch versetzten Massen denkt. Und weil Ziegfeld auch ein genialer Unternehmer ist, stellt er das Patentweib „Girl" als Massenartikel in seinen Instituten in Neuyork her und verschickt es je nach Bestellung dutzendweise in die Variétés und Tingeltangels der ganzen Welt — und die ganze Welt ist hingerissen.

Die ganze jüdische Literatur ist nichts anderes mehr als ein unverblümtes Aussprechen der gemeinsten Phantasien. Das gräßliche Gesicht des widerlichen Juden, seine Satansfratze hat alle Masken abgelegt und zeigt sich ungeniert, wie sie von Natur aus ist. Das auserwählte Volk Jehovas, dessen Fluchgebete und Satansnamen Jehova, Zion, Israel, Juda, Moses und so weiter voll erschauernder Andacht immer noch in christlichen Kirchen besungen und angefleht werden. Hohnlachend geht der ewige Jude über den Erdball und singt Ahasvers Wanderlied aus eigenem Mund zu eigenem Lobpreisen:

„Und es türmt sich meine Beute,
Und es jauchzen eure Bräute
Mir, dem Auswurf fremder Wüste."

Ja, so sieht die Welt aus, in der Krafft, wie aus den Wolken gefallen, nach seiner Hochzeit sich wiederfindet.

*

Weil der Höllein keine Ruhe gibt, bis er mitgeht, besucht Krafft doch noch einmal die allwöchentliche Zusammenkunft der „Partei". Seine alten Kollegen Braun und Schlegel und Franke sind auch anwesend und freuen sich, daß er sich wieder einmal sehen läßt. Es sind eine Reihe neuer Gesichter da, aber dafür fehlen viele alte Bekannte.

„Du wirst dich gewiß wundern", begann Franke, „daß wir wieder hierher gehen?" „Allerdings!" entgegnete Krafft.

„Weißt du, es ist jetzt ein ganz anderer Schwung drinnen. Wir organisieren die Geschichte nämlich um. Der Inhalt bleibt der gleiche, aber nach außen müssen wir der Sache ein imposanteres Gesicht geben. Einen zugkräftigeren Namen und eine höhere Form. Unser neuer Vorstand ist ein fabelhafter Organisator. Die Alten sind alle zu Ehrenmitgliedern gemacht worden und haben jetzt einmal das Maul zu halten, bis —." „Und ihr auch?" lacht Krafft, daß Franke beleidigt sich abwendet.

Dafür tat der Schlegel wichtig: „Während du fort warst, ist unsere Vorstandschaft einmal in München gewesen und hat sich die Hitlergaudi angeschaut. Den Bericht hättest du hören müssen, den sie uns dann gemacht haben. Das ist ja alles übertrieben, was bisher von Hitler gesagt worden ist. Das ist ja nur ein ganz kleiner Verein in München, nach außen recht groß aufgemacht mit viel Geschrei und Riesenplakaten. Aber bei uns wird es gleich richtig organisiert und eingeteilt, es wird jetzt schon so angelegt, daß wir später einmal ohne weiteres den Staat übernehmen können."

„Hört! Hört!" meinte Krafft ungläubig lächelnd.

„Wir denken da weiter wie der Hitler!" sagte der Schlegel stolz; „denn wenn unsere Partei wächst, und wenn sie bei den Wahlen dann schließlich so stark wird, daß wir in die Regierung müssen, dann muß man auch wissen, wen man hineinschickt, weil sonst alles wieder verdorben werden kann."

Schlegel hatte das mit einer heiligen Überzeugung vorgetragen und war enttäuscht, daß Krafft erheitert lachte und dann fragte: „Du bist wohl gar schon geheimer Minister oder Regierungspräsident — hm?" „Das ist gar nicht

so lächerlich", erwiderte Schlegel. „Es gibt jetzt nach der Auflösung der Einwohnerwehr so viele vaterländische Vereine und Klubs, in denen sich die ehemaligen Wehrleute unpolitisch zusammenfinden. Das sind einmal unsere Massen, den politischen Kampf müssen wir machen. Wenn wieder eine Wahl ist, treten wir heraus an die Öffentlichkeit, und den Bünden, die ja keine politischen Parteien sind, bleibt gar nichts anderes übrig, als uns zu wählen. Oder wenn ein Putsch von der nationalen Seite geplant wird, dann stehen wir bereit, denn wir haben das Programm."

„So, ein Programm habt ihr endlich auch schon?" „Selbstredend! Wir haben dem Hitler sein Programm durchgelesen und haben dann ein viel besseres gemacht. Es ist noch nicht ganz fertig und wird in den nächsten Wochen wahrscheinlich gedruckt werden. Weißt du, so wie der Hitler es macht, öffentliche Versammlungen, wo vielleicht ein paar hundert politische Klatschweiber zusammenkommen, das ist gar nichts. Die laufen wieder auseinander, und an den eigentlichen Zweck einer Partei denken sie nicht. Das muß von ganz ernsthaften Männern abseits der Öffentlichkeit und streng vertraulich gemacht werden." „Da habt ihr euch wohl zu einem Geheimzirkel gemacht, und das hier ist eine öffentliche Auslage zur Tarnung?" „Ganz richtig! So ähnlich ist es. Einen neuen Vorstand haben wir jetzt, einen Doktor, der —." „Du wirst mir doch eure Geheimnisse nicht verraten", fährt ihm Krafft dazwischen, aber Schlegel meint begütigend: „Bei dir braucht man —." „Doch, mein Lieber, euren Unsinn werde ich durchkreuzen wie ich kann, solange ich noch hier bin."

Plötzlich standen alle auf. Es wurde still. Ein etwas arrogant aussehender großer Mann mit einem Lockenkopf und einer goldenen Brille ist eingetreten. Krafft blieb sitzen und sagte ungeniert laut: „Oho!", daß ihn Franke bestürzt am Rock zupfte und ihm bedeutete, er möchte doch kein Aufsehen machen. Gnädig winkte die neue Erscheinung den Aufgestandenen die Erlaubnis zu, sich setzen zu dürfen. „Was ist das für eine Mode?" fragte Krafft, und Braun, der bisher geschwiegen hatte, meinte verlegen: „Mir gefällt das auch nicht, aber sie sagen, das wäre notwendig, nur so käme man von dem üblichen proletarischen Parteiengetue

ab zu einer erhabenen gemanischen Form der Demokratie. Beim Hitler sei es ähnlich, wenn er komme, da ständen auch die Leute auf." „Und ihr macht das einfach nach? Ihr zwingt die Menschen zu dem, was die Anhänger Hitlers von selbst machen, ihr Idioten! Wie er sich räuspert, wie er spuckt, habt ihr ihm glücklich abgeguckt." „Aber der Hitler hat noch kein Buch geschrieben über das, was er will. Unser Doktor hat schon ein großes, dickes Buch im stillen darüber verfaßt, wie das Abendland wieder auferstehen wird. In dieser Beziehung sind wir auch längst weiter wie der Hitler." So prahlte der Schlegel, und Franke verbesserte ihn noch: „Natürlich, wenn wir es so machen wollten wie der Hitler, daß wir jeden nächstbesten einfach hereinnehmen und zum Mitglied machen, dann könnten wir auch bald einen großen Saal nehmen, aber wir suchen nur eine Elite, die Führerschaft. Die Masse läuft uns dann einmal von selber nach."

Krafft schüttelte verächtlich den Kopf. „Ich sehe schon, euch haben sie in den paar Monaten, wo ich nicht hier war, vollständig besoffen gemacht mit schönen Redensarten und feinen Umgangsformen. Man kommt sich hier fast unpassend vor, weil man nicht auch ein paar Schmisse im Gesicht hat. ‚Arbeiterpartei', das paßt natürlich nicht mehr zu eurem Verein."

Eine Zeitung, die Krafft noch nicht kannte, wurde in mehreren Exemplaren auf den Tisch gelegt. „Was ist das?" fragte er, „wo kommt die her?" Stolz pochte der Franke auf seine Brust. „Das ist meine Arbeit jetzt, ich bin Pressewart. Die Zeitung geben wir zusammen mit einigen anderen völkischen Gruppen heraus. Schau nur nach, heute muß das drinnen stehen von deiner Verurteilung und von unserem Protest dagegen." Erstaunt lachte Krafft auf. „Da seid ihr ja unerhört früh daran damit. Erscheint denn dieses Blatt nur alle halbe Jahre einmal?" „Dir kann man schon gar nichts mehr recht machen", tut Franke tief gekränkt, „du hast ja keine Ahnung, was so ein Blatt für eine Arbeit macht!"

Krafft hatte aber inzwischen schon gelesen, daß der Herausgabeort in Württemberg war, die Schriftleitung wiederum in einer ganz anderen Stadt saß, und daß das

Blatt eigentlich nichts anderes war als ein von den Toten wieder auferstandenes völkisch-astrologisches Zwitterorgan der vergangenen Jahre. Da fiel sein Blick plötzlich interessiert auf einen Absatz auf der zweiten Seite, der eine unverhüllte Kriegserklärung gegen die nationalsozialistische Partei in München und eine lästerliche Herabsetzung ihres Führers Hitler war. Er holte das neue Münchener Blatt, den „Völkischen Beobachter", aus der Tasche, den ihm Berta als jüngstes Ereignis von München immer schickte. Es war schon eine ganze Reihe von Ausgaben geworden, denn das Blatt erschien wöchentlich zweimal.

„Das Hetzblatt kennen wir schon", meinte Schlegel etwas wegwerfend. „Das kann man ja bei jedem Kolporteur kaufen, wenn man mag." „Schlegel, dich kennt man ja gar nimmer", sagte Krafft. „Seitdem mir der Schwindel und die Aufschneiderei vom Hitler bekannt geworden ist, ist es aus bei mir." „Dann habe ich also dir gegenüber aufgeschnitten?" „Vielleicht war es bei dir — weil du verliebt bist und —." „Halt 's Maul! Schlegel, du kannst mich ja nicht einmal gerade anschauen. Hört zu! Der ganze Krampf hier ist nichts anderes als Freimaurerarbeit, die unseren guten Ansatz zerschlagen soll. Feine Umgangsformen müßt ihr einführen, damit euch wirklich kein Arbeiter hereingeht, weil er sich nicht wohl fühlt hier. Und nur deswegen, damit ihr genau so ausseht, wie die Juden immer vor der Arbeiterschaft über euch schreiben: Kapitalistenpartei — Großkopfete — nationale Monokelhengste! Und schließlich muß man noch ein Reifezeugnis vorlegen oder das Einjährige wenigstens nachweisen, damit man hier mitmachen darf. Wo habt ihr denn eure Augen?"

Sie schweigen betreten und schauen Krafft überrascht nachdenklich an. „Ein ungeheuerlicher Vorwurf von dir", flüsterte Franke. Aber da stand der Versammlungsleiter auf und eröffnete den Sprechabend:

„Deutsche Brüder! Wir haben heute die seltene Ehre der Anwesenheit unseres verehrten geistigen Führers Dr. Bickl, der uns heute den seltenen Genuß eine Vortrages über Politik im allgemeinen geben wird. Bevor ich ihn aber bitten möchte, das Wort zu nehmen" — „Ist das eine Bauchwinslerei", raunte Krafft —, „möchte ich die Gelegen-

heit nicht vorübergehen lassen, unseren lieben alten Mitbruder Krafft nach seiner Entlassung aus dem Gefängnis in unserer Mitte zu begrüßen." Dröhnender Beifall brandete auf, daß Krafft augenblicklich etwas verwirrt davon war. „Krafft ist für das Vaterland zum Märtyrer geworden und ein leuchtendes Vorbild für alle deutschen Männer. Unsere Vorstandschaft hat nicht erst heute, sondern schon damals, als das Urteil bekannt wurde, den Entschluß gefaßt, unseren lieben Mitbruder Hans Krafft zum Ehrenmitglied unserer Vereinigung zu machen."

In den wieder einsetzenden Beifall hinein rief Krafft plötzlich: „Zur Geschäftsordnung!"

Der Vorsitzende, der wohl meinte, Krafft möchte einige Worte des Dankes sagen, gestattete mit gönnerhafter Handbewegung: „Bitte!"

Krafft erhob sich, die neue Zeitung in der Hand, und begann: „Parteigenossen! Es scheint sich in meiner monatelangen Abwesenheit allerhand verändert zu haben in eurem Kreis. Ich kenne das neue Wesen des Kreises, in dem ich stehe, noch nicht und muß daher bitten, mir nicht zu grollen, wenn ich die Ehrenmitgliedschaft nicht annehme. Ich bin schon einmal unliebsam aufgefallen, als ich dafür eingetreten bin, daß unsere Gruppe hier sich der nationalsozialistischen Partei unter Hitler in München anschließen soll. Nun lese ich in dem neuen Monatsblatt, an dem diese Gruppe hier mitarbeitet, eine unverblümte Kampfansage gegen Hitler und seine Partei. Ich frage daher, ob das stimmt, daß diese Kampfansage von hier ausgeht." „Jawohl!" rief stolz Dr. Bickl vom Tisch und lächelte.

Nun wußte Krafft deutlich genug, woher der neue Kurs kam, und er erhob seine Stimme mit aller Schärfe: „Wenn hier noch dieselben Männer sitzen wie früher und noch derselbe Geist gilt wie einst, dann ist dieser Artikel ein Verbrechen gegen diesen Geist. Eine Dummheit! Und ein plumpes Eingeständnis von Neid. Daß wir hier in dieser Stadt zum Neid auf Hitler und seine Bewegung alle Ursache haben, das sehen wir an den fortgesetzten Mißerfolgen unserer Bemühungen. Denn gegen Hitler sind wir elende Stümper geblieben."

„Hört! Hört!" riefen einige dazwischen. Aber Krafft fuhr

unbeirrt fort: „Ich weiß schon, was ihr einzuwenden habt. Der Boden in dieser Stadt ist schwerer zu bearbeiten, wollt ihr sagen, doch das ist nicht wahr. Diese Stadt hat eine gewaltigere und um Jahrhunderte ältere deutsche Vergangenheit als München. Hier sitzt nicht die ungreifbare Macht der Ultramontanen, denen schon immer ein großes Deutschland zuwider gewesen ist, diesen Bremsklötzen, die versagen, wenn es bergab geht mit Deutschland, sich aber einhängen wie Schleifsteine, wenn es einmal bergauf gehen könnte. Im Grunde genommen müßte hier in dieser Stadt mehr erreicht werden können, weil man hier den Gegner deutlicher sieht und weil hier ein Volksstamm lebt, der sehr hellhörig und beweglich ist. Die ganze Welt unserer Feinde lacht vor Vergnügen, wenn wir schon wieder am leisesten Anfang einer deutschen Erhebung den Bruderkampf beginnen. Dann haben sie es leicht, mit uns fertig zu werden, weil sie nur den einen gegen den anderen zu hetzen brauchen, und weil wir im eigenen Verein zu viel zu tun haben, daß wir gar nicht daran denken können, den gewaltigen großen Kampf gegen die internationalen Mächte zu führen. Und das ist des Pudels Kern. Wir müssen erst von München lernen, wie man das macht, denn wir haben hier keinen, der es wenigstens einigermaßen so verstände wie dieser Hitler."

„Ist ja gar kein Deutscher — ein zugereister Ausländer, ein Abenteurer — Komödiant!"

„Ein Ausländer, kein Deutscher?" fuhr Krafft dazwischen. „Ja, bin ich denn hier unter Sozialdemokraten oder bin ich wirklich unter Männern, die sonst bei jeder Gelegenheit überlaufen von großdeutschen Gefühlen und schönen Redensarten an unsere Brüder in Deutsch-Österreich? Die brüderliche Telegramme wechseln mit völkischen Vereinen in Wien, in Graz, in Prag und Brünn? Die jahrelang vom Anschluß des Landes Österreich ans großdeutsche Reich gefaselt haben? Und jetzt plötzlich jenseits der bayerischen Grenze das Ausland erblicken? Pfui Teufel! Was will so einer überhaupt hier, der ist doch hier verkehrt daran, der soll doch lieber zu den Roten oder Schwarzen oder sonst einer Judenpartei gehen!"

Ein beifälliges Gemurmel erhob sich in der drückenden Stille.

„Der Mann, der als Freiwilliger den ganzen Krieg bei einem bayerischen Regiment mitgemacht hat, der soll kein Deutscher sein? Wenn er nicht schon von Geburt einer gewesen wäre, dann hätte er es durch seine Kriegsdienste verdient, ein Deutscher zu sein, denn sein Leben schlägt man nur für das Land in die Schanze, dem man angehört.

Wir müssen zu diesem Hitler stoßen, weil wir sonst hier an der eigenen Unfähigkeit und in der eigenen Lächerlichkeit zugrunde gehen. Deshalb stelle ich noch einmal den Antrag, diese Partei aufzulösen und geschlossen in die Partei Hitlers einzutreten. Ich weiß noch, wie begeistert ich nach langem, vergeblichem Suchen zu eurem Kreis gestoßen bin, und wie wir fast eineinhalb Jahre leidenschaftlich und fanatisch gekämpft haben — ohne sehenswerten äußeren Erfolg. Jeder von euch weiß das so gut wie ich. Jeder steht allein, nirgends kommen wir geschlossen zur Wirkung, weil vor dem Gegner unsere Mittel versagen. In München nicht. Dort waren sie einmal auch nicht mehr als wir, nicht einmal so viel. Aber sie haben sich durchgesetzt in der Arena der Öffentlichkeit. Es kann in Deutschland nur eine große deutsche Freiheitsbewegung geben, nicht hundert kleine Vereine. Und es kann nur einen Führer geben, der heißt Hitler, Heil!"

Über Krafft schlug der Beifall hinweg, aus dem er sah, wie er den meisten, die hier waren, aus dem Herzen gesprochen hatte. Höllein sprang spontan auf und rief: „Zur Geschäftsordnung! Bitte sofort abstimmen über den Antrag. Wer dagegen ist, erhebe sich!" Niemand stand auf. Am Vorstandstisch steckten die Herren die rotgewordenen Köpfe zusammen, aber Höllein rief kaltschnauzig:

„Ich sehe, der Antrag Kraffts ist einstimmig angenommen." Wieder erhob sich brausende Zustimmung.

„Dann gehen wir über den kleinen Zwischenfall zur Tagesordnung über. Ich erteile unserem hochverehrten Herrn Dr. Bickl das Wort zu seinem Vortrag", sagte der Vorsitzende, und der Mann mit dem Lockenkopf begann aus seinem Manuskript einen wohlgesetzten Vortrag, der über zwei Stunden dauerte. Weil es dann schon so spät

war, wurde nach der Mitteilung des Vorsitzenden darauf verzichtet, eine Aussprache eintreten zu lassen, und der Sprechabend geschlossen.

Krafft, der sich allerhand anrüchige Stellen des Vortrages notiert hatte, sagte zu seinen Kameraden am Tisch: „Also erstens, kein positives Wort zur Judenfrage. Nur einige leicht streifende verschlüsselte Erklärungen, die eher das Gegenteil sagen. Zweitens, nicht ein Wort über die Freimaurerei, obwohl das Thema geradezu herausforderte, dazu Stellung zu nehmen. Drittens, eine merkwürdige Logik über die ultramontane Politik. Im übrigen braucht ihr nur das Buch von Spengler lesen: Der Untergang des Abendlandes. Dann seht ihr, wie sich ein wenig Selbstüberschätzung versucht hat, diesem gewandtesten Sprachrohr des Freimaurertums unserer Zeit eine Phalanx entgegenzustellen, die so voll Dünkel und Einbildung steckt, daß sie ein routinierter Philosoph, wie dieser Spengler, kaltlächelnd über den Haufen reiten kann. Vielleicht sogar ist das Spiel so abgekartet, um euch bis auf die Knochen zu blamieren. Ich warne euch, diesem Scharlatan zu vertrauen.

Das sind die rechten Führer, die gleich einen Purpurmantel und Hofknickse verlangen, echt akademisch! Nur der ist zu erkennen als Lehrer unter den Zuhörern, der sich an das Podium stellen darf und bei besonderen Gelegenheiten in einer Robe einherschreitet. Wenn sie das nicht hätten, diese kleinen Famulusse, kein Mensch würde wissen, welche Größen sie sind; denn an ihren Gesichtern kann man es wahrhaftig nicht ablesen."

Zwei Tage später erhielt Krafft die Mitteilung, daß er aus der Partei wegen Aufwiegelung zur Meuterei ausgeschlossen sei laut einstimmigen Beschlusses des Ortsausschusses und auf Anordnung der Parteileitung. Er, der beinahe Ehrenmitglied geworden wäre. Da mußte er hinauslachen über diese politischen Kindsköpfe, die einmal mit Abstimmung, ein andermal mit diktatorischer Gewalt regierten.

Er mußte wieder lachen, als der Höllein ihm mitteilte, daß die Partei umgeformt werde in einen Bund. „Du bist auch bei diesem Zauberkünstler?" fragte er Höllein. Aber der hob abwehrend die Hände: „Gott bewahre! Seit-

dem ich aus seinem Buch weiß, wie unwesentlich ihm die Judenfrage ist, ist der Bund Luft für mich." „Gut, daß du das kennst! Die Judenfrage bleibt der Prüfstein, an dem man echt und unecht unterscheidet." „Ein Aufbauprogramm hat er — das gefällt allen so gut!" „Es baut keiner fest auf, der die unterirdischen Wühlbäche übersieht und den Schlamm nicht ausbaggert, bis er festen Grund hat." „Sie sagen ganz vertrauensselig, das weiß so einer ganz von selber, der studiert und seinen Doktor gemacht hat. Das imponiert ihnen gewaltig, so ein zerhacktes Gesicht. Ja, der Zylindergeist, der hat glücklich Krieg, Revolution und Inflation überlebt. Wenn dein Hitler wenigstens Major oder Hauptmann gewesen wäre oder Professor, dann könntest du ihnen eher imponieren damit. Aber so! Da müßte sich so einer ja was vergeben, wenn er Korporal war oder noch mehr, daß er sich einem Gefreiten unterstellt, einem Menschen ohne Namen und Rang. Schau, das geht ihnen nicht ein, daß er mehr zu sagen haben soll als sie. Drum laufen sie lieber dem Doktor nach mit seinen glattgedrechselten Worten und dem erhaben gebildeten Blick."

„Bin ich froh, Höllein, daß dieser Hitler kein Akademiker ist, denn sonst wäre er vor Befangenheit gehemmt und hätte gar keine Ahnung, wo das Volk der Schuh drückt." „Und daß der Bauch weh tut, wenn man Hunger hat. So was muß man persönlich erfahren haben, nicht in Büchern gelesen. Was ist er denn sonst für einer, dem Herkommen nach?" „Ein Maler, sagt die Berta, Architekt hätte er werden wollen, wenn der Krieg nicht gekommen wäre." „Ah, ein Kollege? Respekt! Dann muß er was verstehen vom Bauen. Wie man etwas von Grund aufbaut." „Und von der Kunst muß er auch angehaucht sein, denn ein neues Deutschland kann nur ein ganz großer Künstler bauen, ein Staatskünstler." „Herrgott, wenn ich nur auch nach München könnte!"

„Nein! Du bleibst als Vorposten hier und bohrst da weiter, wo ich hab' aufhören müssen. Ich schicke dir schon das Zeug zum Bohren." „Fein! Wirst sehen, sie müssen ganz verrückt werden nach dem Hitler, so wahr ich Höllein heiße und nicht Himmelein." „Und ich helfe dir, so wahr ich Krafft heiße und nicht Schwach!"

„Hoffentlich bist nicht zu schwach zum Schreiben!“ „Und du nicht zu schwach im Gedächtnis.“ „Wennst einen Taufpaten brauchst, ich bin vorgemerkt.“ „Das hat noch Zeit, mein Lieber!“ „Na? Was nicht ist — allerdings, wenn du dich Schwach schreibst —.“

Da mußte er behend zur Seite springen, daß Krafft ihn nicht mit der Reißschiene treffen konnte — aber dafür das rote Tuschglas, das am Boden zersplitterte. „Scherben bringen Glück“, lachte Höllein, „rot auch noch — also in der Liebe!“ und flüchtete hinaus. Aber gleich darauf kam er wieder und haute knallend einen Brief aus München vor Krafft hin: „Da ist er schon!“ — und wartete neugierig, was er erfahren könnte. Er sah auch, wie Krafft ganz rot wurde. „Das muß was ganz Arges sein, wenn du jetzt noch rot wirst“, fragte er lauernd.

„Hochzeit ist bald, laß deinen Gehsthinteri aufbügeln und deinen Zylinder, darfst mir beistehen!“ lachte ihn Krafft an, aber der Höllein meinte spitzbübisch: „Pressiert's denn gar so arg?“ „Frag nicht so dumm!“ „Was ich fragen wollte“ — und jetzt wurde der Höllein rot —, „darf ich — meine Braut mitbringen?“ „Du hast eine Braut?“ „Die Gärtner-Marie!“ „Die Marie — vom Gärtner? Ja, bring sie nur mit! Ist ja ein Prachtkerl, das Mädel!“ „Gelt? Sagst du auch!“ „In drei Wochen also — in München!“

Dann rieb sich Höllein die weißgequetschte Hand und tauchte die Feder in die rote Lache am Boden, womit er in den Wandkalender schrieb: „Hochzeit in München.“ Und dann machte er eine umständliche Rechnung zum Urlaub zurück und zählte am Kalender des nächsten Jahres weiter bis neun. Vor sich hinlächelnd und kopfnickend fragte sich der glückliche Höllein: „Bist du nicht ein erstaunlich begabter Hellseher?“, während er ungewiß an den ersten drei Wochen im kommenden Juni herumtipfelte und dann kurz entschlossen über die ganze Monatsspalte hinschrieb: „Kindstaufe bei Krafft!“ Denn er hatte dem Freund an den Augen abgelesen, was in dem Brief aus München stand.

„Hans, wir bekommen ein Kind!“



Herbst

Es war wieder ein Sonntag, da saß der Apotheker an seinem altvertrauten Busch und hatte die Angel ins Wasser gehängt. Feiertagsstille ist um ihn her. Vom Dorf herüber läuten die Glocken zur Predigt, und die Schnaken tanzen wie leichte Rauchsäulen über dem glucksenden Wasser in den blauen durchsichtigen Himmel hinein. Manchmal fahren blitzende Schwalben hindurch und nehmen einen Schnabel voll von dem leichtsinnig tanzenden Völklein mit fort, das aber gleich wieder den Reigen im Sonnenlicht schließt, als sei nichts gewesen. Und die Schwalben treten wieder ins Glied der großen Geschwader, die hoch über den Feldern für die weite Reise nach dem Süden exerzieren und in den Atempausen so dicht auf den summenden Telegraphendrähten sitzen, daß diese von fern wie Perlenschnüre anmuten.

Herbst liegt wie eine süße Ermattung in der Natur. Fächelnd tanzt das gelbe Laub von den Büschen ins Wasser und schaukelt wie ein Schifflein an der Angel vorbei — und der Apotheker sieht es nicht, weil er die angestrichenen Stellen in seinem Paracelsus heute zum dutzendsten Male schwelgerisch genießt: „... Indem so gib ich die letzte Leher us Christo: daß ihr in üren Künsten, Rechten und Ord-

nungen, in all üren Wegen also infältig werdt, als die Kinder uf der Gassen. Sonst werdet ihr zum andern Male nit geboren werden, zu wellicher Geburt uns Christus allen helf....“

Dabei ist ihm ein frohes Frösteln über die Glieder gefahren, und sein Herz schlägt so gewaltig, als könnte es den Überdrang des Blutes nicht mehr schaffen. Es ist wohl schon ein wenig kühl in diesen Tagen, und vom Wasser weht es kalt empor. Und liegt doch noch warme Sonne über den Feldern, von woher dünner brandiger Rauch herüberzieht aus Feuern von Kartoffelkraut.

Das war auch eine Freude in seiner Jugend, im Herbst auf kahlen Feldern Feuer zu schüren. Wenn man doch noch einmal geboren werden könnte in ein neues Leben, in ein einfacheres und klareres.

Da war dieser Krafft noch einmal bei ihm gewesen und hatte sich bedankt. Der hat sich bedankt bei ihm und weiß nicht, was er diesem so kerngesunden Menschen, der in seiner Herzenseinfalt so groß ist und es nicht ahnt — und man darf es ihm gar nicht sagen, daß er es selber nicht erkennt und scheu wird — was er diesem Goldmenschen zu verdanken hat.

Das, daß der ungemein gebildete, in allen Sätteln gerechte Herr Apotheker, Dr. chem. und pharm., Major der Reserve, eine Säule der Gesellschaft — und doch an einer Gier gestrandete lumpige Mensch, ein Zweifler an allem Guten, der sich dem Teufel in der Maurerei verschworen hat — ja, so ist es, daß diese lächerliche Faust-Kopie einem lauteren deutschen Herzen begegnete und wieder einen Glauben — einen Glauben fand. Und erst seitdem versteht er diesen alten, ewig jungen Paracelsus von Hohenheimb so recht.

„... Ich han viel Lüt sterben gsehn. Was ists, das die Menschen schröckt am Tod? Der do stirbet, ist ihr Bruder gsein und ein Mensch als sie, do tuet sich ein umsichtiger Mantel umb ihn — und ein Mauer baut sich auf umb den. Kann keiner nit meh hindurch zu ihm. Der do stirbet, saugt sine Sphär ein, darmit er sonst der andern Sphär durchdrungen und umbschlossen hat. Er wird abwendig...“

So ein Abwendiger ist er langsam geworden. Seine Sphäre hat er wieder ganz für sich, ganz eng um seinen Glauben. Und jetzt ist der letzte fort, für den allein er sie noch auftun könnte. Der ihn einfach zwang vom Feind zum Freund. Bloß durch sein Wesen, noch ehe er mit ihm ein Wort gewechselt hatte. Und wie hämisch hatte er für sich gelacht, als er ihn zum erstenmal belauerte, vor Schadenfreude, diesen aufrechten Stolz knicken zu können. Und dann hat ihm vor sich selber gegraut, vor diesen Augen war er wie gelähmt. — Und hat ihn das nicht beglückt, beseligt?

„... Das größist Leid ist aber Entzweiung: Riß und Kluft im selbsteigenen Wesen ...“

So zufrieden war er nie im Leben mit sich, als er seitdem geworden ist. Daß er sogar die abgeklärte Ruhe fand, die ein rechter Angler braucht. So seelenruhig heiter ist dieser Krafft vor ihm gestanden, als ginge er nicht hinaus ins stürmende Meer, sondern heim in den sicheren Hafen. Ist nicht der Mensch ein sonderliches Wesen? Ist er daheim, dann will er hinaus, um das Glück zu erjagen — und auf der Fahrt sehnt er sich nach dem Glück daheim. Man muß auf alles gefaßt sein, zu jeder Zeit, hat Krafft lachend zu ihm gesagt; den einen wirft das Leiden um, den andern das Glück, ihn wird nichts umwerfen. Man spürt doch das Gleichgewicht in sich. Er spüre es, wenn er abirre, weil dann die Nadel an seinem Kompaß da drinnen ausschlägt, und jetzt hätte er noch einen zweiten Kompaß an der Seite, der noch viel sicherer sei — und dazu hat er so heiter glücklich gelacht.

Er hätte auch einmal gemeint, zuerst mußt du eine Existenz bauen, dann erst kannst du an ein wahres Leben denken. Ist ja nicht wahr! Leben muß man, wenn man an der Zeit ist, die Existenz baut man sich aus dem Leben. Wer zuerst an die Existenz denkt und dann ans Kinderkriegen, kommt kaum dazu vor lauter Angst um die Sicherheit seiner Einnahme. Wo ist denn heute was sicher, wo ein Grund? Anfangen muß man zu seiner reifen Zeit, und wenn es in einer Hütte ist. Sonst versäumt man vor lauter Sorgen um das Leben sein wahres Leben.

Ja, das hat der Herr Apotheker versäumt. Es schien ihm

nicht sicher genug, heiraten und standesgemäß leben zu können, und dann hat er beim Erraffen von mehr und noch mehr sich langsam Stück um Stück verkauft und dann nicht einmal mehr gewußt, was Liebe ist. Und so hat er sein Leben verzettelt und versaut.

Er hat heimlich eine Schrift verfaßt: Moderne Folterkammern, die Logen und ihr Erpressertum. Darin hat er hinausgeschrien, wie die Blüte eines Volkes vergiftet wird, die Intelligenz in offenen Kerkern gefesselt und durch die Folter der schmeichelnden Intrige und der brutal-höflichen Charakterlosigkeit der Mensch zum Widerpart von seinesgleichen verkrümmt wird.

Vielleicht sind schon die schwarzen Kugeln beim Rundgang der illuminierten Hochgrade in den Zylinder gefallen, und vielleicht hat einer der lieben „Brüder" schon die weiße Kugel gezogen, die ihn bestimmt, das Geheimurteil an dem Bruder Apotheker zu vollziehen. Vielleicht hat sie derselbe Bruder Staatsanwalt gezogen, der so entrüstet in Kraffts Prozeß gegen die „geheime nationale Feme" gewettert hat; denn er sucht auffällig freundlich des Apothekers Umgang in letzter Zeit. Seitdem bei einem fast unkenntlichen Einbruch in seiner Wohnung einige Bücher über Freimaurerei mit unzweideutigen Randbemerkungen, die der Apotheker gemacht hat, verschwunden sind. Aber das Manuskript ist wohlverwahrt, es liegt im alten Museum der „Drei Palmen", da suchen sie es gewiß nicht. Er wird noch einige Lichtbilder aufnehmen von diesem Jahrmarktstand, mit dem so naiv gerissen der tiefere Sinn verhüllt wird. Er als Meister vom Stuhl weiß viel, und ahnt noch viel mehr. Vorgestern stand das Warnungszeichen in der Ecke eines leeren Briefbogens, wie sie die Loge immer bei vertraulichen Ladungen benützt. Er ist nicht gefolgt. Morgen, wenn er heimkommt, kann eine Pistole auf seinem Schreibtisch liegen, wie man in China einem Mandarin die seidene Schnur zum Erdrosseln schickt, wenn er in Ungnade gefallen oder hinderlich geworden ist.

„... Nit der Tod ist die Qual. Die Qual ist, wo der Tod hebt an. Da noch ein Drang lebt, einzutauchen die Sphär in des Bruders Sphär ..."

Der ist noch da, der Drang, die furchtbare Warnung in seinem Büchlein hinauszuschreien. Just fallen ihm einige treffende Gedanken ein, die er gleich festhalten muß ...

„Ach, der Herr Apotheker dichtet? — darf man hören?" sagt da eine tiefraunzende Stimme hinter seinem Rücken, gerade als er das Buch zuklappte an der Stelle:

„... Doch die Mauer wächst, und der Mantel zeucht sich umb ein zusammen, do kein andrer mehr hindurch kann, und die Sphär sauget ihn in sich ..."

Er wendet sich nicht um — und ist ganz starr. Wie einer, dem plötzlich unerwartet das dunkle Tor aufgestoßen wird, daß er im letzten Erkennen sieht, wie ihn die Ahnung unbemerkt davor hingetrieben hat — und kein Laut sich mehr der schweren, erfrorenen Brust entringen kann, weil das Herz im Schreck schon zersprungen ist.

„Darf man sehen, ob sie beißen heute?" fragte die raunzende Stimme beflissen schäkernd und setzte eilig hinzu: „Oh — Pardon! — Ich wollte nicht —", aber da schlug der Apotheker schnellend vornüber ins Wasser, von einem furchtbaren Hieb getroffen. Ein Arm streckte ihm hilfsbereit einen Spazierstock nach, doch als der Körper wieder hochkam, drückte ihn die Hand mit dem Stock nach unten, und ein Schnauben klang, wie: „Bleib drunten, du Hund!" Und er blieb drunten im kalten Grund. Ein wenig Schlamm trübte die Flut, dann waren die hilflosen Windungen verzuckt, und aus der trüben Flut schimmerte beim Klarwerden ein kältebleiches Gesicht mit entsetzlich weißen Augen. Da fuhr die Hand mit dem Stock zurück — zauderte, als das treibende Wasser scheinbar Bewegung in den Körper brachte, und verschwand aus dem Blickfeld, als er langsam hilflos abtrieb ...

Kinder hüten das Vieh drüben auf der Wiese mit den blassen Herbstzeitlosen, und ein Bub singt mit einem Mädel, am Wegsaum sitzend, voll kindlicher Melancholie: „Bunt sind schon die Wälder, leer die Stoppelfelder — und der Herbst beginnt ..."

*

Das war kurz nach vier Uhr nachmittags. Weitab saß Krafft in der guten Stube der Schönwirtin. Ganz heimelig still ist es, er ist allein, Berta richtet mit der Mutter in der Küche den Sonntagskaffee. Nur das feine, emsige Ticken der Spieluhr ist in den Wänden. Da ist es ihm, als ob es plötzlich verstummt sei, und als er nach dem eiligen Perpendikel schaut, sieht er ihn nicht mehr hin- und herschwingen. Die Uhr ist stehengeblieben! Diese saumselige Berta, denkt er, die hat in ihrer besorgten Kümmernis, ob er kommt, vergessen, die Uhr aufzuziehen.

Doch weiß er nicht recht, warum ihm so sonderlich gruselig dabei wird, wie er zur Kommode geht und mit dem Finger den glänzenden Pendel antippt, daß er wieder schwingt. Seine Mutter würde sagen, jetzt hat sich etwas angemeldet. Und merkwürdig, daß er jetzt an die Uhr mit den drei Palmen denkt? Und sie fast greifbar deutlich vor sich sieht, wie sie zur selben Stunde auch stehengeblieben ist. Es wird doch dem Apotheker nichts — —? Ach, Unsinn! Aber daß er gerade an den Apotheker denken muß, nicht an irgendwen anderen?

Wie er den Schlüssel aus der Schublade nimmt, und die Spieluhr aufziehen will, kommt die Mutter herein und sagt: „Was machst denn? Hat ja die Berta erst heute früh aufgezogen!“ Er probiert es trotzdem und findet es so.

Des Nachts wird er plötzlich wach, aber er kann sich nicht bewegen, so starr ist sein Körper. Da steht doch einer neben ihm und schaut ihn an, davon muß er wach geworden sein. Da ist ja der Apotheker, wahrhaftig sieht es so aus, ist aber nur ein Schatten, der jetzt allmählich im Dunkel verschwimmt. Endlich findet er die Kraft, das Licht anzuknipsen. Ein leises Grauen zieht ihm über die Haut, die feucht ist vom kalten Schweiß. Dann braucht er lange, bis er wieder einschläft.

Denn er hat das Bewußtsein, als sähe er wachen Auges vor sich das alte Zimmer in der „Drei-Palmen-Apotheke“ und schleiche sich mit dem Apotheker an die schwere Türe im Treppenhaus, hinter der das Museum der Loge ist, das er nie betreten hat. Schaurig finster ist es im muffigen

Raum und doch schimmern die Glaskästen gespenstisch hell, in denen sonderliches kindisches Gerät matt blinkt und aufgeschlagene alte Bücher unterm Staub langer Jahre liegen. Ein wurmstichiger Schrank ächzt beim Öffnen, und gruselig blecken eine Reihe Totenköpfe neben altmodischen Zylindern ihre Gebisse von den oberen Gefachen.

Mit einem sarkastischen Lächeln nimmt der Apotheker ein altes, zerschlissenes Buch heraus und zeigt ihm das mürbe, vergilbte Titelblatt, auf dem in verschnörkelten Buchstaben steht: „Von der Maurerey und Ihren Siewen Freyden.“ Und in Französisch unterhalb: „Liberté, Egalité, Fraternité.“ Dann lacht er ganz lautlos und blättert um — und da liegt ein frisches, handbeschriebenes Blatt dazwischen mit der Aufschrift: „Moderne Folterkammern! Die Logen und ihr Erpressertum.“

„Merken, Krafft!“ raunt es deutlich einprägsam. „Die eine Zeile nur — sie genügt. Beweisen ist schwer bei diesen raffinierten Fälschern. Merken! — Moderne Folterkammern!“ Und nach jedem alten Blatt kommt ein neues, das lose dazwischengelegt ist, worüber sich der Apotheker diebisch freut.

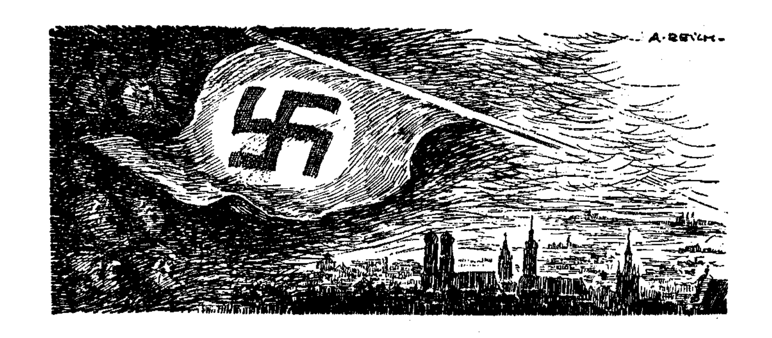
Dann legt er das Buch wieder ins Fach und schließt den Schrank, aber die Türen springen wieder auf; er schließt noch einmal, es nützt nichts, und wieder nichts. Da gehen sie. — — —

Der Herr Provisor, der unten in der Apotheke Nachtdienst hatte und sich gerade in Boccaccios ergötzliche Liebesmären vertiefte, setzte horchend aus, denn er hörte, wie oben jemand über den Flur ging, wie der schwere Schrank knarrte und mehrfach zugeschlagen wurde. Sollten Diebe im Haus sein? Denn an Gespenster glaubte der Herr Provisor nicht als ein Mann mit Freigeist, Sportsgeist und glänzender Erfahrung im Flirt. Und doch schauerte er unerklärlicherweise im Urgefühl jener Ahnen, die noch in Höhlen mit Blutrauch und Feuerstein Dämonen zu beschwören und zu bannen versuchten.

Hans Krafft hatte die Tage nachher sein eigenartiges Träumen nicht mehr im Lichte seines Bewußtseins, denn

seine Gedanken kreisten um das Nest, das er sich richten wollte. Aber da stand es doch noch einmal schreckhaft und eisklar in seinem unterbewußten Empfinden auf, wie nach einigen Tagen ein Brief vom Höllein kam, in dem eine Todesanzeige das Ableben des Apothekers verkündete. Ein Herzschlag habe ihn beim Fischen ereilt, daß er in den Bach fiel, wo man am Wehr der Mühle den Toten fand.





Auf neuem Boden

Ehen werden zwar im Himmel geschlossen, aber auf der rauhen Erde gelebt. Die Kunst ist nur, auf der Erde feststehen, wenn man in den Himmel guckt. Sonst stolpert man freilich und fällt um.“

Lachend sagt das Hans Krafft zu seinem Schwager Lorenz, der vorher meinte, Hans wäre ein zu großer Idealist und dächte immer noch in den Flitterwochen. Die sind aber längst vorüber und die üblichen Witzeleien genügend belacht. Vor der Ehe hat sich Hans recht wenig um seine zahlreiche Schwäherschaft gekümmert, er hat sie erst richtig kennengelernt, als sie ihm beistanden, sein Nest zu bauen für die neue Familie. Einfach war das gerade nicht in diesen Zeiten, wo das Heiraten allein schon der Wohnung wegen ein schwieriges Problem war. Wer nicht bei guten Freunden unterschlüpfen konnte, der mußte warten, ungefähr drei Jahre, sagte man am Wohnungsamt zu Krafft, bis ihm eine Wohnung zugewiesen werden konnte. In den Jahren nach dem Krieg war geradezu eine Heiratswut unter den jungen Menschen ausgebrochen, als sollte alles in einem Sprung nachgeholt werden, was im Kriege zurückgestellt werden mußte.

Krafft hat es wenigstens einigermaßen gut getroffen. Die Schönwirtin hat ihrer Tochter zwei Zimmer abtreten

können, weil der Vater nicht mehr da war. Es hat so noch große Scherereien mit dem Wohnungsamt gegeben, bis das genehmigt war. Große Sprünge haben sie mit ihrer Einrichtung auch nicht machen können. Hans hat die mitgebrachten Dollar in sein neues Büro stecken müssen, das sich ja wider Erwarten ganz gut anzulassen schien. Und Berta hatte die von ihrem Vater ausgesetzte Ausstattungssumme im Vertrauen auf eine von den Zeitungen immer wieder geweissagte Erholung der Mark bei der Sparkasse stehenlassen, aber statt der erhofften schönen Wohnungseinrichtung bekam sie kaum noch die nötige Wäsche dafür und war froh, daß sie schon seit Jahren so manches Stück genäht hatte, das wenigstens jetzt vorhanden war. Es ist auch mit wenig Neuem und mancherlei altem Stück Hausrat, und mit viel Liebe und Mühe so warm behaglich bei ihnen geworden, daß die Schwäherschaft gerne bei ihnen sitzenbleibt. Sie sagen jedesmal, wenn sie um den Tisch hocken: „Es ist so gemütlich bei dir.“ Wissen aber nicht, warum es bei ihnen daheim nicht ebenso ist.

„Hier müßte es noch ganz anders aussehen, wenn mich der Staat nicht um mein Geld gebracht hätte“, sagte Berta einmal, und Hans gab zur Antwort: „Eine teure Erfahrung! Aber du wirst so nie vergessen, daß du einmal enteignet worden bist.“

Auf den üblichen Familientarock vergaßen die Herren Schwäger und Brüder bald, denn bei ihrem neuen Schwager Krafft kam immer eine Unterhaltung zustande, die viel schöner und interessanter als Kartendreschen war. Wie halt ein Wort das andere gibt, beim Alltag angefangen, es wurde zuletzt in der Regel Politik. Doch ganz anders, als sie es vom Biertisch und von der Zeitung her gewohnt waren. Kein wüster, dummer Meinungsstreit, bei dem das ärgste Maul schließlich recht behielt, nein, hier wurde gedacht. Und zwar so, daß sie alle mitdenken konnten.

Ob das jetzt der Lenz war mit seinem Stelzfuß und seinem Leiblied vom stolzen gewaltigen Korps mit dem schwarzen Kragen, denn er war mit Leib und Seele Kanonier gewesen, bis ein schwerer Einschlag in der Champagne ihm das Bein zerfetzte, daß er jetzt fein heraus war, wie er manchmal scherzte, weil es ihn beim Stehen in seiner

Metzgerei oder im Schlachthaus nur noch in einem Bein fror. Und je nachdem ihn sein Stummel juckte oder biß, könnte er jetzt sogar das Wetter haargenau voraussagen, sozusagen als Familienlaubfrosch.

Oder ob das der Michl war, der ihm von Zeit zu Zeit in seiner Schlosserwerkstätte den durchgescheuerten Eisenfuß am Stelzbein frisch beschlug, was oft einen halben Tag dauerte, weil zwischen Glühen, Hämmern und Feilen so manche gemeinsame Schlachten wieder durchgefochten und dem Ludendorff und Hindenburg allerhand strategische Fehler nachgewiesen wurden. Manchmal gaben sie schon zu, daß die Preußen auch gute Deutsche sind, ausgenommen die Berliner, die waren bei ihnen bloß ein großes Maul von einem Ohrwaschl zum andern.

Der Schorschl dagegen war ein leidenschaftlicher Republikaner, der sogar die „Münchner Post" abonniert haben soll, wie hartnäckig gemunkelt wird. Obwohl nach seiner Auffassung Religion nur eine Privatsache war, schimpfte er gern über die Pfaffen, nicht laut zwar, wegen seiner bigotten Frau, aber mit unerwarteten Seitenhieben. Er redete auch öfters über den Kriegsschwindel und phantasierte gern vom ewigen Frieden unter den Völkern, und hatte am allermeisten davor Angst, daß wieder ein König kommen könnte. Dann einmal gestand er, er lese die rote Zeitung, aber nur deshalb, weil es kein anderes Organ für die Interessen der Arbeiterschaft gebe und weil er vom Verband aus dazu verpflichtet sei, sonst verliere er seine Arbeit in der Möbelfabrik. Jedenfalls war er aus der Art geschlagen und galt in der Familie als Roter für nicht ganz voll, wenn er auch sonst ein Spaßvogel war und meisterhaft Zither spielen konnte.

Dann war noch der Otto da, ein wandelndes politisches Geheimnis. Ein König wäre ihm gar nicht zuwider gewesen, wenn er die Jesuiten hinauswerfen würde; sonst war er demokratisch. Auch national, soweit die Demokratie gestattete. Ein Militär wäre schon recht, aber kein Pulver mehr, daß nicht wieder ein Krieg ausbrechen könnte. Schwarz-Rot-Gold und Schwarz-Weiß-Rot sollte man zusambringen in einer Fahne, über deren Aussehen er sich

oft den Kopf zerbrach. Gegen ausreichende Löhne hatte er nichts einzuwenden, aber die Beamten müßten schon entsprechend ihrer Verantwortung und Bildung höher gestuft sein, und nicht nur dreiviertel, sondern eine volle Pension erhalten; denn er war bei der Stadtverwaltung. Wie er noch Mieter war, hat er auch für eine Herabsetzung der sündhaften Mieten öfters ein Wort eingelegt, aber seit ihm ein Haus vererbt worden ist, hat er das Gegenteil eingesehen. In der Zeitung las er nur die Sportnachrichten, weil das die einzige Rubrik wäre, in der nicht gelogen werden könnte. Für den Sport war er als Zuschauer zum Sterben bereit. Wenn einer beim Fußball danebenschoß, schmeckte ihm das Essen nicht mehr.

Manchmal brachte er seinen jüngeren Bruder mit, den Luitpold, der in einer Bank volontierte. Durch ihn erfuhr man vor der übrigen Öffentlichkeit die neuesten Schlager und Tänze, oder wer am Sonntag in der Oper diese und jene Rolle singt, wann wieder ein neuer, fabelhafter Star im Film seine nackten Beine zeigte, fast bis dorthin, wo sie zusammengewachsen sind, und wie oft das verheerend schöne Weib schon geschieden ist. Er war auch immer im Bilde, wieviele Zentimeter die neueste Rockmode noch über das Knie der Damen reichte, was der neueste Essex oder Buick oder Chevraulet kostete und wie seine Schikanen eingebaut waren. Von Politik hörte er zum ersten Male Näheres bei Krafft. Merkwürdig interessant war das, daß er an solchen Abenden sogar seiner „Flamme“ absagte, und statt der Tanzfläche in einer schummerigen Diele lieber seinen Bruder aufsuchte, damit der ihn mitnähme zu Krafft, wo er gerne gelitten war.

Sie hatten sich alle bald abgewöhnt, das große Wort zu führen und darum zu fechten mit dem Aufgebot ihres ganzen Horizonts von jenem kleinen Stückchen Welt, das sie sich abgezäunt hatten. Denn jeder Mensch sucht sich ein Ganzes vorzustellen, seine Welt. Und ist empört, wenn eine andere Welt, von der er sich abgrenzen wollte, plötzlich in die seine einbricht. Unzählig sind diese politischen Zäune im deutschen Vaterland, und aus jedem Winkel pfeift eine andere Melodie.

Nun aber hebt sich eine neue Weise immer hörbarer hervor aus dem Durcheinander in der schönen Münchener Stadt. Sie haben alle schon einmal irgendeinen Ton davon erhascht, oder eines der knallend roten Plakate gelesen mit dem unerhörten Satz der Versammlungsladungen: Juden haben keinen Zutritt! Sie wissen auch, daß Hans und Berta der neuen Partei angehören und dafür werben. Es ärgert sie heimlich, daß diese Partei immer den Nagel auf den Kopf trifft, wenn sie zu den Fragen der großen Politik im Reich Stellung nimmt. Irgend etwas weht sie an dabei, das sie verwandt anklingt, und doch paßt es sich ihren seither gewohnten Bahnen nicht an. Das ist nicht rechts, nicht links, nicht mitten einzureihen. Das geht einen eigenen Weg — und davor scheuen sie.

Aber in ihren Köpfen gärt es gewaltig, wenn sie auch nach außenhin harmlos tun, daß Krafft und seine Frau manchmal heimlich in sich hinein lachen müssen, denn sie können es doch nicht verbergen, daß gerade die Politik der neuen Partei es ist, die sie hertreibt zu diesen Abenden des Hakenkreuzlers. Unter sich reden sie gerne etwas skeptisch über ihn. Krafft ist doch schon einmal hereingefallen mit seiner Politik und über einen Monat eingenäht worden. Da sind sie schon klüger als der Hans, das wird ihnen nicht passieren.

Der Lenz und der Michl machen keinen Hehl daraus, daß sie zur Bayerischen Volkspartei halten, getreu ihren Vätern, die auch schon schwarz gewählt haben wegen der Religion und jeden anderen Wähler schon bei Lebzeiten der Hölle verfallen sahen. Wo soll auch ein gut katholischer Mittelständler sonst hin? Das Deutschlandlied schmeckte ihnen nicht recht und sie waren auch nicht gerade böse, daß die Roten diejenigen auseinanderprügelten, die es zu singen wagten. „Bayern, Bayern über alles —" hätte ihnen schon eher gefallen. Daß der Schorschl rot wählte, war klar, wenn er es auch nicht zugab. Der Otto kam bei jeder Wahl mit starkem Interesse den neu auftauchenden Gebilden entgegen, am Wahltag aber bedachte er seine Stellung, die ihm vorläufig noch über sein Haus ging, und wählte widerstrebend doch schwarz, weil das die stärkste bürgerliche Partei war. Luitpold war noch nicht wahlberechtigt.

Sie sprachen gerade davon. „Ich wähle überhaupt nicht“, sagt Krafft. „Warum nicht?“ frägt der Michl. „Weil doch nichts Gescheites dabei herauskommt. Wir Nationalsozialisten sind Gegner der Parlamentswirtschaft.“ „Ihr wollt also das Volk ausschalten?“ rief der Schorschl dazwischen. „Es ist schon ausgeschaltet“, behauptet Krafft. „Nicht daß ich wüßte, wir wählen doch das Parlament.“ „Nein, du wählst eine Partei, und erst die Parteien bilden das Parlament. Du wählst auch nicht den, der dir gefällt, sondern den deine Partei auf die Liste setzt. Im besten Falle wählst du Vertreter deiner Weltanschauung, wenn du eine hast. Hier liegt aber der Schwindel begraben. Man verspricht euch ein Leben voll Schönheit und Würde vor der Wahl und bringt euch nachher die Not und die Schande. Irgendeinen Köder gibt man euch zu schnappen, einen kleinen Vorteil, und mit dem fängt man euch ein! Was ihr nachher ausfressen müßt, das schiebt eine Partei auf die andere. Das Volk selbst wäre schuld, hätte es ihrer Partei die Mehrheit gegeben, sie hätte alle Wünsche erfüllen können. Das ist ja das Elend, daß keiner von den Burschen, der an die Macht kommt, auch verantwortlich ist für das, was er anstellt. Er kann immer sagen, ich bin leider überstimmt worden, ich habe nicht allein zu entscheiden gehabt, die anderen Parteien haben dreingeredet, es hat nur zu einem Kompromiß gelangt. Unter sich kuhhandeln sie und sagen ‚Herr Kollege‘ zueinander, aber im Reichstag oder Landtag fahren sie sich pfundige Reden an den Kopf, daß ihr Maul und Augen aufreißt vor Verwunderung.

Wir wollen aber Männer an der Regierung, die ihren Kopf zum Pfande legen für ihr Handeln, keine Hampelmänner, die so strampeln, wie eine verborgene Hand an ihnen zieht. Die seht ihr nicht, die verborgene Hand, die könnt ihr nicht wegwählen; denn sie steckt in den Parteien drinnen, sie schreibt ihre Programme, sie zahlt ihre Presse und füttert den Apparat der Organisation. Und wes Brot ich ess', des Lied ich sing'.“

Der Lenz lacht: „Du meinst natürlich schon wieder die Juden. Aber in meiner Partei sind keine Juden als Führer, da stimmt das nicht mit der verborgenen Hand.“ „Ich

möchte nicht erst nachforschen, wie viele getaufte Juden sich eingeschmuggelt haben."

In das Lachen der andern hinein redet Krafft mit erhobener Stimme weiter: „Ob Juden als Horchposten in den Parteien stehen oder sonstwie maßgebend sind, ist nicht so wesentlich als die Gesinnung der Nichtjuden. Nennt mir eine Partei, die Gegnerin der Juden ist! Es gibt keine, alle überbieten sich in der Betonung ihrer Judenfreundlichkeit. Sie brauchen ja gar nicht erst einen von ihrer Rasse hineinstecken, die Parteien tanzen auch so nach ihrer Pfeife. Sie beherrschen alle Parteien schon dadurch, daß keine sich gegen die Juden sein traut."

„Deswegen muß man noch lange nicht für die Juden sein", sagt Otto. „Meinst du? Was würdest du sagen, wenn dich einer überfällt und ausplündert, und dein Bruder Luitpold käme dazu. Du schreist um Hilfe, aber der Luitpold sagt: ‚Ich bin zwar nicht für die Räuber, aber auch nicht dagegen' — gelt, jetzt lacht ihr euch selber aus."

„Ich will euch noch ein Beispiel sagen", mengt sich Berta ins Gespräch. „Um einen Schwerkranken stehen die Ärzte herum und beraten sich. Der Mensch wird aber immer blasser und bleicher, denn ein schlauer Gauner unter den Ärzten zapft dem Kranken das Blut ab. Er sagt, das schadet nichts, das wäre gesund, und sie lassen unbedenklich das Blut rinnen und raten, man müßte dem Kranken ein Schönheitsmittel geben, daß er wieder rote Backen kriegt, ein Augenfeuer einspritzen, daß er nimmer so matt schaut — und das Blut rinnt weiter aus, bis er stirbt."

„Geh, ein Arzt weiß doch, daß er einen nicht verbluten lassen darf", unterbrach ungeduldig der Michl.

„Das wissen sie auch", entgegnete Berta, „sie sind doch keine Dummköpfe, so wenig als eure Parteiführer dumm sind. Glaubt ihr vielleicht, die sehen nicht weit besser als wir, woran das deutsche Volk zugrunde geht? Warum tun sie nichts dagegen? Warum doktern sie außen an der Schönheit umeinander und tun so, als sähen sie die wahren Ursachen nicht? Warum? Sagt, warum?"

Hilflos schauen sie die zornrote Berta an, die ganz gelassen dann sagt: „Weil sie nicht wollen, daß Deutschland wieder gesund aufsteht. Die Ärzte markieren sie und sind

nur die Mörder am Volk.“ „Und ihr Ochsen wählt eure eigenen Metzger“, ergänzte Krafft.

Am ersten hat sich der Schorschl erholt und frägt dagegen: „Wen sollen wir denn nachher wählen, deine Partei geht ja nicht ins Parlament.“ „Jetzt ist auch keine Zeit zum Wählen, erst muß dafür gekämpft werden, daß sich die neue Weltanschauung durchsetzt, daß sie nicht wieder erstickt und umgebracht wird, ehe sie ihre Männer zur Wahl stellen kann. Bei uns werden Männer gebraucht, nicht Stimmvieh.“ „Wenn ich dich recht verstehe, willst du eine Diktatur“, meint wieder der Schorschl. „Helf, was helfen mag! Der kürzeste Weg geht über die Diktatur eines starken Mannes.“

Da ruft der Michl begeistert: „Einen Bismarck sollten wir halt wieder kriegen!“ „Freilich“, lachte Krafft, „daß ihr Schwarzen und Roten wieder dagegen sein könntet, wie zu Lebzeiten Bismarcks eure Alten. Jetzt, weil er längst tot ist, lobt ihr ihn. Damals war er der schlechteste Kerl in eurer Zeitung, der Feind des Volkes. Und heute wäre euch der Hitler schließlich auch recht, wenn er nur kein Hitler wäre, einer, der kerzengerade dasteht, und wenn eure Parteien noch so spucken auf ihn.“ „Na, das muß sich erst noch zeigen, was er kann“, zweifelt der Otto, doch der Luitpold fährt ihn an: „Der zeigt's euch schon noch, wo der Bartel den Most holt! Aber euch Letfeigen kann er nicht dazu brauchen.“

„Oho! Putz dir erst die Eierschalen ab, ehvor du mitredest“, will ihn der Schorschl zurechtweisen, aber da geht der Junge hoch: „So dumm, wie ihr, laß ich mich nicht einspannen. Wenn ich fertig bin mit meiner Lehrzeit, dann mache ich beim Hitler mit.“ „So? Und dann liegst draußen vor deiner Bank“, ereifert sich der Otto. „Dann finde ich eine andere“, entgegnet der Junge frohgemut. „Rotzlöffel!“ knurrt der Otto zurück, denn Krafft wehrt dem Streit und sagt: „Schimpfen ist hier ganz falsch, Otto. Die Zeitungen schimpfen auch über Hitler; einen Lausbuben, einen Strohkopf und Hanswursten nennen sie ihn. Wie du zum Luitpold, sagen sie, er solle erst seine Eierschalen ablegen, ehe er von Politik reden kann, der hergelaufene Anstreicher und Zigeuner; wie ein Schauspieler sei er hinterm Rednerpult,

ein Abenteurer, ein Banditenhäuptling und Judenfresser; derweil verziehe er die jüdischen Schicksen in den Nachtlokalen und weiß der Teufel, was noch alles. Sie ziehen ihn herunter, machen ihn verächtlich, lügen den stinkendsten Schwefel zusammen und verleumden ihn. Seine Ideen glossieren sie mit Spott, aber um ihre Widerlegung schleichen sie wie die Katze um den heißen Brei. Sie können nicht widerlegen, was er sagt! Das Wort im Mund umdrehen, das bringen sie fertig. Seht doch, wie sie sich winden und wenden unter seinen Hieben. Die pfeifen nur so — und sie sitzen auch."

„Du bist ja direkt hitlernarrisch!" lacht der Lenz.

„Hört ihn einmal an, kommt doch mit in eine Versammlung! Ihr werdet dann genau so fanatisch wie ich", entgegnet Krafft; aber der Schorschl meint kopfschüttelnd: „Du bist ja wie ein Besessener", und lacht dazu, aber keiner sagt ja oder nein.

„Einmal müßt ihr ja doch, ob ihr wollt oder nicht", fährt Krafft fort, aber der Otto lehnt entrüstet ab: „Meinst, ich mag mich verhauen lassen, einen Gummiknüppel kreuzweis übers Dach kriegen? Mir gangst! Man liest ja in den Zeitungen, wie es bei euch zugeht. Da kann ja ein anständiger ruhiger Mensch gar nicht hin." „Gar ein Arbeiter", entrüstet sich der Schorschl, „der kriegt gleich ein Dutzend Maßkrüge an den Globus, wenn er sich bloß sehen läßt in eurer Versammlung. Es ist deswegen auch von der Gewerkschaft verboten."

„Ihr Bollenbrüder!" lacht Krafft. „Eure Bonzen haben nur Angst, ihr könntet hell werden auf eurer Platte, ihren Schwindel durchschauen und ihnen davonlaufen. Deswegen binden sie euch solche Bären auf."

„Meinst? Wie war's denn nachher im Hofbräuhaus, wo ihr den ganzen Saal demoliert habt?" erwiderte der Schorschl hitzig. „Lauter Arbeiter habt ihr niedergeschlagen, ihr, von eurer Arbeiterpartei!"

„Aus dir redet die ‚Münchner Post', Schorschl, du kannst ja gar nicht wissen, was eigentlich los war, weil du nicht dort gewesen bist. Die Versammlung wollten sie uns sprengen, uns wollten deine unschuldigen Genossen die Darme auslassen, einmal ganz aufräumen wollten sie mit uns, für

immer!“ „Und derweil sind sie gesprengt worden“, lacht schadenfroh der Lenz, und der Michl ergänzt: „Ganz gesund für die rote Bagasch'. Sind ja lauter Schlawiner.“ „Nein, Michl, Verhetzte sind es, aufgeputscht von ihren Bonzen! Die schlau und feig immer rechtzeitig den Kragen aus der Schlinge ziehen, und der Prolet darf den Schädel für sie hinhalten. Jetzt schämen sie sich, daß sie verprügelt worden sind, mehr als siebenhundert von kaum fünfzig Saalordnern. Seht ihr, das macht die Besessenheit aus bei unseren Leuten.“ „Kaum zu glauben“, schnauft der Luitpold mit glühendem Kopf.

„Das könnt ihr nicht begreifen“, redet Krafft weiter. „Ihr seht nur die Rauferei, die blutigen Schädel und die unfaßbare, wilde Kampfwut unserer Leute. Das, warum sie so sind, seht ihr nicht, ihren unbändigen Glauben an die Wahrheit der Idee, ihre wilde Entschlossenheit aus der Sorge, es könnte durch Dummheit und Verhetzung wieder zertreten werden, was doch ihre letzte, allerletzte Hoffnung ist. Sie sind überzeugt von Hitlers Idee, drum kämpfen sie, ohne nach den Folgen zu fragen. Die andern sind nicht überzeugt, drum fliehen sie; denn sie denken an die Folgen und suchen ihnen auszuweichen, weil sie nicht wissen, für was sie bluten sollten.“

„Alles recht und schön. Aber mit Schlägereien lockt ihr keinen Menschen in eure Säle“, wendet der Otto ein.

„Du tust, als ob das neu wäre, daß es in einer politischen Versammlung kracht. Hast du schon vergessen, daß bis vor kurzer Zeit noch jede bürgerliche Versammlung durch die roten Sprengkolonnen aufflog? Daß sogar lange Zeit keine bürgerliche Partei es mehr wagte, eine Versammlung abzuhalten? Wir Hitlerleute beugen uns dem roten Terror nicht, bei uns können sie sich höchstens verdroschene Schädel holen. Wer kein Blut sehen kann, bleibt von selber weg. Aber es gibt viele, die freudig aufhorchen, wenn sie hören, daß es eine Organisation gibt, die den bisher unüberwindlichen roten Terror bricht. Die kommen, um diese Menschen zu sehen, die das fertigbringen. Da sind viele dabei, die voll Wut und Grimm längst darauf gewartet haben. Und das sind die, nach denen wir suchen, die nicht lang fragen, ob das jetzt schön aussieht, sondern drein-

hauen, wo es nötig ist. Nicht wir Hakenkreuzler haben den Terror aufgebracht, wir üben auch keinen aus, aber wir brechen ihn brutal nieder, wo er uns entgegentritt."

„Eine gute Idee kämpft nur mit geistigen Waffen", sagt weisheitsvoll der Schorschl. „Wer Gewalt braucht, stößt ab. Das Gute bricht sich auch ohne Gewalt Bahn."

„Ausgerechnet du sagst das, und fürchtest dich selber vor deinen Genossen. Du liest ihre Zeitung, weil sie dich zwingen. Du zahlst ihnen Beiträge, weil du Angst hast, sie setzen dich sonst auf die Straße. Du läufst bei den Demonstrationen mit, du mußt in die Betriebsversammlungen, mußt Maifeiern, alles nur, weil du sonst ihren Terror zu fürchten hast. Das sind die geistigen Waffen deiner Genossen: Und willst du nicht mein Bruder sein, so schlag ich dir den Schädel ein. Warum stößt dich denn hier die Gewalt nicht ab?"

„Ein jeder redet so dumm, als er ist", zahnt der Lenz dazwischen, „der Schorschl kann auch nichts dafür." Aber Krafft spricht unbeirrt weiter: „Das Gute bricht sich auch ohne Gewalt Bahn, ganz richtig! Aber wenn sich ihm Gewalt entgegenstellt, muß es sich die Bahn frei machen."

„Jetzt kommen wir der Geschichte schon näher", nickt der Michl. „Ihr habt so eine Art Schutzgarde für eure Redner. Das ist gar nicht so dumm vom Hitler." „Eine, auf die er sich verlassen kann, Michl, mit der er überall hingehen kann." „Und das Volk aufhetzen!" platzt der Otto wieder dazwischen. „Ja, Otto! Gegen den Riesenschwindel der Parteien — aufhetzen mit der entsetzlichen Wahrheit der Tatsachen, aufpeitschen aus dem Dahinduseln, daß sie wach werden. Wenn sie auch grantig brummen, was für ein Grobian das ist, wo sie grad so schön geträumt haben vom Weltfrieden und vom Schlaraffenland. Daß sie die graue Not und die schwarze Zukunft sehen! Und wir werden immer weiterhetzen, daß sie nicht wieder einschlafen, wenn die Drehorgeln der Parteien ihre alten Walzer ableiern: Schlaft ruhig, Genossen, die Internationale erkämpft das Menschenrecht für euch."

„Ja, und wir gehen jetzt auch schlafen", meint der Lenz und steht auf. „Anschauen kann man ja die Versammlungsgaudi vom Hitler einmal, aber das hat noch Zeit. Wenn

er schließlich grad einmal ein Thema hat für den Mittelstand, das unsereinen angeht.“ „Ja, und wenn der Hitler die Gummiknüppel abgeschafft hat bei seiner Garde“, lacht der Otto unter der Türe, und Krafft spottet dagegen: „Ich sag's ihm, er soll euch einmal die Speisekarte schicken, dann könnt ihr was aussuchen für euren schwachen Magen. Eine recht gute Erholung bis zum nächsten Mal, und vergeßt den Gummiknüppel nicht für unsere Versammlung hier.“ „Und den Geldbeutel für freiwillige Spenden“, ruft Berta ihnen nach, daß der Michl sich nochmals umdreht und lacht: „Juden ist doch der Zutritt verboten? Wer hätte denn sonst ein Geld?“

Auf dem Heimweg frägt der Lenz den Michl: „Gehst du wirklich hin in eine Hitlerversammlung?“ „Fällt mir ein, wo ich lauter Rote als Kundschaft hab'. Wenn mich einer sieht, kann ich meinen Metzgerladen zusperren.“ „Ist bei mir auch so, ich habe die Kirchenarbeit und brauch' dann gar nimmer ins Pfarrhaus kommen.“ „Überhaupt, was tun wir bei einer Arbeiterpartei, wir sind alteingesessene Bürger, das paßt nicht für uns.“ „Und aus den katholischen Vereinen täten sie uns auch ausschließen und wir sind immer gut angesehenen Katholiken gewesen.“ „Ich sag' ja nicht, daß ich was gegen den Hitler hab', wenn er's besser machen kann, daß wir wieder ein ordentliches Geld kriegen. Den Viehjuden tät' ich's ja gönnen, wenn er's im Schlachthof 'nauswerfen lasset von seiner Garde.“ „Und ich tät's den Roten gönnen, wenn er fertig werden tät' mit dem Gesindel übereinand'.“ „In vielem hat er ja recht, der Hitler.“ „Holst mich das nächste Mal ab?“ „Wie heut! Gut' Nacht!“

Der Otto redete mit dem Schorschl noch vor seiner Haustüre: „Der Hans hat leicht reden, der steckt nicht unter lauter roten und schwarzen Beamten, die jedes Wort erluren und zum Inspektor hintragen, daß man eine miserable Qualifikation kriegt und dann die Jungen bei der Beförderung einem vorturnen.“ „Jawohl! Der hat ja keine Ahnung, wie es in einem Betrieb zugeht. Wie neidig einer auf den andern ist. Bei mir wär's halt aus, wenn ich in so einer Versammlung erblickt würde.“ „Bei mir grad so. Also heut in acht Tagen läutest bei mir im Vorbeigehn.“ „Natürlich! Servus Otto!“

Der Luitpold hat nicht mitgesprochen. Er hat nur etwas auffällig gehustet und dann ausgespuckt. „Wie alt muß man denn sein, wenn man zu deiner Partei will?“ hatte er Berta heimlich gefragt. „Achtzehn Jahre.“ „Das dauert noch ein Jahr, bis ich darf. Geht's denn nicht früher? Ich bin doch groß und sehe nach zwanzig aus.“ „Du mußt noch warten, Luitpold.“ „Könnt ihr mich denn zu gar nichts brauchen, ich kann doch Flugblätter austragen oder sonst was.“ „Ich rede einmal mit meinem Mann. Es ist doch eine Verantwortung.“ „Ach, für mich braucht kein anderer verantwortlich sein, ich bin doch selber ein Mann.“ „Und was für einer“, mußte Berta lachen.



SA.-Mann

Die neue Geschäftsstelle der Partei in der Corneliusstraße wirkte wie ein Magnet. An den Schaufenstern klebten Zeitungsausschnitte und Bilder, die rot angestrichen waren und von lebhaft debattierenden Gruppen Vorübergehender in der Agitation für und wider ausgewertet wurden. Krafft ging auf seinen Gängen in der Stadt gerne kleine Umwege, die ihn vorüberführten. Oft traf man Bekannte aus den Versammlungen, die auch nicht früher den Heimweg fanden, ehe sie nicht das Neueste der Politik in stundenlangem Fragen und Horchen erlauert hatten. Oder man las im engen Vorraum der Schalter die zergriffenen Blätter der Bruderpartei in Deutschböhmen und Österreich durch, man lachte sich aus über den letzten Hakenkreuzkoller der „Münchner Pest" und über die gruseligen Zeitungsenten, die sie jeden Tag frisch aufgeschmalzen über Hitler und seine dunklen monarchistischen Pläne brachte. Vorsicht, Proletarier, daß diese Hitler-Reaktion nicht über Nacht mit einem König daherkommt. Die schwarzen und bürgerlichen Zeitungen brachten in der Regel zur selben Zeit voll Abscheu die blutrünstigen Drohungen der Hitler-Leute mit einer neuen Revolution und warnten den Staat vor der Gefolgschaft dieses Österreichers, die nur aus verkrachten Existenzen und dem rötesten Abschaum der Vorstädte be-

stehe und zu allem fähig sei, nur nicht zu einer aufbauenden Mitarbeit am Staat — in Ruhe und Ordnung.

Kraffts Gedanken am Wege zur Corneliusstraße sind wieder einmal in einem fortwährenden Durcheinanderbrodeln, unter dem ein drängendes Suchen nach klaren Worten der Erkenntnis ringt, denn klare Worte sind scharfe Waffen. Durch diese verschlungene Wildnis zuckt plötzlich ganz vom tiefsten Grunde seiner Seele auf ein altbekanntes, schönes Klingen. Wie ein Glockenton unter gestürzten Trümmern. Er steht und horcht. Und merkt, wie andere Menschen zögernd den Schritt verhalten in unerwartetem Staunen. Ein Lied, ein altes Lied rauscht durch die Straßen im harten Takt soldatischer Marschschritte. Jener rauhe Klang aus Männerkehlen, der in gemeinsamer Wucht mit packender Gewalt die Gemüter erschüttern kann. Hallend bricht es fernher von den Wänden der Straßen: „O Deutschland hoch in Ehren — du heil'ges Land der Treu..."

Um eine Straßenecke biegt eine Fahne, die alte, versunkene Reichskriegsflagge, die verpönten Farben Schwarz-Weiß-Rot im fächelnden Tuch, vom alten, vertrauten Soldatenlied umbrandet. Er steht und starrt, von einem Schauern gezwungen. Das hier, das ist das ewige, große Deutschland! Fahne, Lied und Soldaten!

Es sind kaum ein halbes Hundert junger Männer, die da heranmarschieren, eine tollkühne Verwegenheit in dieser Zeit. Jeden Augenblick müssen sich die Menschen ringsum von ihrem fassungslosen Staunen erholen und sich darauf besinnen, daß dieser Aufzug ja eine unglaublich höhnische Herausforderung des Volkes ist. Eine kaltschnauzige Mißachtung der gewesenen Revolution. Das Lied, die Fahne — und die Marschkolonne!

Denn es ist ungeschriebenes Gesetz, von allen ängstlich respektiert: Die Straße gehört dem Proletariat! Dem Marxismus und seiner Internationale! Wehe denen, die dieses Recht der Roten zu verletzen wagen! Die ganze Republik muß sich im Augenblick auf diesen wahnsinnigen Haufen stürzen und ihn zermalmen mit der Wucht ihres unbestrittenen Daseins.

Oder soll man lachen über diese kindlich naiven Burschen?

Die zu dumm sind, um nur zu ahnen, was sie da tun? Harmlose Verrückte wahrscheinlich. Kopfschüttelnd lächelt man hinterdrein. Einige deuten bezeichnend mit dem Finger an die Stirn. Denn was wollen denn die paar Mann da? Die republikanische Schutzgarde ist erst kürzlich mit achttausend Mann marschiert. Und die Kommunisten allein würden schon im Umsehen mit diesen paar Einfaltspinseln fertig sein. Vielleicht sollte man sie gutmütig warnen, ehe...

Da! Da geht es schon los. Kein Wunder. Die empörten Passanten werden immer mehr. „Das ist eine Provokation!" „Haut sie doch auseinander — die Monarchistenbrüder — die kaiserlichen Kapitalistenhunde. Geht doch drauf!"

„Gott schütze unser teueres, geliebtes Vaterland!" —

„Pfui — ui! Nieder!" „'runter den Fetzen!" Pfeifen und Johlen. — „Pfui! Schamt's enk net? — ös Hitlerhund' — ös Saubuam, Arbeiterverräter! — Haut se's doch z'samm!"

„... die zwingt ihr nimmermehr ins Joch, sie dauern aus wie Erz."

Wie gebannt hat Krafft die umtobte Fahne im Blick, die mit der Marschkolonne herankommt. Jetzt erkennt er schon die roten Armbinden mit dem schwarzen Hakenkreuz im weißen Kreis an den im Gleichschritt schwingenden Armen, die ihre Hände um starke, eichene Spazierstöcke klammern. Es ist die Sturmabteilung seiner Partei, die „SA." genannt. Ein bunter Haufe in Räuberzivil, einige tragen alte Waffenröcke und Soldatenmützen. Und im Heulen und Pfeifen hallt es: „Lasset hoch das Banner wehn! Zeigt der Welt, zeigt dem Feind, wie wir treu zusammenstehn..."

Kein freundlicher Zuruf trifft sie. Sie schauen verbissen geradeaus, nur manchmal streift ein Blick über das drängende, fuchtelnde Gejohle am Gehsteig. Um so erstaunter sind sie, daß plötzlich aus dem Gewühl ein Arm mit einem Hut hochfährt und eine gellende scharfe Stimme ruft: „Heil! — Heil, SA.!"

„Ja, den schaugt's o — dir schrei'n ma scho: ‚Heil!'" An den einzelnen wagen sie sich heran. Krafft ist plötzlich eingemauert von Menschen und blickt in geifernde Gesichter und weiß sofort, daß das jetzt kommt, was er schon einmal

erlebt hat. Er spürt nicht den Hagel der Hiebe über seinem Schädel, er muß in einer grimmigen Wut auflachen, daß er jetzt dreinschlagen darf, endlich dreinschlagen in diese Brut. Einer will ihm das Abzeichen herunterreißen, ein Gesicht, das schon ohne einen besonderen Anlaß zum Draufschlagen aufreizt, ein Hundsgesicht. Das trifft er mit der Faust blitzschnell von unten ans Kinn, daß sich die blutunterlaufenen Augen verdrehen. Noch einer will ihn anfallen, aber er knickt von einem Magenstoß getroffen lallend aufs Pflaster.

Und da wird es plötzlich frei um ihn her. Der Knäuel zerstiebt nach allen Seiten. An den Hauswänden lehnen taumelnde Gestalten mit bleichen, entsetzten Gesichtern, über die das Blut vom Schädel rinnt. Und vor ihm liegen die zwei, die er niedergeboxt hat, und nun, zum Bewußtsein kommend, lauernd und kriechend zur Seite schleichen. Die Kolonne ist nicht mehr da, nur um die Fahne herum stehen noch einige Leute, von denen einer auf ihn zugeht und sagt: „Di' haben s' net vui zug'richt!" Hans winkt aber lachend: „Macht nichts, Kamerad. Darf ich bei euch mitmarschieren?" „Freilich gehst mit uns! Du bist doch bei der Partei? Mir kommst schon bekannt vor. Haben wir uns nicht in der letzten Versammlung gesehen, neben dem Eingang?" „Freilich!" Das ist ja der SA.-Zugführer, der in dieser letzten Versammlung auf Krafft schnurgerade zuging und befahl: „Du stellst dich hier in den Gang!" „Aber ich bin doch...", hatte Krafft entgegnen wollen. „Halt 's Maul! Da hast du eine Armbinde, nachher wieder abliefern!" Es war noch eine von den ersten schwarzweißroten Armbinden der Hofbräuhausschlacht, in deren weißen Streifen ein Hakenkreuz mit Tintenblei gemalt war; die roten Binden heute sind noch unerhört neu, und es ist wohl das erstemal, daß sie über die Straßen getragen werden. Lachend hatte Hans die alte Binde übergestreift: „Wenn ich jetzt ein Gegner wäre?" „So siehst du aus!" war die lakonische Erwiderung. „Also, wenn einem nicht paßt, was der Hitler heut sagt, den holst heraus und wirfst ihn hinaus! Stock hast du keinen?" „Nein!" „Dann nimmst halt einen Maßkrug, wenn's zum Raufen kommt." Was braucht es auch lange Erklärungen zwischen zwei Frontsoldaten.

Während sie kurz diese Erinnerungen austauschen, richtet ihm einer Kragen und Krawatte zurecht und läßt ihn in ein spiegelndes Schaufenster gucken mit der gemütlichen Feststellung: „Guat schaugst aus!“

Freilich sieht er gut aus, seine blonden Haare sind blutverklebt und wirr, am Kopf und über den Augen sind ein paar blaue funkelnde Knöpfe aufgeschwollen, daß er lachen muß über diese Verzierungen seines edlen Hauptes. Was seine Frau dazu sagen wird? Ach, seine Frau! Ihm war noch vorhin, als wäre er wieder der ledige, unabhängige Soldat von einst.

Ein Pfiff schrillt. Die Kolonne sammelt sich wieder, noch atemlos und glühend von der Verfolgung. Einige bringen nur noch das abgedroschene Ende von ihrem Stock mit und sagen verächtlich: „Der hat nichts getaugt“, ehe sie ihn in die Straßenrinne werfen. Verschiedene lassen einen Gummiknüppel wieder hinter die Flanken ihres Rockes verschwinden. Leises Lachen geht durch die Reihen, die Augen glühen noch, und der Fahnenträger wirft das geraffte Tuch der Fahne wieder hinter sich.

Krafft bittet den Führer: „Lassen Sie mich auch mitmarschieren, ich werde SA.-Mann.“ Der mustert ihn lächelnd: „Sie sollten eher zum Arzt.“ „Wenn ich den Hut aufsetze, sieht es mir kein Mensch an.“ „Gut! Melden Sie sich am Schluß des Marsches noch einmal bei mir!“

Sie nehmen Krafft in die Mitte beim Weitermarschieren. Ein neues, ihm noch unbekanntes Lied stieg auf voller Trutz: „Kam’rad, reich mir die Hände...“ Von den Fenstern schimpfen einige Weiber herab. Finster grollend standen die Bürscherln beiseite, die vorhin noch so laut gewesen waren. Ein Guß Wasser zerspritzte neben ihren Füßen am Pflaster. Manchmal kollerten Steine, die ihr Ziel verfehlt hatten, durch ihre Füße, und irgendwer warf einmal überflüssige Kohlen von einem Fenster herab.

Immer zwischen das eine und andere Lied sangen sie dann einen Vers mit aller Lungenkraft, den sich Krafft von einem neben ihm marschierenden Sachsen, den das politische Wetter nach München als Studenten verschlagen hatte, vorsagen ließ: „Schmeißt sie ’raus, die ganze Judenbande, schmeißt sie ’raus aus unserm Vaterlande, schickt

sie wieder nach Jerusalem, schlagt ihnen gleich die Haxen ab, sonst gomm'n se wieder hem." Sie wurden kaum verlegen an Versen, die sie als Landsknechte bei dem Freikorps gelernt hatten.

Das wurde Krafft bald inne, daß solche verwegene Landsknechtnaturen es waren, die hier marschierten mit ihrer aufreizenden Fahne. Jene als Abenteurer verrufenen Gestalten der Nachkriegsjahre, die noch immer nicht fassen wollten, daß diese schwarzrotgelbe Republik für immer bleiben sollte, statt einem freien, kühnen Deutschland, dessen Geist der vier Jahre noch immer ihre Gestalten umwitterte, Platz zu machen. Diese groben, eisernen Kerle, die noch mit jedem roten Aufstand fertiggeworden sind. Wie Krafft so hört, ist ein guter Teil von ihnen erst aus Oberschlesien zurückgekommen, wieder einmal bitter enttäuscht im Herzen. Die altvertraute, scharfe Luft der Front weht in diesen kurzen Reihen, die knappe Sprache der Soldaten, die über einen blutenden Schädel erst einen Witz macht, ehe sie ein bedauerndes Wort findet, und niemals überrascht ist, vom unerhörten Glück so wenig wie von der allerschönst beschissenen Sauerei.

Es war das wenige Gold der jungen Jahrgänge des Krieges, das nicht von der Schlammflut des Umsturzes und der Sucht nach Behaglichkeit begraben war. Das mit derselben Befriedigung ein Daunenbett oder den blanken Boden zum Schlafen benützte, mit dem gleichen Appetit den „blauen Heinrich" aus dem Kochgeschirr löffelte, wie es Kaviar- und Lachsbrötchen von einer silbernen Platte genommen hätte. Dem alle menschlichen Umstände vollkommen wurscht waren, das nicht auf alte Schicklichkeit und neue Sitten achtete, das über geschichtswerdende Tatsachen und Gesetze einfach hinwegging, wenn es seinem Sehnen galt: Der Ehre eines unglücklichen, aber in seinem Unglück um so größeren deutschen Vaterlandes. Sie sagten das Wort nicht gern, und wenn es ihnen über die Lippen kam, dann war es hart wie ein Kommandowort. Wie bei einem, der rauh und kurz von seinem Mädel spricht, damit niemand merkt, wie heiß und gewaltig seine Liebe zu ihm ist.

Hätte einer gefragt: „Liebt ihr euer Vaterland?", sie hätten gelacht: „Du hast wohl einen Vogel!" Wenn aber

in einem Winkel des Reiches deutsche Not um Hilfe rief, wenn sie hörten, daß einer mit dreckigem Maul von Deutschland gesprochen hatte, dann hatten sie keine Ruhe mehr, dann konnten sie ohne Rührung oder Bedenken Beruf und Daheim verlassen und sich durchschlagen ohne einen Pfennig in der Tasche bis dorthin, wo sie mit anderen zusammentrafen, denen das Blut wallte wie ihnen, wenn sie auch kaum darüber miteinander sprachen. Und wenn man sie am Ende wieder mit Schimpf und Schande auseinanderjagte, das ging ihnen wie Wasser an die Haut, aber nicht weiter hinein, wo das Feuer brannte, von dem sie lebten: Ihr unerschütterlicher Glaube an Deutschland.

Da ist nun mit den Landsknechten aus München die Kunde in die Kreise der Landsknechte im Reich gedrungen: „Da ist einer, der weiß, was er will. Der sagt das endlich einmal laut, was uns schon lange getrieben hat. Mensch, der Kerl ist einer von uns, ein altes freiwilliges Frontschwein. Den müßt ihr euch einmal anhören, das ist zum Schießen, wie der mit dem roten Gschwerl umspringt. Und wenn der die Juden durchzieht und die hohen Herrn Bonzen Spießruten laufen läßt, da legst dich einfach hin vor Lachen. Und wennst nur noch einen Stein als Herz unterm Waffenrock hast, der dreht es dir um, als wenn es von Wachs wäre. Wie er heißt? Hitler heißt er! — Den kennt niemand? Den werden sie schon noch alle kennenlernen!"

Den einen und andern hat es doch nach München getrieben. Es weht so etwas wie ein nationaler Wind in Bayern. Da sitzen die politischen Wolkenschieber von der alten Fahne. In Berlin, dem galizischen Wasserkopf, die vom neuen Schmachtlappen. Es braut sich was zusammen. In München riecht es auf Schritt und Tritt nach Widerstand. Und die Seele dieses Widerstandes, dieser einzigen deutschen Hoffnung, ist dieser Hitler, den niemand kennt im Reich.

„Und wenn sie uns die Stiefelsohl'n mit Kaviar beschmier'n, wir lassen uns, wir lassen uns von Ebert nicht regier'n. Die Republik hat uns gefragt: Wollt ihr nicht kapitulier'n? Da haben wir: Nein, nein gesagt, wir wollen keinen Pleitegeier führen!"

Das kann Krafft schon mitsingen, das sind die alten

Knüppelverse der Freikorps, die kennt er. Auch das Lied von Borkum, das alte, antisemitische mit dem Endvers: „Und wer uns naht mit platten Füßen, die Nase krumm, die Haare kraus, der soll nicht deutsches Land genießen, der Jud muß 'naus, der Jud muß 'naus!"

„Wie gefällt dir das?" fragt der Sachse. „Schön ist's grad nicht, aber deutlich!" lacht er.

„Achtung jetzt! Klar zum Gefecht!" sagten sie von vorne durch, denn die Marschkolonne bog jetzt in eine düstere Straße ein. Da standen sie in den Hausgängen, und im Nu waren die Fenster dick voll von Neugierigen. Ein schallendes Hohngelächter quoll ihnen entgegen. Deutlich hatten sie gehört, wie einer vom Fenster herabbrüllte: „An Hitla sei' Kindagart'n!" Geifernde Weiber spuckten herein: „Hurenkerl, weiße Hundsbuam — Pfui Deixel! Mit enkern Arschwisch!" Krafft schaut seinen Nebenmann an und feixt: „Das zarte Geschlecht!" Und der zitiert auf sächsisch: „Ehret die Frauen, sie flechten und weben — himmlische Rosen..." Eine Bierflasche zerschellt hart neben ihren Schuhen. Da — beinahe! Gerade konnten sie noch ausweichen, aber der Aschenteller fegte Kraffts Hut vom Kopf. Der Schlag war leicht, aber der Hut ist fort. Mit Freudengeheul hat ihn die Menge zertreten. Macht nichts. Hüte wachsen ja wieder nach, die Augen nicht.

Je näher sie jetzt mit dröhnendem Singen der Geschäftsstelle der Partei kommen, um so öfter grüßt einer der Vorübergehenden überrascht freudig die Kolonne. Es war nur siebenmal im ganzen der Fall, doch ist ihnen, als gäbe es hier in dieser Ecke der Stadt überhaupt nur Menschen ihrer Gesinnung, und es macht ihnen schon wieder Mühe, sich noch zu erinnern, daß das nicht immer so war. Sie meinen auch, nun wüßte die ganze Stadt, daß sie unerhört aufreizend die Straßen durchzogen haben. Und es ist gar nichts dabei, denken sie, als endlich das Kommando gellt: „Abteilung — halt! — Weggetreten!"

„Der Hitler ist noch da!" sagt einer, als man Krafft hinter der Fahne durch den Hauseingang in einen engen Raum schiebt, der allem Anschein nach einmal eine Küche war. Flugblätter sind in Bündeln an der Wand gestapelt, ein paar große Wimpel fesseln den Blick mit ihrer Farben-

glut, und in einigen Pappschachteln ist Papier zum Schreiben neben Tintenzeugen. Da sitzt einer und nimmt die Anmeldung des SA.-Mannes Hans Krafft entgegen, prüft die Mitgliedskarte der Partei, händigt ihm eine dieser weithin leuchtenden Armbinden gegen Bezahlung aus. Er muß noch etwas unterschreiben, und wie er seinen Namen hinsetzt, verstummt plötzlich der Stimmenlärm im Gang, und eine sonore Stimme fragt: „Wo ist der Mann?“ Sie kommt ihm bekannt vor, und die plötzliche Stille ist so seltsam, daß er ein wenig beklommen wird und wirklich erschrickt, wie er sich umwendet. Denn unter der Tür erscheint der Mann, den er bisher nur von ferne sah. Ein paar blaue Augen blicken ihn durchdringend an, daß er sich unwillkürlich zusammenreißt und etwas heiser rauh herausbringt: „Heil!“ Er weiß noch gar nicht, daß er gemeint ist, und wird ganz heiß rot, als Hitler vor ihm stehen bleibt und seine Hand nimmt und sagt: „Brav!“ Das freut ihn so, daß er ganz stolz sagt: „Das wird noch nicht das letztemal gewesen sein.“ Und da lacht ihn der Führer so herzhaft an, daß irgendein dummes Gefühl ihm die Augen brennen macht und er kein Wort mehr sagen kann. Und die andere Hand des Führers packt ihn an der Schulter und rüttelt ihn ein wenig. Sie schauen sich nur in die Augen — und verstehen sich. Du bist mein Führer! — Und du bist mein Kamerad!

Einige, die in seiner Gegend wohnen, begleiten ihn nach Hause. Der lange Fahnenträger — Heinz nannten sie ihn — ist darunter und fragt: „Wohnst du auch in unserem Glasscherbenviertel?“ Und dann kommt ihm ein spöttischer Gedanke: „Da müßten wir einmal durchmarschieren, wie heut! Wir könnten glatt in den Speibatzen ersaufen.“ „Wird auch noch drankommen“, prophezeite Hans ganz zuversichtlich und erzählte, daß er ausgerechnet in jener Straße wohne, wo er im Mai neunzehn mit den Roten sich herumschoß. Das wußten sie alle noch recht gut. Ein hagerer Blonder, der Max, kam beim Reden darauf, daß er Kraffts Frau schon von Kindsbeinen an kannte, und der lange Heinz war auch vom Hörensagen im Bilde, daß er die schöne Berta geheiratet habe. „Und das bist ausgerechnet du? Darfst jetzt zu mir du sagen, weilst auch dabei bist. O bonna

siera — da hau di hera — na san ma mehra!“ Das war sein Leibspruch, mit dem er jeden begrüßte. Der Sepp fiel gar aus den Wolken, wie sich herausstellte, daß er nur einige Häuser weiter von Krafft weg wohnte, und meinte sinnierlich: „Jetzt das ist gut, hab' ich schon einen Kameraden in der Nähe!“

Sie bringen Krafft vor sein Haus und versprechen, daß sie sich jetzt möglichst immer vorher bei ihm treffen wollen, wenn sie ausrücken müssen. Am Montagabend wollen sie nachschauen, ob ihm der Hut schon wieder paßt. „Aber schön war's doch! Heil!“

Berta ist längst voll Unruhe, wo er denn so lange bleibt. Sie wollten doch heute ins Theater gehen, die „Meistersinger“ hören. Aber jetzt ist es schon zu spät geworden und die Karten verfallen. Sie hat sich vorsorglich in Staat geworfen, erwartend, daß er doch noch zeitig genug einpassieren würde. Da kommt er ja endlich, reißt die Türe auf und lacht. Sie sieht seine wirren Haare, das geronnene Blut auf der verbeulten Stirn und verfärbt sich ein wenig vor Schreck. Er schreit aber, als hätte er ein ganzes Regiment vor sich: „Berta, heut hab' ich mit dem Hitler gesprochen!“ Da hat sie sich schon gefaßt und lächelt: „Und dabei hat er dich so zugerichtet?“, daß er hellauf lacht und sich setzen muß. „Das war der Grund, aber es war schon vorher. Ist ja gar nicht der Rede wert. Aber zwei hab' ich glatt knockout geschlagen. Das hättest sehen sollen — weißt, so! Einen regelrechten Kinnhaken von unten und einen Schwinger —.“ „Halt! Ich will noch länger leben“, weicht sie seinen demonstrierenden Fäusten aus.

Dann bringt sie eine Schüssel voll Wasser und sagt: „Wart nur, jetzt werde ich dir den Kopf waschen!“ Und während ihre Finger ganz zart schonungsvoll seine Haare vom Blut reinigen und die Schwellungen betasten, fragt er: „Wie schaut's denn aus?“ „Schlimm genug, du Raufbold!“ „Das ist ja noch gar nichts. Da hättest du meine große Verwundung im Feld sehen sollen.“ „Wir sind nicht im Feld.“ „Da haben wir“ — sie drückte ihm das Gesicht ins Wasser — „so was gar nicht“ — sie taucht ihn wieder, und als er luftschnappend vollendet: „verbunden!“ — taucht sie ihn lachend zum drittenmal und sagt: „Dir werd' ich helfen!

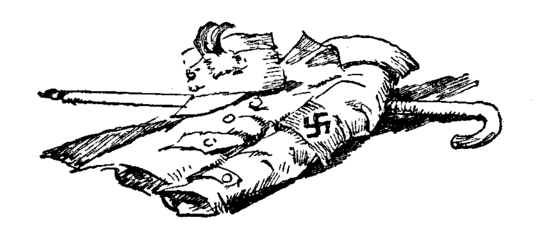
Vergißt der Mensch ganz auf seine Frau — und daß er in die Oper soll —." „Jesses, die —." „Ist schon fort! Und die Blumen hast natürlich auch vergessen?" „Ach!" „Ja, ach! Der Mutter ihren Geburtstag hast natürlich auch verschwitzt." „Um Gottes—." „Ja, so einer sollte gar nicht heiraten dürfen. Wie ein kleiner Bub! Wenn er eine Fahne sieht und Soldaten singen hört — ist er ganz weg und lauft mit — und hat alles vergessen. Sogar an seinen Kopf denkt er nimmer. Eins, zwei, drei, vier, fünf — und das ist nur ein halber — fünfeinhalb Treffer hast kriegt." „Au!" „Macht nichts. Mir hat das Wartenmüssen auch nicht wohl getan." „Muß ich schließlich doch zum Arzt?" „Nein, das Vergnügen gehört schon mir." Er spürt, mit welcher Sorgfalt sie seine Haare trocknet und mit kundigen Fingern kühlende Salbe auflegt. Dann hält sie ihm den Spiegel vor, daß er sehen kann, wie er aussieht, aber er meint leichthin: „Das vor einem Jahr war viel schlimmer." „Da weiß ich ja gar nichts davon!" „Es hat meiner Schönheit also nichts geschadet", lacht er und hält still, wie sie ihm den Kopf einbindet. Als sie an die Ohren kommt, zieht sie sein Gesicht heran und lacht ihm in die Augen — und küßt ihn ganz plötzlich wie wild. „Dein Sohn wird einmal der gleiche wie du, heut nachmittag, wie du gerauft hast, hat er angefangen im Mutterleib ganz wild herumzustoßen." „Berta!" „Ja, er rührt sich schon." „Und ich hab' dir jetzt alle Freude verpatzt!" „Ich bin ja froh, daß es nicht schlimmer ist. Was hat denn der Hitler gesprochen?" „Brav!" hat er gesagt. „Sonst nichts?" „Das andere hat er mir mit seinen Augen gesagt. Schau mich an, dann sag' ich dir's wieder." Sie tat es und fragte dabei: „Du, was hast denn du geantwortet?" „Daß es noch nicht das letztemal war." „Das sieht dir gleich!" „Aber Unkraut verdirbt nicht." Dafür wurde sie vom Unkraut ganz unverschämt oft geküßt.

So traulich schön wurde der Abend noch, daß sie, wie so oft in ihrer jungen Ehe schon, wieder einmal den gleichen Gedanken nachhingen und lachend daraufkamen, als sie ihm das Wort von der Zunge nahm: „Jetzt ist mir lieber, wir sind daheimgeblieben." Und er ergänzte: „Am stillen Herd zur Winterszeit..." „Es ist doch schon Frühling", korrigierte sie in sein Summen. „Richtig!" lacht er, „die

Prügelszene war auch schon", daß sie mitlachen muß! „Wahn, Wahn, überall Wahn!"

„Ja, überall! Du hättest nur die Gesichter heute sehen sollen und diese Wut in den Augen. Ich hab' mir nimmer helfen können — weißt, alles hat gebrüllt, kein einziger hat sich für die Fahne eintreten trauen — da hab' ich es tun müssen. Und dann hab' ich mich auch einschreiben lassen zur SA. Es ist dir doch recht?"

„Ich habe es kommen sehen. Wenn du nicht selber dazugegangen wärst, hätte ich dich schicken müssen."





Angriff auf die Hochburg

O bonna siera — Sepp, hau di hera! — Na san ma mehra. Abzählen, ob alles da ist!" Das war natürlich der lange Heinz, der so sprach mit seinem kollernden Baß, daß man meinte, es rede einer durch ein Bierfaß zur Umwelt. Berta mußte auch immer leise in sich hineinlachen, wenn Heinz das Sprechen anfing. Denn seine Stimme schien um zwanzig Jahre älter, als er selber war. Was nun Heinz sehr laut und zu viel redete, sparte der Sepp durch langsames Setzen seiner Worte, wobei er sich niemals hinreißen ließ, seine Gefühle im ruhigen Ton seiner Worte preiszugeben. Man mußte ihm schon auf die Augen sehen, um zu wissen, ob das Ernst oder Spaß sei, was er daherbrachte, Ironie oder Fanatismus. Der Max dagegen war wieder lebendiger, immer gut aufgelegt, und liebte es, alle schwierigen Dinge und sich selbst als Schwerstes von allen lachend von der verkehrten Seite her aufzurollen. Die Kinder waren ihm alle zugetan, weil er mit ihnen reden konnte, als wäre er selber noch ein kleiner Bub. Der blumige Dialekt der deshalb berüchtigten Vorstadt klang bei ihm stets launig humorvoll.

„Ihr lacht drauf los, als wären die schönsten Zeiten", sagte Krafft. „Weinen werden wir!" protzte der Max, „weinen meine lieben Angehörigen schon genug über den

mißratenen Maxl. Das ganze Geschäft verdirbt er mit seiner „Beobachter"-Leserei und seiner Politik. Die gesamte Familie bringt er in Verruf, daß sie genau so hirnverbrannt wäre, so hitlernarrisch. Direkt schämen muß man sich vor anständigen Bürgersleuten, wenn der eigene Sohn sich unter die Arbeiter mischt. Nein, wo nur der Maxl hingeratet, das liegt doch nicht in der Familie? So was Dummes, wo doch der Hitler schuld ist an der Inflation."

„Ausgezeichnet!" lachte der Heinz und steckte die andern an, daß Berta entsetzt ihre Ohren zuhielt, weshalb der Heinz zu sich selber sagte: „Etwas piano, wenn ich bitten darf, Schalldämpfer anstecken!" Er war nämlich nebenbei noch Musiker, in der Hauptsache aber Assistent beim Gericht, und sprach gleich von seiner aussichtsreichen Laufbahn: „Gestatten, daß ich meinen Steckbrief bekanntgebe? — Besagter ist Jahrgang 99, noch ein paar Monate im Feld gewesen, schwer verwundet gefangen worden. Als Affe in Zivil durchgebrannt in die Schweiz. Heim und zum Freikorps, bei Pelkum dabei gewesen. Wieder heim und ein Mädel zur Braut gemacht; ewige Braut natürlich, weil er noch nicht existenzreif ist. In der Jugend nichts gelernt, schon dumm geboren. Was wird er dann? Beamter, sagte der alte Herr, weil er auch einer ist. Zur Justiz, weil der Alte auch dort ist, als Assistent für die mittlere Laufbahn. Aber heute schon ein hoffnungsloser Fall, weil Antisemit. Geworden durch den Umgang mit seinen Vorgesetzten. Verdient sein Zigarettengeld schon aus eigener Kraft in der höchsten Gehaltsklasse. In der Judenfrage ausgezeichnet bewandert, hat in drei Monaten perfekt mauscheln gelernt, denn ein Jud bei der Justiz ist ein doppelter Jud. Bis jetzt noch wird Besagtem die C.V.-Zeitung kostenlos zugestellt von hohen Gönnern. Wenn Hitler nicht wäre, würde der junge Mann längst beschnitten sein. Natürlich nur geistig gesprochen, so, wie die herrliche Judenrepublik bei der Geburt nicht getäuft, sondern beschnitten worden ist. Ein Staatsfeind, einer von jenen verruchten Beamten, wie der Scheidemann sagt, die die Republik hassen, aber sich ungeniert von der Republik bezahlen lassen. — Und wie!"

„Das kann man jetzt überall hören, der neueste Schlager vom Scheidemann", brummte der Sepp.

„Krampf!“ fiel der Max ein, „die Republik kostet bloß, zahlen müssen ja wir. Im Gegenteil, der Scheidemann gehört entlassen, weil er für seinen Schwindel auch noch seine verdorrte Hand aufhält.“ „Solltest aber einmal sehen“, entgegnete Heinz, „wie meine Herren Kollegen jetzt ihre treue republikanische Gesinnung 'raushängen lassen aus Angst.“

„Das ist doch immer so“, mischte sich Berta ein. „Wer die Macht hat, hat das Recht. Und wir haben halt noch keine Macht.“

„Da müßten wir schon einen pfundigen Putsch machen, anders kommen wir nicht hin“, behauptete der Max, „denn die Mehrheit kriegen wir niemals durch Wahlen. Die hat noch keine Partei erhalten, nicht einmal die Roten nach der Revolution.“ Der Sepp spuckte in die Hände: „Los! Wir sind schon da! Auf geht's!“

Aber Heinz lachte: „Alter Berufsputschist! Das tät' dir so passen. Etwas kurz treten, daß die anderen nachkommen, die wir noch brauchen. Mit unserer Handvoll SA. kann man vielleicht zur Not einen Trambahnwagen besetzen, aber keinen Staat.“

„Richtig“, lachte Hans, „mit dem Kopf durch die Wand rennen, das tut höchstens dem Kopf weh. Wißt ihr, was mir hier in München sofort aufgefallen ist, ich meine, so im Leben der Stadt?“

„Höchstens, daß es nach Juden stinkt“, lachte der Max.

„Erraten!“ nickte Krafft. „Ich dachte, in München gäbe es weniger Juden als anderswo. Es wimmelt hier aber genau so vom Samen Jehovas. Ein neues Warenhaus nach dem andern taucht auf, die alten vergrößern sich, und die soliden christlichen Geschäfte verkrachen dafür. Nichts wie Elend, wo sie hinkommen.“ Gelassen wiegte der Sepp mit seinem Kopf: „Meiner Frau hab' ich es schon ausgetrieben, die geht zu keinem Juden mehr zum Einkaufen. Ich kämpfe gegen die Juden, weil ich spür', wie sie uns langsam hinmachen, und meine Frau tät' sie noch unterstützen mit meinem Geld, daß sie noch frecher werden können. Vom roten Konsumverein hat sie auch 'raus müssen. Am Bau pressen und plagen mich die Herren Genossen wegen meiner Politik, und meine Frau hat bei ihrer Gesellschaft ein-

gekauft. Das wär' ja noch schöner, dann könnt' ich ja gleich daheimbleiben."

„Ganz recht!" rief Berta beifällig. „Das ist ein Gebiet für uns Frauen. Mit dieser Parole müssen die christlichen Geschäftsleute bearbeitet werden. Ich stecke immer mein Abzeichen an und frag' vor dem Einkaufen, ob die Firma jüdisch ist. Das wirkt bei den Christen, sie spitzen die Ohren. Und die Juden ärgern sich, wenn man wieder geht."

So kam man bald vom Hundertsten ins Tausendste, und die drei Gäste in Kraffts Stube sahen bald, daß sie es hier nicht mit Neulingen zu tun hatten, als Hans von seinem Kampf in der Heimat erzählte, von den Erfahrungen mit den geheimen Großmächten im Staat, und wie er zuletzt ins Gefängnis kam.

„Respekt vorm Dampfschiff!" nickte der Sepp unterm Erzählen, und ihre Augen leuchteten, als sie Hans ansahen. Da war einer, der schon so schwer gelitten hatte für ihre Idee, daß sie davor verblassen mußten, einer, an dem sie sich aufrichten und an seiner Seite geringschätzig drohenden Schikanen und Gefahren entgegensehen konnten. Erst gar, als sie hörten, wie Berta ihn wieder frei gebracht hat, da lachten sie herzzerbrechend, was das für zwei ganz gewürfelte Bundesgenossen sind, die sie da gefunden hatten.

„Euch kann man ruhig so lassen", lachte der Sepp freundlich zu Berta hin, und der Max sang belustigt: „A so a Weiberl is a Freud' — —."

Als sie wieder ernster wurden, sprach Krafft weiter: „Hier in der Straße sind mir damals im Mai neunzehn die Augen aufgegangen, und jetzt sitze ich im gleichen Haus, wo mir meine Frau in den Weg trat und wo das politische Denken bei mir angefangen hat. Das sind jetzt bald drei Jahre her. So lange war ich fort und habe draußen gesucht und manchen anderen solchen Sucher angetroffen. Sogar bei einer ähnlichen Partei war ich lange. Da sagen sie zwar: Wir wollen das gleiche wie Hitler, wir brauchen ihn nicht. Kein Zweifel, daß sie es wollen, aber sie bringen nichts fertig. Nur Hitler kann es! Mir scheint es kein Zufall, daß ich jetzt wieder am gleichen Fleck gelandet bin. Das Schicksal geht oft sonderbare Wege mit uns. Vielleicht braucht es mich grad hier und nicht woanders."

Er machte eine nachdenkliche Pause, und die drei Kameraden horchten auf den Klang, den sein Reden in ihnen weckte und der ihr verborgenes Empfinden ins helle Bewußtsein riß. War es nicht genau so bei ihnen? Bis sie zu Hitler gestoßen sind. Bedächtig meinte der Max: „Wenn man darüber nachdenkt, wie saudumm sich oft was ergibt, hintennach sieht man, daß es so sein hat müssen. Wird mit dir auch nicht anders sein."

„Drum mein' ich, wir fangen einmal richtig an in diesem Stadtviertel", fuhr Krafft eifrig weiter. „Nicht, daß die Roten meinen, wir trauen uns nicht."

Sie schauten ihn ganz entgeistert an. „Dich hat's ja!" stieß ungläubig der Sepp heraus, „ausgerechnet in der roten Hochburg? Wir vier Manderl da?" Und der Heinz lächelte skeptisch: „Da können wir uns gleich einen Sarg anmessen lassen." „O mei!" tat der Max, als erbarme ihn die Unschuld des unwissenden Krafft. „Der Hans kennt ja unsere Kavaliere und Barone vom Vorstadtadel nicht. — Luke, hau eahm 's Messa eini, kriagst a Spreiz'n!"

„Doch, ich kenne sie!" lachte Krafft. „Das sind die gleichen wie woanders auch. Aber es sind Gott sei Dank nicht alle so. Wir finden schon die, die zu uns passen."

„Wie stellst du dir das vor?" fragte Heinz zweifelnd.

„So genau weiß ich das selber noch nicht", erwiderte Hans, „das bringt die Gelegenheit mit sich. Bisher ist ja nichts geschehen in diesem Stadtteil. In den weniger roten Bezirken stehen schon Sektionen der Partei. Grad unseren Wohnbereich halte ich für den wichtigsten der ganzen Stadt. Das muß die Roten ins Mark treffen, wenn hier was unternommen wird. Und drum muß etwas getan werden. Hier ist ja noch kaum ein Flugblatt in ein Haus gekommen. Unsere Plakate werden regelmäßig von den Roten heruntergerissen. Sie kennen Hitler nur aus ihren Lügenwischen, sie haben noch kaum einen aus ihren Straßen hervorgehen sehen, der das Hakenkreuz trägt. Auf den Bretterzäunen und Bauplanken stehen ihre Schlachtrufe, aber kein einziger von uns. Arbeit grad genug! Fangen wir doch an!"

„Anfangen können wir ja, aber dann ist's aus!" „Nein, Max, es kommt drauf an, wie wir es anpacken." „Na, da bin ich gespannt." „Vielleicht kriegen wir sogar Hilfe von

anderen Kameraden." „Kein Drandenken, die sind selber noch zu wenig in ihren eigenen Sektionen. Haben ja wir bisher dort helfen müssen." „Dann müssen wir um neue Kameraden schauen, selber werben!" „Daß du jetzt gar so versessen bist auf das Geschwerl in diesem Glasscherbenviertel?"

„Deswegen, Max, weil wir sonst bald wieder aufgeben müssen, was wir wollen. Vier SA.-Männer und vielleicht noch ein Dutzend stillverborgene Mitglieder, die sich nicht 'raustrauen unter achtzigtausend Einwohnern, können sich einfach nicht halten. Entweder mehr werden oder wieder aufhören, eins von beiden."

„Da mußt du schon erst mit Hitler drüber sprechen", schlug der Heinz vor. „Er wird dir sagen, seht zu, daß ihr erst genug Leute findet." „Also werben, Heinz! Hast du keinen Freund, den du herbringen kannst?" „Freunde schon, aber die lachen mich ja aus, höchstens der Fritz — aber der ist ja noch kein Nationalsozialist."

„Solche wüßte ich auch", warf der Max ein, „gleich ein halbes Dutzend von meinen ehemaligen Einwohnerwehrkameraden. Seit der Kahr gesagt hat, er steht und fällt mit der Einwohnerwehr, und dann doch umgefallen ist und die Gewehre abgeliefert hat, ziehen sie so nicht mehr recht da drüben. Aber sie warten drauf, bis erst bei uns was zusammengeht."

„Dann sollen sie drüben bleiben!" ärgerte sich der Sepp. „Das ist nicht richtig, Sepp!" rügt Hans. „Du bist doch auch einmal ein Parteirekrut gewesen. Her mit den Burschen, wir drillen sie schon!" „Aber anfangen kannst doch nichts damit!" „Ist mir nicht Angst, Sepp. Die wachsen rasch hinein — und wenn nicht, sind sie gleich wieder draußen. Probieren geht über Studieren! Wie viele bringt jeder mit?"

Sie wiegten noch überlegend die Köpfe, bis endlich der Max begann: „Zwei vielleicht." „Auch so was", sagte der Heinz, und der Sepp überlegte noch, bis er herausbrachte: „Ich garantiere für einen."

„Ich selber weiß noch keinen", gestand Krafft, „mein Bekanntenkreis ist noch sehr klein." „Aber ich!" rief Berta.

„Wer ist es?" „Das darf ich noch nicht verraten, ihr werdet schon sehen das nächste Mal."

Beim Heimgehen blieb der Heinz plötzlich stehen und sagte: „Wir haben ja die Hauptsache vergessen. Einer muß doch den Führer machen." „Der Hans natürlich!" meinte der Max, aber der Sepp behauptete trocken: „Er ist's ja schon lang."

*

Mehrere Wochen vergingen, und sie waren noch immer dieselben vier Mann. Der Heinz zuckte die Achseln und der Max wurde ganz fuchtig, wenn man ihn nach seinem versprochenen Zuwachs fragte. „Der Mussolini hat mir bei der Einwohnerwehr das ganze Kraut ausgeschüttet mit seinem Marsch auf Rom. Jetzt kommt's auf, halten sie mir vor, ihr wollt eine Diktatur, eine Tyrannei wie in Italien, daß keiner mehr ein Wort schnaufen darf, wenn's dem Hitler nicht paßt. So eine Freiheit wollen wir nicht, danke für Obst und Südfrüchte. Jetzt sieht man, wie national ihr seid. Gegen die eigenen deutschen Brüder in Südtirol stellt ihr euch. So charakterlos sind wir nicht, wir haben noch nicht vergessen, daß Italien uns im Krieg im Stich gelassen hat. Wir werden keine Faschisten. Und ich? — Ich sollt' mich schämen, so einen Vaterlandsverrat mitzumachen. Zu allem Unglück haben sie in der Stadt einige von uns mit schwarzen Faschistenhemden und unseren Armbinden 'rumlaufen sehen; so eine dumme Nachmacherei bestärkt sie in ihrer Meinung und stößt sie ab. Sie bleiben, wo sie sind."

„Dasselbe in Grün! — sagt der meine", erzählte der Sepp. „Der Mussolini ist ein Arbeiterfeind, alle Arbeiterzeitungen und Gewerkschaftshäuser hat er verbrennen lassen, Hunderte von Arbeitern sind ermordet worden. Alles hat er unterdrückt, jede freie Meinung. Das möchte der Hitler genau so machen, drum kann ein Arbeiter kein Hakenkreuzler werden. So ein Staat, in dem der Arbeiter nichts zu sagen hat, wo einfach jeder erschossen wird, der nicht ‚Heil!' schreit, und hint' und vorn und oben und unten ein Hakenkreuz ansteckt, der soll schon gar nicht entstehen können. Gegen die Juden schreit ihr — und gegen die Arbeiter geht es!"

„Und das hast du nicht widerlegt?“ fragte Hans. „Doch!“ sagte der Sepp. „Aber er glaubt es mir nicht. Er sagt zwar, mir glaubt er schon, daß ich es ehrlich meine, aber der Hitler ist ein Lump, ein Schwindler.“

„Hast du ihm nicht unsere Zeitung gegeben?“ „Freilich! Aber das ist erschwindelt, was da drin steht, sagt er; denn alle Blätter, nicht bloß die roten, auch die schwarzen, die nationalen und die neutralen schreiben ganz das Gegenteil von Italien als wir. Da ist vorläufig gar nichts zu machen.“

Der Heinz räuspert sich: „Hm — hä — hm! Bei mir war es anders. Meinen zwei Kollegen hat der Mussolini imponiert. So müßte es der Hitler auch machen, einfach auf Berlin losmarschieren, die Juden zum Teufel hauen. Aber sie selber haben eine Heidenangst, weil der Scheidemann gesagt hat, es muß die Staatsverwaltung gesäubert werden von solchen Beamten, die Feinde der Republik sind. Schlechte Qualifikationen schweben am Horizont, und für einen Beamten ist doch die Beförderung das einzige, was er noch erreichen kann. Davon hängt seine Existenz ab, restlos ab. Gar nichts zu machen, sag' ich euch.“

„Das hat aber ganz anders gelautet, Heinz. Du mußt deinen Kollegen sagen, was der Scheidemann wirklich eingestanden hat, nicht was die republikanische Presse bloß zugibt. — Wir sind ein Volk von Bettlern geworden, sagt der Scheidemann selber, der uns Freiheit, Frieden und Brot versprochen hat nach dem Sieg auf der ganzen Linie. Wir hungern und frieren, sagt er weiter, und wundert sich dann, daß eine allgemeine Achtung vor der deutschen Republik noch nicht da ist, die soviel versprochen und nichts gebracht hat als Not und Elend.“

Da klopfte es. Ein fremder Herr stand draußen und fragte, ob er hier recht wäre. Dem Sepp gab es gleich einen Riß: „Das ist er! Ein Kollege von mir, ein anderer, der sich für uns interessiert. Wolf heißt er.“ „Herein damit!“ flüsterte Krafft und rieb sich erwartungsvoll die Hände.

Dann saß ein bleicher, fanatisch aussehender Mensch mit am Tisch, der aber von gewöhnlicher Politik, wie er gleich einleitend sagte, nichts mehr wissen wollte. Sie merkten aber bald, daß er im Herzen ein glühender Bolschewist war, denn er sprach, etwas verblümt zwar, gleich von Sowjet-

rußland als dem einzigen freien Staat auf Erden. Darin war er wohl einig mit ihnen, daß diese Republik weggefegt werden müßte, aber dann könnte in konsequenter Entwicklung der Revolutionstheorie, wie Rußland als Beispiel zeige, nach der Herrschaft der Menschewikis nur die Diktatur der Bolschewiki kommen. Hartnäckig weigerte er sich, zuzugeben, daß es auch anders gehen könnte. Hitler bedeute nur einen reaktionären Rückschlag von kurzer Dauer, der vielleicht sogar nötig sei zur rasenden Beschleunigung des bolschewistischen Entwicklungsprozesses. In Italien werde es auch bald so weit sein. Der Bluttyrann Mussolini sei nur der Wegbereiter für ein Sowjet-Italien. Das sei eben leicht bei einer Diktatur, man brauche nur den Kopf wegputzen, dann wäre die brodelnde Masse reif für eine Diktatur anderer Art. Der Diktatur von unten herauf, nicht von oben herab. Auf die Menge des Blutes käme es gar nicht an, die dabei vergossen wird, wenn dadurch alle übrigen Kräfte für die Weltrevolution frei würden. In einem Jahrzehnt wäre doch die ganze Welt umgestürzt, die Grenzen ausgewischt, die Klasse der reaktionären Beherrscher und Monarchen beseitigt und der Völkerfrühling angebrochen. Der Mensch wird dann frei geworden sein vom Opium der Religionen, vom Bluff der Rassen, vom Plunder der alten Staaten und vom Zwang der Bajonette ...

„Herr Wolf, Sie haben ein falsches Bild von der Erde und ihren Menschen", sagte Krafft zu dem bluttriefenden Phantasten. „Sie reden wie ein papierenes Buch, nicht wie ein Mensch aus Fleisch und Blut. Sie haben Hitler schon angehört, schon oft, sagen Sie, wir vier haben Ihnen das Herz auf den Tisch gelegt, aber Sie verstehen uns nicht. Ihr Herz ist tot und Ihre Welt, die Sie sich vorstellen, ist genau so tot. Gehen Sie doch nach Rußland, das ist auch im Sterben. Da muß ein Fehler in Ihnen sein, da ist etwas eingefroren in Ihrer Brust, daß Sie nur noch ein blanker Verstandesmensch geblieben sind und wie ein Irrsinniger sprechen. Sowjetrußland ist ein großes Narrenhaus, ein Land, das zu einer Wüste wird, und das nur Narren für ein Paradies halten können.

Wenn wir so sagen wollten wie Sie, auf Blut kommt es nicht an, wenn es im Wege steht, und wenn wir Ihnen

als Gegner die Gurgel durchschneiden wollten, dann schreien Sie nach Ihrem Recht aufs Leben. Und wenn man Ihnen das Fressen wegnimmt, dann brüllen Sie. Rußland ist einmal die Kornkammer der Welt gewesen, und doch verhungerten diesen Winter über Millionen Menschen da drüben in der Kornkammer. Ganze Länder sterben aus. Das Sterbenlassen, das ist Ihre großartige Weltanschauung. Leben geben, das können Sie nicht. Die Menschen wollen aber leben, nicht sterben. Und alle wollen leben, nicht nur Sie allein. Sie wollen andere umbringen, damit Sie leben können. Das ist keine Kunst. Leben und leben lassen, das ist schwerer, aber besser! Und das wollen wir Hakenkreuzler. Sie wollen das nur nicht verstehen. Drum hat es keinen Zweck, wenn wir weiterreden."

„Vielleicht später einmal. Ich frage wieder einmal an." „Das ist nutzlos." „Wir wollen es abwarten — Heil Moskau!"

„Heil Hitler!" schrie ihm der Sepp ins Gesicht, packte ihn überraschend flink mit den Fäusten und stellte ihn in einem Schwung vor die Türe. Herr Wolf wurde doch ein wenig bleich dabei und wunderte sich nicht mehr, daß er die Treppe hinabgeworfen wurde. „Entschuldigen S' schon", sagte der Sepp zu Berta, „wenn ich hier auch nicht der Hausherr bin."

„Macht nichts", lächelte sie, „es war ja Ihr Gast!" Und da lachten sie, wie eben alte Landsknechte lachen können.

Es wurde selbstredend noch mancherlei Werbetaktik hin- und herberaten, aber schließlich meinte Hans: „Laßt das Reden mit diesen Leuten vorläufig sein, wir betteln keinen. Wo alle Mittel versagen, muß das Beispiel wirken. Es ist endlich Zeit, daß in unserer Ecke was geschieht, ein Lebenszeichen, daß wir da sind und uns nicht fürchten vor der Masse der Gegner. Morgen ist eine große Versammlung der Partei im Zirkus. Hitler spricht. Vergangene Nacht sind bei uns heraußen wieder alle Plakate abgesetzt worden. Morgen nachmittag seid ihr um fünf Uhr hier bei mir!"

„Ausgeschlossen, ich hab' erst um sechse Feierabend", warf der Sepp ein. „Dann hörst früher auf, nimmst dir irgendeine Ausrede, es muß sein." „Wenn's sein muß", nickte der

Sepp, „dann bin ich halt da.“ „Ich werde Zahnweh markieren und mich wegschwindeln“, lachte der Heinz, und dem Max stand es sowieso frei, daheim zu gehen, wann er wollte.

Draußen läutete es wieder, und Berta lief diesmal gleich selber zum Öffnen. Etwas verlegen kam der Luitpold herein. Berta schob ihn an den Tisch heran und sagte: „Das ist mein versprochener Zuwachs, wenigstens einer, der nicht lange wenn und aber sagt.“ Das beschämte sie alle ein wenig, daß sie nichts sagen konnten. Erst als Hans meinte: „Das geht nicht, der Luitpold ist noch zu jung für die Partei“, meinten sie auch, er sei noch zu jung.

Aber da machte der Luitpold seine Brieftasche auf und holte eine nagelneue Mitgliedskarte heraus. „Das ist doch nicht möglich?“ verwunderte sich Hans und sah einmal die Karte und dann den Luitpold an. „Bist du denn schon achtzehn Jahre?“ Hans rechnete nach, 1904 geboren, macht bis 1922 achtzehn. „Stimmt wirklich!“ meinte er dann, „da kann man nichts dagegen sagen, aber der Otto wird die Wand hinaufklettern, wenn er das erfährt.“

„Den Otto frage ich nicht“, sagte trotzig der Luitpold. „Im Krieg hätte ich auch fortmüssen, da hättest du nicht gesagt, ich bin noch zu jung.“ „Wahr ist's!“ lachte der Heinz, „ich war ja noch nicht einmal achtzehn, wie ich ins Feld bin.“

„Zur SA. habe ich mich auch einschreiben lassen“, sagte der Luitpold und zog eine Armbinde aus der Tasche. „Respekt vorm Dampfschiff!“ kollerte der Heinz gönnerhaft: „Darfst jetzt du zu mir sagen, aber nicht frech werden, junger Grashupfer.“ „Und morgen gleich antreten, pünktlich da sein um fünf Uhr!“ ordnete der Max an. „Um fünf Uhr schon?“ fragte Luitpold. „Ja, ausnahmsweise erst um fünfe. Kannst wohl nicht?“ „Ich? Ich bin um fünfe da wie eine Brezen beim Bier. Geht schon der Schwindel in einem.“ „Hört, hört! die Jugend!“ lachte der Max. Aber Krafft fragte scharf: „Welcher Schwindel?“

„Jetzt ist's ja wurscht, wenn ich's sage, daß ich mich verschrieben habe am Aufnahmeschein, ich bin erst 1905 geboren.“

Das gab einen Aufruhr. Es ärgerte sie gewaltig, daß so

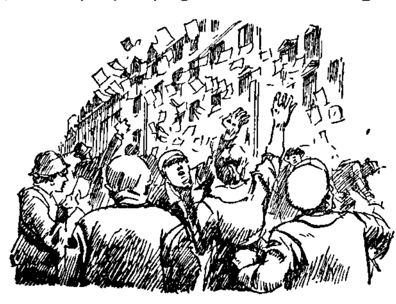
ein Rotzlöffel sie alte Soldaten und obendrein ihre Partei anschwindelte, aber sie mußten doch über so viel Frechheit lachen. Und im Grunde genommen freuten sie sich, daß es doch noch die gleichen Kerle unter den Jungen gab, wie sie selber einst waren, als sie sich freiwillig ins Feld schwindelten und ihrer Mutter gram wurden, weil sie ihren Sohn zu spät geboren hatte. Sie lachten einander in die Gesichter und sahen, daß keiner gegen den Schwindler war. Es wird sich schon zeigen, ob er schlapp macht. Natürlich kann man ihn nicht gleich einspannen wie einen Alten, man muß achtgeben auf ihn, daß ihm nichts passiert, meinen sie. So hatte der Luitpold, ohne es zu ahnen, schon vier Schutzengel, und die „Alten" hatten, ohne daran zu denken, einen Antrieb, sich von dem Jungen nicht beschämen zu lassen. Wenn schon so ein Lauser Schneid hat, dann kann es gar nicht so schwer sein. Die Burschen müssen noch alle her, die sie in Arbeit haben, das wäre ja gelacht, wenn sie das nicht fertigbrächten.

*

Um fünf Uhr nachmittags ist die Hauptstraße der Vorstadt so lebendig wie sonst nie am ganzen Tag. Die Arbeiter aus den Fabriken rennen heimzu, die Frauen besorgen geschwind das Abendessen, in den Schenken wird frisch angezapft, und die Kinder jagen nach der Schule scharenweise durch die Höfe. Um diese Zeit des Hastens bleiben die Menschen mit einem Male auf den Straßen stehen und gucken nach oben in die Luft, die Kinder ballen sich zu Haufen und kreischen vor Vergnügen, daß sogar die Leute aus den Läden und Wirtschaften heraustreten und nachsehen, was denn los ist. Flugzettel! Die ganze tiefe Straßenschlucht entlang wirbelt es von weißen, quabbelnden Papieren, die langsam zu Boden schaukeln. Ein wühlendes Gedränge entsteht, unzählige Hände strecken sich, so ein Ding zu erhaschen, die Kinder balgen sich vor Vergnügen um die flatternde Überraschung und rennen heim zur Mutter, wo sie voll Stolz das Blatt herzeigen: „Ich hab' eins erwischt!"

Nicht ein Flugzettel ist liegengeblieben. Wer keinen erhascht hat, der schaut dem andern über die Schulter und

liest, daß heute abend im Zirkus am Marsfeld dieser Adolf Hitler spricht und das schaffende Volk Münchens zum Erscheinen aufgefordert wird. Erst jetzt erwacht langsam der Groll, als sie sich vom Bann dieses momentanen Geschehens befreit haben, und das Maulen beginnt. Gruppen bilden sich, die um einen herumstehen, der mordsmäßig auf die Hakenkreuzler schimpft. Resolute Weiber finden bald ihre gewohnten kraftvollen Worte der Empörung über diesen Kapitalistenkrampf. Wo der Hitler nur das Geld her hat für diese Propaganda mit dem Flugzeug? Was, es war gar keins da? Von selber können doch die Zettel nicht herunterfallen. Abgeworfen? Das müßte man doch gesehen haben, aus welchem Haus, dann müßte man diese Bande ja 'rauskriegen.



Aber sie spürten alle eine Erschütterung der seitherigen Unangreifbarkeit ihrer roten Hochburg. Das war ein Schlag gegen die Hoheit ihres Vorrechtes, allein zu bestimmen, was politisch in diesen Straßen geduldet war oder nicht. Man entsinnt sich der regelmäßig abgesetzten Plakate dieser Partei, der deutlichen Warnung, daß sie in diesen Straßen nichts zu suchen hat. Was aber heute geschah, ist eine unerhörte Provokation der Arbeiterbevölkerung. Die Funktionäre der Roten laufen einander auf die Bude: „Jetzt fangen sie auch bei uns an, diese Hunde!" „Da muß etwas geschehen." „Das muß unter allen Umständen unterbunden werden!" „Wer war es?" „Weiß kein Mensch!" „Wir müssen es 'rausbringen, um jeden Preis!" „Das muß im Keim erstickt werden." „Mit allen Mitteln."

Und so wütete auch der Abgeordnete, den man eigens noch am gleichen Abend zu einer vertraulichen Funktionärsberatung geholt hatte. Er log von den ungeheuren Geldmitteln des Großkapitals, das sich hinter dieses nationale Gesindel gesteckt habe, von den heimlichen Geldern aus Italien, die über die Grenze kämen, um den Widerstand

des Proletariats gegen den Faschismus zu brechen. Das begreifen sie ohne weiteres, denn an ihrer politischen Begeisterung gemessen, braucht man allerhand Geld, bis einer mitten unter den Feinden das täte, was heute geschehen ist.

Hitler will euch in einen neuen Krieg hineinhetzen, die Revolution verraten und die Republik beseitigen. Einen Kaiser möchte er wieder und den Kadavergehorsam, damit der Mensch erst wieder beim Leutnant angeht. Seid auf der Hut! Proletarier, verteidigt eure Revolution! Schlagt sie nieder, diese bezahlten Arbeiterverräter, die feigen Söldlinge des Kapitals. Diese Hochburg bleibt rot in alle Ewigkeit!

Daheim aber sitzen die Genossen vor dem Zettel und lesen das Wort „sozialistisch“ und „Arbeiterpartei“. Wenn sie sich auch abgestoßen fühlen, denn sie wissen längst aus ihrer Zeitung, was das für ein neuer Schwindel der Schlotbarone und Generale ist, aber das spüren sie, daß nichts anderes übrigbleiben wird, als sich mit diesem Schwindel auseinanderzusetzen, nachdem er nun einmal bei ihnen eingedrungen ist. Es gehört schon allerhand Frechheit dazu, ganz verwegene Hunde müssen das sein.

Der Genosse Meier hat Hans ganz aufgeregt auf der Treppe angesprochen: „Haben Sie's schon gesehen? Jetzt fangen die Hakenkreuzler bei uns auch schon an.“ „Warum denn nicht, Herr Meier. Das ist erlaubt, das steht sogar in der Verfassung. Verbieten kann man ihnen das nicht.“ „Aber das ist doch eine Provokation, ausgerechnet in unserer Straße.“ „Finde ich nicht, Herr Meier, die anderen Parteien bringen doch auch Flugblätter heraus. Wenn sich da der Gegner immer gleich provoziert fühlen würde, dann ginge das Raufen nicht aus.“ „Aber bis jetzt war es doch ganz ruhig hier.“ „Dann wird's auch weiter ruhig bleiben, ich glaube nicht, daß die Hakenkreuzler anfangen. Das wäre dumm von ihnen.“ „Ja, aber die anderen, die lassen sich das doch nicht gefallen —.“ „Die Hakenkreuzler wahrscheinlich auch nicht.“ „Es hat aber doch keinen Zweck, kein Mensch läuft deswegen in ihre Versammlungen.“ „O doch, Herr Meier, Sehen Sie, ich gehe hin, ich bin neugierig geworden. Aber ich muß mich schicken, sonst kriege ich keinen Platz mehr. Gute Nacht, Herr Meier.“

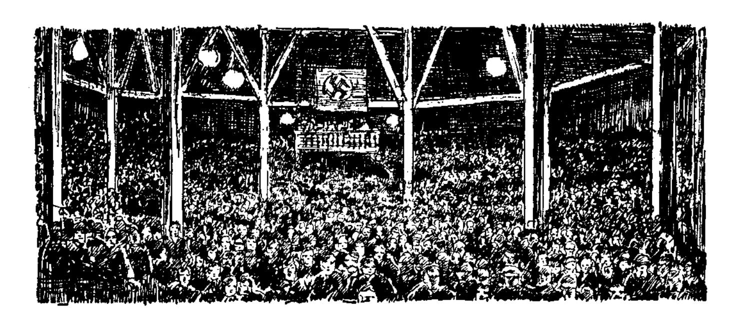
Es sind auch noch andere hingegangen, denen der Flugzettel den letzten nötigen Anstoß gegeben hat. Der Max und der Heinz berichteten ihm am Zirkus draußen ganz freudig, sie hätten schon dem einen und anderen Bekannten aus ihrer Gegend am Eingang die Eintrittskarte abgerissen. Noch nachträglich kicherten sie über das gelungene Stück am Nachmittag um fünf Uhr. Und der Sepp brachte sogar einen daher, der sich aufnehmen lassen wollte, einen von seinen ehemaligen roten Genossen. „Da leg' ich meine Hand ins Feuer, der tut restlos mit bei uns, der scheut schon gar nichts, keinen Gott und keinen Teufel, weil er nicht dran glaubt! Da ist er, ein Spengler, Mathes heißt er." Der Mathes grinste zum vielen Gerede vom Sepp: „Mach keine langen Pflanz, wo muß ich mich hinstellen?" „Zu mir, daß du was lernst, du Pfundhammel."

*

Das weite Rund des Zirkusgebäudes summte wie ein Bienenstock. Unaufhörlich fluteten die Menschen in den Raum. Eine Musikkapelle dröhnte mit lange nicht mehr gehörten Märschen über das Stimmengebrodel der Menschenmenge hin. Von der Tribüne herab hing das neuartige, aufreizend rote Tuch mit dem berüchtigten Hakenkreuz im weißen Kreis. Das ist hier so ganz anders als die dumpfe, gedrückte Atmosphäre der roten Versammlungen oder die gähnende Langeweile der bürgerlichen. Ein frischlebendiges Fluidum strömt hier von Mensch zu Mensch. Das ist die Atmosphäre, die der Münchner liebt, dieses ungezwungene Vertrautsein mit den fremden Nachbarn, die offene Herzlichkeit ohne Schranken, wenn man doch demselben gleichen Zweck zuliebe zusammengekommen ist. Ich will Hitler hören, du willst ihn hören, der andere auch und der ebenfalls. Leicht hat er es nicht als Redner, die Münchner sind kritisch, die wollen nicht bloß schöne Sätze hören, sondern ein warmes, aufrichtiges Herz dahinter spüren. Und er muß schon mehr können als gut reden, wenn er sich in dieser politisch so spröden Stadt durchsetzen will, in der die Gegensätze vielseitig und schroff aufeinanderstoßen.

Da kommt er! Ein Trommeln, Klatschen und Rufen überdröhnt die Marschweisen der Musik, aber die größere Zahl

der Gekommenen bleibt abwartend ruhig sitzen und wundert sich ein wenig über den Begeisterungssturm seiner Anhänger. Das sind die von ihm schon verrückt Gemachten, von denen man so oft in den Zeitungen liest, die hysterischen Weiber und politischen Abenteurer, die ja so zahlreich sein sollen in diesen verworrenen Zeiten. Kritisch mustern die Unvoreingenommenen ihre begeisterten Nachbarn. Hysterisch und abenteuerlich sehen sie gerade nicht aus, es sind Menschen wie sie, Arbeiter, Angestellte, Beamte, Geschäftsleute. Auch Frauen, aber sie sehen nicht so aus wie die



Frauenrechtlerinnen, wie diese abstoßenden Amazonen der Politik. Da kann man ruhig auch seine eigene Frau oder Braut einmal mitbringen. Schon allein das, daß keine Juden im Raum sind, gibt der Menge ein bisher ungewohntes, auffallendes Aussehen. Man sieht das längst vergessene Gesicht des Volkes einmal wieder geschlossen vor sich, nicht lauter Arbeiter allein, oder lauter Bürger, lauter ehemalige Offiziere oder lauter finsteres Vorstadtgesindel. Das hier ist ein anderes Bild, etwas Neues. Keine Klassenunterscheidung wie bei den anderen Parteien, von denen jede ihren ganz bestimmten Kreis aus einer Standesschichte umfaßt. Ein befreiender Eindruck berührt wohltuend die Gemüter schon vor Beginn der Rede. Und wenn einer gekommen ist, um einmal laut seinen Haß gegen diesen Hitler hineinzuschreien in die Menge, dem sinkt der Mut vor den Männern mit der sonderbar deutlichen Armbinde, die überall in den Gängen stehen. Schon ihre prüfenden, musternden Blicke über die Sitzreihen hin bannen

jeden Gedanken an einen solchen Versuch. Und außerdem ist hier wirklich keine Atmosphäre zum Krakeelen, es ist keine Resonanz hier im Raum für billige Schlagwörter, man spürt, man könnte sich dabei lächerlich machen. Hier geht doch ein tieferes Denken durch die Menge, als es sonst in politischen Versammlungen zu bemerken ist.

Schon die Einleitung des Versammlungsleiters ist von einer Kampfesschärfe, voll von Ausdrücken und Behauptungen, die man sonst in der Öffentlichkeit ängstlich vermieden sieht. Und dann tritt dieser vielgeschmähte und doch von manchen schon so fanatisch verehrte Hitler hinter das rote Tuch mit diesem eigenartig faszinierenden Zeichen. Da klatschen sie schon wieder, und er hat doch noch gar nichts gesagt. Das ist doch etwas übertrieben, findet man, und knöpft sich abwehrbereit bis oben zu, denn man ist nicht so hingerissen kritiklos wie die anderen. Dieser junge Mann da oben auf der Tribüne sieht gar nicht nach dem aus in seinem abgetragenen Anzug, was aus ihm gemacht wird. Mache ist es, Schiebung! Das machen doch alle Parteien so, jede lobt ihren Führer zu einem Abgott der Mitläufer hinauf, besonders wenn er noch jung ist, wie dieser da...

Es ist erwartungsvolle Stille im weiten Rund des Raumes, als Hitler ruhig zu sprechen beginnt. Und es ist eigentlich nichts Neues, was er anfangs erzählt. Er redet nicht, er erzählt bloß. So weit her scheint der Ruhm also nicht zu sein. Man lacht ein wenig, wenn er seine politischen Gegner bloßstellt in treffenden Sätzen, aber das tun diese mit ihm genau so. Die Stimme ist ganz gut, das Deutsch soweit einwandfrei, manchmal sprüht schon so etwas wie Geist zwischen den Worten, und seine Kritik wird jetzt allmählich beißend scharf. Hat gar nicht so unrecht damit. Das hat man auch schon gedacht oder wenigstens dumpf gefühlt, daß es so sein muß — und da — da hat er jetzt den Nagel auf den Kopf getroffen, fast hätte man mitgeklatscht im Beifallssturm. Nur nicht hinreißen lassen, vernünftig bleiben, so leicht läßt man sich nicht einseifen von ein paar richtigen Sätzen.

Wie er die Hände bewegt! Fast so ähnlich wie ein Dirigent seine Musik, begleitet er seine Rede. Deswegen nennen sie ihn einen Schauspieler. Wenn schon, dann ist er

ein immerhin geschickter Schauspieler, das muß ihm der Neid lassen. Wieder bricht ein Sturm des Beifalls los, man tut diesmal mit, das kann man nicht abstreiten, daß er da wirklich recht hat. Sogar sehr recht! Und dann hängt man an seiner Rede, man wird wärmer und aufgeschlossener, man freut sich schon, wie einfach, verständlich er jetzt von seiner Idee redet. Und man merkt gar nicht, wie ein Knopf nach dem andern an der fest verschnürten Seele aufspringt, daß seine Worte nur so widerhallen können in der Brust. Die bald ganz frei wird vor Wohlbehagen, weil endlich der Reif gesprengt ist, den man nie gekannt hat, der aber doch da war, wie man jetzt erleichtert spürt.

Ja, so will man es auch, genau so wie dieser Hitler da spricht. Ganz richtig! Die anderen können das ja gar nicht, sie gehen ja nicht auf den Grund des Lebens, nur oben hin. Sie wollen ja gar nicht. Sehr richtig! Man glaubt dem Mann da oben jedes Wort, es ist schon gar kein Mann mehr, der allein ist, hundert, ja tausend Männer in einem. Ein Führer! Einer, der das richtige Ziel kennt und den richtigen Weg weiß.

Aus den tausend Kämpfern von heute werden zehn- und hunderttausend, sagt er. Gar kein Zweifel, das werden sie. Heil! — Heil! — Heil! Alles steht auf jetzt am Schluß der Rede, und die Musik setzt ein mit dem verfemten Lied, das zu singen man sich schämte in den letzten Jahren. Das keiner zu singen wagen durfte, ohne niedergeschlagen zu werden. Hier singen es alle mit glühenden Gesichtern, alle ohne Unterschied.

Erst heute versteht man es so recht. Das ist ja gar kein Hurralied, auch kein Veteranengesang, das ist fast wie ein tiefernstes, heiliges Gebet: „— — wenn es stets zu Schutz und Trutze brüderlich zusammenhält — — Deutschland, Deutschland über alles, über alles in der Welt!“ Ganz kalt überläuft es einen dabei, daß man sich im stillen schwören muß: Schluß mit dem alten Parteikrampf!

Jetzt ruft man schon „Heil!“ und drängt sich vor mit den anderen, um ihn einmal aus der Nähe zu sehen, und hat ganz vergessen, daß man sich nicht einfangen lassen wollte. Man spricht mit dem unbekannten Nachbarn wie mit einem alten Spezl und hat eine Wut auf seine seitherigen Leit-

hammel. Der andere genau so, das ist ja prachtvoll, so ein Herz und ein Sinn. Man ist endlich wieder zu einem wirklichen Menschen, zu einem Deutschen erwacht. Merkwürdig glücklich fühlt man sich dabei, wie einer, der nach langem, müdem Irren wieder heimgefunden hat.

Schon das prachtvolle Gewühl der Tausende strömt ein Gefühl der Stärke dieser Bewegung aus. Prachtmenschen, diese SA.-Leute, wie sie arbeiten für ihre Partei, wie sie eindringlich rufen: „Freiwillige Spenden für den Kampfschatz! — Aufnahmescheine für die Partei." Man steckt sich einen zu und zieht die Brieftasche im Gedränge und lacht sich gegenseitig an, wenn man sich stößt oder tritt. Man gehört ja zueinander und freut sich, daß es so lange dauert, bis man hinaus ins Freie kommt. Ein paar Flugblätter muß man auch mitnehmen, dem Nachbarn in den Briefkasten stecken. Es war wirklich kein verlorener Abend. „Wann ist denn die nächste Versammlung, Herr SA.-Mann?"

Der Sepp hat seinen neuen Kameraden schon in die Schule genommen: „Du stellst dich zu mir her und schreist: Freiwillige Spenden für die Partei! Ich halte den Sack auf und sag': Dankschön! Dann kennst dich gleich aus, woher die Partei ihr Geld hat, wenn dich einer danach fragt. Für den Schmarren von einem roten Bonzen gibt natürlich kein Mensch was. Heut' hat der Hitler wieder einen ganzen Berg Flugblätter verdient mit seiner Rede. Die kannst am Samstag und Sonntag mit austragen." „Hab' keine Zeit, Sepp, ich hab' mich schon verabredet zum Skifahren." „Das laßt bleiben, in dieser Beziehung raucht der Hans keinen guten." „Meinen Sport möcht' ich nicht auslassen, Sepp." „Du hast jetzt einen anderen Sport, mein Lieber." „Ich kann doch meine Ski nicht einsalzen." „Dann laßt dich einsalzen." „Aber —." „Halt 's Maul! — auf geht's, Mathes, da kommen s' schon 'raus!" Und der Mathes rief dröhnend sein Sprüchlein wie ein Alter.

Als der Zirkus endlich geleert und die Sammelsäcke abgeliefert waren, gab es noch ein kurzes Antreten. Der SA.-Führer rief einen vor: „Sie haben sich vorhin geweigert, zu sammeln, weil Sie sonst vielleicht von einem Bekannten gesehen werden könnten. Armbinde und Partei-

zeichen abliefern — und 'raus! Wer sich nicht sehen lassen will, ist hier am falschen Platz. Die SA. will gesehen werden. Jeder soll wissen, daß wir da sind."

Beschämt schlich der Ausgeschlossene zur Seite. Ein hartes Regiment, denkt er vielleicht, aber den Männern im Glied tat es unsäglich wohl. Hier gibt es keine Ausnahmen, denn sonst würde schließlich jeder eine beanspruchen. Hier wird angegriffen, und dabei hat jeder in vorderster Linie zu stehen. Wer dreimal, ohne krank zu sein, beim Dienst fehlt, wird ausgeschlossen.

Man könnte meinen, hier würde was verschenkt an Gunst und Vorteilen, statt immerwährend nur Opfer und wieder Opfer verlangt — so wird hier regiert. Aber keiner von den knapp hundert SA.-Männern empfindet das so. Sie wollen ja dienen und opfern für den einen Mann und seine Idee, es wäre ihnen nicht wohl, wenn es ihnen versagt wäre. Die draußen stehen, die lächeln über diesen komischen Idealismus für eine politische Partei, die noch nicht einmal einen Abgeordneten hat.

*

„Warum verteilen wir keine Flugblätter in den Häusern wie die anderen Sektionen?" fragte der Luitpold bei einem ihrer häufigen Abende. „Wir sind noch nicht stark genug", sagte Krafft darauf. „Was, du fürchtest dich? Dann fange ich allein an, wenn ihr euch nicht traut", warf der Luitpold mit stolzer Verachtung hin, daß Hans und Berta lachen mußten über den jugendlichen Eifer. „Warte nur", lachte Berta, „das wirst du bald satt haben und nicht mehr so vorlaut danach schreien", und Hans erklärte ihm, daß der erste Schlag dieser Art gar nicht stark genug sein kann. Zehntausend Flugblätter müssen die Hauptstraßen des Stadtteils überschwemmen, so gewaltig muß das sein, daß die Bevölkerung nicht darüber weg kann und davon reden muß. Dann wirkt es. Und vor allem muß das Ansehen der roten Allmacht vernichtet werden. Das ist dahin, wenn nicht nur einzelne, schüchterne Versuche einsetzen, über die man doch nur mitleidig lächelt, sondern ein Stoß von solcher Gewalt, daß er einen heillosen Respekt hervorruft.

Die kommende Nacht vom Samstag zum Sonntag sind sie schon sieben Mann stark ausgerückt. Der Max hatte einen ganz zünftigen, verwegen dreinschauenden Kameraden mitgebracht, der sich aber sehr bescheiden und wohlgesittet als Kunstmaler Franz Rother vorstellte.

Der Max hat ihm gleich einen dicken Pinsel in die Hand gedrückt: „Du bist doch Kunstmaler, Franzl?“ „Ja, warum?“ „Dann kannst gleich zeigen, was du los hast.“

Nach Mitternacht schlichen sie einzeln fort, jeder einen Farbtopf unterm alten Mantel, und trafen sich flüsternd draußen bei den letzten Häusern und Fabriken, wo sie in fiebernder Hast drauflos pinselten an den Planken und Zäunen, die alten Wahlparolen der Roten ausstrichen und darüber ihre Kampfrufe schrieben. Sogar an die Fabriktore malten sie riesige Hakenkreuze hin und kicherten über die zu erwartenden wütenden Gesichter der Proleten, wenn sie durch diese Tore am Montag wieder zur Arbeit mußten. Und Krafft dichtete alle paar Minuten einen Spruch. „Warum bleibst du ein Judenknecht? Bei Hitler findest du dein Recht!“ „Die Bonzen und die Juden, die sind es, die euch knuten.“ „Frei Heil! ist eine Lüge — Heil Hitler! führt zum Siege!“ „Wer Heil Moskau ruft, der ist ein Schuft.“ „Solange euch die Juden führen, solang müßt ihr das Elend spüren.“ Und überall machten sie auffallende Hakenkreuze an alle Zäune und Planken.

Um drei Uhr waren sie mit einem Teil fertig und wärmten sich bei einem Grog auf, stopften sich eine frische Pfeife und mußten sich von Berta des öfteren mahnen lassen, nicht so ausgelassen laut zu sein, ehe sie wieder fortschlichen. Wie erwartet, war die Hauptverkehrsstraße jetzt schlafend einsam, daß sie ungehindert pinseln konnten. Nur an der großen Eisenbahnbrücke, dem verkehrsreichsten Punkt der ganzen Gegend, wollte der Schutzmann nicht verschwinden. Er schreitet im gemessenen Schritt der Obrigkeit gerade vor dem breiten Pfeiler auf und ab, den sie bemalen wollen. Doch nach einer Weile horcht er auf. Lärmender Gesang zweier später Passanten, die anscheinend besoffen sind, weckt seine Aufmerksamkeit. Und im Schatten der Böschung möchten sich die lauernden Kameraden kugeln vor Lachen, weil der Sepp und der Max so ausgezeichnet die wilden Betrunke-

nen markieren. Jetzt geht das Auge des Gesetzes mit drohend forschen Schritten den beiden Ruhestörern nach. Schnell eine Pyramide gebaut! Und während Krafft der langwierigen Auseinandersetzung der beiden mit dem Schutzmann lauscht und aufgewachte Schläfer im Hemd vom Fenster herabschimpfen, geschieht das Zauberstück, über das der Schutzmann baff erstaunt ist, als er nach Beruhigung der besoffenen Ruhestörer an seinen Platz zurückkehrt. Ein drei Meter hohes Hakenkreuz prangt am Pfeiler, von dem in Fäden die frische Farbe herabrinnt! Weit und breit ist kein Mensch zu sehen, die reinste Hexerei in den paar Minuten seiner Abwesenheit.

Am Sonntagnachmittag betrachten sich die Attentäter bei einem angenehmen Spaziergang ihr nächtliches Werk und grinsen sich eins, wenn sie die ohnmächtige Wut der vorübergehenden Genossen in lieblichen Äußerungen vernehmen, nach welchen sie dutzendemal zum grauenvollsten Tod verurteilt werden. Diese Propaganda hat sich wahrlich gelohnt, mußten doch Tausende bei ihrem Sonntagsausflug ins Freie daran vorbei.

Bei den Roten entsteht größere Unruhe. Wer ist das? Nirgends findet man eine Spur. Vermutlich sind diese Hitlerhunde von einem anderen Stadtteil herübergekommen in der Nacht. Man muß Patrouillen durch die Straßen schicken. Auch die Polizei paßt scharf auf, denn es ist ein behördlicher Bauteil, die Brücke, beschmiert worden. Täglich strömen Zehntausende an dem verruchten Hakenkreuz vorbei. Man spürt es schon aus hunderten Metern Entfernung geradezu in die Augen stechen. Endlich, nach mehreren Wochen, ist die Beseitigung durch die zuständigen Amtsstellen angeordnet. Zwei Mann waschen einen halben Tag mit Kübeln voll Terpentin daran herum, das Hakenkreuz wird zwar etwas blasser, aber es geht nicht weg, im Gegenteil, der hellgewaschene Fleck hebt es noch intensiver heraus. Eine Sachverständigenkommission erscheint an Ort und Stelle und ergeht sich in Vermutungen, mit welchen Chemikalien da gepinselt worden ist, daß sich die Farbe so tief in den Stein hineinfressen konnte. Wieder einige Wochen später, als schon das ganze Stadtviertel über die zopfige Behörde schmunzelt, kommen einige Steinmetzen,

hemmen den Verkehr mit einem Gerüst und stocken und scharrieren endlich das Zeichen weg. Nach dem Entfernen des Gerüstes leuchtet aber von dem grauverkrusteten Pfeiler in der frischen Fläche immer noch sichtbar das verruchte Hakenkreuz. Ein ganz hartnäckiges Zeichen. Man lacht bereits und macht Witze, daß die Behörden einfach nicht fertig werden mit dem Ding. Endlich tönt ein Maler das neu aufgestockte Gestein entsprechend dem alten ab. Aber in boshafter Ausdauer schimmert es doch noch lange wie ein unwirklicher, geisterhafter Schemen von der Wand und zieht magnetisch die Blicke auf sich. „Unser Zeichen ist einfach nicht mehr umzubringen", sagt Krafft lachend zu seinen Kameraden.

Sie sind jetzt schon zehn Mann hoch. Die in Aussicht genommenen Kerle sind zwar immer noch nicht gekommen, aber ganz von selbst drei Neue, die sich nach der verwegenen Gruppe in ihrem Stadtteil durchgefragt haben, ein Bäckerssohn, ein Angestellter und ein Metzgergeselle. Krafft ist zum Führer der Gruppe ernannt worden. Der Krieg im Verborgenen ist weitergegangen. Als sich die Roten wieder einmal an den Plakaten für eine Hitlerversammlung für die Verletzung ihrer Hoheitsrechte rächten, waren in der Nacht darauf ihre eigenen Plakate, die zu einer Protestkundgebung gegen den Hakenkreuzterror aufriefen, herabgesetzt. Schwarze Hakenkreuze waren darübergemalt und darunter ein Zettel gepappt, auf dem die zahlreichen Neugierigen lesen konnten: „Solange unsere Plakate abgerissen werden, wird kein Plakat einer anderen Partei geduldet." Die offene Kriegserklärung war da!

Der Sepp hatte von einem Kollegen erfahren, daß die Roten jetzt Wachen an ihre Plakate stellen werden. Wer sich jetzt noch hinwagt, der soll gleich sein Testament mitbringen. Der Hakenkreuzlerspuk wird bald fortgeblasen sein. So wären die weißen Hitlerstrolche noch nicht geprügelt worden wie jetzt.

Tatsächlich waren die Plakate der Nationalsozialisten das nächste Mal wieder abgerissen. Im Treppenhaus hört Berta, wie die Nachbarn davon sprechen. „Aber diesmal werden sie's sauber bleiben lassen, unsere Plakate anzurühren, sonst werden sie erschlagen", prophezeit der Mon-

teur Werner, worauf ihm der Former Häberl erwidert: „Das hätte man schon lang tun sollen, eine Schand' ist's, daß wir solang zugeschaut haben. Mir wenn so ein Hitlerlausbub in die Finger kommt, der hat nichts zu lachen, der darf sich seine Knochen vorher numerieren, daß er sie nachher wieder richtig zusammenbringt." „Und ich! Aber ich muß mich zurückhalten, sonst komm' ich auf ein paar Jahr' ins Zuchthaus, ich brächte so einen direkt um in meiner Wut."

Berta erzählt es Hans, der aber darüber lachte: „Die Hunde, die bellen, beißen nicht." In der Nacht saßen die Kameraden schlafend und schnarchend in der Stube. Das Licht war gelöscht, nur ab und zu schlich einer hinaus und patrouillierte mit dem Rad durch die Straßen. Sie meldeten um ein Uhr, daß vor den Plakatwänden große Gruppen dunkler Gestalten ab- und zugingen. Um zwei Uhr dasselbe. Um drei Uhr wurden nur noch hie und da einzelne Gestalten gesehen, und als Krafft selber um vier Uhr durch die Straßen radelte, waren die roten Posten im Bewußtsein erfüllter Pflicht ins Bett gegangen. Um sechs Uhr trotteten sie noch verschlafen zur Arbeit und — da sahen sie schon von weitem auf den Plakatwänden das schwarze Hakenkreuz. Ihre Plakate waren also trotz ihrer Mühe wieder herabgerissen. Sogar „Rache!" hatte einer darübergepinselt. So eine Schmach! — Ach was, laßt doch die Plakate in Ruhe. Das nächste Mal wieder aufpassen, die ganzen Nächte durch, und so weiter? Nein! Sollen sich die Bonzen davor hinstellen, die haben natürlich fest geschlafen und brauchen erst in zwei Stunden aufstehen. Mich können sie am — das nächste Mal.

Wie sie am Abend ihre Zeitung durchsehen, steht da ein großer Artikel vom Unwesen dieser Hakenkreuzschmierfinger. Es ist höchste Zeit, daß die Polizei diesen lästigen, verkommenen Burschen das Handwerk legt. Die anständige Arbeiterschaft lehne eine solche unsaubere, gehässige und kindische Kampfmethode ab. Sie hat den geistigen Terror solcher Art schon immer abgelehnt. Die Exkursionen der Plakatschänder aus den Villenvierteln in die Arbeiterhochburgen werden von selbst aufhören, wenn das Proletariat in disziplinärer Geschlossenheit am besten gar nicht darauf

reagiert. Die Maitage von 1919 mit ihrem Blutbad sind nicht vergessen, die Arbeiterschaft und ihre Wohnviertel bleiben rot. Herr Hitler, lassen Sie die Finger davon, sonst verbrennen Sie sich. Solche Kampfmethoden schreien geradezu nach der Zwangsjacke. Es muß durch drakonische Maßnahmen des Staates endlich Schluß gemacht werden mit diesem Bruch des politischen Friedens, den wir zum Wiederaufbau bitter nötig haben. Arbeiter, laßt euch nicht provozieren!

Ja, da soll man sich jetzt auskennen. Wer hat denn zuerst angefangen mit dem Plakatabreißen? Da ist das Organ der Kommunisten doch konsequenter, wenn es aufruft, nicht zu erlahmen. Letzten Endes bewiesen die hakenkreuzlerischen Umtriebe, wie berechtigt die Forderung nach Bewaffnung des Proletariats wäre. Wie lange noch, dann werde Blut fließen, das Blut friedlicher Arbeiter. Deshalb müsse das Aufflackern solcher Vorzeichen brutal ausgetreten werden. Zu lange schon hätten die Mehrheitsbonzen gezögert in altbekannter Feigheit. Diese Schrittmacher des Faschismus. Es müsse mit allen Mitteln weitergekämpft werden, und hiermit übernehme die KPD. die Führung des revolutionären Proletariats der Vorstädte im Kampf gegen den Münchener Faschistenhäuptling und seine Bluthunde.

Als der Heinz diese beiden Artikel vorlas, waren sie ganz übermütig von soviel Erfolg. Wenn die wüßten, daß sie es mit kaum einer Handvoll zu tun hatten. Wie hat doch gleich Hitler gesagt beim letzten Appell: „Eine entschlossene Minorität siegt immer über die träge Majorität.“ „Nur nicht auslassen jetzt“, sagte Krafft. „Wir müssen so weit kommen, daß wir eine eigene Sektion der Partei in unserem Stadtteil gründen können.“ Vorläufig erschien ihnen das noch zu verrückt, daran zu denken, mit zehn Männlein unter achtzigtausend Einwohnern, von denen mehr als zwei Drittel Marxisten waren und der Rest hinter der Fahne Schwarz-Finster-Ganzdunkel nachlief.

So fassungslos war das Proletariat dieser Straßen aber noch nie, als an dem folgenden Sonntagvormittag. Da fielen in alle Briefkästen die Flugblätter der Nationalsozialisten zum Morgenkaffee. Und weil man Zeit hatte, las man auch einmal, was diese Gegner eigentlich wollen. Das regelrechte Programm dieser verwünschten Partei

stand da gedruckt. Irgend etwas wehte gar nicht so fremd daraus entgegen. Eigentlich muß man Respekt haben vor diesen Menschen, wenn sie auch vom Hitler verführt sind, sie arbeiten mit einer Hingabe, die man bewundern muß. Die Kerle haben wirklich noch eine Begeisterung, wenn sie auch keinen Zweck hat, sie richten doch nichts aus damit. Schade, daß sie sich nicht für die Arbeiterklasse so einsetzen, daß sie gegen die Organisationen der Proletarier anrennen mit ihrem Judenhaß. Es sind zwar alle Menschen gleich, aber vielleicht steckt doch was dahinter. Sonst müßte eigentlich der Hitler längst wieder untergetaucht sein wie so viele politische Hochstapler und Abenteurer der letzten Jahre. Trauen kann man ihm natürlich nicht, weil doch alle gegen ihn sind.

Die Kommunisten versuchen zwar geschwind, ihre Leute zu sammeln, um die Hakenkreuzler davonzuprügeln. Aber das dauert zu lange, bis ein paar Dutzend Strolche am Sonntagmorgen zusammenkommen. Es läßt sich auch gar nichts unternehmen, denn vor den Häusern spazieren so frech dreinblickende Burschen mit herausfordernd geschwungenen Hakelstecken auf und ab. Das sind fürs erste zu viel, auf so eine Provokation war man nicht vorbereitet. Ach, laßt sie, das machen sie einmal und nicht wieder.

Die Gruppe Krafft hatte nämlich zu diesem Propagandafeldzug dreißig Mann Unterstützung erhalten. Jetzt kann der Erfolg nicht mehr ausbleiben, dachten sie frohgemut, als sie erschöpft vom Rennen treppauf, treppab beisammensaßen. Jetzt mußten die heimlich schon mit ihnen Sympathisierenden endlich heraustreten aus der Masse und zu ihnen stoßen.

Wieder gingen Wochen dahin, jede Woche eine große Versammlung, jeden Samstag oder Sonntag ein Ausmarsch mit den neuen, unerhört flammend schönen Fahnen. Und immer wieder sangen sie das Trutzlied in den Straßen mit den Endzeilen: „Hakenkreuz am Stahlhelm, schwarzweißrot das Band, Sturm-Abteilung Hitler's werden wir genannt.“

Kein Ausmarsch, bei dem nicht mindestens eine Schlägerei auf den Straßen entstand oder die Polizei eingriff, Verhaftungen vornahm zum Gaudium der Zuschauer und

möglichst dicke Polizeiberichte über das Unwesen der hakenkreuzlerischen Wegelagerer am Tage darauf herausgab.

Wie sie wieder einmal eine verkehrsreiche Straße singend durchziehen, erregt sich eine Gruppe bessergekleideter Herren über ihre Fahne. Drohend mit den Spazierstöcken fuchtelnd schreien sie mit übergeschnappter Stimme: „Pfui! Nieder! Wo bleibt hier die Polizei! Warum nimmt man die Hitlerstrolche nicht fest?“ Der Sepp sagt zu dem neben ihm marschierenden Hans ganz seelenruhig: „Die wollen scheinbar was. Soll ich einmal fragen, was ihnen nicht paßt?“ Da gibt der Führer der Abteilung das erwartete Zeichen von vorne, und Krafft schwenkt mit seiner Gruppe heraus, gerade, als die Gruppe der Herren, unter der man jetzt einige Juden erkennen kann, auf die vorübermarschierende Kolonne einspuckt und sich gebärdet wie niedrigstes Vorstadtgesindel. „Wir protestieren gegen diesen unerlaubten — —“ kräht der mutmaßliche Anführer Krafft ins Gesicht und zückt einen Ausweis. Aber da fliegt der Haufen der Protestmacher schon auseinander, eingetriebene steife Hüte kollern über den Gehsteig, und mancher Kragen samt Krawatte wird von harten Griffen an die Gurgel derangiert. Wie halt immer sausen schon nach den ersten Hieben die Maulhelden davon. Nur der Wortführer bleibt hartnäckig stehen, obwohl das Blut aus der Nase über seinen Schnurrbart rinnt, und kreischt, seinen Ausweis vorhaltend: „Das kommt euch teuer zu stehen. Das kostet euch allerhand.“

„Des kost bei uns gar nix! Da können S' so viel als S' mögen umsonst haben“, lacht der Mathes und schmiert dem Herrn eine Handgemachte, daß der letzte Rest des Protestes völlig geknickt durch die offene Tür eines Bäckerladens taumelt. Dann liefen sie ihrer SA.-Abteilung nach, die ruhig weitermarschiert war, und schlossen sich an, ohne über den harmlosen, lächerlichen Vorfall weiter nachzudenken. Nur Krafft fragte: „Was war denn das für ein Ausweis, den der vorgezeigt hat?“ Aber keiner hatte ihn in der Eile eingehender betrachtet.

Am anderen Tag, als sie die Zeitungen vornahmen und von einem Attentat auf den Landtagspräsidenten und ro-

ten Minister lasen, waren sie verwundert, davon nichts gehört zu haben. So etwas ginge doch wie ein Lauffeuer durch die Stadt. Beim näheren Lesen aber brüllten sie vor Vergnügen nur so hinaus, daß ausgerechnet die paar Ohrfeigen, die sie beim letzten Ausmarsch ausgeteilt hatten, der Gegenstand eines Sturmes im Landtag und mehrerer Interpellationen verschiedener Parteien geworden waren. Keiner hatte den Herrn Oberbonzen gekannt. Den Mathes ärgerte es unheimlich, daß er bei seiner Ohrfeige, im Bedauern mit dem schon ziemlich zerzausten Herrn, nicht das übliche volle Maß genommen hatte.

Was gedenkt die Regierung zu tun, um weitere Banditenüberfälle auf harmlose, ruhige Passanten am hellichten Tage zu unterbinden? Protestaufmarsch des Republikanischen Schutzbundes wegen tätlicher Angriffe der Hitlerbanden auf ihren Führer! Verbot aller Umzüge und Aufmärsche der staatsfeindlichen Organisationen, strengstes Verbot des Waffentragens. Das Leben der Garanten des republikanischen Staates darf nicht den Mordgelüsten unreifer, verwahrloster Burschen ausgesetzt werden: Verbot der Hitlerpartei, dieser dunklen Zunft der Putschisten, der Fememörder, der verkrachten Offiziere und Desperados.

„Wir können zwar nichts dafür", grölte der Heinz vor Vergnügen, „aber wir ahnungslosen Engel müssen dem Geschrei nach mitten hinein getroffen haben." „Wenn zehn Proleten erschlagen worden wären, hätten sie nicht soviel Geschrei gemacht, als wegen ein paar Watschen für ihren Oberbonzen", meinte lakonisch der Sepp.

„Eine unschätzbare Reklame für uns", freute sich Krafft. „Ganz München lacht. Vor allem seine eigenen Genossen freuen sich diebisch, daß ihr Oberbonze endlich auch einmal ein paar erwischt hat. Der dumme Kerl hätte besser sein Maul gehalten." „Dem ist nicht nur der Schuß nach hinten losgegangen, da hat es gleich die ganze Kanone mit zerrissen."

Und so war es auch. Überall erzählte man sich lachend und grinsend, daß ein paar junge Burschen respektlos genug waren, dem roten Oberbonzen einfach ein paar herunterzuhauen, ohne sich von dessen Würde und Machtstellung

hemmen zu lassen. Die Roten spürten doch bald, daß sie dadurch einen starken Prestigeverlust erlitten hatten. Und man hörte sogar, daß in den Funktionärsitzungen dem Oberbonzen sehr übelgenommen wurde, daß er sich überhaupt in eine Auseinandersetzung auf der Straße eingelassen hätte; er solle das nächste Mal nicht soviel saufen. Merkwürdigerweise konnte die Polizei, weil sie zu spät verständigt worden war, gegen die unbekannt gebliebenen Attentäter nicht mehr einschreiten. Soviel auch die Spitzel und Kriminaler herumhorchten, bei der SA. erfuhren sie nichts.

Und so ging es weiter. Jede Woche brachte eine andere Aufgabe. Unerhört, dieser Hitler! Mit drei Lastwägen gepfropft voll SA., die neuen glühenden Fahnen im sausenden Wind der Fahrt über den Hüten ihres Räuberzivils, machte er jetzt schon Vorstöße ins Land hinaus. Das war ihnen schon mehr Vergnügen als Dienst, wenn Hitler mit im Wagen saß und mit ihnen sprach und lachte. Die meisten seiner „Banditen“ kannte er ja in- und auswendig.

Das alte Städtchen Tölz im Oberland war in Aufruhr, als sie mit brausendem Gesang einfuhren. Ängstliche Weiber meinten schon erschrocken, die Spartakisten kämen wieder, und liefen davon. Wie aneinandergemauert standen die Bauern im Saal und horchten. Und die nicht mehr hineinkonnten, ließen sich auf der Straße erzählen, was denn dieser Hitler überhaupt will. Beim Heimfahren wußten sie, daß wieder eine Burg im Oberland stand, in der ihre neue Fahne flatterte. Andere Fahrten folgten, und jede war ein Sieg, Holzkirchen, Rosenheim, Augsburg. Überall Erfolg und überall war Fuß gefaßt. Immer zuerst vor allem anderen stand dann eine Gruppe SA.-Kameraden. In den nationalen Bünden gab es schon heftige Zusammenstöße der Geister für und gegen Hitler. Der Ausschluß der Juden wurde gefordert und zum Teil durchgesetzt.

Da brachte Max mit einem Schlag sechs Mann von der einstigen Einwohnerwehr ihres Bezirkes zur SA. Der Heinz hatte auch einen Kollegen geworben, und zu guter Letzt kam der Luitpold mit zwei seiner einstigen Schulkameraden daher, die zwar von Politik nicht viel wußten, aber gerne bei alten Soldaten hinter einer Fahne mar-

schieren wollten, die gut deutsch ist. Wenn es nur gegen die Roten geht, möglichst radikal. Sie bedauern sich selber, daß sie zum Krieg zu spät gekommen sind. „Wahrscheinlich wäre er dann anders ausgegangen“, lachte Hans diese beiden erfreulichen Kerle an. „Na, bei uns kommt ihr nicht zu kurz, es ist zwar ein anderer Krieg, ein Guerillakampf, der Einsatz ist derselbe, auch das Ziel ist dasselbe. Buben, vergeßt nicht: ob ihr euch raufen müßt für unsere Fahne oder Flugblätter austragen und marschieren, es geht immer darum, ob es in einigen Jahren noch ein Deutschland gibt, nicht um eine Partei, auch nicht um unsere. Unsere Partei sind nur die Stiefel, der Tornister, der Helm und der Geist, unter dem wir in die deutsche Zukunft marschieren. Das brauchen wir wie ein Soldat im Krieg seinen Befehl und seine Ausrüstung. Ohne das ist er wertlos im Feuer. Die Partei ist das Mittel zum Zweck, nicht der Zweck selber. Merkt euch das!“

Max lachte über die zwei jungen eifrigen Burschen: „So jung noch und politisch schon so verdorben, wird der Herr Pfarrer jammern.“ Denn sie kamen vom katholischen Jugendverein.

Weil die Stube bei Krafft zu klein geworden ist, kamen sie jetzt einmal in der Woche im Nebenzimmer der Schönwirtin zusammen. Krafft hatte seine Schwägerschaft dazu geladen, die ihn längere Zeit gemieden hatte, weil er den jungen Luitpold verführt hätte. Jetzt faßten sie wieder etwas Zutrauen, weil der Luitpold doch noch nicht erschlagen worden ist, wie sie ahnungsvoll vermutet hatten. Auch seine Stellung hatte er noch nicht eingebüßt. Und die politische Auseinandersetzung, die immer so interessant war, ging ihnen ab. Das sagten sie zwar nicht, aber Hans und Berta lächelten sich verständnisinnig an, als sie nun wieder kamen, als sei nichts gewesen. Der große Kreis behagte ihnen anfangs nicht recht, es waren sogar einige Bekannte darunter, der Sepp, der Max, der Bachmeier und der Winkler, mit dem Lenz und Michl in der Einwohnerwehr beisammen waren. Sie waren nicht wenig erstaunt, solche Leute hier zu treffen.

Der Schorschl prunkte gleich mit einer Heldentat aus seinem Betrieb. Da hatte sich herausgestellt, daß ein

Polierer bei den Hakenkreuzlern war. Ein Beobachtungsposten am Bürgerbräukeller sah ihn in eine Hitlerversammlung gehen. Im Ankleideraum der Fabrik haben die Kollegen dann seinen Rock durchsucht und unterm Aufschlag ein Parteiabzeichen gefunden. Er hat offen zugegeben, daß er ein Hitlermann ist. Daraufhin hat die ganze Polierwerkstatt die Arbeit niedergelegt, weil sie mit einem nationalistischen Arbeiterverräter nicht zusammenarbeiten wolle. Er, der Schorschl, hat aber weitergearbeitet. Dann ist der Betriebsrat gekommen und hat gesagt, er wäre ein Streikbrecher. So ein politischer Streik gelte nicht, hat der Schorschl ihm zur Antwort gegeben, der Direktor müßte nach der Vorschrift vom Industriellenverband die Streikenden sofort entlassen. Aber der Direktor ist ein Jud', so gut wie der Besitzer, der hat natürlich den Hakenkreuzler sofort entlassen. Der Betriebsrat hat zum Schorschl gesagt, er sollte doch die Einheitsfront der Kollegen nicht stören und wenigstens derweil auf den Abort gehen, bis der Streik beigelegt ist. Sonst könnte es sein, daß ein Betriebsterror einsetzt und daß er hinausgebissen wird.

„Du bist natürlich auf den Abort gegangen, du Scheißkerl!“ sagte Hans verächtlich, worauf der Schorschl kleinlaut meint: „Was hab' ich schließlich machen wollen, ich wär' ja sonst auch geflogen. Vom Hitler krieg' ich nichts für meine Familie, wenn ich wegen ihm arbeitslos werde.“ „Sehr richtig!“ fiel der Otto hämisch ein. „Und anspucken möcht' ich mich auch nicht lassen, wie's dem Hakenkreuzler ergangen ist in meinem Betrieb. Da hätten sie mich bald noch gefressen, wie ich gesagt habe, das gehört sich nicht unter anständigen Arbeitern. Schaut halt, daß ihr bald so weit kommt, daß man ohne Gefahr bei euch mittun kann. Da sind noch mehr, die bloß darauf warten.“ „Sehr richtig!“ pflichtete der Otto wieder bei.

„Oh, soweit werden wir bald sein, wenn wir auch jedesmal zum Hosenumdrehen gehen, sobald die Lage haarig wird“, höhnte der Max, und die Runde knurrte bissig dazu. „Was hätte ich sonst machen sollen?“ frug der Schorschl gereizt. „Du?“ höhnte der Max weiter, „du hättest gar nichts Besseres tun können, sonst wär's ja doch in die Hosen gegangen.“

Das Gesicht vom Schorschl wurde grün vor Ärger beim schallenden Gelächter der anderen, aber dann schoß ihm die Wut glührot in den Kopf, daß er auf einmal wie verwandelt auffuhr: „Ihr habt ja recht! Lacht nur fest. Aber verstehn könnt ihr mich immer noch nicht. Ihr habt das noch nicht gespürt, was der rote Terror kann. Es ist nicht bloß wegen dem Verdienst, den könnte man woanders auch finden. Aber daß sie einem die Ehre abschneiden, einen schlechtmachen, wie einen räudigen Hund anspucken, das — das kann man so leicht nicht vertragen."

„Respekt vorm Dampfschiff!" lobt der Sepp, und diese unerwartete Anerkennung verschlug dem Schorschl die Rede, daß er stotterte: „Ich meine halt — drum denk' ich mir —" „— es müßte sich ein Weg finden", kam ihm Hans zu Hilfe, daß der Schorschl hocherfreut gleich richtig in Feuer geriet: „Ja, den Burschen das Handwerk legen! Es sind nur einzelne, die anderen Schafsköpfe laufen halt so mit. Morgen sind wieder zwei am Eingang vom Bürgerbräu zum Schnüffeln, heut haben sie sich schon damit gebrüstet." „Die zeigst mir!" forderte der Sepp grinsend, „dann schnüffeln sie nimmer, garantier' ich dir." „Jawohl! Und ich gehe morgen in die Versammlung, und wenn mich übermorgen der Jud' hinauswirft."

Dröhnender Beifall umrauschte den verwirrten Schorschl. Wie ihm aber der Max die Hand hinhielt und meinte: „Nichts für ungut, Schorschl!" konnte er schon ganz lustig antworten: „Bei uns redet ein jeder so dumm als er ist, Max." „Ja, Schorschl, hoffen wir das Beste, lieber Leser."

Der Lenz und der Michl konnten es noch nicht glauben. Schau den Schorschl an, von dem hätte man so viel Schneid zuallerletzt erwartet. „Schorschl, ist's wahr? Du gehst morgen hin?" „Alleweil schon! Ich hab' genug vom roten Schwindel, bis daher." Dabei strich er mit dem Finger über die Lippen, und der Lenz meinte nachdenkend: „Neugierig bin ich schon lang. Im Schlachthof reden fast alle Metzger vom Hitler. Schon wegen der Schächterei am armen Vieh. Wenn man diese Tierquälerei anschauen muß, da könnt' man gleich den Juden selber abstechen. Der Altmetzger Gramml hat sich einmal nimmer halten können, hat dem Juden das Schächtmesser aus der Hand geschlagen und den

Ochsen schnell abgestochen, daß er in der Schächtgabel nicht so lang leiden hat müssen. Jetzt haben sie ihm drei Monat gegeben wegen Gotteslästerung."

„Schneid ab! Das erzählst deiner Waschfrau", mißtraute der Michl der Wahrheit dieser Erzählung. „Brauchst mir's ja nicht glauben, frag doch den Gramml selber."

„Es ist sogar in der Zeitung gestanden", mischte sich Hans in das Gespräch. „Ja, Michl, die Tierquälerei ist eine Religionshandlung bei den Juden, wie bei uns ein Gebet. Und das Menschenquälen noch mehr. Deine so gut christliche Bayerische Volkspartei beschützt das noch, weil das Schächten religiös sein soll. Wenn ein Lausbub eine Katz' schindet, muß er das beichten, weil das eine Sünde ist. Aber die Juden dürfen Tag für Tag das Vieh schön langsam zu Tod schinden, das ist bei deiner Partei keine Sünde." „Und obendrein", poltert der Lenz, „wenn ihnen ein Stückl trefer wird, weil das Schächtmesser schartig ist oder unsauber, das ist dann nicht mehr rein genug für die Judengoschen, das mögen sie nimmer. Für die Christen ist es aber noch gut genug, an die wird's dann weiterverkauft."

„Wahr ist's!" „Stimmt!" „Haut doch hinein in die Judenbande!" „Mit dem Knochenbeil!" lärmt's entrüstet durcheinander.

„Für das Christenvieh ist ihr Dreck gut genug, für den Akim, den Goi!" rief Heinz grollend darüber hin, aber Krafft gebot Ruhe und sprach: „Michl, weißt du, was du in den Augen der Juden bist? — Nicht mehr wie ein Vieh, ein Tier! Mensch ist nur der Jude, so sagt ausdrücklich ihre Religion. Wenn ein Jude bei einer Jüdin, die nicht seine Frau ist, schläft, das ist eine Sünde. Ist's aber nur ein Christenmädel, dann nicht, denn die ist ja bloß ein Tier. Mit Tieren dürfen sie treiben, was sie wollen. Wenn ein Jud' einen anderen betrügt, das ist eine Sünde für ihn; wenn er es aber bei dir tut, geht er bloß an den Brunnen und wäscht seine Pfoten, weil er sich die an dir unrein gemacht hat beim Geschäft. Die Pfoten nur, sein Gewissen nicht. Er hat ja gar keins."

Der Michl schneuzte sich verlegen: „Was soll man da noch glauben. Erst vergangenen Sonntag wieder hat der

Stadtpfarrer gegen die Judenhetze gepredigt, daß sie unchristlich wäre. Die Juden sind das auserwählte Volk Gottes, das steht in der Bibel, und durch Moses hat er uns die zehn Gebote gegeben, ohne die wir Menschen arme Heiden geblieben wären und nicht in den Himmel kommen könnten. Christus war jüdischer Abstammung, der heilige Josef und die Muttergottes auch, Moses, Abraham. Noah, David — und so weiter bis zum Apostel Paulus. Die größten Männer der Religion waren Juden. Es gibt überall Sünder, unter den Christen noch mehr als unter den strenggläubigen Juden. Und Christus hat gesagt: Liebet eure Feinde!

Geh doch einmal hin zur Predigt. Das ist jetzt fast Sonntag für Sonntag das gleiche über Juden und Neuheiden. Hör dir's einmal an!"

„Nein, Michl!" wehrte Hans ab, „wenn ich eine politische Rede hören will, gehe ich in eine Versammlung und nicht in die Kirche, so gut als ich im Hofbräuhaus keine Predigt suche. Aber dir rate ich, geh einmal am Schabbes in eine Synagoge, ob du dort auch so besorgte Reden um die lieben Christen hörst wie in deiner Kirche um die Juden. Ob sie sagen, daß Christus ein großer Mann der Religion war, wie dir vom Moses und Abraham erzählt wird. ‚Christus ist der Sohn einer Hure!' sagen sie. Und so sehr lieben die Juden ihre Feinde, daß sie an den Gräbern ihrer Toten noch beten: ‚Grüße mir Abraham, grüße mir Isaak, grüße mir Jakob — des Zimmermanns Sohn wenn du aber siehst, dann werfe ihn mit Steinen!' Dazu legen sie einen Stein, den sie mitgebracht haben, dem Toten auf das Grab. Soweit geht ihr Haß gegen uns, bis über den Tod hinaus. Darum muß ich mit Hitler sagen: Wir können nicht Christus lieben und zugleich jene, die ihn ans Kreuz geschlagen haben."

Da muß der Lenz tief aufschnaufen: „Herrgott! Wenn das wahr ist, dann weiß ich nimmer, bin ich ein Mandl oder ein Weibl. Seitdem ich den Katechismus lernen hab' müssen, weiß ich nichts andres, als daß das Heil der Menschen von den Juden kommt."

Der Heinz lachte lauthals, daß die Fensterscheiben vibrierten: „O ja, tüchtige Reklameleute sind die Juden

seit jeher gewesen. Schon in der Bibel haben sie sich als das auserwählte Volk eintragen lassen. Und weil sich keine Konkurrenz meldete, die das bestritten hat, sind sie konkurrenzlos auserwählt geblieben. Sie haben immer für ihr Volk Reklame gemacht: Judas Söhne sind die besten! So gut als der Mandelbaum sagt: Meine Schuhe sind die besten!"

Der Heinz lacht selber am lautesten in der erheiterten Korona mit, wird aber plötzlich ganz ernst: „Lest doch einmal das Alte Testament aufmerksam durch! Da wimmelt es von geopferten Vorhäuten, von ruhmvollen Beischläfen, von auserwählt dreckigen Huren, Knabenschändern, Sodomitern, von Blutschande, Meuchelmord, Massenschlachtungen, abgeschnittenen Geschlechtsteilen — genau dasselbe, was man heute vom Bolschewismus in Rußland hört, dem modernen Paradies der Menschheit. Merkst du was, geliebter Leser?

Schlau sind sie schon immer gewesen, diese Teufelsbrut, sie haben immer den Gott als die höchste Instanz für sich nachzuweisen, an den die anderen glauben. Eine Verbrecherbande ist dieses auserwählte Volk! Und wenn sich der Herr Stadtpfarrer meinetwegen auf den Kopf stellt!"

„Aber Gott hat uns doch die zehn Gebote durch Moses gegeben, die haben wir doch von den Juden", warf der Lenz ein und wartete lauernd, wie der Heinz diesen Brocken bewältigen würde.

Da schnitt Krafft dem Heinz das Wort mit einer leisen Handbewegung ab: „Du zwingst mich zu einer Antwort, Lenz, die deinen Glauben in ein ganz anderes Licht stellen wird. Vielleicht sagst du, ich bin ein Ketzer. Mache deine Ohren ganz weit auf, damit du mich richtig verstehst. Gehen wir einmal um rund zweitausend Jahre zurück zu unseren Vorfahren, den Germanen. In eine Zeit also, als Christus noch nicht geboren war und also noch kein Mönch mit dem Christentum die zehn Gebote nach Deutschland gebracht haben konnte, das war erst gut fünfhundert Jahre später.

Vor dieser Zeit aber schrieb der Römer Tacitus, der gewiß kein Freund der Germanen war, daß sie keine geschriebenen Gesetze kannten wie die Römer, daß aber bei

den Germanen die überlieferten Sitten mehr galten als anderswo gute Gesetze. Er rühmte, daß er kein Volk kenne, das Vater und Mutter so hoch achtete wie die Germanen. Es sei bei ihnen nicht Sitte, Eide zu verlangen, denn sie kannten das Lügen nicht, ein Handschlag galt mehr als anderswo ein Siegel. Wenn sie einen Streit hatten, mordeten sie nicht, sondern stellten sich offen zum Zweikampf. Die Ehe war ihnen so heilig, daß sie Ehebrecher schimpflich im Sumpf ertränkten. Und Diebstahl sühnten sie durch noch schimpflicheres Hängen.

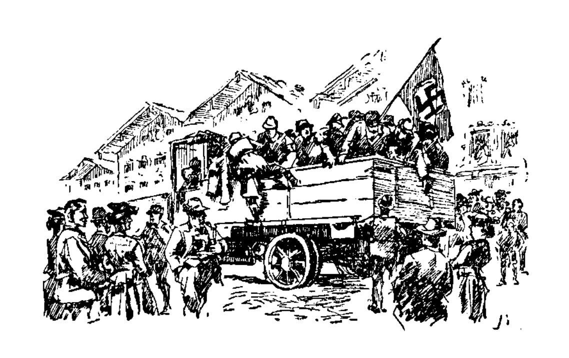
Und waren doch Heiden nach der christlichen Lehre, diese ‚wilden' Germanen, die edlere Sitten hatten als die edlen Römer. Sie wußten aber von selber, ohne durch einen Moses Gesetztafeln von Gott erhalten zu haben, daß Lügen, Stehlen, Morden, Ehebrechen und andere Niedertrachten verboten sind. Weil sie ein Gewissen hatten, das ihnen ohne geschriebene Gebote von selber so gebot.

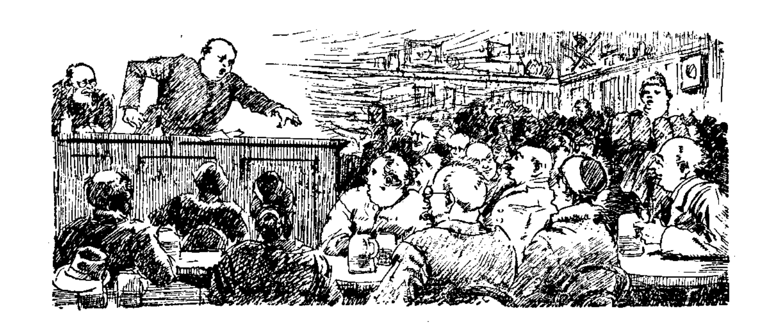
Aber auch andere Völker des Altertums wußten das. Die Gebote Gottes sind die ungeschriebenen Urgesetze der Menschen, ohne deren Befolgung kein Volk zusammenleben kann. Die Ägypter, Perser und Babylonier kannten sie, noch ehe die Juden bei ihnen waren und ehe Moses den Berg Sinai bestieg. Das hat unsere Forschung längst entdeckt. Denn ohne diese Sittengebote wäre keines dieser Völker zu seiner großen Kultur gekommen, vor der wir heute noch staunend stehen. Die Legende vom Berg Sinai ist schön erfunden, wie das Märchen vom Paradies, das unsere Forschung über die Entstehung dieser Erde längst als gleichnishafte Dichtung in die Rumpelkammer der Weltgeschichte verwiesen hat.

Die zehn Gebote sind ewig, nicht erst durch die Juden sind sie in die Welt gebracht worden. Aber sie lassen sich gerne dafür ausgeben, damit wir meinen sollen, wie sittlich groß die Juden sind. Damit sie leichter verdunkeln können, daß sie selber gar nicht darandenken, darnach zu handeln."

Da ist es wieder einmal still an den Tischen für eine Weile, bis der Lenz sagt: „Herrgott, Hans, geh doch mit in die Bezirksversammlung der Volkspartei am Freitag. Ein Minister und ein Domkapitular sprechen. Da mußt

debattieren! Hast a Schneid?“ „Warum nicht? Aber nicht über die Bibel, das gehört nicht zur Politik. Wir lassen jedem die geistige Freiheit, nach seiner eigenen Fasson selig zu werden.“ „Aber alle müssen mit, bis auf die Jungen.“ „Warum denn? Laßt sie nur mitkommen. Mir ist nicht angst, daß einer von ihnen zur Volkspartei bekehrt wird.“





Die Versammlung der Schwarzen

Die Versammlung der Bayerischen Volkspartei — die „boarische Folgt's ös glei!“ nannte sie der Max — war fast voll, als sie nacheinander in den kleinen Saal einrückten, von der Vorstandschaft besonders herzlich begrüßt. Denn es fiel angenehm auf, daß endlich einmal das junge Mannestum so zahlreich erschien, daß es gleich zwei ganze Tische voll einnehmen konnte. An der einen Wand saß der Mütterverein neben der Jungfrauenkongregation und gegenüber der Gesellenverein. Behäbige Beamte trugen die Staatsautorität zur Schau, und in respektierter Würde nahm die ganze Geistlichkeit der Pfarrei den Ehrenplatz vor dem Podium ein. Kleines Bürgertum füllte die übrigen Tische und machte entsetzte Augen über die Frechheit dieser neuen jungen Männer, weil sie sich an die noch reservierten Tische für die besseren Honoratioren des Stadtteils zu setzen wagten, die es sich erlauben konnten, zu spät zu kommen und sogar den Herrn Minister warten zu lassen. Es mochten annähernd zweihundert Menschen in dieser Massenversammlung sein, schätzte Krafft.

Ein hochwürdiger Herr Domkapitular spricht zuerst, gütig und väterlich, von seiner Freude, daß in dieser roten Vorstadt so eine treue, zahlreiche Glaubensgemeinde dem Rufe der Partei gefolgt sei. Besonders freue ihn aber, daß die

Jugend so zahlreich erschienen sei, um ein Bekenntnis abzulegen, getreu den Vätern, die gut katholische bayerische Fahne im Sturm dieser Zeit hochzuhalten. Wie entsetzlich sei ein Blick in eine rote Versammlung, wo man sehe, was die Gottlosigkeit aus jungen Menschen mache. Lasterhafte Gesichter und dirnenhafte Weiber, die alles Keusche abgestreift hätten. Da würde über die „Pfaffen“ in nicht wiederzugebenden Ausdrücken geschimpft und einfach das Dasein des Herrgotts geleugnet. Hier in dieser Vorstadt wisse man, wie es ist, wenn vertierte Horden zur Herrschaft kämen, die kein Gottesgebot achten: Du sollst nicht töten, du sollst nicht stehlen, du sollst nicht ehebrechen.

Aber jetzt schleiche ein neuer, viel gefährlicherer Feind des Glaubens und des bayerischen gottestreuen Volkes umher wie der Wolf im Schafspelz. Er will den alten Väterglauben abschaffen, den Götzen Wodan wieder anbeten und damit das ganze Volk in die Barbarei vor mehr als tausend Jahren zurückwerfen, in jene Finsternis der Urwälder Germaniens, in die erst der Märtyrerapostel Bonifatius das Licht der Kirche Christi gebracht habe. Das alte, heidnische Hakenkreuz sei ihr Zeichen, das Kreuz Christi leugnen und bekämpfen sie.

Die Kameraden Kraffts wurden unruhig, aber sein lachender Blick ließ sie wieder verstummen, daß sie nun auch vergnügt dem Redner weiter zuhörten.

Man müßte aber noch mehr entsetzt sein, wenn man in so eine Versammlung der Neuheiden komme. Fanatisch verzerrte Teufelsgesichter grinsen einen an, ein Anblick, der einem Seelsorger tief in die Seele schneide. Zügellos kreischende Weiber toben vor Begeisterung über die kirchenfeindlichen Redensarten, die dieser Hitler mit Berechnung wie Gift in die Seelen träufle. Wenn er zum Beispiel sage, es wäre besser, Wohnungen statt neue Kirchen zu bauen.

„Hat er ja gar nicht gesagt“, rief der Heinz dazwischen, daß der Redner erstaunt stockte und der Versammlungsleiter empört aufbrauste: „Ich muß schon bitten, den hochwürdigen Herrn Redner nicht als Lügner zu bezeichnen. Wir sind nicht in einer Hitlerversammlung, wo das Lügen üblich ist.“ Frenetischer Beifall dankte ihm, und der hochwürdige Herr fuhr fort:

„In einer Hitlerversammlung läge der Herr Zwischenrufer jetzt blutüberströmt unter dem Tisch." Rasender Beifall.

„Das ist nämlich die neue Art der Aufklärung. Wer ihrem Heidenglauben aus gottesfürchtigem Gemüt widerspricht, den schlagen sie mit jener unchristlichen Unduldsamkeit, die von einem schlechten Gewissen kommt. Wenn dich einer auf die Wange schlägt, dann reiche ihm auch die andere. Denn so einer hat ein gutes Gewissen und die christliche Demut der Verzeihung für seinen Mitbruder. Das gelte auch für die jungen, verhetzten Leute, die von dem Gaukelwerk des Malergesellen Hitler verblendet sind. Jawohl, zuerst müssen Kirchen gebaut sein, denn, was nützte es, wenn einer die ganze Welt gewänne und doch Schaden nähme an seiner Seele." Beifall setzte ein.

„Diese heidnische Unduldsamkeit, Auge um Auge, Zahn um Zahn, bringt nur Unruhe, Bluttaten und Aufruhr ins Volk, das doch den Frieden Gottes so bitter nötig braucht, um sich von der schweren Prüfung des Krieges zu erholen. Wir kennen keinen Rassenhaß als Christen, denn vor Gott sind alle Menschen gleich. Liebet eure Feinde — und liebe deinen Nächsten wie dich selbst! Die Kirche hat mit Geduld und Liebe unzählige Juden zu Christen bekehrt, Hitler wird nicht einen bekehren können durch den Gummiknüppel."

Wieder raste Beifall durch den Raum. Und die Predigt dauerte noch eine halbe Stunde lang.

Dann räusperte sich der Herr Minister und begann eine sorgfältige Rede abzulesen von den löblichen Absichten der bayerischen Regierung, das Wrack des Staatsschiffes durch die Stürme der Inflation zu bugsieren und es wieder fahrttüchtig machen zu wollen. Dösende Langeweile senkte sich über die ehrfürchtige Versammlung, bis der Herr Minister nach gewundenen Kampfansagen gegen alle bestehenden Parteien seine Stimme erhob und die Schläfer wachrüttelte.

„ . . . Die Regierung duldet nicht, daß revolutionäre Feuer ungestört geschürt werden, ganz gleich von welcher Seite der Sozialisten — und wenn sie auch das Maul vollnehmen mit nationalen Sirenenklängen. Das Land Bayern darf nicht noch einmal wie in der Rätezeit zum Rummelplatz für hergelaufene politische Zigeuner werden. Der

Staat braucht vor allem Ruhe und Ordnung. Die Hetzerei dieser Radauburschen und Putschistennaturen muß beendet werden, ehe die Flammen einer neuen Revolution auflodern. Wo war denn dieser nationale Maulheld Hitler bei der Revolution 1918?"

Stürmischer Beifall unterbrach den Herrn Minister, und Krafft hatte Mühe, die Erregung seiner Kameraden zu dämpfen.

„Wo wäre der Staat Bayern, wäre damals nicht die Bayerische Volkspartei aufgestanden und hätte das bayerische Erbe gegen die Revolution verteidigt? Wo waren die Herren Nationalsozialisten, die so gerne das Vaterland retten — mit dem Maul und dem Gummiknüppel —, wo waren sie in der Räterepublik? Wieder hat die Bayerische Volkspartei allein das Land vor dem roten Verderben gerettet. Damals, als die Söhne Bayerns ihre Heimat verteidigten, im Kriege und in der Revolution, da sind diese Hitlerbuben ja noch auf der Schulbank gesessen. Und heute möchten sie schon Politik machen und sind noch nicht trocken hinter den Ohren."

„Sehr richtig!" rief es empört von allen Seiten.

„Es ist schauerlich, wie verroht diese Jugend ist, die man mit Totschlägern und Revolvern auf die politisch reifen Männer des Volkes hetzt. Das Durchsuchen einer einzigen Hitlerversammlung hatte einen Berg von Waffen aller Art zutage gefördert." — Empörtes Raunen. — „Das sind die Mittel ihrer politischen Aufklärung. Der Staat duldet aber keine Knebelung der Meinungsfreiheit und wird in Zukunft solche verkommenen Menschen nicht mehr in Freiheit dressiert herumlaufen, sondern ins Gefängnis werfen lassen. Mit solchen Mitteln will man die Selbständigkeit Bayerns untergraben, den Unitarismus fördern und aus Deutschland ein Großpreußen machen. Ein echter Bayer bietet dazu seine Hand nicht, an seiner Treue zu Kirche und Staat werden die Blutmethoden der Hitlerbanden scheitern. Wir können auch ohne das Reich leben, das Reich aber nicht ohne uns."

Rauschende Zustimmung beendete den Vortrag, und der Herr Versammlungsleiter meinte, daß er gewiß im Sinne aller spreche, wenn er den Herrn Minister für den er-

hebenden, von einem heißen Gefühl für das Land Bayern getragenen Vortrag den Dank der Versammlung entgegenzunehmen bitten dürfe. Die Herren Redner des heutigen unvergeßlichen Abends ständen auch zur Debatte bereit, um die Wirkung noch zu vertiefen.

„Es hat gar keinen Zweck, wennst sprichst", sagte der Sepp mißmutig zum Hans. Auch der Max und der Heinz meinten, man sollte lieber gleich gehen, statt sich mit soviel Dummheit und Scheinheiligkeit auseinanderzusetzen. „Ich spreche!" blieb Krafft fest. „Verhaltet euch ruhig, nicht in Streit einlassen oder auf Zwischenrufe reagieren, das besorge alles ich." „Nur zu! Wir klatschen, daß die Wand wackelt", lachte der Mathes.

Erst kamen zwei andere dran. Der eine dankte in geschwollenen Redensarten dem Herrn Minister, daß er es den Hakenkreuzlern so gut besorgt habe, und warb für die katholische Presse. Es sei ein Skandal, wenn in christlichen Familien, wie man schon hier und da bemerken könne, so ein Revolverblatt wie der „Völkische Beobachter" zu finden sei, das man nur mit einer Zange anfassen könne. „Daher lest den ‚Bayerischen Kurier' oder das ‚Münchner Tagblatt'."

Dann säuselte eine Frau Vorstand vom Mütterverein, wie wahr es sei, daß der Hitler die Jugend auf Abwege führe. Bis in die Familien hinein trage er den politischen Haß, die Jungen vergäßen auf das vierte Gebot und achteten nicht mehr auf den Rat der besorgten Eltern. Sie spreche aus bitterer Erfahrung und kenne verschiedene junge Leute, die früher keine Andacht, keine Mission und keinen Vereinsabend des katholischen Jugendvereins versäumten und jetzt an den Abenden in heidnische Versammlungen liefen und einen Gummiknüppel — einen Gummiknüppel! — unter der Joppe trügen. Die Frauenvereine hätten sich zusammengetan, um im gemeinsamen Gebet eine Abwendung dieser Gefahr zu erflehen. Gerührt dankte man den Worten dieser edlen Frau.

Nun wurde Krafft aufgerufen. Das Herz schlug ihm doch bis zum Hals hinauf, als er in die freundlichen Gesichter blickte, die von dem jungen Mann ein flammendes Bekenntnis zu ihrer Partei erwarteten. Wohlmeinend nickte ihm der Herr Stadtpfarrer zu.

„Deutsche Volksgenossen und Volksgenossinnen!“ beginnt er und sieht plötzlich ein fragendes Staunen auf den Gesichtern, das zur Bestürzung wird, als er sagt: „Ich bin ein Nationalsozialist! — Einer von denen, für die meine hochherzige Vorrednerin glaubt beten zu müssen, einer, der ein Revolverblatt liest, ein verrohter Mensch, wie der Herr Minister sagte, der in Versammlungen mit Totschlägern und Pistolen umhaust — ein politischer Zigeuner — usw.!“ Seine Kameraden lachten und nickten ihm bedeutungsvoll zu.

„Man hat euch zwei Stunden lang in Angst versetzt vor den Hitlerbanditen, hier unten sitzt ein ganzer Haufe, und ihr habt es nicht bemerkt. Sie haben sich ruhig unberechtigt schimpfen lassen, sie müssen innerlich darüber lächeln, denn sie haben ein gutes Gewissen, Herr Dompitular, und die von Ihnen gepriesene echt christliche Demut. Wären sie anders, so, wie sie hier geschildert wurden, dann hätten sie längst diese Versammlung auffliegen lassen, als man diese Frontsoldaten hier im Raum Lausbuben nannte, die hinter den Ohren noch nicht trocken wären — und als man ihren Führer beleidigte, den sie fanatisch lieben.

Wo war Hitler, der nationale Maulheld, bei der Revolution? — ist hier gefragt worden. Er war gasblind in einem Lazarett droben im Norden, wo man ihn kurz vorher von der Front hingebracht hatte. Das sollte ein bayerischer Minister von seinem politischen Gegner schon wissen, daß er nicht so dumm hereinfällt mit dieser Frage.“ Lachen seiner Kameraden übertönte ein dumpfes Murren.

„Aber drehen wir einmal die Frage um. Wo war denn der Herr Minister in jenen Revolutionstagen?“ Da trampelten die Kameraden Kraffts vor Vergnügen. „Der Herr Minister war doch in München, also an Ort und Stelle. Warum, Herr Minister, haben Sie diese Revolution denn nicht verhindert? Wenn sie ein unbekannter verwundeter Gefreiter von Pommern aus hätte verhindern sollen? Sie hatten doch einen Namen, den man kannte, eine große Partei hinter sich, die Macht der Geistlichkeit, der König war noch da — alles — alles stand zur Verfügung. Wo waren im November achtzehn diejenigen, die heute so sehn-

süchtig nach einem König ausblicken, als dieser arme König, jämmerlich im Stiche gelassen, fliehen mußte?

Wo waren die Nationalsozialisten während der Räterepublik? — fragt man. Daß die Bayerische Volkspartei da war, hier in München selbst, und trotzdem der rote Saustall kam, warum untersucht man das nicht? Wer hat da wieder versagt? Hitler vielleicht? Herr Minister, wissen Sie, wo wir Nationalsozialisten damals waren? In den Freikorps! Wir haben München befreit — gemeinsam mit unseren Kameraden aus Preußen. Wir und die Preußen haben in Bayern aufgeräumt, daß Sie, Herr Minister, wieder regieren und uns heute dafür beschimpfen konnten."

Stürmisch stimmten ihm seine Kameraden zu.

„Das hat uns zu denken gegeben damals. Von da an haben wir eueren schönen Redensarten nimmer getraut. Wir begannen uns die Männer anzusehen, die das Volk führen — und waren enttäuscht. Wir suchten nach den Kameraden von der Front und sahen sie alle abgelehnt im Hintergrund der Parteien. Wir schauten uns die Parteien an und wandten uns angewidert ab. Und als endlich Hitler kam, da jubelte unser Herz. Das ist, was wir suchten. Auch die Bayerische Volkspartei haben wir betrachtet, ich habe sogar diese Partei einmal gewählt, weil ich den schönen Redensarten traute. An ihren Früchten aber sollt ihr sie erkennen, wenn auch ihr Treiben noch so dunkel ist. Und den Gegner erkennt man am Haß!

Was wir Nationalsozialisten aber spüren, ist der tödliche Haß dieser Partei. Warum werden wir gehaßt? Weil wir unser Vaterland lieben? Liebt es denn die Bayerische Volkspartei nicht? — Weil wir für die Befreiung des Volkes kämpfen? Will die Bayerische Volkspartei die Befreiung nicht? — Weil wir gegen den undeutschen und unchristlichen Klassenhaß sind? Will die Bayerische Volkspartei nicht, daß das Volk einig wird? — Wir wollen ein großes deutsches Vaterland, will es die Bayerische Volkspartei nicht? — will sie mithelfen, Deutschland zu zertrümmern? Wir bekämpfen die Juden, weil sie die Ursache unserer Not sind, weil sie uns das Blut aussaugen. Will denn die Bayerische Volkspartei, daß die Not bleiben und noch ärger werden soll, weil sie die Juden in Schutz nimmt?

Ihr sagt zu uns: Liebet euere Feinde! Ja — warum liebt ihr uns denn nicht? — Wir sind doch auch Bayern, Deutsche, wir stehen euch näher als der blutsfremde Jude; warum liebt ihr den Nächsten nicht in uns, sondern im Fremden? Vor Gott sind alle Menschen gleich, sagt man uns. Warum hat er sie dann so verschieden erschaffen, wenn sie doch gleich sein sollen?

So könnte ich Hunderte von Fragen stellen, die aber nicht hierher gehören. Die hier in diesem Bierlokal im Zwielicht stehen würden. Und so steht die ganze Religion im Zwielicht der politischen Schiebereien, seitdem Religion zu einer Parteisache gemacht wurde. Das allein hat die Gottlosenbewegung besser gefördert, als die Hetze gegen die Kirche und das Freidenkertum es hätten fertigbringen können. Das hat in vielen den Glauben getötet, als dieser unter die ätzende Lauge des politischen Verstandes und der Voreingenommenheit einer Partei kam, wo das Erhabene neben dem politischen Kuhhandel nur lächerlich wird. Der Seelsorger soll für die Seelen sorgen, nicht für eine Partei.

In unsere Reihen kommen viele, die bisher Gott geleugnet haben. Sie müssen nicht deswegen, weil sie ein Hakenkreuz tragen, als Heiden zu Wotan mit dem Barte beten. Wir lehren sie wieder den Glauben an ihr Vaterland, und wenn sie den gefunden haben, finden sie von selbst in aller Stille wieder heim zu ihrem Herrgott.

So hebt sich hoch über das Tagesgezänk der Parteipolitik unser politischer Wille. Über die engen Grenzen Bayerns hinaus geht unser Blick nach ganz Deutschland. Und über alle Parteien hinweg zum großen deutschen Volk. Wir lassen uns nicht durch boshafte Dummheiten und kurzsichtigen Haß aufhalten, wo es um Sein oder Nichtsein geht. Wer sich aber diesem lauteren Willen mit Absicht in den Weg stellt, der braucht sich nicht zu beklagen, wenn er zur Seite fliegt. Wir opfern nicht Gut und Blut, um uns dann in den Arm fallen zu lassen von solchen, die noch nicht verstehen, was von uns Deutschen die neue Zeit fordert, die mit dem Krieg heraufzudämmern begann. Und der Segen des Herrn wird mit uns sein — er ist bis jetzt schon mit uns gewesen.“

Rauschender Beifall dankte ihm. Seine Kameraden

schüttelten und rüttelten ihn, über das ganze Gesicht lachend. Ringsum im Saal war raunende Bewegung entstanden. Erst jetzt mußte Krafft sich wundern, daß man ihm so widerspruchslos zugehört hatte. „Hans, du bist ja ein glänzender Redner“, freute sich der Heinz, und der Max kicherte: „Den ganzen Jungfrauenverein hast du entflammt, kannst leicht Präses werden.“ Der Luitpold war überglücklich und fragte jeden: „Wo war der Herr Minister? Wo war der Herr Minister?“ „Das vom Segen des Herrn war gut, das hat gewirkt“, schmunzelte der Sepp. Da klingelte es. Leider habe der Herr Minister aus dienstlichen Gründen die Versammlung schon verlassen müssen, aber Hochwürden Herr Domkapitular spreche an seiner Stelle das Schlußwort.

„Meine lieben Freunde!“ begann er. „Ein heißes, junges Blut hat zu uns gesprochen in unerschrockener Weise, wie es der Jugend geziemt. Ein Mensch, der vom Glauben an die Richtigkeit seiner Politik bis in die Wurzeln erfüllt scheint. Dabei ist manches Wort im Eifer gefallen, das wir nicht übelnehmen wollen. Jugend hat keine Tugend, das soll als Entschuldigung gelten. Der junge, feurige Mann ist auch noch zu kurze Zeit im politischen Fahrwasser, so daß eine Auseinandersetzung mit ihm nicht möglich ist. Politik ist noch im Alter schwer, viel mehr denn am Anfang, wo das Schlagwort noch zu sehr gilt vor der tiefgründigen Überlegung. So weiß der junge Hitlermann zum Beispiel nicht, warum wir Geistlichen in die Arena der Politik getreten sind. Es würde auch zu weit führen, das zu erklären. So einfach, wie der junge Mann sich das vorstellt, geht es leider nicht.

Zum Schluß sage ich: Gehe jeder seinen Weg, den er für richtig hält. Wir halten den unseren für richtig. Er hat sich immer bewährt in allen politischen Stürmen. Und wenn einmal die Hitler-Partei wie ein Komet vom politischen Himmel verschwunden sein wird in wenigen Jahren, dann wird als Zuflucht für Verbitterte und Enttäuschte noch unerschüttert stehen — die Bayerische Volkspartei.“

„Oder umgekehrt!“ lachte Krafft. Und im Lachen seiner Kameraden ging die Versammlung zu Ende.

„Soll das eine Entgegnung gewesen sein?“ fragte der Lenz und hieb Krafft auf die Schulter. „Schön war's, die

Leich', viel Leut' haben g'weint. Hahahaha, da ist ihnen das Herz in die Hosen g'rutscht, wie sie gehört haben, daß so viele Hitlerbanditen da sind. Wenn du allein gewesen wärst, dann taugetst jetzt in keinen Schlappschuh mehr, so hätt' dich der Herr Minister zusammengeritten, und zuletzt hätt' der Herr Domkapitular deine politische Leiche eingesegnet — hahaha! — und fest Weihwasser draufg'spritzt, daß sie ja nimmer lebendig wird." „Und die Frau Vorstand wird jetzt sagen: ‚Lasset uns beten für die Irrgläubigen, für die armen Heidenkinder'", lachte wieder der Michl. „Der Herr Stadtpfarrer hat ein Gesicht gemacht wie a verbrennte Wanz'n", erzählte der Mathes, „jetzt wird er halt den Kirchenbann über dich verhängen — du Abtrünniger, du Wotansheid'!" „Mir laßt dann die Fetten abschöpfen, wennst am Scheiterhaufen brotzelst, du Ketzer!" „Das geht ihnen ab, den Schwarzen, daß sie das nicht mehr können", kollerte der Heinz, aber der Mathes gab zu bedenken: „Heute haben s' feinere Mittel zum Totmachen", worauf der Sepp seinen Spezl Mathes loben mußte: „Du bist gar nicht so dumm, wie du ausschaust."

Hans aber lachte still vergnügt über seine Kameraden. Er sah, daß sie alle sich rüsteten mit Worten und Begriffen, sich zu wehren gegen die Angriffe, die sie instinktiv kommen ahnten. Und hatte die unsäglich tröstliche Gewißheit, daß keiner daran dachte, jetzt auszuweichen, denn ihr Blut hätte sich in brennender Scham aufgebäumt dagegen. — Das gute, alte, deutsche Blut.

*

Es war einige Tage später, da kam die Schönwirtin ganz aufgeregt zu Berta ins Zimmer gestürzt, die nähend am Fenster saß: „Mein Gott, der Herr Stadtpfarrer kommt auf Besuch!" Berta mußte lächeln, sie hatte es erwartet. Die Mutter konnte gerade noch erleichtert seufzen: „Ein Glück, daß schon aufgeräumt ist", da klopfte es schon. „Gelobt sei Jesus Christus!" grüßte der Herr Stadtpfarrer beim Eintreten. „In Ewigkeit, Amen!" antwortete die Mutter, aber Berta sagte: „Grüß Gott, Herr Stadtpfarrer", und bot ihm einen Stuhl. „Einmal nachschauen, wie's geht in der jungen

Ehe“, schnaufte der beleibte Herr und nahm eine Prise Schnupftabak. Berta lächelte: „Ich bin zufrieden!“ „Die Mutter woll'n wir nicht länger aufhalten“, meinte er und schneuzte sich mit Wohlbehagen. „Nein, bleib nur da, Mutter!“ sagte Berta bestimmt, worauf der Herr Pfarrer begütigend meinte: „Natürlich, wenn s' Zeit hat, die Mutter. Ich hab' nur gemeint, die Wirtschaft ruft.“

Die Schönwirtin blieb gern, denn sie wußte, daß hinter jeder Tür im Treppenhaus die Lästerzungen darauf warten, ob der Herr Pfarrer mit der Berta allein bleibt, daß die grinsenden Klatschweiber zueinander in die Wohnung huschen und giftig kichern können: „Wissen S' schon, Frau Haberl?“ „Ja, der Herr Pfarrer!“ „Was ist denn los?“ „Beichten wird er sie halt lassen — übers sechste Gebot!“ „Und ihr die Absolution geben.“ „Gehn S' doch zu mit den besseren Damen, die sind ja schlechter wie unsereiner, Frau Haberl.“ „Und viel raffinierter, Frau Werner.“ „Und nachher war's der Heilige Geist.“ „Vom Herrn Pfarrer!“

Der Herr Stadtpfarrer hat sich prüfend im Raum umgesehen und sagt: „Ganz nett hast es, Berta. Aber nicht ein einziges heiliges Bildl habts aufgehängt. Net einmal ein Kreuz.“ „Das hängt im Schlafzimmer.“ „So so, versteckt habt ihr's, daß sich die Freunde von deinem Mann net dran stoßen?“ „Das hier ist keine Betstube, Herr Pfarrer.“ „Ich seh's! Weihbrunnkesserl habts auch keines.“ „Das hängt auch im Schlafzimmer.“ „Wahrscheinlich trocken.“ „Wenn ich beichten will, geh' ich in die Kirche, Herr Pfarrer“, entgegnete Berta und lächelte über dieses Einschüchterungsgeplänkel des Geistlichen. Hartnäckig fuhr der aber fort: „In der Kirche hab' ich dich auch schon lang nimmer gesehen.“ „Mein Zustand verbietet es, Herr Pfarrer.“ „Sag nur gleich, dein Mann.“ „Der auch! Er fürchtet, ich könnte mich erkälten — und er will kein krankes Kind.“ „Freilich, eine Christenseel' braucht's ja nicht mitbringen, weil's so einmal ein Heid' werden muß.“

Da lachte Berta hellauf, daß der Stadtpfarrer sich ärgerte über die Fruchtlosigkeit seiner Bemühungen und sich an die Schönwirtin wandte: „Was sagt denn überhaupt die Mutter dazu?“ „Das Kind wird so gut ein Christ wie wir,

Hochwürden. Aber wenn Sie's net taufen mögen, trag'n wir's halt woanders hin." „Leicht gar zu den Protestanten?" „Wenn Sie's net wollen?" „Hab' ich ein Wörterl davon gesagt?" „Ich mein', es ist viel nötiger, daß Hochwürden woanders nachschauen als bei meiner Berta." „Ja, schauen S', Frau Wirtin: Der Mann von der Berta hat's mir vor ein paar Tag' vor allen Leuten ins Gesicht gesagt, daß ein Seelsorger für die anvertrauten Seelen sorgen muß. Jetzt wieder ist's nicht recht, wenn ich's tu." Und als die Wirtin nicht wußte, was sie darauf sagen sollte, meinte er noch: „Weil ich vorausschau', was kommt, und weil ich nicht möcht', daß aus einer so gut christlichen Familie durch einen Menschen, in den man vorher nicht hat hineinschauen können, ein schlechtes Beispiel für die Pfarrei — und für die Berta ein Unglück daraus wird. Sie ist ganz anders, die Berta, seit sie den verkehrten Haupttreffer gezogen hat mit ihrem Mann."

Mutter und Tochter sahen sich an. Jäh stieg ihnen der beleidigte Stolz ihres Blutes hochrot in die Gesichter. Mit ruhiger Kälte sagte die alte Mutter bloß: „Meine Berta hat nicht Lotterie gespielt. Sie hat aber trotzdem einen Haupttreffer gezogen. Solche, die nicht selber verheiratet sind, sollen nicht darüber reden."

„Laß mich reden, Mutter!" bat Berta. „Ich weiß am besten, um was der Herr Stadtpfarrer gekommen ist. Die Rede vom Hans hat der Volkspartei wehgetan." „Ach, woher denn!" widersprach gekünstelt heiter der Stadtpfarrer und schnupfte angeregt. „Das nimmt doch kein Mensch ernst, wenn ein junger Mann einmal das Maul aufmacht und was daherbringt, daß ein alter Gaul noch lachen muß." „Es scheint euch doch nicht so heiter vorgekommen zu sein", sagte Berta mit spöttischer Miene, „sonst hätt' uns doch der Herr Pfarrer nicht die Ehre eines Besuches angetan, wenn es zum Lachen wäre. Die Zeitung tut auch nicht so. Mein Mann und ich sind nämlich eifrige Leser vom ‚Bayerischen Kurier', den der Herr Pfarrer vorhin beim Visitieren ganz übersehen hat. Ganz eindringlich lesen wir ihn sogar und streichen das rot an, was uns besonders gefällt, weil wir uns das merken wollen."

Sie reichte die Zeitung über den Tisch. „Über eine Spalte

hat man gebraucht, um die gewesene Versammlung zu schildern. Was mein Mann erwidert hat, steht nicht drin, aber mehr als die Hälfte vom ganzen Artikel befaßt sich mit ihm.“ Sie las vor: „Wie kann sich ein unreifer, junger Mann erdreisten, einen alten, im Dienste des Volkes ergrauten Minister zu beleidigen und einem Priester Verhaltungsmaßregeln zu erteilen, wie er seines Amtes walten soll? Das sind die Früchte der Hitlerischen Verhetzung grüner Bengel, die sich dann herausnehmen, dem Volk, das vier Jahre seine Heimat verteidigte, mit Androhung der Gewalt verrückte Utopien vorzuplappern, deren grausame Wahnsinnsfolgen bei so einem unausgewachsenen Gehirn natürlich nicht vorauszusehen sind. Unsere Redner waren sich zu gut, sich überhaupt mit diesem aufgeschossenen Unkraut zu befassen, weil es hier nur ein Mittel gibt: Ausreißen und verbrennen, was nicht auf unseren Boden gehört...“

„Wir wollen keine politischen Radauskandale, Berta, wir...“

„Freilich, ein feingeschliffener, vergifteter Lügenskandal ist bequemer, da kann sich mein Hans nicht wehren. Noch dazu in einem christlichen Blatt, das jeder gute Katholik lesen muß, weil er sich sonst verdächtig macht. Du sollst nicht lügen! — sagt das achte Gebot, Herr Pfarrer. Der Herr Kardinal hat erst kürzlich öffentlich die hundertprozentige Wahrheit von der Presse verlangt. Und sein eigenes Leib- und Magenblatt? Hat das einen Ablaß fürs Lügen?

Der Hans war fast vier Jahre an der Front. Wann wird man denn reif, wenn man mit siebenundzwanzig Jahren als verheirateter Mann noch unreif ist? Noch ein grüner Bengel genannt wird? Es heißt in dem Lügenwisch weiter: Schon an der unbeholfenen Aussprache erkannte man die Herkunft dieses nicht einmal geschickten Hetzers, aber die Einheimischen müssen von Staats wegen geschützt werden gegen diese volksverräterischen Emigranten aus dem Norden, gegen dieses wurzellose Gesindel, das sich München als Zuflucht erwählt und in der Ordnungszelle Bayern im trüben fischen möchte... Der Hans ist ein Bayer von Geburt, er hat in München den Rätesaustall mit ausgemistet, seine Frau ist eine Münchnerin. Wenn er ein

Jude wäre, erst aus Galizien importiert, das wäre diesem Lügenwisch sicher angenehmer als ein aufrechter Bayer und Deutscher. Sehn Sie, Herr Pfarrer, jetzt weiß ich erst, daß diese schwarze Seelenverkäuferpartei lügt und schwindelt und wieder lügt. Sie ist keine christliche, sondern eine teuflische Partei, keine bayerische, deutsche, sondern was ganz Dunkles, vor dem mir graust. Und letzten Endes muß sich ein gesund denkender Mensch sagen: die Religion, die von solch einer verlogenen Partei vertreten wird, die ihre Geistlichkeit dort reden und als Abgeordnete wählen läßt, die sprengt sich eines Tages von innen heraus von selber auseinander durch die eigene Unaufrichtigkeit und den Widerspruch ihrer Worte mit ihren Werken."

„Halt! Halt, Berta, vergiß dich nicht! Du bist ja beinah noch ärger wie dein Mann. Schau, das ist halt oft so, daß einem der Gaul durchgeht wie dem Berichterstatter. Die Leute sind in der jetzigen Zeit alle aufgeregt. Das hat aber erst der Hitler nach München gebracht. Früher war's gemütlicher. Genau so, wie dein Mann die gewohnte schöne Eintracht unserer Versammlungen durcheinandergebracht hat." „Jetzt ist keine Zeit für ein Prosit der Gemütlichkeit, Herr Pfarrer."

„Schau, Berta, den inneren Frieden wollen wir doch nicht zerstören." „Der ist längst dahin, der innere Frieden, und die ewige Unruhe ist da. Wir sind keine kleinen Kinder mehr, die das Einwiegen brauchen. Weil wir, ich und mein Mann, den inneren Frieden nimmer hatten, sind wir suchen gegangen, bis wir ihn gefunden haben — beim Hitler — jawohl, Herr Pfarrer. Seitdem sind wir wieder sicher geworden, ganz sicher. Jetzt wissen wir endlich wieder, wo man aufrichtige Menschen findet, solche, Herr Pfarrer, die, wie die ersten Christen, lieber ihr Leben lassen als ihren Glauben."

„Aber Berta, du kannst doch nicht auf den Herrgott verzichten. Das hört' sich ja an wie die reinste Ketzerei gegen die Kirche, und ich will das gar nicht gehört haben von dir, von meiner besten Schülerin, auf die ich immer so stolz war. Wenn solche Pfeiler brechen, was soll aus den andern werden? Denk doch nach, wohin das führt!"

„Mir ist nichts gebrochen, Herr Pfarrer, ich fühle mich stärker als je.“

„Denk doch dran — freilich, du bist in der jungen Ehe und bildest dir darin ein ewiges Leben ein — aber eher, als man denkt, kommt für jeden einmal die Stunde, wo er nicht ohne den Segen der Sakramente abfahren möchte von hier. Da sind die größten Helden unsicher wie kleine, furchtsame Kinder, und da ...“

Er stockte, denn ein Blick von Bertas Augen sah ihn fast mitleidig an, es schien ihm, als lache sie heimlich über seine Mühe. Ganz schalkhaft leise kicherte sie dabei, als sie sagte: „Der Hans hat gar nicht so unrecht, wenn er meint, ein politisierender Geistlicher ist in einer üblen Lage, denn er weiß nie, wo der Seelsorger aufhört und der Politiker anfängt. In der Versammlung predigt er meistens, und auf der Kanzel fängt er mittendrin das Politisieren an.“

„Berta“, warnte die Mutter, „das sagt man doch nicht!“

„Gelt, der Mutter wird's auch schon zu bunt“, knüpfte der Pfarrer geschwind an und nickte: „Gut also, wer nicht hören will, muß fühlen. Ich seh' schon, daß ich ein wenig tiefer hineinlangen muß, ein wenig an eine gar nicht so lang hergewesene Zeit erinnern, wo der Herr Pfarrer gut genug war, der verzweifelten Berta einen Gefallen zu tun, den er besser nicht getan hätte. Damals, als der Mann hinter Schloß und Riegel war. Ja ja, die Zeiten ändern sich, aber der Charakter soll sich nicht ändern, mein' ich halt, wenn man noch Respekt haben soll davor. Ausgerechnet derselbe, der einer bestimmten Partei viel zu verdanken hat, der besser schweigen würde, der zieht über sie los wie ein Pandurenoberst über die Bauern. Ja ja! Wenn's einem gut geht, da hat man die schlechten Zeiten schnell vergessen.“ Nachdenklich nickend schnupfte er eine Prise dazu und merkte mit befriedigter Miene, wie Berta bleich geworden war und den Kopf sinken ließ.

Wie sie wieder aufschaut in der erwartungsvollen Stille, glühen ihre Augen unheimlich entschlossen. Der Herr Pfarrer merkt es gar nicht gleich, weil sie die Schatten ihrer Wimpern darüber senkt, und fährt nun besorgt liebevoll weiter, das warmglühende Eisen zurechtzuhämmern: „Ich hab' ja schon lang drauf gewartet, daß dein Mann einmal

kommt, daß man ein Wort mit ihm reden könnte. Er ist ein Prachtkerl, geb' ich zu; nur politisch verwildert, in schlechte Gesellschaft geraten, was ja vorkommen kann. Das läßt sich ändern. Ich hab' auch gehört, daß er was los hat in seinem Beruf. Respekt, wenn einer was kann. Aber man sollt' nicht vergessen, daß man eine Familie hat, daß Kinder kommen, die anständig erzogen werden sollen. Und daß man seinen Namen und den seiner Angehörigen nicht in Verruf bringen darf mit Reden, die andere, gutmeinende Menschen kopfscheu machen. Wenn man so einen besonderen Beruf hat, muß man sein Maulwerk im Zaum halten und erst wohl überlegen, was man sagt, und zu wem man es sagt. So ein Beruf verlangt Verbindungen — und die sind halt nun einmal aus ganz natürlichen Gründen in unserer Partei.

Man kann oft durch ein empfehlendes Wort viel Nutzen stiften, noch dazu, wenn einer das Zeug mitbringt, eine Empfehlung nur angenehm zu enttäuschen. In einer großen Partei sucht man nach jungen, guten Kräften. Da sind auch Aussichten auf eine glänzende Laufbahn, wenn einer versteht, auch der Partei dabei zu nützen. Noch dazu, wenn einer Talent zum Reden hat. Natürlich muß er sich erst einarbeiten in das Labyrinth, das die Politik halt einmal ist. Nicht bloß drauflosfetzen, als ob lauter Dumme vor einem sitzen würden, die nichts weiter verstehen. Aber das ist nicht klug, gegen den Fels Petri anzurennen, da rennt man sich nur den Schädel ein. So, das kannst ihm sagen.

Und daß man bei uns den Haß nicht kennt, den unchristlichen Haß unter den Menschen. Über einen verlorenen Sohn, der reumütig zurückkehrt, ist mehr Freude als über neunundneunzig Gerechte. Ich bin jederzeit für ihn zu sprechen, wenn er sich's überlegt hat und ins Pfarrhaus kommen will. Von uns tragt ihm keiner was nach, so sind wir nicht. Ja — und dann will ich wieder gehn."

Lächelnd erhob er sich und fragte ermunternd: „Na?"

„Er kommt nicht, Herr Pfarrer!" sagte Berta bestimmt und schüttelte den Kopf.

„Du mußt doch erst mit ihm reden!"

„Ist nicht nötig. Er wird höchstens sagen: Die Freiheit verdanke ich ihnen zwar, aber es war nicht mehr als recht

und billig, denn ich verdanke ja der gleichen dummen Regierung meine Strafe für etwas, das kein Unrecht war. Wofür ich in einem anderen Land einen Orden bekommen hätte. Über das Angebot für sein Vorwärtskommen würde er nur lachen, wie er den Freimaurern ins Gesicht gelacht hat, als sie ihm viel mehr boten. Er wird sagen: Meine Gesinnung ist so teuer, daß sie mir keiner abkaufen kann."

„Das sind großartige Redensarten, Berta, das Tor zum Erfolg ist eng und niedrig, da hat sich noch jeder hohe Herr bücken müssen." „Er wird zu stolz sein, sich deswegen zu bücken." „Ja, dann kann ich ihm halt auch nicht helfen, wenn er ein Außenseiter bleiben will und mit seiner Familie dann auf den Hund kommt. Ich hab' meine Pflicht und Schuldigkeit getan. Mir tut es nur leid um dich und um die Schande, die er auf deine Familie bringt." „Es ist keine Schande, Herr Pfarrer, unsere Kinder werden's uns einmal danken, daß wir so waren."

„Berta, dein Stolz wäre wirklich einer besseren Sache wert." „Es gibt keine, die besser wäre als die unsrige, Herr Pfarrer." „Ja, dann bin ich wirklich überflüssig", schüttelte er besorgt sein Haupt und ging mit brummendem Gruß zur Türe. Dort wendete er sich noch mal um und sagte: „Trotzdem bin ich jederzeit zu sprechen für eins von euch, wenn ihr meinen Rat braucht." „Wir auch, Herr Stadtpfarrer!" Kopfschüttelnd ging er fort. Und ebenso kopfschüttelnd ging ihre Mutter und ließ Berta allein.

Sie saß lange am Fenster, die Hände im Schoß, und spielte gedankenlos mit den Fingern. Die Augen brannten ihr vor Empörung, und das Herz war ihr hart und versteinert, daß sie nicht einmal weinen konnte, so stark war ihr Trotz. Ein Lied ging ihr durch den Kopf, sie hatte es gestern zum erstenmal gehört, als Hans und seine Kameraden es unten im Nebenzimmer der Gaststube sangen. Es fiel ihr nur der Anfang ein, und in Gedanken sagte sie immer wieder den Satz sich vor: „Wenn alle untreu werden, so bleiben wir doch treu — so bleiben wir doch treu." Bis er endlich heimkam und ihr über die Haare strich, daß ihr das salzige Wasser die Wangen netzte. Und endlich konnte sie erzählen.

„Habe ich es recht gemacht?“ fragte sie dann, daß ihm ein warmer Schein übers Gesicht flog. „Wie ich es von meiner Frau erwartet habe“, sagte er und rückte an ihre Seite, damit er seinen Arm um sie legen konnte und ihrem Mund recht nahe war.

„Schau, schau“, meinte er nach einigem Sinnen, „jetzt fallen sie von allen Seiten über uns her. An die Frauen machen sie sich heran. Da bist du nicht die erste, dem Sepp seiner Frau hat ein eifriger Kaplan aufgetragen, sie muß ihm das Ehebett weigern, bis er anders wird, weil das sonst Sünde wäre. Aber sie hat dann ganz lustig gesagt, nach dem Himmel, in den ihr Mann nicht kommt, hat sie gar keine Sehnsucht.“

Da muß Berta so herzhaft lachen, daß aller Druck von ihrem Herzen weicht, und so lachen sie sich eine Weile an, bis die Spieluhr anschlägt und Berta entsetzt auffährt: „Mein Gott, jetzt habe ich ganz auf das Kochen vergessen.“ „Drum ist die Politik nichts für die Frauen“, spaßt er, daß sie ihm lachend eine Nase dreht.

Es sind noch keine acht Tage vergangen, da erscheint unerwartet Bertas Schwester, die mit dem Otto verheiratet ist, zu Besuch, und ist ganz zuckersüß freundlich, wie es denn gehe, und daß sie leider so wenig Zeit hätte, hier und da einmal über die Straße zu kommen. Was sich aber jetzt ändern müsse. Man kann doch die Schwester in den letzten Wochen vor dem Kindbett nicht so allein lassen, und vor der Mutter geniere man sich doch ein wenig, nicht wahr. Da gehört die Schwester her. Und nach den Wochen muß Berta mit in den Mütterverein kommen. Ach, da sind so nette und nur hochanständige Frauen, alle Wochen einmal ein Vortrag über christliche Kindererziehung mit Aussprache, hochinteressant! Man hat ja gar keine Ahnung, welchen Gefahren so eine junge Menschenblüte ausgesetzt sei.

Die Männer haben meist nicht das richtige Verständnis für eine richtige Erziehung. Sie sind ja so lax in der Ausübung ihrer Christenpflichten, daß sie sich nicht einmal bewußt sind, was es für eine Gefahr ist, wenn ein Kind in der Simultanschule mit Protestanten beisammensitzen muß. Da muß die Frau wach sein, wenn die Männer in religionslosen Parteien sind, und muß die Seele ihres Kindes

verteidigen wie eine Löwin ihr Junges. Ach, wenn man erst diese Erfahrung teuer bezahlen muß, wie sie bei ihrem Otto, der auch so ein religiös Indifferenter ist seit dem Krieg. Der Hans gar, der sich offen zu den Völkischen schlägt. Der selige Vater — Herr, gib ihm die ewige Ruhe — hätte ja nie und nimmer zugelassen, daß die Berta in so ein Unglück kommt, aus einem gut christlichen Haus heraus geboren — und jetzt deuten alle mit dem Finger drauf. Ach, du lieber Gott, wer hätte sich das träumen lassen. Man muß sich ja in Grund und Boden schämen, wenn es heißt, Sie sind doch eine Schwester zur Frau Krafft? Das beste ist, in aller Öffentlichkeit deutlich abrücken von der politischen Haltung des Mannes, und deswegen muß Berta in den katholischen Mütterverein eintreten. Dann fällt auf sie wenigstens kein schiefes Licht, wenn sie mit dem Verein zur monatlichen Generalkommunion geht. Und durch stilles Dulden könnte man den härtesten Mann bezwingen. Denn das Harte erstickt im Weichen."

Berta sagte nur gelassen: „Mütterverein nennt ihr das? Ich danke für diese Schlangenbrut. Und wenn deine Besuche so selten bleiben wie seither, ist es mir nur angenehm."

Schon einige Tage hernach kamen die Frauen vom Lenz und Michl, die gleich offen sagten, daß der Herr Pfarrer in sie hineingeredet hat, es sei ihre Christenpflicht, der Berta beizustehen, daß sie den Verruf von der Familie nehme, weil nicht bloß Berta und ihr Mann, sondern alle darunter leiden müßten. Alles, was recht ist, der Hans soll doch vernünftig sein. Ein anderer rennt sich die Haxen ab, bis er solche gesicherte, einträgliche Verbindungen erwischt. Was sie denn denke, wenn sie einmal in Not käme, was gar nicht von der Hand zu weisen wäre bei solchen Zeiten, ob sie da vielleicht auf Hilfe rechne bei Verwandten? Die selber zu raufen haben, um über Wasser zu bleiben. Und was ist dann, wenn ihm einmal gar etwas passiert? Bei dieser Partei kann das jeden Tag sein. Dann steht sie allein da mit dem Kind und kann betteln gehen. Das ist verantwortungslos, daß so einer überhaupt heiratet, wenn er ein Radl zuviel im Kopf hat. Allgemein ist man ent-

täuscht, wie sich der Hans entpuppt hat. Es ist Zeit, daß er Vernunft annimmt.

Sie waren im besten Redefluß, als Hans dazukam, und wollten sich eilig wieder empfehlen. Hans wußte es aber geschickt zu verhindern, denn er hatte die Schönwirtin um die beiden Männer der Besucherinnen geschickt. „Was pressiert denn so? — Was ist denn eigentlich los?“ schnauften die überraschten Schwäger herbei.

Dann hatten sie aber einige Stunden Zeit, sich auszuschnaufen. Und am andern Tag klopften der Lenz und der Michl im Pfarrhaus an und sagten dem Herrn Pfarrer so mancherlei. Wenn er was zu sagen habe, dann solle er ruhig kommen, aber wenn die Männer daheim sind, sonst sehe es so aus, als ob der Herr Pfarrer sich zum Hetzen hinter die Weiber stecke und den Frieden in den Familien stören wolle. Und überhaupt brauche sich der Herr Pfarrer nicht wundern, wenn immer mehr von den anständigen Bürgersleuten der Volkspartei ausweichen. Wenn schon das Pfarrhaus nur noch bei den Juden einkaufen lasse, und die christlichen Geschäftsleute nur noch zum Beitragzahlen und zum Stiften gut genug seien. Zur Weihnachtssammlung habe man sie alle gefunden, zur Ostersammlung für die Armen auch. Und dann habe man ihr gestiftetes Geld zum Juden getragen und dort damit eingekauft.

Ob denn zum Beispiel nur der Wein von einem Juden für das heilige Meßopfer tauge und der christliche Wein nur zum Gurgelwaschen? Dann sei es bald so weit, daß die Juden in die Kirche und die Christen in die Synagoge gehen können. Deswegen müßte auch der Herr Pfarrer die Altardecken, die der Katzenel gestiftet hat, zurückweisen. Das gäbe einen netten Skandal, wenn das die Nationalsozialisten ins Ohr kriegen.

Der Herr Pfarrer tobte zwar über diese Ungehörigkeit und jammerte über die bösartige Verkennung seiner Liebe zu seinen Schäflein. Einen Unterschied in der Parteizugehörigkeit mache er überhaupt nicht. Wo sich Mißstände eingeschlichen hätten, werde er rücksichtslos durchgreifen. Gerade in so einer aufgeregten Zeit! Hätte man denn schon vergessen, daß er damals nach der Räterepublik für so viele Verhaftete der Roten Armee eingetreten sei? Obwohl man

die Geistlichkeit auf die Liste der Geiseln gesetzt hatte. Er liebe alle seine Schäflein, am meisten die verirrten. Jesus, der gute Hirt, sei ihm das schönste Vorbild.

Als der Lenz und der Michl von ihrem Besuch im Pfarrhaus berichteten, hat die ganze „heidnische" Korona ganz abscheulich gelacht.





Terror

Erst hat sich herumgesprochen, daß zur Schande der ganzen Einwohnerschaft nun auch schon in dieser Hochburg des Proletariats Menschen sind, die so verkommen wären, sich zu Verrätern an der Arbeiterschaft herzugeben. Und jetzt spricht die Bürgerschaft mit Abscheu davon, wie man nur so wenig Charakter besitzen kann, diesem Zirkusclown Hitler nachzulaufen. So ein Mensch wäre ja geradezu gemeingefährlich und gehöre von Rechts wegen nach Eglfing ins Narrenhaus. Bürger! — Abstand nehmen!

Die Proleten aber freuen sich, daß sie nun endlich die Burschen herausbekommen haben, die bisher selbstredend zu feige waren, sich öffentlich zu stellen. Jetzt wird man wenigstens bald fertig sein mit dem Hakenkreuzlerspuk. Niederschlagen, wo sie sich blicken lassen, und Ruhe muß sein! Entweder hat man es hier mit saudummen Narren zu tun oder mit gutbezahlten, raffinierten Reaktionären. Als sich immer mehr herumspricht, daß einer von ihnen in einer Volksparteiversammlung schon aufgetreten ist, neigt man zur letzteren Auffassung. Na, bei den Marxisten sollen diese weißen Hunde auf Granit beißen. Diese Hakenkreuzlerprovokation muß so beantwortet werden, daß ihnen ein für allemal die Lust vergeht zum weiteren Provozieren.

Was? Der Krafft ist der Häuptling von dieser Bande?

Da habt ihr es wieder, der gleiche weiße Hund vom Mai neunzehn. Da seht ihr, was diese Hitler-Lausbuben wollen. Arbeiter ermorden! Genossen! — Augen auf!

Wenn Berta einkaufen geht, hört sie, wie die Weiber über sie zischeln und oft genug laut drohen, was ihr noch blühen wird. „So, das ist das Mensch von dem? Einer von uns war ihr ja nicht gut genug, ein Arbeiter. — Der Hitler zahlt ja nicht schlecht für das, wenn einer fest auf die Armen einhaut."

Kein Mensch dankt ihrem Gruß, nicht einmal die Geschäftsleute. Der Krämer sagt es ihr vor allen Leuten laut ins Gesicht, daß es ihm lieber sei, wenn sie wegbleibe. Auf solche Kundschaft pfeife er. So ist es beim Bäcker, der ihr höhnisch ins Gesicht sagt, für solche Leute, die dem Hitler nachlaufen, backe er kein Brot. „Gut, wir werden es bekanntmachen bei unsern Leuten", sagt Berta zu ihm und geht. Der Milchhändler, den sie gleich direkt fragt, ob er mit Hakenkreuzlern kein Geschäft machen will, lacht sie erstaunt an: „Ich frage nicht nach der Partei, sondern nach dem Geld, liebe Frau Krafft." Im Tabakladen fragt Berta genau so, und als der Händler sich windet und verlegen auf andere, im Laden stehende Kunden blickt, sagt sie: „Wir wollen nicht schuld sein, daß Ihr Geschäft durch unsere Kundschaft leidet, es gibt auch anderswo was zum Rauchen." So macht sie es in allen Geschäften, und es wirkt, daß sie manchmal hört, wie die Geschäftsleute in ihrer Anwesenheit bitten, die verehrten Kunden möchten doch politische Gespräche beim Einkauf unterlassen.

Aber der Haß glimmt weiter. Sie spüren doch allenthalben die tödliche Verachtung der Nachbarn, sie spüren das Absondern und Aus-dem-Weg-Gehen alter Bekannter, und wie die Leute auf den Straßen stehenbleiben und ihnen nachsehen oder ein Schimpfwort nachrufen und ausspucken. Jedesmal ist es ein peinlicher Spießrutenlauf für Berta, wenn sie über die Straße muß. Das hilflose Weib lassen sie fühlen, was sie nicht wagen, dem vorübergehenden Krafft nachzurufen, der nicht so aussieht, als ließe er sich das ruhig gefallen.

„Schade um diesen Menschen, daß er beim Hitler ist", meint der Installationsgeschäftsinhaber Huber einmal zum

Friseur Weinzierl unter der Ladentüre, der antwortet: „Ich versteh' auch nicht, wie man sich in dieser Lage nur so exponieren kann." „Wie leicht kann dem passieren, daß ihn einer ab..." „Ja, der spielt mit seinem Leben", raunt der Friseur und flüstert näherkommend: „Beim Haarschneiden reden sie bei mir offen darüber, daß es gar nimmer lang dauert." Gewichtig sinnend meint der Installateur: „Wär' ewig schad' um den Menschen, man sollte ihn warnen." „Wer?" „Wer soll's tun? Ich kann's nicht riskieren — wegen meiner Kundschaft." „Ja, das wird sich halt jeder sagen müssen."

*

Am Vorabend zum ersten Mai rüstet die Vorstadt zum Weltfeiertag des Proletariats aller Länder. Riesige Plakate fordern an den Säulen: Heraus auf die Straßen zum Protest gegen den Faschismus! Erklärt euch solidarisch mit den blutig unterdrückten Sozialisten Italiens. Deutschland muß frei bleiben vom Blutwahn der Hitler-Faschisten. Jagt die Arbeitermörder zurück in ihre Löcher, duldet nicht, daß die Republik ein Dorado wird für Hasardeurgenerale. Noch sind die Gebeine der Millionen hingeschlachteter Proletarier nicht vermodert. Nie wieder Krieg! Für Weltfrieden und Völkerversöhnung, für Aufbau und Achtstundentag, für den Ausbau des Betriebsrätegesetzes der Reaktion zu einem Arbeiterschutzgesetz. Fort mit dem § 218 und ähnlichen bourgeoisen Strafen, tretet ein für die Freiheit vom Zwang überlebter Behinderung der freien Liebe beider Geschlechter. Vollendet die Revolution bis zur Erfüllung aller Forderungen des Proletariats. Nach der Kundgebung Aufmarsch aller Sektionen und Belegschaften zu den Gräbern unserer Gefallenen der Räterevolution. Rote Fahnen heraus! Zeigt die neuen Farben der Republik!

Nieder mit der Reaktion! Es lebe der freie Volksstaat der Arbeiter. Es lebe die Weltrevolution!

Als Berta vom Einkaufen durch das Gedränge heimkehren will, wird sie an diesem Vorabend häufiger denn je angepöbelt. An der Straßenecke lümmelt der übliche Haufe junger Früchterln herum, die den ganzen Tag in süßem Nichtstun verbringen bei weisen, revolutionären

Sprüchen. Kein Mensch weiß, wovon eigentlich diese Avantgarde der ewigen marxistischen Revolution sich nährt. Manchmal verschwindet zwar eine dieser Gestalten auf einige Monate oder noch länger hinter Schloß und Riegel, und längst vergessene Verbrecherköpfe tauchen für eine Weile der Freiheit an der Ecke wieder auf. Nach einer der üblichen Razzien der Polizei bleiben sie gewöhnlich tagelang unsichtbar, um dann allmählich wieder aufzutauchen im Licht der Öffentlichkeit.

Beim Einbruch der Dunkelheit, wenn ihre Freundinnen auf der Pirsch nach zahlungskräftigen Liebhabern durch die Straßen streichen, verschwinden sie, um ihr Amt der Zuhälterei von dunklen Hofeinfahrten und engen, düsteren Nebenstraßen aus zu versehen. Schlechten, unwilligen Zahlern quittieren sie dann mit einem Messerstich oder einer Kugel. Es ist gar nicht mehr aufregend, wenn nach Mitternacht ein geller Schrei und eilende Schritte oder der Knall eines Schusses lärmendes Streiten beendet. Das ist man längst so gewohnt wie das nächtliche Grölen Betrunkener und das flötende Signal der Polizei um Beistand bei hetzenden Jagden nach einem Verbrecher...

„Da kommt ja das Hitler-Mensch!" sagt einer und stellt sich herausfordernd vor Berta in den Weg, die Hände bis zu den Ellbogen in die Hosentaschen versenkt. Sie weicht zur Seite, aber ein anderer grinst sie aus triefenden Syphilisaugen an und plärrt: „Einen dicken Bauch haben ihr die Hitler-Buben gemacht. Was wird's denn? Ein Großkapitalist oder ein Puffmädel?" Dreckiges Lachen schlägt ihr entgegen. Sie wendet sich und will über die Straße ausweichen. Wenn ihr nicht grausen würde, hätte sie ihre Krallen über diese Satansfratze gezogen.

Ringsum bleiben die Leute stehen und grinsen schadenfroh. „So, haben sie s' einmal, die hochnasete Hitler-Madam", kreischt ein hageres, dreckiges Weib, und eine andere keift: „Reißt ihr doch das Gewand 'runter, die ist auch nichts Besseres wie unsereiner." Der Strolch mit den Händen in der Tasche plärrt aber: „Machts euch die Finger nicht dreckig!" und rempelt die verwirrte Berta mit dem Ellbogen unvermutet in die Seite, daß sie am Randstein ausgleitet und auf die Straße fällt. Unterm Hohnlachen der ganzen Gesell-

schaft stößt er sie noch mit dem Fuß in die Seite und sagt dreckig: „Da kannst liegenbleiben, bis d' katzelt hast!" Und ringsum johlt alles vor Vergnügen über diesen großartigen Witz, was aber der Täter mit hoheitsvoller Miene wie ein gefeierter Künstler erträgt, der solchen Beifall gewohnt ist.

„Schau, daß d' in Schwung kommst! Zier dich nicht so", keift das eine Lasterweib auf die sich schwerfällig erhebende Berta ein. „Du Arbeiterfeindin, du! Umbringen könnt' ich dich, umbringen ...!"

Der Herr Friseur Weinzierl hat es von seiner Ladentüre mit angesehen. Fast sieht es so aus, als wollte er helfen, die stöhnende Frau aufzurichten, aber der Herr Nachbar Huber vom Installationsgeschäft warnt ihn noch rechtzeitig: „Vorsicht, Herr Weinzierl! Vorsicht!" Herr Weinzierl aber tut ganz entrüstet: „Sie denken doch nicht ...? Ich werde mich hüten als Geschäftsmann. Was gehen mich die politischen Auseinandersetzungen an." Und er sieht auch gleich ein, wie klug es war, denn der Täter betritt großspurig seinen Laden und sagt gebieterisch: „Rasieren!" „Sofort der Herr, bitte Platz nehmen, bitte sehr!" Und während er das Verbrechergesicht einseift, guckt er rasch durch die Auslage auf die Straße, wo das dreckige Weib noch immer der todbleichen, über die Straße wankenden Berta nachschimpft. Da! — der Herr Friseur fährt zusammen vor Schreck — beinahe wäre die Verfolgte unter ein Lastauto gekommen. „Fahr sie doch zusammen, ist nicht schad' um das Hitler-Mensch!" brüllen die Stenzen dem erschrockenen Fahrer zu, der von seinem Sitz aus der schwankenden Berta nachschreit: „Wennst besoffen bist, bleibst daheim und störst nicht den Verkehr!"

„Was ist denn schon wieder?" frägt der Kunde den zitternden Friseur. „Ach, nichts! Überfahren wäre sie bald worden." „Wär' doch nicht schad'!" lachte der Kunde und meinte dann, in den Spiegel blickend: „Nicht so weit einseifen, ich möcht' mir einen Douglas-Fairbanks-Schnurrbart stehen lassen." „Wie der Herr wünschen, bitte sehr."

Ein Schutzmann kommt um die Ecke, sieht den Menschenauflauf und biegt gleich wieder zurück. Er muß sich erst überlegen, was er da tun soll. Wegen einer Frau? Das

Wort „Hitler-Mensch" hat er aufgefangen. Und morgen ist der erste Mai. Sich da einmischen? Wo die Schutzleute sowieso einen harten Stand haben in diesem Stadtviertel. Wenn er um einige Minuten später gekommen wäre, hätte er gar nichts mehr gesehen. So ist es besser, er schreitet gemessen mit der ganzen Wucht seiner Autorität einmal um den Häuserstock herum, dann wird er schon sehen. Wie er endlich in die Straße einbiegt, braucht er nur noch das inhaltsschwere Dienstwort sagen: „Weitergehen bitte — weitergehen!" Die Menge folgt, und die segensreiche Ordnung ist ohne Gebrauch schweren Nachdrucks wiederhergestellt. Und alles ist nicht einmal eine Meldung wert.

Derweil sitzt auf den ersten Stufen der Treppe eine todbleiche, junge Frau und stöhnt vor Schmerzen und krampft die Finger um den wie von Messern zerwühlten Leib. Der kalte Schweiß klebt am Körper, und wenn sie, sich ans Geländer klammernd, über die Stufen emporschleppen will, bricht sie zusammen, und die Finger sind lahm und die Glieder ganz ohne Kraft, als ob sie überhaupt nicht da wären. Ein kleines Mädel hätte so gerne der armen, schönen Frau geholfen, wenn es nur wüßte, was es tun soll. Es weint vor Ratlosigkeit, weil die bleiche Frau so stöhnt.

Oben sind die Nachbarinnen ans Treppengeländer getreten und tuscheln neugierig miteinander. Keine kommt herab, der armen Frau zu helfen. Der Herr Haberl ruft barsch seiner Frau zu: „Gehst gleich herein, das geht uns nichts an." Und der Herr Werner sagt zu der seinen: „Du auch, marsch! Von mir aus kann sie ruhig verrecken. Ein echter Proletarier darf so einer nicht helfen."

Da kommt eine Frau zur Haustüre herein, die suchend umherblickt. „Mama!" weint das kleine Mädel, läuft ihr entgegen und meint, endlich ist Hilfe da. Aber die Frau sagt zankend: „Bankert, elendiger, gehst gleich heim!" Und knufft das kleine Mädel in die Seite. „Das geht uns nichts an! Dein Vater gibt dir eine ordentliche Tracht Prügel, wenn er's erfährt."

Dem Sepp seine Frau hat vom Fenster aus gesehen, wie sich an der Haustüre bei Kraffts Wohnhaus die Menschen gedrängt haben und sagt es dem Sepp, der sich gerade wäscht. Noch naß fährt er in seine Joppe und rennt die

Treppe hinab, saust über die Straße voller Ahnung, daß es sicher was mit Krafft gegeben hat und erschrickt, wie er die Berta auf der Treppe im Schmerz sich winden sieht. „Ist denn kein Mensch da?“ brüllt er. „Läßt man die Frau einfach so liegen?“

Aber er kann sich schon denken, warum. Während er die schwere Last keuchend über die Treppe hinaufschleppt, stammelt er fast heulend vor Wut: „Das ist euch nicht geschenkt, wartet nur! Verrecken sollt's alle miteinander in eurem Dreck, Gesindel, hundsheiternes. Euch helfen? Euch? Ihr wollt's ja nichts anders. So verreckt doch, ihr seid nicht mehr wert.“

Er pumpert mit den Füßen an die Türe zu Kraffts Wohnung. Kein Mensch ist daheim. Da wirft er sich mit der jammernden Frau auf den Armen mit seinem Rücken dagegen, daß der Riegel aufbricht. Taumelnd kann er sich gerade noch derfangen, daß er nicht hinfällt, und läßt Berta vorsichtig auf das Sofa nieder. Sie macht ja die Augen auf, sie lächelt, daß dem Sepp ganz weinerlich zumute wird, wie sie sagt: „Ich mein', jetzt geht's dahin, ein bißl frühzeitig.“ Er weiß nicht recht, was er da tun soll, er wird am besten seine Frau holen und die Hebamme, und ein Arzt muß her. Die Mutter ist natürlich auch nicht daheim, die muß am Friedhof mit anderen alten Klageweibern ratschen, daß halt das Sterben doch so eine ungewisse Sache ist, und derweil liegt ihr Kind so da.

Der Sepp rennt zum Nachbarn und läutet: „Schnell einen Arzt holen!“ sagt er zur Frau Haberl. Aber der Herr Haberl greift über seine Frau weg und macht die Türe achselzuckend wieder zu. Er läutet beim Werner und keucht wieder: „Schnell einen Arzt!“ Der Herr Werner sagt nur kalt: „Bei mir ist niemand krank“, und will zumachen, aber da packt ihn eine Faust an der Gurgel und zerrt ihn heraus auf den Podest, wo dem Herrn Werner plötzlich grün und dunkel vor den Augen wird. „Vielleicht brauchst jetzt selber einen“, schnauft der Sepp und wirft ihn in die Arme der entsetzten Frau Werner zurück. Gerade will er einen Stock höher, da hört er seine Frau, die ihm nachgelaufen ist: „Sepp!“ „Gott sei Dank, Fanny! Dem Hans seine Frau, ich weiß nicht, was passiert ist. Schnell einen Arzt.“ Seine

Frau aber meint: „Lauf selber, ist doch gescheiter, ich bleib' da!"

Da wundert er sich, was er doch für eine kluge Frau hat, und rennt eifrig davon. Bis er wiederkommt, hat sich Fanny schon die Ärmel aufgestülpt, ein Feuer gemacht, und Berta liegt schon im Bett. „Mach, daß du die Hebamme holst", lacht seine Frau, und das hört Krafft, mit dem er unter der Türe zusammenprallt. „Hans, der Storch kimmt!" lacht er den verwunderten Krafft an, der aber meint: „Das gibt's doch nicht, der ist ja um vier Wochen zu früh dran." „Wenn ich dir sag'! Meine Frau kennt sich doch aus, wenn's dahin geht."

Ungläubig tappt Krafft ans Bett seiner Frau und klammert sich an die Lade: „Berta — ist's wahr?" „Ja, Hans!" lächelt sie schmerzlich. „Warum denn so früh?" „Gefallen bin ich — drunten, auf der Straße." Jetzt kann er sie Gott sei Dank gerade ansehen und steckt dann sein erglühendes Gesicht in die Decke, weil er sich jetzt schämt. „O du dummer, dummer Bub!" flüstert sie und freut sich doch, daß es ihm gleich so herausgefahren ist, daß er sich nicht verstellen kann. Und dann kann er sie ganz glücklich anlachen und ihre wirren Haare aus der Stirn streichen und immer wieder sagen: „Bin ich ein Hornochs, ein Esel, ein Rhinozeros — Berta!" Lächelnd nickt sie zu jedem Wort und hebt ihm ihren zuckenden Mund entgegen, daß er sie ganz innig zart küssen kann.

Der Arzt kommt endlich, ein großer, blonder Mensch, der recht vertrauenerweckend aussieht. Er meint, man müßte die Frau in ein Privatkrankenhaus bringen. Als Krafft frägt, in welches, meint er, dorthin, wo er seine Patienten immer unterbringe, ins israelitische Krankenhaus. Er werde gleich für die Überführung sorgen. „Ist nicht nötig", lehnt Krafft schroff ab, „es gibt noch andere Ärzte, die keine jüdischen Heilanstalten bedienen. Entschuldigen Sie, daß wir im Eifer an die falsche Adresse kamen. Ich werde einen anderen Arzt bemühen." „Ach sooo? — Wollen Sie lieber die Gesundheit Ihrer Frau einem Vorurteil zuliebe opfern?" „Nein, erhalten, Herr Doktor. Meine Frau würde sterben vor Ekel, wenn sie ein Jude anrühren würde." „Bitte sehr, ich bin kein Jude!" „Um so trauriger." Wütend

fuhr der Arzt von dannen. Es stellte sich heraus, daß er mit einer Jüdin verheiratet war. Die Hebamme staunte erfreut, als sie danach gefragt wurde: „Endlich einmal vernünftige Menschen. Bleiben Sie ruhig im Bett, junge Frau, daheim ist für die Kinder am besten zur Welt kommen. Die Mutter ist ja gesund, und die Nacht wird mit Gottes Hilfe schon vorbeigehen. Morgen früh ist ein pumperlgesunder Prinz da. Es wird ein Bub, das kenne ich."

Die resolute, lustige Hebamme bannte mit einem Schlag die gedrückte Stimmung aus der Stube, daß man wieder an das gewöhnliche Alltagsleben denken konnte. Der Sepp meinte, daß er sich ja inzwischen leicht rasieren lassen könnte zur Feier des Tages. Bei dieser Gelegenheit kam er mit dem Herrn Weinzierl auf den Unfall zu sprechen, und weil er der letzte Kunde war, erleichterte der Friseur sein dumpfes Gewissen und erzählte, wie er gesehen habe, daß einer die Frau Krafft zum Gehsteig hinabstieß, daß sie hinfiel. „Wer?" fuhr der Sepp auf. Ja, sogar getreten hätte er noch nach der armen Frau. „Wer?" fragte der Sepp noch einmal und hielt den Arm des Friseurs im Schraubstock seiner Faust: „'raus mit der Sprache! Oder ich geh' zur Polizei." „Nein, um Gottes willen! Aber nur unter dem Siegel der strengsten Verschwiegenheit — ich muß als Geschäftsmann vorsichtig sein. Der schöne Ferdl war's, der mit dem Douglas-Fairbanks-Schnurrbart, der immer an der Ecke nebenan steht. Bei Gericht allerdings — etwas Puder gefällig?" „Einen Schmarrn, dazu brauchen wir doch kein Gericht. Aber den schönen Ferdl pudert schon einer, da warten S' nur." „Ich habe nichts gesagt", raunte ängstlich der Friseur, „fast hundert Menschen haben es gesehen." „Was bin ich schuldig?" „Rasieren, der Herr, ohne — macht gerade hundert Mark, wenn ich bitten darf. Bin so frei — verbindlichen Dank, der Herr — ein andermal wieder die Ehre."

Krafft lehnte mit dem Kopf am Fensterkreuz und trommelte an die Scheibe mit nervösen Fingern. Der neue Arzt war da und hat ihm erklärt, die Frühgeburt sei vermutlich ohne Gefahr, wenn man von den Schmerzen absehe. Aber da hätte die junge Frau so eine sonderbare blutunterlaufene Stelle an der Seite neben der Brust, die sehr schmerzhaft wäre und eine Entzündung der gerade in diesem Zu-

stand empfindlichen Brust nach sich ziehen werde. Eine kleine Operation werde kaum zu vermeiden sein. Rätselhaft, woher das käme. Vielleicht beim Fallen entstanden. Krafft kann sich immer noch nicht erklären, was es war. Es ist auch keine Zeit jetzt, seine in Schmerzen stöhnende Frau zu fragen. Er wendet sich um, der keuchende Sepp steht im Zimmer, geht ans Fenster und sagt: „Da drüben am Eck, der, der jetzt grad so elegant Zigaretten dampft, der mit dem grauen Janker, siehst du ihn?" „Ja! Was ist mit dem?" „Der war's!"

Nun erzählte der Sepp alles, und Krafft mußte sich setzen, so ist ihm der Schrecken in die Glieder gefahren. Die wehrlose Frau fallen sie an, und er hatte nie an so was gedacht; er hatte geglaubt, daß die Auseinandersetzungen mit den Roten unter Männern bleiben würden. Und jetzt sah er ein, daß er zu edel gedacht hatte von seinen Gegnern. Sie sind nicht so wie seine Kameraden. Es sind auch keine Gegner, keine Menschen mehr, sondern Verbrecher — Verbrecher — Verbrecher!

Dann geht er ans Bett seiner stöhnenden Frau und blickt sie an, wie sie daliegt in dreifachen Schmerzen — und sieht im Geiste ein dünnes, blitzendes Operationsmesser an ihrer Brust hantieren und wühlen und stechen — und sieht den Arzt mit bedenklicher Miene durch die Brille ernste Augen machen — und — da schüttelt ihn das Grauen solcher Gedanken. Er muß in ihr Gesicht blicken, dieses liebe, feine Gesicht, das jetzt ein wenig hohl und bleich geworden ist, so wächsern bleich, daß die müden Augen nur noch wie tiefe Feuer darinnen brennen, grundlos tief von innen heraus. Und doch sinken jetzt mit bleierner Schwere die Lider darüber in der Erschöpfungspause von einem Schmerz zum andern. So eilig schnell hat es die zuckende Ader am Halse, viel zu schnell für ein armes, geplagtes Menschenherz. Er weiß, daß sie wach ist mit allen Sinnen, wenn auch der Körper erschöpft zu ruhen scheint, er spürt, daß sie an ihn denkt, daß sie in ihrem Wesen und dem glühenden Sengen an der Brust noch bedrückt ist, weil sie jetzt ihm bittere Stunden bereiten muß und nicht lachen, reden und für ihn sorgen kann. Er wollte ihr was sagen, aber er geht wieder

auf leisen Sohlen vorsichtig hinaus, weil er raunende Stimmen hört, die eben gekommen sind.

Der Max und der Heinz sind es. Gerade hören sie vom Sepp, was war. Ihre fahlen Gesichter richten sich mit glühenden, unheimlichen Augen stumm fragend zu Krafft hin. „Grad wir vier Alten sind da", meint der Sepp. Und Kraffts Gesicht überzieht der Schimmer fanatischer Rachefreude, wie er zum Fenster hinabblickt und ganz leichthin sagt: „Er steht noch drunten." „Na also!" sagt der Max und spuckt in die Hände: „Pfuii! Auf geht's beim Schichtl!"

Der Heinz macht schon seinen sandgefüllten Schlauchstumpen klar zum Gefecht und fährt mit der Hand in die Schlaufe. Wo bei Krafft die Ochsenfiesel hängen, weiß der Sepp schon längst, und er läßt sie prüfend der Reihe nach durch die Luft pfeifen, bis er den mit dem schönsten Schwung unter die Joppe steckt. „Was ist mit dir, Hans?" frägt der Max, „steckst du nichts ein?" Krafft zeigt seine Fäuste und sagt: „Ich habe mir ein paar gute Haken eingesteckt, einen fürs Kinn, einen für den Magen und einen fürs Nasenbein. Wenn ich auch meine Hand morgen in einen Gipsverband stecken muß. Mit einem Trumm in der Hand tät' ich heut glatt einen erschlagen." „Du tätst nur ein gutes Werk damit", brummt der Sepp im Hinausschleichen.

Der Stehkonvent um den schönen Ferdl sieht natürlich, daß Krafft über die Straße direkt auf die Ecke lossteuert, allein, ganz allein. Daß nebenan am Schaufenster drei Herren die ausgehängten Zeitschriften betrachten, gehört zum Verkehr. „Geh, holts doch gleich die Sanitäter, daß sie ihn heimtragen können", witzelt einer. „Oder gleich den Leichenwagen", meint der schöne Ferdl, daß alle nur so hinausbrüllen, während er in seinen unergründlichen Taschen mit den Fingern das Messer in der Scheide lockert und so probeweise das Heft befühlt.

Da geht dieser Hitler-Hund vorüber und schaut sie gar nicht an, bleibt vor dem Schaukasten stehen und fängt zu lesen an, gerade so, als ob sie gar nicht da wären, sie, die Fürsten der Straße. „He! — Heil Moskau! — Hitler-Bub, rotziger, was willst denn da?" „Ich verbitte mir diese Belästigung!" ruft Krafft hallend laut, daß oben die Leute

neugierig an die Fenster kommen. „Ja, dir verbitten wir schon, protzeter Schwollkopf. Ein Hitler hat hier überhaupt nichts verloren, da sind wir Herren.“ „Ich bleibe, wo ich will.“ „Müaß ma da halt Füaß macha!“

„Enk mach ma scho Füaß!“ schrie da unerwartet einer, den sie gar nicht beachtet hatten. Und da sauste es plötzlich nieder auf ihre Schädel, da flogen sie auseinander, fielen und stolperten; Scherben klirrten, als einer mit dem Kopf gegen den Schaukasten flog, und donnernd rasselte das Wellblech der Rolladen an den Schaufenstern, als sie dagegen flogen mit den verbeulten Schädeln. Wer noch laufen konnte, riß, mit den Händen den blutenden Schädel haltend, in panischem Schrecken aus. Ein gellendes, wüstes Durcheinander zerstob so plötzlich nach allen Seiten, daß man nur noch einen keuchenden Zweikampf sah. Weiber kreischten gellend: „Ein Messer — der hat ein Messer!“ Da flog es schon klirrend über das Pflaster, ein Mensch überkugelte sich in einem Purzelbaum, und im Hinsinken gab ihm der andere einen knirschenden Hieb mit der Faust mitten ins Gesicht, daß der Gestürzte alles von sich streckte und wie leblos den Kopf hintenüberhängen ließ. Ein wüst entstelltes Gesicht mit zerknüllter Nase, überronnen vom Blut.

Krafft strich seinen zerzausten blonden Schopf aus der Stirne und sah lächelnd zu den wütend schimpfenden Genossen an den Fenstern empor. Dann machte er einen Schalltrichter mit seinen Händen und stieß mit der Fußspitze nach dem grohnenden Ferdl: „So geht es jedem, der meine Frau nicht in Ruhe läßt. Heil Hitler!“ Und in das Indianergeheul von den Fenstern, in das Johlen und gellende Pfeifen brüllten mit fanatischer Begeisterung seine drei Kameraden: „Heil Hitler! Heil!“

„So! Das war mehr wert wie eine Versammlung“, lachte der Max, und der Heinz kollerte: „Schlagende Beweise sind immer die besten.“ Der Sepp sagte gar nichts, er ließ nur seine Augen umhergehen, machte plötzlich einen Satz und hatte den Herrn Haberl beim Krawattl. Dabei verschob sich die Joppe des Herrn Haberl, und was Hartes, Eisernes guckte heraus. „Was hast denn da Schönes, Genosse?“ meinte der Sepp und zog eine fingerdicke Eisenstange mit

einer angeschmiedeten Kugel hervor. „Ganz nett!“ meinte der Max. „Probieren wir's gleich einmal aus an ihm.“ „Wir haben so noch eine Rechnung miteinander, Bürscherl“, zischte der Sepp. „Dein Glück, daß wir grad mehr als einer sind.“

Krafft schob den Sepp beiseite und trat vor den bleich gewordenen Genossen Haberl hin, der ein wenig zitterte. „Herr Haberl, wenn Ihrer Frau einmal was passieren sollte, und Sie brauchen eine Hilfe, dann läuten Sie mich 'raus oder meine Frau, wenn sie wieder gesund ist. Ich helfe Ihnen gern, einem jeden, dem ich helfen kann.“ „Ich hab' ja —.“ „Ist schon recht, Herr Haberl, ich glaub's Ihnen. Für so schlecht halt' ich Sie nicht. Da haben Sie das schöne Instrument wieder, soll wahrscheinlich eine Kurbelstange werden. Nehmen Sie's nur! Dafür könnten S' mir einen Gefallen tun, wenn S' Ihren Parteigenossen sagen — Sie geh'n doch sicher jetzt in die Sektionsbesprechung wegen morgen? — also folgendes: Ich lege niemand was in den Weg, wenn aber uns Hitler-Leuten mit solchen Kurbelstangen oder Messern aufgelauert wird, dann gibt's Sterbegelder von der Gewerkschaftskasse für die Hinterbliebenen eurer Genossen. Wer uns näher kommt als drei Schritte, der braucht gar nichts gesagt haben, dann hat er schon ein paar Löcher im Bauch. Heut' war's noch Spaß, aber das nächste Mal machen wir Ernst. Wir sind auch lauter Arbeiter, in unserer Gegend wohnen keine Kapitalisten. Für uns ist jeder andere Arbeiter kein Feind, sondern ein Bruder, solange er nicht zum Verbrecher wird. Wohlgemerkt — solange er nicht zum Verbrecher wird. Guten Abend — Herr Haberl!“

„Und wenn uns einer mit ‚Heil Moskau‘ anreden will, soll er sich zuvor einen Krankenschein besorgen, daß er gleich zum nächsten Arzt kann“, fügte der Max noch bei.

„Frech sind wir ja nicht“, meinte der Heinz schmunzelnd, als der Genosse Haberl recht artig „gute Nacht“ gesagt hatte und davonschlich. „Uns hat bloß der Hitler so verdorben, würde der Herr Stadtpfarrer sagen“, meinte Krafft lachend, „ein anständiger, feiner Bürger läßt sich doch lieber erschlagen, als daß er so weit sinkt, selber hinzuhauen.“

Wie er wieder am Bett seiner Frau saß und ihr über das

heiße Gesicht strich und auf die brennende Stelle an der Brust behutsam den Eisbeutel legte, flüsterte Berta: „Laß deine Hand, das ist so gut!" „Ja!" — meinte die Hebamme, „der Herr Gemahl hat so feine, weiche Hände." Da mußte er lachen: „O ja, erst vorhin hab' ich sie diesem Lumpen aufgelegt, daß ihm das Nasenbein dabei zerbrochen ist." Erschrocken schlug die Hebamme die Hände über den Kopf: „Mein Gott! Haben Sie die Gaudi vorhin gemacht?"

Er mußte sich über seine Frau beugen und ihr in die strahlenden Augen gucken: „Ja, Berta, ich weiß alles und hab' schon quittiert. Der Sepp und der Max und der Heinz haben mitgemacht. Darf ich sie 'reinlassen?" Sie nickte erfreut, und als die drei Kumpane verlegen an der Tür standen, lächelte sie ganz fröhlich: „Es gibt doch noch edle Ritter, die sich für die Ehre einer Frau schlagen." „Was kriegen wir dafür?" scherzte der Max. „Ihr dürft eure Tugenden dem Kleinen in die Wiege legen. Aber nur die Tugenden!"

Wie sie da spitzbübisch lachen konnten. „Das ist nicht viel, da schaut's mau aus bei uns. Sepp heißt jeder Depp", lachte der Sepp über sich selber. „Die Ritter würfeln bei so was", meinte der Heinz. „Nein!" sagte Berta leise, „es kriegt alle drei Namen, aber nennen möcht' ich es Hansl, wie mein Mann heißt." Da waren sie einverstanden, nur der Max gab noch zu bedenken: „Wenn's aber ein Mädel wird?" „Dann heißt's Hannerl!" entschied der Sepp, und sie waren zufrieden.

Flüsternd saßen sie in der Stube draußen und ließen sich nicht vertreiben, falls doch noch was zu tun wäre. Wie einmal das Klagen schmerzlich von nebenan ganz dünn durch die Wand drang, mußte der Max seufzen: „Lieber zehn Straßenschlachten als einmal ein Kind bringen müssen."

Dann wieder verwunderte sich der Sepp: „Ist schon komisch, beim Hans muß alles errauft werden, sogar unsere Verwandtschaft. Was geben wir denn als Patengeschenk?" „Einen Gummiknüppel", kicherte der Max. „Und einen Wotansbart", ergänzte der Heinz. „Ja", meinte der Sepp, „dann muß ich ein Abonnement auf die ‚Münchener Post' stiften für Windeleinlagen — zum Draufpfeffern." Da konnten sie wieder in ihren nicht vorhandenen Bart kud-

dern, bis endlich der Heinz leise schimpfte: „Kindsköpfe! In der ernstesten Situation müßt ihr noch lachen — und zuletzt noch am Galgen.“ „Wennst da auch so ein dummes G'frieß machst, kann ich mir halt nicht helfen.“

Dann sind sie aber doch eingeschlafen, die Ellbogen am Tisch aufgestemmt für den schweren Kopf, und wurden erst lang nach Mitternacht wieder wach, als der Hans mit glücklichem Lachen ein quäkendes, zappelndes Menschlein vor ihre verschlafenen Augen hielt: „Ein Bub — ein Prinz!“ „Na deswegen brauchst nicht gleich weinen!“ lachte der Max, als er das Wasser in den glücklichen Augen des Vaters sah. „Ecce homo! — sehet, ein Mensch!“ staunte der lange Heinz, und der Sepp lachte: „Wegleugnen kannst dich nicht von dem.“

Sie drängten sich um die Wanne beim Baden und lachten, als der Knirps sich schon mit den Händen an den Rand klammerte und meckerte. „Schau nur, kaum fünf Minuten alt, und hat schon Angst um das bisserl Leben“, philosophierte der Heinz, und der Max konstatierte: „Von seiner Verwandtschaft will er nichts wissen, der Lausbub, mich hat er mit der Hand abgewiesen, und nach euch zwei Raubrittern hat er mit den Haxen gestrampelt: Druckt's euch.“ „Ja, druckt's euch!“ fiel die Hebamme ein, „und holt den Arzt.“ „Ich geh'“, meinte der Max, aber der Sepp lachte: „Du weißt ja gar nicht, wo er wohnt, ich hol' ihn.“ „Gehn wir alle drei, daß keiner zu kurz kommt“, entschied der Heinz. „Jetzt soll noch einmal einer Hitler-Bub zu mir sagen, wo ich regelrecht ein Pate bin.“ „Wie spät ist es denn? Was, halb drei? Der erste Mai schon! — Sauber! Muß einmal wegen dem Lausbuben das ganze Volk Feiertag machen.“

In der Stube aber lag erschöpft die junge Frau und horchte ins neue Leben hinein, als wäre sie selbst erst geboren worden. Sie hielt das kleine, strampelnde Ding an der Seite und sah es an. Ach Gott, nun war der düstere Weg der Schmerzen durchschritten, der so schwer und voller sonderbarer Empfindungen war, die man nicht sagen kann. Denn es war eine andere Welt, ein anderes Dasein als sonst, in dem eine Mutter eine neue Seele von der ihren losringt. Ein leidenschaftlich heißes Wollen, ein Ringen mit jener tief geheimnisvollen Kraft, die man mit der

plumpen Zunge Gott nennt, und die das Weben des Urwesens allen Lebens ist. Nur Mütter dürfen in diesen endlosen Abgrund hinabtauchen und wieder ans Licht der Sonne schweben.

Sie lächelt wieder nach versunkenen Stunden tiefen Schlafes, als längst die Sonne durch die Vorhänge gedämpft in die Stube dringt und mit ihr der Brodem drängender Menschenmassen, lärmendes Durcheinanderrufen und abgerissenes Singen: „Brüder, höret die Signale — auf zum letzten Gefecht! Die Internationale erkämpft das Menschenrecht."

Das Menschenrecht, denkt Berta, das wird woanders erkämpft. Jede Mutter müßte wissen, woher das Recht kommt, Mensch zu sein. Nicht von hier, sondern von drüben, woher die Kraft kommt, überhaupt Mensch zu werden. Ah, wenn nur die Menschen Menschen blieben, dann hätten sie auch ihr Recht noch, das ihnen vom Ewigen mitgegeben ist. Sie werden aber schlimmer als Tiere und verlangen das Recht, das nur Menschen gebührt.

Hans steht am Fenster und blickt auf das Gewoge in der engen Schlucht der Straße mit dem flatternden Wald der roten Fahnen. Er sagt zu ihr herüber: „Berta, weißt du, was das schändlichste ist bei diesem Aufzug? — Die Weiber! Da kommen sie daher im blanken Badeanzug als Sportlerinnen und tragen doch nur lüsternes Fleisch zur Schau. Ein widerlicher Markt. Hier hat der Sport seinen Sinn verloren, man sucht ja auch was anderes als Sport an diesen sich preisgebenden Weibern. Nun kommt eine Gruppe mit roten Kopftüchern, weißen Blusen und schwarzen Röcken, Kommunistinnen, aber schwarzweißrot! Spotten ihrer selbst. Natürlich ein Transparent gegen den Paragraphen 218. ‚Erkämpft das Menschenrecht', singen sie, und fordern gleichzeitig, daß man es preisgeben soll. Für die freie Liebe beider Geschlechter, heißt es da, also wieder ein Menschenrecht zertreten. Eigenartig, die Weiber fordern das. Die Männer tragen solche Aufschriften nicht mit."

„Es muß ja so sein, Hans. Wenn sich die Weiber nicht selbst preisgeben, bedeuten alle Forderungen der Männer nichts. Ein Mann wird nie Herr über ein Weib, wenn es nicht selber will, daß er es wird."

Er gibt aber keine Antwort, denn unten auf der Straße ist eine Stockung eingetreten, die Demonstranten schieben sich zum Knäuel zusammen. Ein Auto kommt aus der Seitenstraße und hält an. Nun ist einer auf das Dach gestiegen und winkt mit den Armen, daß Ruhe eintritt. Jetzt spricht er. Krafft öffnet das Fenster, um zu verstehen, was er sagt. Das meiste geht aber im Gebrüll der Masse unter, nur Fetzen der Rede dringen herauf. „... mitten im Revier der Arbeiterschaft haben es die Faschisten gewagt, einen unserer Genossen auf der Straße unter den Augen des Proletariats halbtot zu schlagen ... eine brutale Provokation der friedfertigen Bevölkerung ...“ Wogendes Brüllen. „Soll das so weitergehen, daß diese tollen Hunde unsere Brüder durch die Straßen hetzen dürfen — die Arbeiter in ihren Wohnungen überfallen ...?“

Ein Wutgeheul brandet empor, und unzählige Finger deuten herauf und krampfen sich zu drohend geschüttelten Fäusten. Man hat ihn im Fenster erkannt. „Mörder — Bluthund — holt ihn 'raus! — Hängt ihn auf!“

Steinwürfe tasten nach den Fenstern, klirrend zerschellt eine Scheibe. Und das Rasen der Menge überkreischt sich zum schrillen Diskant entfesselter Elemente. Krafft stellt sich schützend vor das Bett seiner Frau. „Bleib ruhig liegen, Berta. Wir haben keinen Grund zum Fürchten.“ Wieder klirrt eine Scheibe, Steine poltern auf den Boden der Stube.

Da legt sich allmählich das Wüten der kochenden Seelen, der Redner spricht weiter.

„... sollen nur die Fäuste des Proletariats fühlen, diese Arbeiterverräter, diese gelbe Ausbeutereskorte, die schon immer dem Proletariat für einen Judaslohn in den Rücken gefallen sind ... Die Straße gehört den roten Bataillonen! ... die Faschistenpest ausrotten bis zum Hitler-Bankert im Mutterleib! Wehrt euch, Genossen, es geht um eure politische Freiheit — um euren Lohn, um euer Brot. Sollen die alten, reaktionären Kadavergehorsamszeiten, der Monarchistenfimmel mit Stillgestanden, Maulhalten und Durchhalten, bis alles verreckt ist, wiederkommen? ... Revolution auch im Kleinkampf von Haus zu Haus! — rücksichtslos und brutal ... Schlagt diesen Hitler-Banditen die Schädel

ein, ehe sie euch umbringen. Sie haben uns gedroht — und unsere Antwort heißt: „Holt sie heraus aus ihren Schlupfwinkeln und übergebt sie der Lynchjustiz des Proletariats, das mit den Schrittmachern der Reaktion im Handumdrehen ...!“

Auf der Straße entstand Geschrei. Ein Pfeifkonzert gellte von den Häuserwänden. Endlich schritt die Polizei gegen diese „unerlaubte Versammlung unter freiem Himmel“ ein. Schimpfend schob sich die Menge fort, als das Auto mit dem Redner sich langsam entfernte. Es wurde etwas nieder — nieder — niedergeschrien, wahrscheinlich die Polizei — und etwas hoch — hoch — hochleben gelassen, sicherlich nicht Krafft und seine Partei.

Draußen an der Türe klopfte es stürmisch, und die Glocke schrillte unaufhörlich. Krafft nahm seine Pistole aus der Schublade und fragte, wer es sei. Der Max und der Sepp.

„Aha! Hast dich schon hergerichtet?“ meinte der Sepp, als er die Pistole sah und legte auf den Tisch einige Handgranaten ab und zwei Pistolen. Der Max legte auch verschiedenes dazu und knurrte: „Jetzt brauchen sie nur zu kommen, die roten Affen“, klopfte dann an die Türe zum Schlafzimmer und reckte auf das muntere „Herein!“ Bertas seinen Kopf hinein, deutete lachend auf die Scherben am Boden und fragte: „War 's Glück da? Und ich hab' schon gemeint, mir rinnt das Blut auf der Treppe entgegen. Hätte ich gar nicht so sausen brauchen.“

Der Sepp meinte: „Jetzt dürfts euch aber schleunigst um eine andere Herberge umtun, sonst kann ich einmal bloß noch zu eurer Leiche ‚Grüß Gott‘ sagen.“ „Du wohnst doch selber gleich nebenan“, sagte Hans. „Mich nehmen sie noch nicht ernst, aber du stehst fettgedruckt in der neuen Zeitung hier, die Kommunisten empfehlen deine Firma.“ Er las vor: „Genossen, merkt euch den Namen dieses Hitler-Banditen, prägt eurem Gedächtnis ein, wo er wohnt, Straße, Hausnummer, erster Stock links, ganz genau.“ „Ahnst du was, geliebter Leser?“ fragte der Max bedeutungsvoll.

„Nicht so laut, meine Frau darf nicht aufgeregt werden in ihrem Zustand“, sagte Krafft und stützte seinen Kopf in die Hände. Wie er so nachdachte und einen Ausweg suchte,

rief Berta nach ihm. Sie sah ihm an, daß er um einen Entschluß rang und fragte: „Machst du dir Sorgen wegen mir? — Und um unser Kind?“ Verlegen wich er ihren Augen aus und meinte leise: „Ich hätte doch mehr dran denken sollen, daß ich verheiratet bin. Ich habe mich fortreißen lassen, zu wenig überlegt, ob ich auch verantworten kann, was ich politisch treibe. Jetzt ist es mir über den Kopf gewachsen. Wir sind viel zu schwach, wir werden einfach überrannt. Sie wollen gar nicht, daß man ihnen heraushilft aus dem Dreck. Mir kommt es bald so vor, als hätte das Schicksal kein Erbarmen mehr mit diesem Volk.

Vor allem mußt du mit dem Kind fort. Hier ist es zu gefährlich. Ich muß meiner Arbeit nachgehen und kann nicht dauernd Posten stehen und aufpassen. Es geht mir jetzt dick ein, Berta, Tag und Nacht darf ich mich an die Arbeit setzen, daß wir leben können. Ich kann es nimmer machen, Arbeiten und Dienst für die Partei und dauernd die Angst um dich...“

„Warum Angst um mich? An dich denkst du nicht?“ In all seiner Niedergebrochenheit und Müde konnte er jetzt lächeln: „Ach, ich haue mich allein durch. Aber du bist wehrlos, dich lassen sie es entgelten, was sie mir nicht anzutun trauen. Drum mußt du fort, eine Zeitlang wenigstens.“ „Ich bleibe bei dir.“ „Siehst du nicht ein, Berta...“ „Schicke mich nicht fort, Hans!“ „Wenn es aber...“ „Wir können es uns ja gar nicht leisten, Hans — wir kriegen auch keine andere Wohnung bei dieser Wohnungsnot. Und wenn ich fort wäre, hätte ich dauernd Angst um dich, denn du kannst doch nicht aufhören. Du kannst nicht auf einmal gesinnungslos werden. Du bist nur übernächtig, schlafe dich aus, und dann reden wir weiter.“ Sie lachte leise und setzte hinzu: „Es wird doch alles beim alten bleiben, wenn dein Schädel wieder klar ist, wenn du ausgeruht bist und ich wieder gesund. Du kennst dich nicht so gut, ich kenne dich besser. Ruhig jetzt! Ich lasse mir nicht widersprechen!“

„Bedenke, Berta, wenn sie kommen, die Wohnung stürmen!“ „Dann wirfst du sie die Treppe hinunter.“ „So? Ist dir das gleich, wenn sie schießen, Handgranaten hereinwerfen...“ „Dann schießt du auch, aber besser wie sie.“

„Wenn sie mich aber dann einsperren? Wenn alles hin ist, Beruf und so weiter? — Dann —?" „Dann wird sich schon finden, was zu tun ist. Bis wir zugrunde gehen, sind die andern schon längst nicht mehr da. Wir sind besser, Hans, wir halten es länger aus."

„Es kann ein Hundeleben werden, ein Hungerleben!" „Aber eins, das wert ist, gelebt zu werden, Hans. Ich spüre es schon, wie es neu durch den Körper kribbelt. Ich glaube, das Kind hat mich stärker gemacht." „Weißt du, mir geht so viel im Kopf herum, daß ich oft..." „Ja, daß du meinen Kopf auch noch brauchst."

Lachend beugte er sich über sie und küßte ihren blassen Mund. Da rührte sich das neue Leben in der Wiege, daß sie auseinanderfuhren und lachten, weil sie über das noch ungewohnte Regen einer neuen Stimme beinahe erschrokken wären. „Gib ihn her!" bat sie und fügte launig bei: „Ach, da jammert schon wieder einer." Ihr Blick fiel auf das zerbrochene Fenster, sie neigte ihren Kopf über ihr Kind und lachte es an, als es verwundert die Augen aufmachte: „Du! Du großer Mann, du wirst mir einmal nicht glauben, daß sie deinem Vater mitten in Deutschland deswegen die Fenster einwarfen, weil er ein Deutscher gewesen ist — und warst ja selber dabei. Du wirst sie einmal richtig durchhauen dafür, die Bösen."

Erst als Hans draußen war, preßte sie ihre Hände an die wehe, brennende Stelle ihrer Brust und rang mit tränenden Augen mit den Schmerzen. Sie kann doch jetzt nicht fort, nein, sie darf es nicht, denn er braucht sie. Nötiger denn je!

Hans ging dann mit dem Sepp kurzentschlossen zur Polizeiwache. Auf den Gehsteigen tummelten sich die Proletarier mit den roten Papierröschen im Knopfloch, mit Sowjetsternen und schwarzrotgoldenen Abzeichen der Republik. In der Wache lachte man ihn aus. „Wegen ein paar Fensterscheiben Anzeige machen? Nicht einmal den Täter kennen Sie? Wie heißen S' denn eigentlich?" Hans nannte seinen Namen. „Soo — der sind Sie? Da liegt nämlich eine Anzeige gegen Sie wegen schwerer Körperverletzung. Und da wundern Sie sich, wenn Ihnen ein paar

Fenster eingeworfen werden?“ Hans erzählte, wie man zuvor seine Frau mißhandelt hat, und sagte: „Ich mache Anzeige gegen den Burschen, der das war.“ „Das können S' schon, aber haben S' einen Zeugen, daß es auch so war, wenn Sie's doch selber gar nicht gesehen haben?“ „Die finden sich schon!“ behauptete der Sepp. Es fiel ihm zwar der Friseur Weinzierl ein, aber der wird nicht viel nützen, drum gab er ihn gar nicht an.

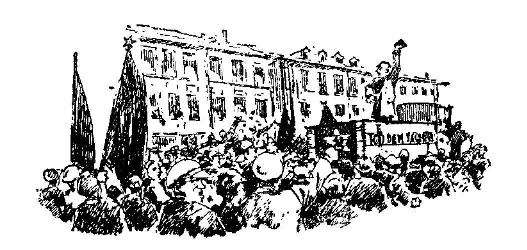
„Der Täter muß doch einen Grund gehabt haben“, forschte der Wachtmeister, und Hans erzählte von seiner politischen Tätigkeit, daß der Wachtmeister erbost die Feder hinwarf und sagte: „Da gehört Ihnen auch nichts anderes dafür. Sie fangen die Unruhe an, und dann sollen wir Ihnen noch helfen! Was bilden Sie sich denn ein, wer Sie sind? Dazu ist doch die Polizei nicht da, wegen eines Verrückten. Ja, da hört sich doch alles auf.“

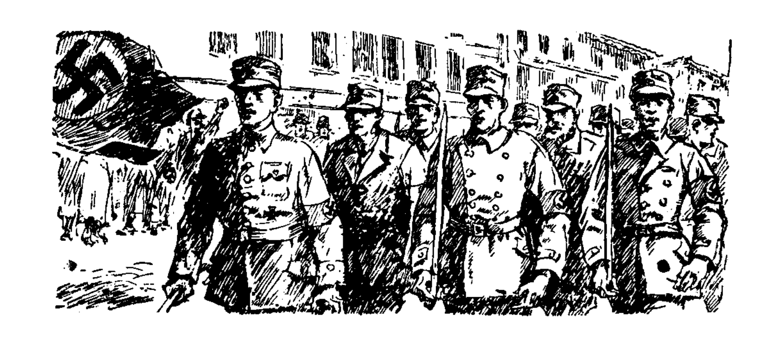
Der Sepp wollte gerade vor Wut zerspringen und zu brüllen anfangen, aber Hans hielt ihn zurück. Mit eiskalter Ruhe sagte er: „Ich befinde mich in Notwehr, ich greife meine politischen Gegner nicht an, aber ich wehre mich, wenn sie mich angreifen. Das sage ich hier auf der Wache ganz öffentlich. Ich denke nicht daran, zu kuschen vor dem roten Verbrechergesindel.“

„Sie beleidigen ja eine Regierungspartei! Und Vorschriften lasse ich mir schon gleich gar nicht machen, sonst zeig' ich Sie an wegen Beamtenbeleidigung, verstanden? Das wissen S' vielleicht auch, daß ein Beamteneid mehr gilt als der Ihrige.“ „Deswegen habe ich mir einen Zeugen mitgenommen, Herr Wachtmeister.“ Da platzte der Sepp los: „Ihr habt wohl schon vergessen, wie euch vor drei Jahren die Roten ausgehoben haben? Helft ihnen nur fest, bis es wieder so weit ist.“ „Sind Sie ruhig! Schaut, daß ihr weiterkommt!“ „Dann werde ich es schriftlich melden — dann brauche ich mich von Ihnen nicht anflegeln lassen — daß mir in der Zeitung und durch die Rede heute schwere Drohungen gemacht wurden, die ich für genügend Grund ansehe, mich gegen den geringsten Angriff mit der Waffe zu verteidigen. Wenn ich nicht in Schutz genommen werde, dann hat halt die Polizei nachher die Scherereien.“ „Müßte

uns einfallen! Provozieren Sie nicht, dann ist Ruhe!“
„Ist das Provokation, wenn ich mein Recht verlange?“

„Hans!“ sagte der Sepp, „du siehst ja, daß es kein Recht für uns gibt, die Polizei bricht ja selber das Gesetz. Streit dich nicht ab. — Gehen wir lieber!“ „Bande — elendige!“ knurrte der Wachtmeister ihnen nach, „euch treiben wir's schon aus!“





Ein Schritt vorwärts

So geht das nicht weiter! Und ich frage jetzt gar nimmer lang, ich gründe einfach eine Sektion der Partei in unserem Stadtviertel", versicherte Krafft seinen verblüfft aufhorchenden Kameraden auf dem Weg zu einem Sprechabend der Nachbarsektion. „Dazu braucht man Leute", bezweifelte der Heinz das Vorhaben, aber der Max fuhr ihm übers Maul: „Wär' schon gelacht! Wir fahren immer in der Welt herum und gründen überall neue Ortsgruppen, wir schützen die Versammlungen der anderen Sektionen, und selber haben wir keine." „Grad da, wo eine Sektion am nötigsten wäre", half ihm der Sepp nach, doch der Heinz gab wie immer zu bedenken: „Mit nichts kannst nichts anfangen."

„Hitler hat mit sieben angefangen, und so viele sind wir auch", verteidigte Krafft seinen Plan, aber der Heinz blieb hartnäckig: „Wetten wir, du treibst ja nicht einmal ein Lokal auf. Und keinen Führer! Oder wollt ihr euch blamieren und woanders einen Führer ausleihen?" „Ach, wegen dem bisserl Vereinsmeierei — ich eröffne hiermit den Sprechabend und danke für das zahlreiche Nichterscheinen. Der Herr Referent, der leider auch nicht erschienen ist, hat das Wort — ist da vielleicht was dabei?" spöttelte der Max und meinte in ihr Gekudder: „Dazu gehen uns halt wieder einmal ein paar Prozent akademische Einbildung ab."

„Und trotzdem wird gegründet!“ behauptete Krafft hartnäckig. „Habt ihr heute die ‚Pest‘ gelesen? Nein! Sonst wüßtet ihr, daß wir jetzt gar nicht mehr anders können. Sie lacht uns nämlich schon aus, daß die nationalsozialistische Arbeiterpartei auf die Villenviertel beschränkt bleibt, die Arbeitervorstädte aber verhalten sich streng abgeschlossen vor der Hitler-Narretei. Der Versuch einer Sektionsgründung gescheitert! So schreibt sie und bringt die Erklärung einiger roter Wirte, die mir ihr Lokal verweigert haben.“

„Dir? Du hast schon ein Lokal gesucht?“ fährt Heinz erschrocken heraus.

„Jawohl, aber leider umsonst, und die Wirte, bei denen ich war, haben anscheinend gleich den Genossen in ihrem Lokal erzählt, wie treu sie zur Sozialdemokratie halten. Aber merkt ihr nichts? Die Roten haben Angst, daß wir uns einnisten. Der Tarockklub der Hakenkreuzler ist ja nicht imstande, ein Nebenzimmer unserer Arbeiterhochburg zu füllen, meint die ‚Pest‘. Wollt ihr euch das gefallen lassen?“

Da brausten sie natürlich auf: „Denen werden wir's zeigen!“ „Grün müssen sie werden, die Roten!“ „Ist schon soviel wie gegründet, die Sektion.“ „Ja — aber Hitler!“ gab der Heinz zu bedenken.

„Hitler wird die Herausforderung aufgreifen, da müßte ich mich ganz gewaltig irren. Ich bin ja der ‚Pest‘ so dankbar, daß sie uns so uneigennützig hilft.“

„Hm — dann hat die Sache schon eher ein Gesicht“, meinte der Mathes, und der Robert fragte gleich: „Wann steigt denn das hohe Fest?“ Aber der ewig bedenkliche Heinz warf ein: „Ohne Lokal?“ „Lokal? — Das ist ja Nebensache.“ „An der alles scheitern wird. Nur abwarten und Tee trinken!“

Der Versammlungsraum der Nachbarsektion war eingedrückt voll, daß sie sich nur mit Mühe in eine Ecke quetschen konnten. Krafft kam am Tisch mit einem schon etwas ergrauten Parteigenossen ins Gespräch, der ihm schon häufig in Versammlungen begegnet war und der sich ihm als Schneidermeister Weigel vorstellte. Im Gespräch kamen sie bald darauf, daß der Schneidermeister zu ihrem Stadtbezirk gehörte und daß er die üble Gewohnheit hatte, seinen

Kunden in die Taschen der fertigen Anzüge immer einige Flugblätter zu stecken. Als Krafft ihm von der geplanten Sektionsgründung erzählte, fuhr Weigel ganz freudig betroffen auf: „Sixt es, auf den Kerl wart ich schon lang, der die Schneid dazu hat. Da tu' ich natürlich sofort mit." Er verbreitete die Neuigkeit augenblicklich an den Nachbartischen, wo auch Parteigenossen aus ihrem Stadtbezirk saßen und hocherfreut auf Krafft eindrangen, wann es denn soweit wäre. Krafft mußte lachen: „Da rennt man jetzt in dieser Partei ein Jahr lang nebeneinander her und kennt sich nicht. Wenn ich das gewußt hätte!" Einer hatte die ‚Pest' dabei und tobte über die Verhöhnung. „Was, kein Lokal?" meinte Weigel, „das wäre ja gelächert." Er besann sich eine Weile, blickte auf die Uhr und sagte: „Ich komme in einer Stunde wieder! Hebt's mir den Platz auf!"

Ein Redeschüler beendete soeben sein Probereferat in stotternder Verwirrung, da war Weigel schon wieder da und sagte leise, soeben habe er mit dem Pächter seines Stammkellers abgeschlossen für alle Montage. „Nicht möglich!" bezweifelte Krafft, „der hat mich ja schon einmal hinausgeschmissen. Bei dem verkehrt ja ein roter Stammtisch von Stadträten und Abgeordneten." „Macht doch nichts! Ich bin schon länger Stammgast", flüsterte Weigel. „Ich hab' halt nicht gesagt, wer wir sind. Ich hab' uns als eine bessere Gesellschaft angemeldet, die einen neuen Verein gründen will zur Bekämpfung der Maikäfer und anderer schädlicher Insekten mit einem neuen Verfahren." Sie kicherten zusammen, und Weigel flüsterte weiter: „Das hat der Zapfenwirt natürlich nicht glauben wollen, einen Namen wollt' er wissen, aber ich habe gesagt, der Name wird ja erst bei der Gründung festgelegt, den weiß ich noch nicht. Dann hat er gemeint, das ist nichts Gescheites, die laufen doch bald wieder weg; aber ich habe gesagt, wenn der Verein erst einmal da ist, bringt er ihn gar nicht mehr an. Dafür sorge ich schon. Und das hat ihm imponiert." „Und wenn er — —." „Ach was, die Bekämpfung der schädlichen Insekten gehört doch auch zu unserem Programm, oder net?" zwinkerte der Weigel listig mit seinen Augen, „bist halt noch ein politischer Säugling — geh, sagen wir du zu einander." „Gern, alter Spitzbub, wennst unseren Sektionsvorsitzenden machst."

„Nach dir, bitte, nach dir, Herr Baron, den zweiten meinetwegen, aber die Arbeit lasse ich schon dir.“ „Drückeberger!“ „Nach dir! Immer bescheiden! Jockele gang du vora. Du wirst einfach gewählt.“ „Einverstanden, weil beim Wählen doch immer was anderes herauskommt.“ „Als du meinst!“ „Nein, du!“

In der Pause meldete sich Krafft zum Wort, um das warme Eisen in der ersten Glut gleich zurechtzuschmieden. „Parteigenossen!“ begann er in seiner Ecke. „Hier in dieser schönen Sektion der Partei, zu deren Bereich auch unser Stadtteil gehört, geht das politische Leben ungehindert seinen Gang — —.“

Da entsteht Bewegung am Eingang. „Hitler kommt!“ wispert es erregt, und dann sieht man den Führer in den Raum treten. Stürmischer Jubel brandet auf, daß Krafft nicht weiterreden kann. Mit einer Handbewegung Hitlers ist plötzlich Ruhe eingetreten, und Krafft steht wie gebannt, daß er jetzt sprechen soll vor seinem Führer. Heiß und kalt schießt es ihm auf. Er sieht, wie der Führer leise mit dem Vorsitzenden spricht und wie dieser zu ihm hernickt und sagt: „Weitersprechen!“

„So ungehindert wie hier geht es in unserem roten Viertel gerade nicht her, wie ihr euch denken könnt. Es ist der bisher noch ungebeugte Stolz der Roten, daß unsere Partei es nicht wagen darf, ihre Fahne offen in dieser Arbeitervorstadt aufzupflanzen, ohne niedergerissen zu werden. Der Nationalsozialismus soll eine Angelegenheit der bürgerlichen Teile der Stadt bleiben, es soll uns nicht gelingen, über den Abgrund des Klassenhasses hinweg eine sichtbare Brücke zu schlagen. Die rote Presse höhnt, es sei ausgeschlossen, daß wir in ihrer Hochburg mehr als einen Tarockklub zusammenbringen.

Meine Kameraden und ich sagen uns, das wäre gelacht, wenn das nicht ginge.“ Zustimmender Beifall unterbricht und verwirrt ihn ein wenig, und der Weigel gibt ihm einen Knuff und raunt: „Nur 'raus!“

„Nicht deswegen, weil vielleicht gerade jetzt die Gelegenheit günstig ist. Das ist sie nicht, denn der Gegner ist schon gewarnt und auf der Hut. Aber das ist uns gleich. Was uns treibt, kommt tiefer herauf, als der Gegner zu denken

vermag. Seine Abwehrmittel sind auf Menschen berechnet, die ebenso materialistisch denken wie er selbst. Auf Menschen, in welchen das, was man Idealismus nennt, getötet ist vom Gift des großen Meisters der Lüge, des Juden." Er atmet tief auf, weil ihm sonderbar heiß wird unter dem aufmerksamen Blick des Führers, aber dann fühlt er, wie sein Herz aus ihm zu sprechen beginnt:

„Die meisten von uns sind Frontsoldaten gewesen. Der Krieg hat uns an ein primitives Leben in Trichtern und Gräben gewöhnt, und das können wir heute wieder, wenn es sein muß. Gefahren und Nöte oder Sorgen können uns nicht abschrecken. Wir können nur die Niederträchtigkeit und die schamlose Gemeinheit dieser Zeit nicht ertragen. Das materielle Leben ist uns wurscht. Nicht wurscht aber ist uns Soldaten — die Ehre!"

Beifall schlägt ihm entgegen.

„Der Gegner verrechnet sich, wenn er glaubt, es könnte uns das Opfer zu groß sein, das uns der Kampf mit ihm kosten wird. Riesengroß und übergewaltig wird einmal vor der Geschichte der deutsche Frontsoldat und seine Zeit stehen. Und diese Geschichte fragt einmal nicht danach, was wir gegessen, sondern was wir geleistet haben — —."

Wieder schlägt ihm anerkennender Beifall entgegen.

„Mit dem Kampf unserer Bewegung hat zum erstenmal in der deutschen Arbeitergeschichte ein ehrliches, zielbewußt klares Ringen um die Seele des deutschen Arbeiters begonnen. Es soll einmal nicht heißen, er hat gewartet, bis andere ihm die Freiheit zu Füßen legten. Und ich glaube, daß diese Freiheit niemals kommen wird, wenn nicht der deutsche Arbeiter die vordersten Sturmtrupps in diesem Kampfe stellt. Solche Sturmtrupps, wie wir einen bilden wollen in unserem Stadtteil, und wenn dabei unsere ganze Vorstadt auf den Kopf gestellt werden muß."

Stürmische Freude brandet auf, und der Weigel sagt geschwind: „Schön kannst's — ausgezeichnet!"

„Wir Arbeiter wollen einmal auch unser Teil am Vaterland, drum wollen wir auch vom Kampf um dieses neue Deutschland unseren Teil auf uns nehmen. Wir sind zu stolz, uns etwas schenken zu lassen. Eure Hilfe aber nehmen wir dankbar an, denn unser Kampf um die Behauptung

ist gewiß nicht einfach. Da sollt ihr denken wie wir SA.-Männer immer singen: Kamerad, reich mir die Hände!

Und kein roter oder schwarzer Teufel kann uns dann aufhalten, wenn in die rote Münchener Hochburg Bresche um Bresche gerannt wird. Was uns erwartet, wird Kampf und Blut und Opfer sein. Aber das kümmert uns nicht, denn in der Ferne sehen wir das freie deutsche Arbeitertum mit unseren Fahnen marschieren. Wir wollen ihr eines der ersten aufreizenden und zwingenden Beispiele sein, daß Idealismus und Kämpfergeist stärker sind als Materialismus und Pazifismus. Wie uns Adolf Hitler gelehrt hat: Pazifismus ist kein Mittel gegen den Tod — der doch jeden einmal holt. Idealismus aber ist ein Weg zur Unsterblichkeit!"

Krafft setzte sich, umtost von Beifall und Zurufen. Erst langsam kam ihm wieder der Blick für die Umgebung und ein Lächeln, als Weigel beteuerte: „Das vom politischen Säugling nehm' ich zurück. Sag ruhig Esel zu mir, ich fange so schon das Grauwerden an."

Jetzt spricht der Führer, warm und lebendig erregt, wie er es immer in den kleinen Kreisen seiner Gefolgschaft so tiefgreifend und hochreißend kann, daß alle Herzen mit ihm schlagen, mit ihm erzürnen und glauben.

In zahllosen Versammlungen hat der Nationalsozialismus die alten Parteianschauungen gesprengt, die Suchenden um sich gesammelt und politisch geschult. Die Sturmabteilungen sind gewachsen und erfüllen ihre Aufgabe staunenswert. Es gelingt dem marxistischen Terror in dieser Stadt nicht mehr, eine unserer Versammlungen zu stören und unsere Werbung aufzuhalten. Die Bewegung ist immer im Angriff gewesen und wird jetzt auch dazu übergehen, in die roten Hochburgen einzubrechen. Sie wird sich dort verbeißen und nie mehr herausgehen. Die Antwort auf den höhnischen Artikel der „Pest" ist die Gründung einer Sektion im Herzen des roten Lagers.

Nicht endenwollender Jubel schlägt Hitler entgegen.

Es sei für ihn eine gewaltige Freude, zu sehen, wie gerade der Wunsch aus den Reihen der SA. seinem Willen entgegenkomme, denn das zeige denselben Pulsschlag bei Führer und Geführten. Wenn vorsichtige, politische Wasserköpfe fragen, welche Garantie Hitler habe für seinen Sieg —

hier liege sie zutage. Noch nie hat es eine Partei gegeben, in der Führer und Mann so eines Herzens und eines Sinnes waren. Das bleibt immer ein Rätsel für diese Schleimköpfe, die alles Große mit ihrem Gallert und Unrat bekleistern, damit es genau so schleimig werden soll wie sie selbst. Aber was groß ist, wird dadurch nicht kleiner. Sie werden wieder schreien, diese Bewegung störe die Ruhe und Ordnung in ihrer Hexenküche, aber wir wollen ja gar nicht, daß ihre giftigen Dämpfe und Krötenmixturen in Ruhe und Ordnung weitergebraut werden. Mit unerbittlich harten Hieben wird in dieses Schlangengezücht hineingefahren, da soll uns das Züngeln und Zischen nicht hindern. Schlag auf Schlag wird diese Brut in die Verteidigung gedrängt, wenn auch die Republik heute eifrig verbiete, die Dinge beim rechten Namen zu nennen. Unsere Muttersprache sei ja so reich an Worten und Ausdrücken und käme nicht in Verlegenheit, neue zu bilden, wenn alte verboten werden. Wenn die Fechtart mit schweren Säbeln verpönt ist, dann fechten wir eben Florett, gestochen werden sie doch! Verfolgungen und Terror sind Prüfungen, an denen nur Unzulängliches scheitert, Großes, Erhabenes niemals! Das geht nur gestärkt aus solchen Leiden hervor, die sich hernach immer als ein Gewinn herausstellen. Sie wollten uns lächerlich machen, Lächerlichkeit würde uns töten, dachten sie. Jetzt wird ihnen aber langsam das Lachen vergehen. Das haben sie versäumt, diese Bewegung auszurotten, als es noch wenige Köpfe waren zum Abschlagen. Ein neuer Glaube an die deutsche Zukunft ist in vielen tausend Herzen wieder aufgekeimt und wirbt mit brennender Unduldsamkeit und einem heiligen Eifer für unsere Bewegung. Es nahet einmal gen den Tag, daß die Raben nicht mehr um den Berg des deutschen Traumes fliegen, den Tag, an dem aus tausendjährigem Schlaf erwacht — ein freies, einiges Deutsches Reich!

Da atmen sie alle froh beklommen bei diesen Worten, und der Klang seiner Stimme zittert noch als Resonanz in ihnen nach, daß sie erst erwachen müssen aus ihren Betrachtungen, um in jubelnden Beifall auszubrechen. Krafft wird zum Führer gerufen, der ihm anerkennend die Hand schüttelt und ihn prüfend betrachtet. „Dem Mutigen gehört

das, was er will!“ sagt er lächelnd. „Bereiten Sie mit dem Vorsitzenden Ihrer Nachbarsektion die Gründung ordentlich vor nach den Statuten unseres Nationalsozialistischen Deutschen Arbeitervereins. Der Vorsitzende der neuen Sektion wird dann aus der Gründungsversammlung heraus — — gewählt.“ Dazu lacht der Führer vielsagend, aber Krafft kennt sich noch nicht aus, er hört nur, wie der Führer noch sagt: „Ich komme dann einmal unverhofft und schaue mir die neue Sektion an.“ „Groß wird sie noch nicht sein, Herr Hitler, aber eisern wie keine zweite!“ versichert Hans in die Hand des Führers, der ihn mit der anderen Hand an der Schulter rüttelt, daß er ganz rot wird und sich auf der Stelle erschlagen lassen könnte für seinen Führer.

Es war eine aufregende Zeit, bis alles vorbereitet war und die Parteigenossen, die schon in der Mitgliederliste der Partei standen, herausgeschrieben und verständigt waren. Ganze dreißig an der Zahl, von denen genau die Hälfte erschien zur Gründung. In der SA. hatte das Vorhaben so anfeuernd gewirkt, daß statt der zuletzt gemeldeten sechzehn Mann fünfundzwanzig zur Stelle waren. Die Nachbarsektion hatte ihnen ein Fahnentuch für die Wand geschenkt als Patengabe, und ihr Vorstand hatte über ein halbes Hundert seiner Parteigenossen mitgebracht. Als Stimmvieh für die Sicherung der Wahl, wie er scherzend meinte. Er bildete nach der kurzen Erklärung Kraffts den Wahlausschuß und schickte Krafft vor die Türe. „Die Wahl soll unabhängig von Ihrem Einfluß stattfinden“, lächelte er. „Aber einen Vorschlag möchte ich machen“, bat Krafft. „Wird nicht angenommen, der Vorschlag ist vom Führer selbst schon gemacht. Gehn S' nur jetzt!“

Das paßte Krafft nicht, daß man ausgerechnet ihn ausschaltete von einer Wahl, die er veranlaßt hatte, und deren Folgen doch zum guten Teil von ihm getragen werden mußten als zuständigem SA.-Führer des Sektionsbereiches. Der Führer hat schon bestimmt? Da ist er neugierig, wen.

Nach einer Weile wird er geholt, und alle schauen ihn so sonderbar an, so, als ob sie ein Komplott gegen ihn hätten. Der Vorsitzende verkündete: „Ich gebe das Resultat der Wahl bekannt. Abgegeben sind 104 Stimmen, davon treffen

alle 104 Stimmen auf den Parteigenossen Hans Krafft. Parteigenosse Krafft, nehmen Sie die Wahl an?" „Ja wiesoo —?" staunte Krafft, und ein schallendes Lachen schlug ihm entgegen. „Befehl vom Führer", raunte der Vorsitzende, worauf Krafft verwirrt stammelte: „Ich — ich nehme an!" — und sich wunderte, warum so ein Beifall einsetzte auf diesen simplen Satz. „Was bin ich denn eigentlich geworden?" fragte er und erhielt unter neuem schallendem Gelächter vom Weigel zur Antwort: „Depp, kennst es noch nicht, daß du unser neuer Sektionsführer bist? Bist halt doch noch ein Säugling." „Dann kannst du dir gratulieren, so bist du deiner Lebtag noch nicht aufgeschwanzt worden wie jetzt." „Zu Befehl, Herr Säugling!"

Krafft trat gleich in sein neues Amt ein und schritt zur Wahl seiner Helfer. „Zweiter Vorsitzender wird Parteigenosse Weigel! Ist jemand dagegen? Nein!" „Unverschämter Erpresser!" zischte Weigel und stand auf: „Ich bin ja gar nicht gefragt worden, ob —." „Setz dich, der nächste! Hier wird überhaupt nicht gefragt", rief Krafft in die stürmische Heiterkeit und fuhr gleich fort: „Schriftführer wird der Heinz, Kassier der Max. Propaganda muß der Robert machen. Es ist niemand dagegen, also einstimmig angenommen. Damit wäre das Gesetz erfüllt, und wir schreiten gleich zum gemütlichen Teil, zur Arbeit. Max, nimm einen Hut und geh fechten, Heinz, ans Protokoll! Und von den andern braucht gar keiner schadenfroh lachen, es kommt jeder dran."

Sie lachten immer wieder und waren überzeugt, daß sie gar keinen Besseren finden hätten können. „Der überfahrt uns glei richti!" lobte der Sepp. Nur der Lenz nickte nachdenklich: „Mönchlein, du gehst einen schweren Gang." Da war Krafft doch eine Weile still, weil er darandenken mußte, welche Verantwortung jetzt vor der Partei auf ihm lag, aber er schüttelte diese Gedanken rasch ab und griff zum erstenmal nach der Glocke.

„Unsere Fahne steht, kann kommen, was mag! Wir können sie gar nicht im Stiche lassen, denn wir sind vom Schicksal selbst an ihren Schaft gebunden. Was dieses Tuch bedeutet, sind wir selber! Und wenn es sinken würde, sinken wir mit. Da hängt in einem Schaufenster der Stadt eine Karte von

Deutschland, wie es jetzt aussieht nach dem Friedensvertrag, zerstümmelt und beschnitten wie ein hebräischer Bankert. Schaut euch diese Karte an, ich werde eine kaufen und hier an der Wand aufhängen, damit ihr dieses blutende Deutschland immer vor Augen habt. Dann denkt dabei an die Millionen Arbeitsknechte, die wir sind für den Vertrag von Versailles, an das immer weiterfressende Elend und die himmelschreiende Not der Jungen, die heute schon zum Aussterben verurteilt sind. Führt eure Arbeitsgenossen an diese Karte und laßt ihnen die Herrlichkeit ihrer Republik sehen. Ich glaube nicht, daß sie im Grunde ihres Herzens so verdorben sind, daß sie nicht bestürzt werden und das Nachdenken anfangen. Sie reden so gerne von der Welt und kennen ihr Deutschland noch nicht.

Zwanzig Millionen sind in Deutschland zuviel! So hat der Tiger Clemenceau bei der Beratung des Versailler Vertrages kaltlächelnd brutal gesagt. Zwanzig Millionen Deutsche sind durch diesen Vertrag zum Tode verurteilt. Wer will bei diesen zwanzig Millionen sein? Der Tiger Frankreichs meint nicht Weiber und Greise, er meint die zwanzig Millionen Männer damit, die wieder einmal Soldaten sein könnten. Ohne die Deutschland nichts ist als ein Kadaver unter den Völkern. So möchten sie uns haben.

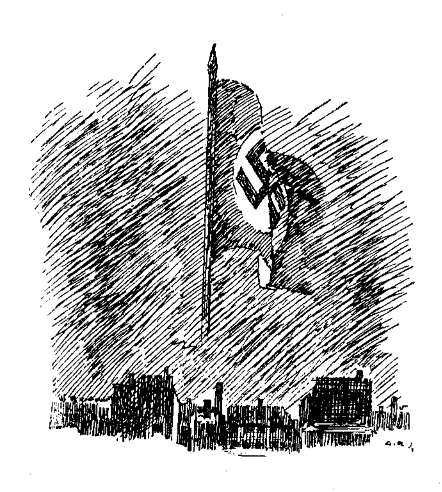
Ein Gespenst geht um in Europa! Mit diesem Satz beginnt das kommunistische Manifest des Juden Karl Marx. Ein Gespenst, das uns alle verderben wird, wenn das Volk weiterträumt von der Hoffnung auf Völkerversöhnung und Weltfrieden. Ja, der Frieden eines verödeten Schlachtfeldes will heraufziehen über Deutschland. Das Gespenst aus Rußland will sein Leichentuch über dieses gepeinigte Volk werfen. Und die jüdische Weltherrschaft will dieses ewig unruhige Herz der Welt abwürgen.

Das Grauen des Endes, vor dem alles bisherige erblassen würde, muß euer Blut aufpeitschen. Was ist dagegen das Opfer, das von euch verlangt wird? Nichts, gemessen an dem Preis, der uns winkt. Und wenn es sein müßte, was ist ein Leben wert, das schließlich doch nur zu einem langsamen Absterben würde, zu einem Verhungern, Verblöden und Irrewerden am Dasein? Und setzet ihr nicht das Leben ein, nie wird euch das Leben gewonnen sein!

Die Fahne steht! Das Vorpostengeplänkel ist gewesen, wir kennen das Gelände, in dem das Gefecht jetzt beginnt und bis zur Entscheidung durchgefochten wird. Immer war es die falsche Fahne, für die im guten Glauben deutsche Revolutionäre ihr Blut verspritzten. Es war immer eine Fahne gegen Vaterland und Volk.

Endlich ist einer gekommen, der uns die Fahne der deutschen Arbeit, Freiheit und Gerechtigkeit brachte. Dem wollen wir die treuen Knechte und Soldaten sein. Wenn wir feige, dumm und verrückt wären, würden die Feinde lachen über diese Fahne. Sie müssen aber mit den Zähnen knirschen, weil sie uns anders kennenlernen werden. Und das sollen sie, wenn sie hören und sehen, daß es Kerle gibt, die sich nicht fürchten vor ihrem blutrünstigen Geschrei und ihrem hinterlistigen Terror.

Wir greifen an! Immer wieder! — Bis diese rote Hochburg fällt."





Absturz

Ach, hat ja doch alles keinen Zweck. Hoffnungslos stützt der Architekt Hans Krafft seinen Kopf in die Hände. Was soll das noch werden? Spüren denn die andern Menschen nicht, daß das kein Leben mehr ist? Sind denn alle zu Schiebern und Wucherern geworden? Wenn einer zu ihm kommt und seine Rechnung vorlegt mit dem Vermerk: „Sofort zahlbar, widrigenfalls der Betrag nach dem Stande des Dollars vom Rechnungstage in Goldmark — eine Goldmark = 10/42 Dollar — umgerechnet — —", dann bleibt ihm schon gar nichts anderes übrig, als sofort die Brieftasche aufzumachen, sonst kann er in acht Tagen das Doppelte und in vierzehn Tagen das Dreifache bezahlen. Aber er sollte das einmal wagen, auf seine Rechnung solch einen Vermerk anzubringen, das wäre Vertragsbruch. Ausdrücklich heißt es da: „Eine Berechnung der Baukosten und Honorare in Goldmark ist nach Reichsgesetz vom .. unstatthaft." Und doch baut jeder, der nur einigermaßen kann, denn so billig wie in dieser Zeit hat man noch niemals gebaut. Die Facharbeiter werden schon knapp, und die Firmen sind bemüht, durch übertarifliche Lohnzahlungen und Sonderprämien die bei ihnen beschäftigten Maurer, Zimmerleute, Dachdecker und Spengler oder Maler und Schreiner an ihren Betrieb zu fesseln. Gestern hat sich

Krafft am Bau einen Lohnsack zeigen lassen und ist erschrocken gewesen über die Summe, die daraufstand. Soviel wie ein Handwerker in der Woche verdient, bleibt ihm im Monat kaum übrig, wenn er die Lasten seines Büros abzieht. Die Not der geistigen Berufe!

Wenn er die Fachzeitschriften durchblättert, stößt er auf geistreiche Artikel der Kollegenschaft, die mit Statistiken und Tabellen die sonderbare Lage des Baumarktes ergründen wollen und Vorschläge zur Hebung der Not der freien Berufe machen, um immer wieder am Ende ihrer lauen Gedankenbrühe an die unbedingte Einigkeit der Kollegenschaft zu appellieren. Und dabei gibt es schon drei verschiedene große Verbandsgruppen, in die sie zersplittert ist. Er hat einmal einen Artikel an die Schriftleitungen eingesandt, in dem er den Ursachen der allgemeinen und ihrer besonderen Berufsnotlage nachging und das Börsenspiel mit der Inflation, die tödliche Wirkung des Friedensvertrages und die ebenso tödliche, grundfalsche Politik der Regierung betrachtete, wo er die Scheinblüte der Wirtschaft aufzeigte, ähnlich den letzten rosigen Tagen eines Lungenkranken vor dem endgültigen Verfall. Er hat darauf hingewiesen, wie ein Stand um den andern ausgeplündert wird, und daß selbst der vielgerühmte Rathenau in Cannes bei der Reparationskonferenz gesagt hat, Deutschland lebe nur noch durch Verschleuderung seiner Substanz.

Alle Schriftleitungen haben abgelehnt. Man sei als Berufsorganisation politisch neutral, derartige Gedanken seien, gelinde gesagt, zu kühn und würden nur Uneinigkeit in die Reihen tragen; auch sei der durch die Zeilen zu spürende Antisemitismus eines Künstlerstandes absolut unwürdig. Die Kunst ist erhaben über niedrigen Rassendünkel, eine Politik von solchen Gesichtspunkten aus erscheine weit zurückgeblieben hinter der Entwicklung der letzten Jahrzehnte. Die jüngste Zeit habe geradezu eine unerhörte künstlerische Begabung des Judentums in Erscheinung treten lassen, daß sogar die neidlose Anerkennung der Christen ihnen unbestritten die Führung auf allen Gebieten der Künste überlassen mußte.

Wenige Wochen danach teilte ihm die Leitung des Architektenbundes mit, daß er aus den Listen der Organisation

gestrichen sei wegen Ansichten, die der Ehre des Berufsstandes abträglich seien. Die erste Folge war der Verlust seines Hauptkunden, einer Brauerei, die, wie sie ihm schrieb, dem Rufe ihres Unternehmens schuldig sei, nur mit anerkannten Baukünstlern zu arbeiten, und bedauere, sich in der Schätzung seiner jungen Kraft getäuscht zu haben. Er wehrte sich, wies auf die bisherigen anerkannten Erfolge hin, man gab ihm gar keine Antwort. Und so verzögerte er seine Abrechnung um Wochen und mußte noch warten, bis er nach wiederum endlosen Wochen den Betrag angewiesen erhielt, der jetzt nur noch ein Viertel seiner Forderung wert war.

Ähnlich erging es ihm bei einer Baugenossenschaft. Dort hatte ein Mitglied des Vorstandes die Notiz im Volksparteiorgan mit seinem vollen Namen Wochen danach ausgegraben und veranlaßt, daß ihm der Auftrag entzogen wurde mit der Begründung, die Genossenschaft arbeite mit Staatszuschüssen und müsse daher in ihrem eigenen Interesse die Unterstützung staatsfeindlicher Personen ablehnen. Wenn man einmal als einzelner aufs Korn genommen ist, dann nützt alle Mühe und alles Können nicht mehr, man wird einfach abgeschossen.

Zu allem Überfluß hat jetzt das noch kommen müssen, die Verhandlung gestern vor dem Volksgericht, einer Einrichtung aus den Rätezeiten in München, die den Vorteil haben soll, daß das Volk selber zum Richter aufgerufen ist. Krafft hat gestern gesehen, wie das „Volk“ urteilt. Besser hätte man gar nicht beweisen können, daß es kein Volk mehr gibt, denn gestern haben nur die Schöffen aus gegnerischen Parteien über ihn geurteilt. Sie haben ihn natürlich verurteilt.

Da saß die vor Keuschheit bis oben zugeknöpfte Frau Vorstand aus dem Mütterverein mit hochmütig kaltem Blick für den Verbrecher. Neben ihr der Bäckermeister, der kein Brot für Hakenkreuzler backen wollte und mit dem Herrn Friseur Weinzierl tuschelte, den eine dunkle Schiebung zum Schöffen ernannt und damit der Zeugenschaft für Krafft entzogen hatte, der einzigen, die er auftreiben hätte können. Die anderen Schöffen waren ihm nicht bekannt, aber er konnte aus ihrem Fragen und Benehmen

schließen, daß sie von vornherein das Urteil über ihn schon gefällt hatten.

Kaum zwei Stunden dauerte die Verhandlung, die Klage des Staatsanwaltes lautete auf Raufhandel mit Körperverletzung. Um die Sache kurz zu machen und ihr ein neutrales Gesicht zu geben, hatte man die beiden Kläger zusammen angeklagt. Das Volksgericht pflegte rasch zu verhandeln. Man hörte Kraffts Frau an, man las auch das ärztliche Gutachten vor, man bat sogar um die Benennung weiterer Zeugen, aber der Anwalt Kraffts konnte niemand ins Treffen führen. Trotz mehrmaliger Ausschreibung: „Zeugen gesucht!" — hatte sich von den mehr als hundert Zuschauern niemand gemeldet. Das Zeugnis Bertas wog nicht, sie wurde nicht vereidigt. Aber für den ehedem schönen Ferdl war eine ganze Bank voll Entlastungszeugen von seinem Verteidiger Kahn II mobil gemacht worden. Er wollte nur das Gericht nicht belasten mit den Aussagen weiterer zwanzig Zeugen, die zur beliebigen Verfügung stünden und sich ihm freiwillig angeboten hätten.

Wie die Vorstrafen des schönen Ferdl der Reihe nach verlesen wurden, Diebstahl, Einbruch, Zuhälterei, Veruntreuung, Heiratsschwindel, verschiedene Körperverletzungen, Haus- und Landfriedensbruch, Notzuchtsversuch und sittliche Verfehlung an Minderjährigen, daß man sich wundern mußte, wie denn der schöne Ferdl die Zeit gefunden hat, das alles zu verbrechen und dann abzusitzen, langweilte sich der Gerichtssaal.

Als aber die Vorstrafe Kraffts in den Saal geschmettert wurde, sechs Monate wegen Vergehens gegen das Waffengesetz und zwei Monate wegen schwerer Körperverletzung, da raunte das Volk vor Entsetzen. Ein Rückfälliger, ein notorischer Verbrecher, natürlich ein Hakenkreuzler. In allen Zeitungen stand es groß aufgemacht. Schamhaft verschwieg die rote Presse die Vorstrafen ihres Genossen und triumphierte über dessen Freispruch. Daß man Krafft „nur" zu vier Wochen Gefängnis verurteilt hatte, betrachtete sie als einen Freibrief für die faschistischen Mordgesellen. Ist die Gesundheit eines Arbeiters nicht mehr wert? Fort mit der bürgerlichen Klassenjustiz! Das Gericht ließ sich von dem eleganten Schnitt des Cutaways, den der angeklagte

Verbrecher aus der besseren Gesellschaft trug, blenden und urteilte viel zu milde über die brutale Offiziersvisage, der nur noch das Monokel fehlte, sonst wäre der feine Herr wohl noch wegen nationaler Beweggründe frei ausgegangen. Das Opfer war ja nur ein Arbeiter. Augen auf, sonst entkommt dieser politische Hochstapler noch der viel zu milden Strafe. Schon einmal hat er es mit Hilfe dunkler Schleichwege, dieser nationalistischen Staatsgefahr, verstanden, seiner Strafe zu entgehen.

Wie recht wir hatten, schrieb das christliche Blatt, zeigte diese typische Verhandlung. Unsere Leser werden sich noch entsinnen... Wer keine Achtung vor der Staatsautorität besitzt, wer sich erdreistet, verdiente Minister anzuflegeln und auf seine christliche Erziehung vergißt, der geht naturnotwendig die schiefe Ebene abwärts und landet im Gefängnis. Solch ein unbelehrbarer Mensch schließt sich selbst aus von der anständigen menschlichen Gesellschaft. Es ist nur zu bedauern, daß so rasch die Bestätigung unserer berechtigten Warnungen eintraf. Wieder einmal hat der Irrsinn der Hakenkreuzmethoden eine Familie ins Unglück gebracht.

Die anderen bürgerlichen Wische meinten, es sei entsetzlich, wenn die Straße zur Austragung der politischen Meinungsverschiedenheiten benützt wird. Nichts könne deutlicher sagen als diese Verhandlung, wohin die Hetze Hitlers und seiner Anhänger führt. Zu neuem Bürgerkrieg!

Kein Wort von dem schreienden Unrecht, das man ihm angetan hat, kein Hauch von der Mißhandlung seiner Frau und den schweren Folgen für ihre Gesundheit. Alle standen auf seiten des Verbrechers, dieser notorischen Zuchthauspflanze, und hängten ihr ein politisches Mäntelchen um. „Gebt den Barnabas frei, den Straßenräuber! Ihn aber kreuzigt! Er hat die Obrigkeit gelästert." Das lernt nun jeder aus der Bibel und zerfließt dabei vor Rührseligkeit über soviel Niedertracht, Lüge und Verhetzung. — Und dann machen es alle ebenso.

So haben alle eifrig dafür gesorgt, seinen Namen bekanntzumachen und den Volksschädling Krafft zu brandmarken.

Das war ein kurzes Gastspiel mit seinem Beruf in dieser Stadt, auf die er alle Hoffnungen gebaut hatte. Wo sind

denn die nationalen Männer, von denen es hier wimmeln soll? Sie blühen alle im verborgenen. Da schreibt ihm sein letzter Auftraggeber, ein Mann, der berüchtigt ist als Nationalist: „Wie ich soeben der Presse entnehme... sehe mich daher zu meinem Bedauern gezwungen, die Fertigstellung meiner Villa in andere Hände zu geben, und habe bereits veranlaßt, daß Ihr Name am Bauschild übermalt wird."

Eigentlich ein Symbol von dem netten, nationalen Herrn, der so stolz darauf ist, seine vaterländischen Reden immer so zu beenden, daß die Zuhörer begeistert das Deutschlandlied anstimmen müssen. Ein Symbol! Der Name des Architekten Krafft ist ausgewischt. Der ist erledigt. Bleibt nur noch übrig der SA.-Mann Krafft, der Hitler-Bandit.

Politisch unklug! Das sagen ihm seine Kollegen ja immer wieder. Mehr zurückhalten, besser überhaupt keiner Partei angehören, am wenigsten solch einer radikalen Sache wie mit dem Hitler. Das stößt ab und verjagt die Kundschaft — und so weiter. Bis wieder das ganze deutsche Problem dieser Zeit aufgerollt wird. Aber sie sehen es nicht. Sie wollen es nicht sehen, weil sie Angst kriegen, es könnte ihnen so wie Krafft ergehen.

Vor einigen Wochen war es, da sitzt er bei einem Industriellen, er hat alle Aussichten, den Neubau eines Geschäftshauses heimzutragen, eine ganz dicke Arbeit, denn sein Entwurf sagt eindeutig am besten zu. Er erklärt noch einige Dinge, ist ganz Feuer und Flamme, und skizziert auf das Papier hin, was er meint. Der große Mann macht einige ungeschickte Striche dazu und will sie dann wieder wegradieren. Dienstbeflissen holt Krafft seinen Gummi aus der Tasche und — da fällt etwas mit heraus, tanzt ein wenig am Boden herum und blinzelt dann vergnügt in die Augen des großen Mannes: Ich bin auch da!

Sein Parteiabzeichen, das er vor der Türe schnell weggesteckt hatte. Natürlich ist er rot geworden, als er es aufhebt. Der große, reiche Mann hat auf einmal keine Zeit mehr und will noch schriftlich Bescheid geben, die Besprechung sei vorläufig unverbindlich für beide Teile. Bitte,

für beide Teile, doch großzügig! Es blieb bei dieser Unverbindlichkeit.

Draußen hat er das in seiner geballten Faust heiß gewordene Zeichen angeschaut und gesagt: „Du mußt natürlich überall dabei sein.“ Aber dann hat er es angesteckt wie einen Orden. Heute muß er lächeln, heute nach der Verurteilung wäre der ganze, schöne Auftrag ebenfalls Essig geworden, denn er las den Namen des großen Auftraggebers in einem Sitzungsbericht des Wirtschaftsbeirates der Demokratischen Partei. In seiner Partei findet Krafft keine Auftraggeber, es sind leider keine Kapitalisten zu finden in dieser so geschmähten Kapitalistenpartei.

Strich drunter! Null von Null hebt sich.

Der Mensch Krafft, wie steht es denn mit dem? Mal ausziehen, sehen lassen! Eigentlich immer noch ein ganz netter Kerl. Wenn alle Menschen nackt gingen, könnte er schon auffallen. Immer noch eine Kriegergestalt, eine Kämpfernatur. Die Narben des Krieges brennen noch frisch vor Empörung, daß man so was heute in den Kasten wirft.

Laß dir einmal in die Augen gucken! Die sind nicht zerknirscht, niedergeschlagen und scheu oder hastig unsicher umherfahrend wie das leibhaftige schlechte Gewissen. Nein, da blickt ein grundehrlicher, gerader, offener Kerl heraus, fast zu offen, zu gerade, zu ehrlich, wenn man die Meute der gehetzten Mitmenschen dagegen betrachtet. „Der Krafft ist um fünf Jahre zu früh dran, der Hitler ja auch!“ hat letzthin einer über ihn gesagt, etwas mitleidig, geringschätzig. „Nein, um fünf Jahre zu spät sind wir dran, sonst müßte es anders aussehen heute“, hat er dem überrascht zurückfahrenden Schwätzer ins Gesicht geworfen.

Der Mensch ist noch der alte geblieben — und das ist gut, daß er sich nichts vorzuwerfen hat. Höchstens, daß er ein schlechter Geschäftsmann ist, ein unkluger Familienvater, der jetzt nicht weiß, wie er sorgen soll, daß seine Familie nicht verhungert, während er auf „Erholungsurlaub“ fort muß. Drei Wochen plus zwei Monate, die durch Nichteinhaltung der Bewährungsfrist vom letztenmal noch fällig sind, eine lange, himmellange Zeit. Daß er eingesperrt wird, ist ja bitter, aber es ist keine Schande, denn

er hat ja nichts gestohlen oder irgend etwas Unehrenhaftes getan, sagte Berta völlig gefaßt. „Es war ja wegen mir.“ Sie tröstete ihn, sogar der Führer der Partei, Hitler selbst, müsse nach Stadelheim und eine ganze Reihe SA.-Männer dazu. Wegen Landfriedensbruchs. Weil sie eine Separatistenversammlung gesprengt haben, um öffentlich zu bekunden, daß in München kein Boden ist für die Lostrennung Bayerns vom Reich. Dem bayerischen Separatismus ist ausgerechnet mit Münchener Maßkrügen das Rückgrat gebrochen worden, daß er seitdem lahmt.

Oben hat das natürlich schmerzlich berührt, daß die bayerische separatistische Parteigeburt, die ausgerechnet von einem Nichtbayern, einem Elsässer, aufgezogen wurde, so schnell lebensunfähig gemacht worden war von diesen großpreußischen Münchener Hakenkreuzlern. Bisher hatten die üblichen roten Versammlungssprengungen keinen Anlaß zum Einschreiten des Staatsanwaltes geboten. Aber plötzlich fühlt der bayerische Staat das Bedürfnis, durch Statuierung eines Exempels der Verwilderung politischer Sitten Einhalt gebieten zu müssen. Zufällig hat es leider die Nationalsozialisten getroffen, das Exempel abzugeben — und als den besonders zu fahndenden Rädelsführer noch zufälliger — Adolf Hitler.

Na, in solcher Gesellschaft braucht sich Krafft weiß Gott nicht zu schämen. Man wird einmal genau so über die Strafursache bei ihm den Kopf schütteln wie beim Hitler und den anderen Kameraden, die wegen ihres Eintretens für die Einheit des Deutschen Reiches ins Gefängnis mußten.

Berta sollte auch Erholungsurlaub nehmen, echten natürlich, nach der glücklich verheilten Operation. Zeit hätte sie gerade genug, während er fort ist. Eigentlich ganz passend. Nur die Finanzlage will nicht dazu passen. Da ist noch eine ganze Reihe von Rechnungen zu erwarten bei der Aufgabe seines Geschäftes. Die Miete für drei Monate vom Tage der Kündigung ab, die er erst am Monatsende anbringen kann — was hat er sich auch gleich so ein sündteueres, großes Atelier nehmen müssen. Dann kommt das Telephon dazu, der Lichtpauser, die Putzfrau — vielleicht muß seine Frau bald selber zum Putzen gehen, um leben

zu können. Arbeit ist keine Schande, hat sie erst gestern zu ihm gesagt, wie sie über die Lage gesprochen haben.

Es klopft. Der Herr Hausmeister kommt mit einem Brief. „Ich kündige Ihnen außerordentlich und ersuche, das Atelier binnen drei Tagen zu räumen“, schreibt der Hausherr. „Genehmigt!“ lacht Krafft, „widerspruchslos genehmigt.“ Es wäre schon ein Interessent da, ob er dem Herrn die Räume zeigen dürfte, meint der Hausmeister.

„Tag! Gestatten? Adler aus Berlin“, schnarrt echt berlinerisch ein Mensch mit einer Hornbrille im feixenden Gesicht und spricht unaufgefordert mit dem Hausmeister gleich weiter, in den Räumen umhergehend: „Na, nicht ganz was ich suche, auch viel zu teuer. Atelier nennen Sie das? Ist es beschlagnahmefrei? Geben Sie mir das schriftlich, dann miete ich. Sofort abschließen, warum zögern, jetzt bin ich da. Hier kann man doch einen Tresor stellen? Herr Architekt weiß das, ob man kann?“ „Können Sie ruhig. Soll hier eine Bank eröffnet werden?“ „Bank? Wieso Bank? Ich bin Adler & Comp., Buchvertrieb ‚Eros‘. Ganz exklusive Ware, kein Massenartikel, nur ganz prima Luxusausgaben — gestatten — ich zeige Ihnen ein paar Probebände...“

„Lassen Sie nur, ich kaufe doch nichts“, lachte Krafft über den geschäftigen Juden. „Wer red' denn vom Kaufen, ansehn soll'n Se, bloß ansehn. Hier ist gleich was für Herrn Architekten — Eros in der Kunst aller Zeiten — ganz in Leder, über hundert farbige Kunstblätter, Goldschnitt, echt japanisches Papier, hier, gucken Se nur —.“ Und Adler ließ die Kunstblätter durch die Finger rauschen. Als Krafft nichts sagte, feixte der Jude: „Ist zu harmlos natürlich, aber da ist was Stärkeres: Montmartre durchs Schlüsselloch. — Fabelhafte Szenen, ganz nach der Natur aufgenommen ohne Wissen der — äh, hm — Modelle. Da müssen Se 'n Vergrößerungsglas nehmen, haarscharfe Details, ein Kunstwerk, das einzig dasteht. Nur für Liebhaber.“ „Weil nur ein Liebhaber den Preis versteht?“ fragte Krafft lauernd. „Ausgezeichnet, ausgezeichnet, Herr Architekt. Dann muß ich schon meinen Schlager zeigen, das Neueste aus Paris, unter Protektorat von dem berühmten Dr. Magnus Hirschfeld herausgegeben — Irrgarten des Eros — also das Unglaublichste, man hält das einfach

nicht für möglich, was es alles gibt. Ein Schlager — übertrifft alles bisher Dagewesene."

„Und das Zeug wird gekauft?" „Gekauft? Ausgerauft wird das Buch, nur noch wenige Exemplare vorhanden, Preis spielt keine Rolle, hundertfünfzig Dollar das Stück unter Freunden. Manche zahlen das Doppelte für das Kunstwerk." „Na, bei mir machen Sie kein Geschäft damit." „Sie brauchen ja nicht auf einmal zu zahlen —." „Ich kaufe nichts bei Juden, ich bin Hakenkreuzler." Adler stutzt momentan, feixt aber gleich wieder: „Gott, reden wir jetzt von Politik oder von Kunst, Herr Architekt?" „Der Dreck da hat doch mit Kunst nichts zu tun!" „Dreck? Ist doch alles menschlich, Herr Architekt. Und wie gesagt, was ganz Seltenes für die Bibliothek. Solche Klassiker versteht jeder — hähähähä ..."

„'raus jetzt!" fuhr Krafft auf. Erschrocken raffte Adler seine Musterkollektion zusammen und tat ganz beleidigt: „Wer muß 'raus? Ich komm' ja 'rein ins Atelier — 'raus müssen ja Sie!" Vor Wut erbleichte Krafft, faßte Adler beim Kragen und warf ihn regelrecht die Treppe hinab. „Aber, Herr Architekt?" entsetzte sich der Hausmeister und fuhr ängstlich zusammen, als Krafft ihn ansah mit glühenden, furchtbaren Augen: „So geht es euch allen noch wie mir. In Deutschland fliegen die Deutschen auf die Straße, und die Hebräer nisten sich ein. Wo einmal Kunst war, das Schöne für das Volk, da macht sich die Pest der Pornographie jetzt breit. Nur so weiter! Nur zu! Das gibt noch ein furchtbares Erwachen."

Der Hausmeister drückte sich leise hinaus und grinste vor sich hin: „Mir kann das wurscht sein. Wer zahlt, der ist mir recht. Wo käme ich da hin mit der Politisiererei."

Dann blickte er auf die Uhr: „Schon fünfe vorbei?" — und rannte über den Hof, klopfte ans Fenster der Buchhaltung der Bankfiliale im Vorderhaus und fragte dort: „Ist der Abendkurs schon da aus Frankfurt? Geh, san S' so guat!" Er sieht, daß es in der Bank zugeht wie in einem Ameisenhaufen, sicher eine Aufregung von der Börse. Da schiebt ihm einer der Buchhalter einen Zettel hin, er liest und saust in seine Kellerwohnung. „Alte, schnell! Einkaufen, was du kriegen kannst, der Dollar ist um hundert

Mark gestiegen! Schnell, nur schnell, ehe's in den Läden bekannt wird."

Erschöpft wirft er sich in den Lehnstuhl: „So eine Aufregung!" Aber dann schmunzelt er diebisch vor sich hin, wie er in Gedanken überschlägt, wie groß sein Vorteil gegenüber den morgigen Preisen sein wird, und wie die Dummen morgen staunen werden, die keine Bankverbindung haben wie er. Jetzt begreift er auch, warum der Adler sofort mieten und vorausbezahlen wollte. Ja, die Juden, die wissen doch mehr als die Christen. Wenn einer zu dumm ist zum Spekulieren, wie der Architekt Krafft, dann geht er halt zugrunde, da nützt das Judenfressen gar nichts. Ist bloß der Neid der Besitzlosen.

An diesem Tag hat Krafft nicht gleich den Weg nach Hause gefunden. Stundenlang ist er durch die Stadt geirrt und hat sein Hirn zermartert nach einem Ausweg aus der drohenden Not daheim. Nach einer Hoffnung wenigstens, nach einem Strohhalm von einer Hoffnung, daß er seiner Frau etwas Tröstliches sagen könnte, wenn er zur Türe hineingeht. Um ihn her flutet der Strom der Fremden und redet es in allen Zungen der Welt, die lachenden Söhne und Frauen der Siegerstaaten in höchster Eleganz. Amerikanische Angestellte, die mit den Dollars ihres Urlaubsgehaltes einen Abstecher über das Meer nach dem so wundervoll billigen Germany machen, in den teuersten Hotels die untertänigsten Verbeugungen des Personals durch ihr Erscheinen heraufbeschwören und für ihr flegelhaftes Benehmen die staunende Verehrung der Deutschen ernten. Das sind doch freie Menschen, diese Amerikaner, kein Bildungszwang, und soviel Dollars!

Das sind auch die Krösusse, die mit ihren Dollars die schwindelhaften Preise der blühenden Luxusgeschäfte lächelnd bezahlen, die Antiquitätenhandlungen leerkaufen, am ersten Tag ihrer Landung den größten Luxuswagen in drei Minuten erwerben und ewig lächeln über die dummen Germans, die alles so fabelhaft billig herstellen. Wer von ihnen ein übriges hat, kauft sich einige Häuser in München oder eine Luxusvilla an den herrlichen Seen im Oberland; denn so billig wird man in Amerika nicht Haus- und

Grundbesitzer, so gut kann man seine Dollars nirgends auf der Welt in Sachwerten anlegen. Und die Deutschen haben nicht einmal soviel, um ihren Besitz halten zu können, diese Greenhörner im Geschäftsleben.

In den Straßen der Vorstadt ist das ewige Gekribbel vor Ladenschluß am Zahlabend. Man kauft gleich für die ganze Woche ein, ist still schmunzelnd erstaunt über die Mengen für das viele Lohngeld, die man heimtragen kann und vergißt dabei ganz, wie schmal es in den letzten Tagen der vergangenen Woche herging, weil das letzte Geld so schnell entwertet war. Geld, Geld! Soviel Geld verdient man jetzt. Nur die Dummen klagen über schlechte Zeiten, die, die eben nicht mitkommen.

Spöttisch und hämisch grinsen ihm die lieben Nachbarn nach. Das ist er, der große Herr, der Arbeiterfeind. Jetzt kann er auch einmal sitzen bei Wasser und Brot. Und seine Frau, die schöne Berta, die immer so stolz war, die ist jetzt auch nicht besser als andere. Das haben sie jetzt von ihrer Politik. Die beiden Verrückten waren eigentlich die ganze Aufregung der Vorstadt nicht wert. Der Krafft wird sich hüten, weiterzumachen, den wird das Sitzen im Loch schon kleinmachen und mürbe.

An der Türe bleibt er stehen und stutzt, ehe er die Hand auf die Klinke legt. Diese Stimme kommt ihm doch bekannt vor. Sollte das wirklich der — Martin sein? Wie kommt denn der jetzt so dahergeschneit, ausgerechnet jetzt?

Wahrhaftig, da sitzt der Martin in der Stube, hält den kleinen Hansl am Arm und scherzt damit, steht lachend auf und grinst, ihm das Kind hinhaltend: „Das einzige Gescheite, was du seit damals zusammengebracht hast.“ „Du mußt auch so daherreden, Martin.“ „Geh, beleidigte Leberwurst! Ich mein' doch so: Der bleibt dir, der Bub, das andere vergeht alles wieder. Weißt was, die Berta geht jetzt mit mir heim, solang, bis du wieder vom ‚Urlaub‘ zurückkommst. Ist schon ausgemacht.“

„Das geht doch nicht, das kann ich doch nicht annehmen.“ „Brauchst es auch gar nicht. Dich nehme ich ja nicht mit. Die Berta ist zwar genau die gleiche, die redet auch immer vom Nichtzahlenkönnen. Zier dich nicht so! Ist's dir recht

oder nicht?“ „Wenn die Berta will, nichts Lieberes wie das, Martin. Kannst mir's glauben“, atmet Hans auf. Gott sei Dank, diese Sorge ist weg. Das wenn er dem Martin einmal vergelten kann, er will doch gleich mit seiner Frau sprechen. „Wo ist denn die Berta?“

„Draußen in der Küche, sie richtet gerade mit meiner Frau deine Henkersmahlzeit her. Sie hat mir schon alles erzählt. Respekt, sag' ich halt! Weißt, aus den Zeitungen wirst ja nicht gescheit. Drum hab' ich herfahren müssen, damit ich dir den Kopf einmal richtig waschen kann, aber — du hast ganz recht gehabt, da ist nichts zu waschen. Jetzt darfst du nur bald schauen, daß du in eine lieblichere Gegend verziehst.“

„Ich? Warum? Ich bleibe hier wohnen. Der Bande werd' ich's schon noch zeigen!“ „Dickschädel!“ „Jawohl! Grad erst recht!“ „Da kannst halt nichts machen. Aber das nächste Mal laßt dich wenigstens nimmer erwischen, du Depp.“ „Magst mich net — —?“ „Ja, freilich! Du magst ja mich auch net — —, nur gut, daß dein Bub noch nichts versteht, du hast ja saubere Erziehungsmethoden.“

Lachen kann er noch immer wie ein alter Landsknecht, denkt der Martin still erfreut.

„Damit ich nicht vergesse“, meinte er dann wieder ernster, „bei uns geht was vor in der alten Partei. Man hört so leise von heftigen Auseinandersetzungen.“

„Hoffentlich verkracht der ganze Laden bald einmal“, warf Krafft ein.

„Ja, hoffentlich! Das schönste ist aber, daß sie dich ungefähr vor einem Jahr hinausgeworfen haben, weil du für Hitler warst, und jetzt — jetzt wollen sie selber zu Hitler.“ „Oho — endlich werden sie gescheit.“ „Ich sag's ja immer: Wachsen lassen! Das ist das beste.“

„Aber auch derwarten muß man's können, Martin. Du tust dich leicht, du hast ‚Zeit‘ zum Warten.“ Dabei machte Krafft mit den Fingern eine geldzählende Bewegung, daß Martin schmunzelte: „Tut sich schon. Die Bauern haben die reinste Bauwut, ihr ganzes Gerstl verbauen sie, ehe es hin wird. Ich kenn' mich nimmer aus vor Arbeit.“ „Red nicht davon, Martin!“ „Ach was, wennst frei bist, kommst zu mir.“ „Das geht nicht, ich kann doch hier nicht weg,

wo ich hier mit unserer Sache angefangen habe. Was müßten meine Kameraden von mir denken?“ „Du mußt doch auch leben können, Hans.“ „Das wird sich schon finden, Martin, aber das siehst du doch ein, daß ich hier nicht weg kann, fahnenflüchtig werden.“ „Freilich, das kannst nicht, Hans. Andere könnten es, du nicht, das weiß ich.“

Als der Martin mit seiner Frau spät in der Nacht sein Gasthaus aufsuchte, wußte er haarklein, wie es um Krafft stand. „Da muß was geschehen“, sagte er zu seiner Frau, „wenn nur der Kerl nicht gar so stolz wäre.“ „Das ist ja das Gute, der reißt sich schon irgendwie durch“, tröstete seine Frau.

Daheim in der Stube aber nahm Berta das Gesicht ihres Mannes in ihre Hände und lachte ihn voller Liebe an: „Siehst du mich denn gar nimmer mit deinen finsteren Augen?“ Ja, da sah er sie endlich wieder und lachte wie der Hans im Glück, der auch alles vertan hatte. „Wo ich dich doch so lang nimmer hab’“, flüsterte sie und barg im jähen Sturm seiner Liebkosungen ihr glühendes Gesicht an seiner Schulter. „Ein Jahr ist es schon“, stammelte sie in sein Ohr, „weißt du es noch?“ „Wie die Zeit vergeht“, lachte er leise, „und man ist ja nur einmal jung.“ „Freilich, du dummer Mann.“

*

Nun war Berta mit dem kleinen Hansl fort, und es ist merkwürdig einsam geworden in der Stube. So einsam, daß man es fast nicht aushalten kann. Nur gut, daß am Abend eine Versammlung ist, in der er vorläufig seinen letzten Dienst zu machen hat vor Antritt seiner Strafe.

Der Saal ist wieder gerammelt voll, obwohl Hitler selber nicht sprechen kann. Diesmal spricht nach einem anderen Redner auch Dietrich Eckart über die schwarze Kunst der Bayerischen Volkspartei, deren besonderer Lieblingsfeind Dietrich Eckart ist. Es ist eine wahre Freude, wie er mit den schwarzen Gesellen Schlitten fährt und wie er sie mit seinen wuchtigen Worten, die keine Nebendeutung zulassen, beißend scharf glossiert.

Krafft hat mit seiner Gruppe im Mittelgang des Saales Ordnungsdienst und muß, während Dietrich Eckart spricht,

an die großen gewaltigen Dichtungen des Mannes da oben denken, die er auf der Bühne oder in der Schrift mit Berta zusammen schon erlebt hat. Ihm ist es schon immer als ein Mangel erschienen, daß die SA. noch keine eigenen Lieder hat, sondern alte Soldaten- und Freikorpslieder auf ihren Märschen und Fahrten singt, die mehr oder weniger geschickt dem Sinn der Bewegung angepaßt und umgedichtet wurden. Der Mann, der da oben spricht, ein gewaltiger Meister der Dichtung aus dem neuen Geist der Zeit, der müßte das doch können!

Kurz entschlossen tritt Krafft während der Pause, als Dietrich Eckart den Gang zwischen den Tischen entlang kommt, dem Dichter in den Weg und spricht ihn an. „Herr Eckart, ich muß Ihnen heute einen alten Wunsch unserer SA. sagen. Wir möchten schon lange ein richtiges nationalsozialistisches Sturmlied, wissen Sie, so eines, in dem alles drinnen ist, was wir wollen."

Da lachte es über das ganze Gesicht des Angesprochenen und auf der hohen, gewaltigen Stirn glitzerten schalkhafte Lichter. „Mein Lieber, da sind Sie hinter den Unrechten gekommen, so etwas kann ich nicht. Ich bin ja kein Sänger. Höchstens ein Dichter, und das kein gescheiter, wie sie alleweil über mich schreiben. Sucht euch nur einen andern, der G'sangl machen kann."

„Herr Eckart, wir wissen keinen anderen, der das so gut könnte wie Sie!"

„So? Ich glaube aber nicht, daß etwas Gescheites dabei herauskommt, etwas zum Singen. Die Musiker sagen so immer, daß sie mein Geschreibsel nicht in Töne setzen können. Das paßt sich ihren Noten nicht an, oder, wie sie sagen, man findet keinen Kontrapunkt. So daß ich halt meiner Lebtag ein ungesungener Dichterling bleibe."

„Ach, das kriegen wir schon. Wenn wir nur erst den Text vom Lied haben. Die Musik dafür ist dann eine Kleinigkeit."

„Meinen Sie?" überlegte Eckart und fragte dann kurz: „Was soll in dem Lied alles drin sein?"

„Ja, wir denken uns halt was ähnliches wie die Wacht am Rhein, aber natürlich nicht so viele Verse, und vor

allem viel wuchtiger. So ähnlich halt: Höchste Zeit ist's! 'raus! Auf geht's!"

Da mußte Dietrich Eckart herzhaft lachen: „Freilich, daß sie uns alle miteinander einsperren könnten! Aber ich will's versuchen. Bis wann braucht ihr es denn?" „Ja, möglichst bald", entgegnete Krafft hocherfreut.

„Sagen wir einmal — in vierzehn Tagen. Da haben Sie es dann. Die Hand darauf!"

Und vom Fleck weg ging Dietrich Eckart zum Rednertisch, schwang die Glocke und verkündete der aufhorchenden Versammlung: „Soeben hat mich einer von unseren jungen SA.-Leuten um ein Sturmlied für die SA. gebeten. Ich habe es ihm in die Hand versprochen, daß sie es in vierzehn Tagen bekommen, und weiß schon, wie der eine Vers heißen wird." Und dann staunten alle und horchten auf, als Dietrich Eckart das neue Sturmlied der SA. hinwuchtete:

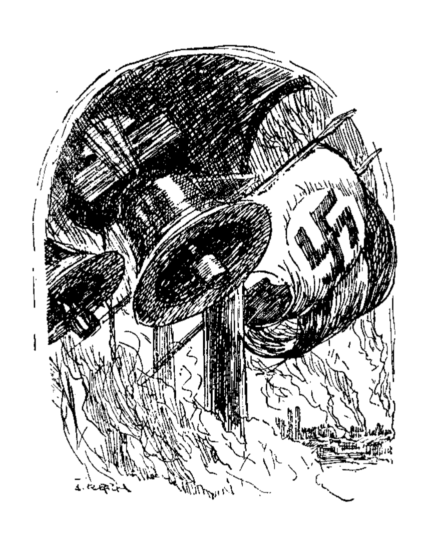
„Sturm! Sturm! Sturm!
Läutet die Glocken von Turm zu Turm!
Läutet die Männer, die Greise, die Buben,
Läutet die Schläfer aus ihren Stuben,
Läutet die Mädchen herunter die Stiegen,
Läutet die Mütter hinweg von den Wiegen!
Dröhnen soll sie, und gellen, die Luft,
Rasen, rasen im Donner der Rache!
Läutet die Toten aus ihrer Gruft!
Deutschland — erwache!"

Ein Sturm der Begeisterung erhob sich im Saal, viele sprangen auf die Stühle und wollten das Lied noch einmal hören.

Deutschland erwache! — stammelte Krafft ergriffen im donnernden Applaus der hingerissenen Versammlung. Das ist das Wort, das sie brauchen. Der Kampfruf! Das gellt wie notrufende Hörner und rasselnde Trommeln beim letzten Aufgebot über das ohnmächtig im Delirium zerfallende Reich hinweg.

Wenn sein Trupp SA. einmal eine Sturmfahne bekommt, dann muß auf das rote Tuch der neue Ruf in flammendem Gold hingestickt werden. Deutschland — erwache! Wie verheißungsvoll das klingt, wenn man in die trostlose Öde

des Zuchthauses gehen muß. Ach Gott, höchste Zeit wäre es, daß die Schlafhauben wach werden, es geht sonst über die Kraft der einzelnen wenigen, die endlos trommeln, raufen und sich opfern müssen. Wehe, wenn sie vor Müdesein und Not einmal nicht mehr könnten, einfach aus den Reihen fielen und vor Mattsein liegen blieben. Und es ist keiner in der SA., dem es nicht über seine Kraft ginge, was von ihm rückhaltlos verlangt werden muß. Ja — Deutschland erwache endlich!





Der Feind steht rechts

„Extrablatt — Extrablatt! Rathenau ermordet! — Extrablatt!“

„Her damit! — Kostet?“ „Fünf Mark!“ — „Extrablatt! — Rathenau ermordet!“

Da steht es tatsächlich. Rathenau ist erschossen worden an diesem Samstagvormittag. Rathenau, der bedeutendste Jude in Deutschland, einer von den dreihundert Männern, die die Geschicke der Welt bestimmen, wie er selbst gesagt hat. Einer der gewiegtesten Spieler im Weltplan der Hochfinanz, der sagte, es käme nur darauf an, zu wissen, wie weit man ein Volk in Not und Elend treiben dürfe mit der Erfüllung des Versailler Vertrages. Der das Stichwort gab für die Juden der Welt, man müßte ein Privatsyndikat bilden, das sei der richtige Weg zur Erfassung der deutschen Reparationen. Der den beflissenen Gerichtsvollzieher über Deutschland machte für die Entente und die Hochfinanz.

Dieser größte jüdische Staatsmann, der so geistreich über das Ende Deutschlands philosophieren konnte, ist nun mitten in seiner kaltschnauzigen Weltbegaunerei erschossen worden.

„Ee — extrablatt! Ungeheurer Tumult im Reichstag. Präsident Löbe klagt die Mörder an. — Die Republik ist in Gefahr! Reichskanzler Wirth erklärt: „Der Feind steht rechts! — — Ee — extrablatt! Der Feind steht rechts!“ „Geben

Sie her!" „Mir auch — mir auch!" „Fünf Mark bitte sehr! Danke sehr!" „Ee — extrablatt! Die Republik ist in Gefahr!"

Im Nu hat sich um den lesenden Max ein Knäuel Menschen gesammelt. „Vorlesen!" heischen einige Stimmen, und Max liest vor. Entsetzen und Neugierde stieren ihn an. „Das gibt den Bürgerkrieg!" orakelt einer kopfschüttelnd, und ein feingekleideter Herr kreischt: „Unseren besten Kopf haben sie ermordet, unseren einzigen Führer. Pfui, diese Mordbuben! Pfui! Das bedeutet das Chaos, das Ende."

„Na, regen Sie sich nicht auf! Für den kommt doch bloß wieder ein anderer Jud, und das Geschäft geht weiter", sagt der Max.

„Was? Sie sind auch so einer? Schämen Sie sich nicht, wo das ganze Volk entsetzt ist über diese Bluttat. Sie nehmen das Mordgesindel noch in Schutz, Sie?"

Schon nehmen einige Stellung gegen Max, der kalt gelassen sagt: „Mein Mann war der Rathenau nicht, sondern mein Gegner. Es ist bloß bedauerlich, daß die meisten nicht wissen, wie gefährlich der Rathenau für uns war. Daß er nicht für das deutsche Volk, sondern für die jüdische Großfinanz gearbeitet hat. Deswegen ist ja diese Verzweiflungstat geschehen."

„Is ja net wahr. Weil er für die Arbeiter gewesen ist, drum ham s' ihn weg'putzt!" schreit einer, dem rußigen Aussehen nach ein Schlosser, der mitgehorcht hatte. Drohend drängt er sich in den Vordergrund.

„Da wennst net gehst mit dem Arbeiterfreund!" mischt sich ein anderer ins Gespräch. „Der Rathenau war ja ein Erzkapitalist, ein hundertfacher Aufsichtsrat, ein Multimillionär in Goldmark. Ich hab' aber net gehört, daß der seine Arbeiter besser bezahlt hat wie ein anderer."

„Aber den Frieden hat er uns gesichert", entgegnet kampflustig der Schlosser. „Den inneren Frieden!" rief der bessere Herr, „der jetzt vorbei ist."

„Der überhaupt noch nicht da war!" schreit der Max, „sonst hätte es doch keinen Anlaß gegeben zu dieser Tat der Verzweiflung. Daß einer sein Leben riskiert und auf den größten Bonzen schießt, wo er weiß, daß er nicht auskommt."

„Die Lumpen haben ja so viele Helfer und Verschwörer an der Seite“, überbrüllt ihn der Schlosser, den Max scharf ins Auge faßt und frägt: „Sie woll'n doch ein Sozialist sein?“ „Allweil schon, Kommunist sogar!“ „So? Ein Kommunist will doch der Todfeind der Kapitalisten sein, Sie nehmen aber einen der größten Kapitalisten in Schutz.“ „Weil der politische Mord —.“ „Ah, gehn S'. Seit wann sind denn die Kommunisten solche Lampln? Blut muß fließen, knüppelhageldick! Das singt ihr doch allweil und schlachtet in jeder Versammlung die Geldsäcke ab — mit'm Maul. Wer ein Kommunist sein will, der muß sich doch freu'n, wenn so ein Großkapitalist wie der Rathenau ins Gras beißen muß.“ „Ich g'freu mich aber net.“ „Weil S' net wissen, was S' politisch überhaupt woll'n.“ „Dös müass'n Sie mir sag'n. Wenn so ein monarchistischer Mörder schießt, schießt er doch net im Interesse des Proletariats.“ „Und deswegen möchten Sie den Rathenau wieder lebendig machen, nur weil ihn ein anderer als ein Kommunist erschossen hat?“ „Unser Prinzip — —.“

„Hör auf!“ ruft der schmunzelnde Parteigänger vom Max. „Euer Prinzip kennt man schon. Ihr wollt bloß jeden umbringen, der net ‚Heil Moskau‘ schreit. Aber bis jetzt habt ihr nicht einen einzigen Kapitalisten umgebracht, nur lauter arme Arbeiter, die selber nix g'habt ham. Und in der Rätezeit habt ihr sogar bei den reichen Juden Posten gestanden, daß denen ja nichts passiert ist. Zahlen, abschmieren habt ihr euch lassen.“

„Die Juden sind auch Menschen. Wir sind net so blöd, daß wir an den Rassenhaß glauben. Es kommt auf den Klassenunterschied an. Wart's nur, wenn der Max Hölz in Bayern einrückt mit der Roten Armee aus Sachsen, aber nachher!“

„Was sagen Sie, der Max Hölz möchte nach Bayern?“ wandte sich der bessere Herr an den Schlosser. „Ich hab's ja gesagt, jetzt kommt der Bürgerkrieg, das Chaos.“

„Wenn alle so Angst hätten wie Sie, wär' er schon längst da“, lacht der Max. „Deswegen schreien sie ja so laut im Reichstag. Angst haben sie, es könnte jetzt die Abrechnung beginnen. Der Feind steht rechts, schreit der Zentrums-Wirth. Ich wollt', es stände wirklich rechts, was sie so

fürchten, nicht lauter solche Spießer wie Sie mit Patenthosen, wo's Herz unten net 'rausfallen kann."

„Sie sind mir ja noch zu grün, junger Mann."

„Geben S' Obacht, daß Sie Ihren Kalkhaufen gut heimbringen, alter Trottel! Und du —", wandte sich Max an den Kommunisten, „du darfst dich ruhig einmal auf deinen Geisteszustand untersuchen lassen." „Wenn i so hitlernarrisch war wie du", lachte der Schlosser voll Wut dagegen. „Du kannst ja nichts dafür", lacht ihm Max nach, „bei dir ham s' ja die Nachgeburt aufgezogen und 's Kind weggeworfen."

Und in das schallende Gelächter ruft es durch die Straßen: „Ee — extrablatt! Rathenau ermordet!"...

Daheim dauerte es nicht lange, und seine Kameraden füllen mit erregtem Sprechen die Stube, weil er in der Abwesenheit Kraffts die Führung übernommen hat. „Das sagst doch auch, Max, das waren ein paar Kerle", meint der Sepp. „Natürlich! Mordskerle sogar!" „Herrgott, so was müßten wir doch auch machen", stößt glühend der Luitpold heraus.

„Nein!" widerspricht Heinz energisch, daß sie alle aufhorchen. „Dieser Akt in Berlin war meines Erachtens der Schlußakt eines gut gemeinten, aber falsch geleiteten Nationalismus. Unser Kampf ist anders. Was nützt uns der Tod Rathenaus? Die anderen haben jetzt einen großen Märtyrer und im gerührten Volk heult man um Hyänen, wenn sie heiliggesprochen sind. Wie unser Dietrich Eckart neulich sagte im ‚Blauen Bock'. Hitler hat es doch ausdrücklich verkündet beim Appell: Wir sind keine Geheimorganisation! Unsere SA. ist eine politische Schutztruppe, die sich öffentlich zeigen muß, damit jeder sie sehen kann. Wir wollen doch eine große Volksbewegung werden, nicht ein kleiner Geheimzirkel, der bald da, bald dort einen Lumpen wegschießt, und doch nicht seine eigenen geheimen Männer dafür hinstellen kann. Das tun doch nur wieder die andern. Hitler hat es ja gesagt, soviel Lumpen können gar nicht beseitigt werden, daß nicht immer noch größere Gauner an ihre Stelle rücken. Das Vertrauen des Volkes erringen sich diese unsichtbaren Geheimen nie, sie flößen ihm nur Grauen ein. Feme! schreien die Zeitungen. Geheime Feme

über Deutschland! Man ist seines Lebens nicht mehr sicher. Und ihr habt doch selber auf euren Aufnahmescheinen unterschrieben, daß ihr keiner Geheimgesellschaft angehört."

Der Max räuspert sich und meint: „Verdammen kann ich die Attentäter trotzdem nicht, im Gegenteil, mir imponiert das." „Mir auch!" stimmen mehrere bei.

„Davon ist gar nicht die Rede", entgegnete Heinz. „Diese Kerle haben ganz sicher aus den edelsten Motiven sich geopfert. Denn ich glaube nicht, daß sie über die Grenze kommen, wo heute in Deutschland jeder zweite ein Verräter ist. Dieses Volk ist ja so niederträchtig, daß es solche Kerle gar nicht verdient. So was macht einer nur dann, wenn er fertig ist mit dem Leben und sich sagt, wenn ich hinüber muß, dann gehe ich nicht allein, sondern nehme wenigstens einen großen Gauner mit, damit einer weniger ist. Und weil er hofft, daß sein Opfer Hunderttausenden die verschlafenen Augen aufreißt. Weiß Gott, wenn keiner es könnte, ich wüßte sie zu verteidigen aus eigener Erfahrung. Und ein Volk von Ehre müßte sie freisprechen. So wie wir sie schon freigesprochen haben, ohne sie zu kennen."

„Wenn wir ein anständiges Volk wären, dann hätte es keinen Rathenau als Minister und keine Rathenaumörder gegeben", behauptet der Kunstmaler. „Und trotzdem sind die Schüsse ein Fanal!"

Da läutet es. Ein Radfahrer bringt die Meldung, die SA. sammle zum Schutz der Parteigeschäftsstelle in der Wirtschaft nebenan. Er erzählte, daß drohende Haufen der Roten auf der Straße ständen. Die „Pest" habe in einem Extrablatt aufgefordert, die Mörderzentrale in München, das Lokal der Hitler-Banditen, auszuheben und auszuräumen.

Das hatte man eigentlich erwartet, und als sie keuchend zum Sammelort kamen, war die Straße vor der Geschäftsstelle schwarz vor andrängenden, schreienden Menschen. „Räumt den Mordladen aus! — Heut' wird Schluß gemacht mit den Mordbuben, den Hitler-Hunden!" Siegesgewiß schäumte die Masse. An einzelnen Stellen, wo Parteiabzeichen entdeckt wurden, wurde schon gerauft. Da kamen auch schon einzelne flüchtende Kameraden blutüberströmt daher, als es endlich hieß: „Armbinden anlegen! Fertigmachen!"

Schneidendes Pfeifen und Johlen gellte, brandend schob sich die heulende Masse gegen die Absperrung vor der Geschäftsstelle. Steine prasselten gegen die geschlossenen Eisenläden, Fensterscheiben klirrten. „Mörder — Mörder!"

Gelassen trat die SA.-Bereitschaft im Eingang an. Ein Pfeifensignal trillerte, und mit grimmiger Wut warf sich die SA. auf die Meute. Hiebe prasselten, Menschen taumelten, wichen, heulten auf, und plötzlich begann die Panik der Flucht vor dem halben Hundert der SA., das in der Eile zusammengekommen war.

„Das ist ja nichts, die halten ja nicht stand", meinte enttäuscht der Mathes und hieb mit seinem Ochsenfiesel pfeifend durch die leere Luft. Da kommt endlich die Polizei, wie üblich zu spät. Ruhig kehrt die SA. um. „Alles zurück ins Lokal!" heißt es. Drüben auf der anderen Seite des Gärtnerplatzes ballt sich das Menschengewoge.

„Wir hätten euch gar nicht mehr gebraucht, wir werden schon allein fertig", sagte gutmütig der Sepp zum nächststehenden Schutzmann. Und ebenso gutmütig lächelnd sahen die Kameraden dem Vollzug der Aufstellung der Polizei zu. Aha, jetzt wird die Straße von beiden Seiten abgesperrt, die Ruhe hergestellt. Aber — was ist denn? Da rennt ja die Polizei in wilden Haufen von allen Seiten heran. Wem das wohl gilt? Wohl den Roten da drüben, die so lachen?

Oder sollte das — der SA. — — ? Ungläubig steht sie noch, da drischt die Masse der Blauen zu Hunderten mit Säbeln und Gummiknüppeln auf den fassungslosen Haufen ein.

Da sinkt der Luitpold, die Hände vor sein blutüberströmtes Gesicht haltend, in die Knie, zwei wütende Schutzleute schlagen noch auf den Zusammengebrochenen, aber da pfeift ein Hieb durch die Luft, daß sie mitsammen taumeln und die Helme über die Straße kollern. Noch einer, daß sie nichts mehr sehen, so singt ihnen der Schädel. Aber ein dritter Schutzmann hat den Mathes gesehen, gerade noch zieht ihm der Sepp den stöhnenden Luitpold zwischen den gespreizten Beinen weg, da richtet sich der Lauf einer Pistole auf den Mathes und ein haßerfülltes Gesicht glüht ihn an. Ein Gesicht, das er kennt von irgend-

woher. Er bohrt nur seinen grauen, messerscharfen Blick in diese lodernden Augen unter dem Helm und — dann hat er den vorgestreckten Arm mit einem Satz in den Fäusten, ein Ruck — und die Pistole fällt aus kraftlosen Fingern in seine Hand.

Jetzt kennen sie sich, keuchend vor Kampfgier. „So haben wir's im Feld gemacht! Baumann! — Daß du dich nicht schämst." „Gib die Pistole her, ich fliege, wenn ich sie nicht mit zur Wache zurückbringe. Blamier mich nicht, Mathes." Sie sehen sich an, einen Herzschlag lang — und der Baumann wird rot dabei bis unter den schiefsitzenden Helm. Dann hat der Schutzmann seine Pistole wieder und Mathes ist mit einem Satz im kämpfenden Knäuel, der sich plötzlich löst, denn sie sind schon am Eingang zum Lokal. Die Tür fliegt zu und der Sepp stemmt sich grinsend gegen den Drücker, an dem von außen wütend gerüttelt wird. „Aufmachen! — Aufmachen!"

Mathes sieht schon im Geiste, wie er einige Monate Gefängnis abbrummt. Da ist die Schenke! Der Wirt ist natürlich mit seinen neugierigen Gästen am Fenster. Einige weiße Schürzen hängen am Nagel. Da muß Mathes schon wieder lachen. Die Joppe herunter, Ärmel aufgekrempelt, den weißen Schurz umgebunden, noch eine Virginia ins Maul und wieder 'raus! Der Sepp kriegt beinahe einen Lachkrampf, wie er den neuen Schenkkellner sieht, und verschwindet auf einen Wink zum lauernden Haufen der Kameraden im Nebenzimmer. Da öffnet endlich der Schenkkellner die versperrte Haustüre und fragt: „Bitte meine Herren — was gibt's?" Und ein eifriger Haufen Schutzleute drängt an ihm vorbei.

Dann blickt der neue Schenkkellner neugierig zu, wie die SA. nach Waffen durchsucht und jeder aufgeschrieben wird und wie zwei wutschnaubende Polizisten nach dem Burschen suchen, der einen ganz schweren Widerstand gegen die Staatsgewalt wagte, den Kerl aber nicht finden. Der Herr Wirt wäre zwar beinahe vom Schlag gerührt worden, wie er die neue Erscheinung in seinem Betrieb sieht, ist aber sofort im Bilde, wie er den Mathes erkennt, und eilt in die Küche, daß er sich laut auslachen kann. Auch die Nandl, die Kellnerin, ist zu Tod erschrocken, wie sie drei

leere Gläser auf den Schanktisch stellt und sagt: „Zwei Helle und ein Dunkles — Jeßmariand! — Sie san's? Aber Sie sind einer!“ Und sieht ihm mit schmachtenden Augen zu, wie er kunstgerecht einschenkt und grinsend sagt: „Alles muß gelernt sein, Nandl.“ „Na, Sie sind schon ein ganz G'wappelter — vor Ihnen tät' ich mich fast fürchten.“ Dazu machte sie Augen, als ob sie sich recht gern einmal fürchten tät' vor ihm.

Dann ging er ins Nebenzimmer, wie die Polizei abzog, und brachte dem Luitpold einen Eisbrocken zum Überlegen über den verschwollenen Schädel. Die Wände wackelten vor Lachen über ihn, daß sogar die Wut über das Verhalten der Polizei sich legte. Nur der Heinz kollerte grimmig in seinen nicht vorhandenen Bart: „Die Sauhunde, die blaue Schmach! Das passiert in der Ordnungszelle Bayern — im nationalen München. Der ganze Regierungsverein gehört nach Berlin versetzt — oder aufgelöst.“

„Wir sind immer viel zu brav mit den Blauen. Die Kommunisten hätten ihnen das Messer hineingehauen, durch und durch, daß man hinten noch den Hut aufhängen kann“, feixte der Max und schielte in seinem Taschenspiegel nach der blauen Wurst unterm Haar, die ihm ein Gummiknüppel hingezaubert hatte. Der Sepp betreute den verschwollenen Luitpold und spöttelte dabei: „Am schönsten haben s' ja dich verdengelt. So brav und so schön hast schon deinen Globus hingehalten, daß es grad eine Freude war für die Blauen. So mußt du's alleweil machen, dann brauchst bloß ein- und ausgehen im Krankenhaus.“ „Wenigstens hab' ich zuvor bei den Roten ein paar richtige Volltreffer angebracht. In der Bank sag' ich halt, ich bin vom Radl gestürzt“, stammelte der Luitpold aus verschwollenen Lippen. „Mitten in die Glasscherben“, ergänzte der Max, aber dann schien ihm ein Blitz durch die Finsternis der Gedanken zu fahren: „Je — heut ham wir ja zwoa Täufling, den Luitpold und den Mathes. Feuertauf! Aber da zahlts a paar Maß, des g'hört zum Fest.“

„Hast du deine Löhnung noch nicht gefaßt?“ fragte lachend der Heinz. „Die ‚Pest‘ schreibt doch heute, die SA. wird jetzt besoldet. Löhnungsappell bei der SA.! Ich wär' schon längst

wieder heimgegangen, aber ich warte, ob nicht bald einer kommt und schreit: Antreten zum Löhnungsappell!"

„Da kommt schon einer und teilt aus", grinste der Sepp, weil ein SA.-Kamerad an den Tisch trat und einen Hut herhielt: „Werfts was 'rein, wir müssen drei Verletzte mit dem Taxi heimschaffen. Beim nächsten Löhnungsappell wird's doppelt vergütet." „Wann ist denn der?" fragte der Mathes in die Tasche greifend, und der Kamerad grinste: „Wenn wir alle im Sarg antreten können."

Und da lachten sie alle herzhaft über diesen alten zynischen Frontwitz und legten stumm die Gabe in den Hut. „Nicht soviel, sonst lassen sich noch ein paar halbtot schlagen, daß sie auch mit dem Taxi heimfahren dürfen", witzelte der Sammler.

Aber dann hieß es plötzlich: „Antreten!", daß sie aufrumpelten und Mathes geschwind die Schürze herunterriß. „Stillgestanden! — — Augen — rechts!"

Hitler kommt in den Raum und das ist, als wenn die Sonne plötzlich warm über die Glieder seiner „Banditen" hinfliegt. Jeden schaut er an und schüttelt ihm die Hand. Dann bilden sie einen Halbkreis um ihn und er beginnt zu sprechen. Von der neuen politischen Lage für die Partei durch das Geschehnis in Berlin. Es bestehe keine Veranlassung, um den Tod eines Feindes unseres Volkes zu trauern. Ein Sturm von Verfolgungen und Terror wird nun hereinbrechen über die Bewegung, aber dem entgegen werde ein Versammlungsfeldzug eröffnet werden von einem Ausmaß, gegen das alles Bisherige verblassen wird. Dann, wenn er wieder in Freiheit ist. Denn am Montag muß er eine Strafe antreten für jene gesprengte Separatistenversammlung, die in späteren Jahren einmal anders beurteilt und die Strafe von heute zu einer Ehre wandeln wird. Er würde sich nicht wohl fühlen, wenn dieser Staat ihn loben, statt verurteilen würde, dann wäre er nicht mehr der, der er sein wolle. Und wenn ein Tag verginge, an dem die feindliche Presse nicht tobt vor Wut über diese Bewegung, dann sei der vorherige Tag nicht nutzbringend gewesen.

Jetzt komme die Offensive in München und hinaus ins Land. Auf Augsburg, Landshut, Rosenheim folge jetzt Ingolstadt, Nürnberg, Ansbach und Bayreuth. Auch in Nordbayern habe jetzt die Eigenbrötelei aufgehört und der seitherige Kopf dort im Norden habe sich der Bewegung bedingungslos eingeordnet.

Neuer Jubel bricht los. Ist das nicht herrlich? Das hätte der Hans hören sollen. Während alles auf die Bewegung einstürmt, stoßen neue Kräfte zu ihr, daß sie größer wird.

Und wenn die Gegner glauben, diese Bewegung niederknüppeln zu können, dann werden sie bei der SA. auf Granit beißen. Die SA. muß stärker werden. Sie wird neu gegliedert, statt in bisher drei, in sechs Hundertschaften. Und wenn er zurückkomme aus dem Gefängnis, sollen die drei besten Hundertschaften die ersten neuen Sturmfahnen von ihm erhalten.

Dann geht Hitler wieder in die Geschäftsstelle der Partei zurück, vom wilden Jubel seiner SA. umbrandet, daß er lachen muß über seine „Banditen“.

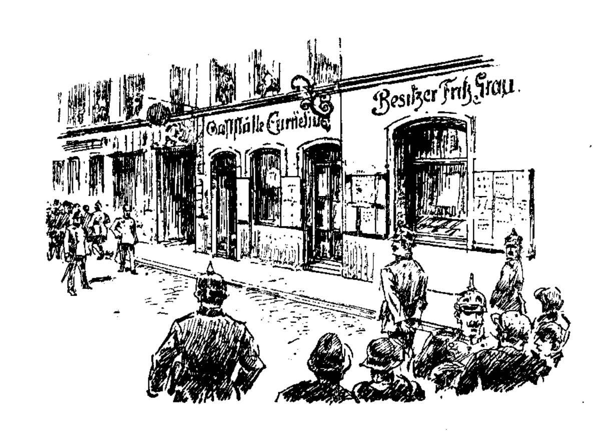
„Wir müssen eine Fahne kriegen“, brüllt Max in seinen Haufen und haut auf den Tisch. Aber der Sepp meint skeptisch: „Wie soll das gehen, wenn der Hans solang im Loch sitzt?“ Auch der Heinz bezweifelt es: „Wenn wir nicht einmal unsere Sektion der Partei richtig halten können in unserer roten Burg, immer weniger werden wir, statt mehr. Ausgeschlossen Max, du phantasierst.“

Der Mathes zählte ihre Gruppe an den Fingern auf, genau dreizehn Mann sind da, nicht mehr und nicht weniger. Noch einmal soviel wären sie der Liste nach, aber es sind nur immer die gleichen dreizehn da. Und dazu haben sie jetzt ein halbes Jahr gebraucht.

„Wenigstens einen Zug müssen wir auf die Beine bringen, sonst wirft uns der Hans alle hinaus, wenn er zurückkommt“, versteifte sich der Max hartnäckig. Doch wiegten sie immer noch bedenklich die Köpfe. Wie soll das nur gehen — ohne Krafft?

In dieser Zeit? Man braucht nur die Extraausgabe vom Abend zu lesen. Generalstreik ist ausgerufen. Die Börse hat aus Trauer geschlossen. Die Mark ist natürlich gefallen. Den Mördern ist man auf der Spur. Massenverhaftungen von

Angehörigen geheimer Organisationen. Reichswehr in Alarmbereitschaft, die Grenzen gesperrt. Organisation „Consul“ = OC. genannt. Feme! Feme über Deutschland! Kundgebungen gegen den politischen Mord. Geharnischte Erklärungen der Parteien. Schärfste Maßnahmen der Regierung. Verbote — Verbote — Verbote! Das Gesetz zum Schutz der Republik!





Kamerad, reich mir die Hände

Viereinhalb Schritte lang, zweieinhalb Schritte breit ist eine Zelle im Gefängnis. Da kann man wie ein Tiger tausendmal im Tag auf und ab gehen und knurren und winseln nach der offenen Welt draußen. Oder stumpfsinnig am Hocker sitzen, den Kopf in die Fäuste stützen und vor sich hinstieren in dumpfer Verzweiflung. Jeder Fleck an der Wand, jede Niete und Schürfung an der eisernen Türe hat sich fast schmerzhaft dem Gedächtnis eingeprägt. Man wittert den Verlauf der Zeit beinahe auf die Sekunde, man kennt jeden leisesten Ton auf den hallenden Gängen und kennt jeden Mitgefangenen am Räuspern in seiner Zelle. Und man ist viel zu viel mit sich allein zum Grübeln und Dahinbrüten. Die Welt da draußen vor dem Gitter wird hier zur fixen Idee, so wie man sie verlassen mußte. Und in dieser engen Luft erstickt jedes bessere Empfinden, denn hier ist alles schlecht. Der Geist des Verbrechertums mit seiner Verzweiflung und blinden Rachsucht geht durch das düstere Haus, kriecht durch die Schlüssellöcher und bläht sich in den Zellen.

Schleppend müde tappt Krafft zur Fensterwand und sucht im Abenddämmern die Stelle, wo er einmal ganz fein mit dem Fingernagel zweiundachtzig Striche in den grauen Kalk geritzt hat, seine zweiundachtzig Tage Gefängnis. Tag

und Nacht stehen diese Striche vor seinen Augen, und jeden Abend ritzt er einen quer durch. Früher einmal hat man als Soldat seine letzten Dienstwochen vor der Reserve gezählt und jeden Abend ausgerufen: „Parole — zwanzig — oder — zwölf Täglein!“ Seine Parole sind immer noch zweiunddreißig ewige Tage, so lang wie einer der sechs Tage der Erschaffung der Welt gewesen sein mag. Und dann, wenn diese zweiunddreißig Striche quergeritzt sind, was ist dann? Manchmal quält ihn der Gedanke, es wäre besser gewesen, er hätte damals im Mai neunzehn mit seinen Kameraden den Staub der undankbaren Heimat von den Füßen geschüttelt und wäre ausgewandert. Dann hätte er wenigstens seine Frau und ihre Familie nicht in dieses politische Unglück mithereingezogen.

In diesem Zuchthausstaat Deutschland ist für einen Idealisten kein Raum zum Leben. Vielleicht täuschte er sich, vielleicht gibt es überhaupt kein ehrenfestes Dasein, vielleicht muß man lügen und betrügen, um leben zu können. Es wird wohl immer schon so gewesen sein, er ist vielleicht nur falsch erzogen worden.

Da geht ein Schütteln von innen heraus durch seinen Körper. Was will er denn noch, wenn das so ist? Da ist es am besten, er nimmt einen Strick oder was anderes Passendes — ach sooo? —. Deswegen nimmt man den Eingesperrten die Hosenträger weg. Da ist er wohl nicht der erste, der so denkt, der keinen Pfifferling mehr für so ein Sauleben gibt, nachher, wenn man wieder hinaus muß.

Das erstemal, vor einem Jahr, da hat er noch lachen können, da ist ihm die große Verheißung seines Lebens vor den Augen gestanden, seine Frau. Da hat er auch noch so was wie einen Märtyrerschein fürs Vaterland mitherausgebracht. Und es gibt gar kein Vaterland, das wert wäre — nur Schieber, Spekulanten, Verräter und Judenknechte, aber lauter ehrengeachtete Staatsbürger. Wie schön haben es doch seine Kriegskameraden von einst, die das nicht mehr erleben haben müssen. Was die wohl sagen würden, wenn sie wüßten, daß man heutzutage eingesperrt wird wie ein Verbrecher, weil man einen Verbrecher niedergeschlagen hat, der einem die eigene Frau mißhandelte, ja überhaupt bloß angerührt hat. So was kann nur in Deutschland vor-

kommen. Pfui Teufel! In Amerika würde so ein Hund glatt gelyncht.

Er stöhnt auf vor ohnmächtigem Grimm und läßt sich auf die Pritsche fallen. Eine schwache Erinnerung kommt ihm, daß er einmal wußte, wie man solchen Gedanken begegnen kann. Aber dazu gehört eine Hoffnung, dazu muß man ein freier Mensch sein und andere um sich haben, die das mit einem glauben: Kameraden! Die gibt es nicht im Zuchthaus, solche nicht, die er meint.

Ein Einzelgänger ist er, nach dem kein Mensch fragt, ob ihm Recht oder Unrecht geschieht. Ob das noch einmal anders wird?

Da — da singt doch einer? Hier im Zuchthaus? Der Tobsuchtsausbruch eines Verrückten wieder einmal — oder ein Heimwehkranker.

Plötzlich aber fährt Kraft von der Pritsche hoch und lauscht. Und mit einem Male schießt ein Feuer durch seinen Körper wie ein elektrischer Schlag. Horch! Das Lied des verlorenen Haufens der Landsknechte in den alten Freikorps, und jetzt das Lied der SA.:

„Kamerad, reich mir die Hände, fest woll'n zusamm' wir stehn,
Mag man uns auch bekämpfen, der Geist soll nicht untergehn."

Mit einem Satz hängt er an den Gitterstäben, ein Glück, daß das Fenster noch nicht geschlossen ist, und zieht sich hoch im Klimmzug, bis er sein Gesicht zwischen die Stäbe pressen kann. Und keuchend singt er mit:

„Hakenkreuz am Stahlhelm, schwarzweißrot das Band,
Sturmabteilung Hitler werden wir genannt."

Da drüben, über den Hof hinweg, ist auch ein Gesicht zwischen dem Gitter und singt. Sein Kamerad! Ein SA.-Mann wie er. Und jetzt singen sie miteinander, die Fäuste um das Gitter gekrampft, zitternd vor Anstrengung, aus schluchzend bebendem Herzen zusammen:

„Hat man uns auch verraten, trieb mit uns Schindluderei,
Wir wußten, was wir taten, wir blieben dem Vaterland treu."

Jetzt ist drüben das Gesicht verschwunden, die Fäuste

klammern sich noch verzweifelt um das Eisen, der Lärm schimpfender Stimmen hallt herüber. Die Wärter natürlich.

„Heil, Kamerad!" brüllt Krafft, und aus dem Lärm herüber kommt eine Antwort: „Heil, Krafft!" Der drüben kennt ihn also? Wer das wohl ist?

Draußen rasseln schon die Tritte der Wärter zu ihm die eiserne Treppe herauf. Die Fäuste brennen, aber aushalten jetzt, nicht nachgeben! — Und aus bebendem Herzen singt er weiter, sein Gebet der Kameradschaft in den dämmernden Himmel hinauf:

„Bald werdet ihr erkennen, was ihr an uns verlor'n,
Kamerad, reich mir die Hände, wie wir uns einst geschwor'n.
Hitlers Geist im Herzen — kann nicht untergehn ..."

Als die Wärter die Türe öffnen, liegt er zusammengebrochen unter dem Fenster. Er spürt nicht mehr, wie einige Gummiknüppel mit zahllosen Flüchen auf ihn einschlagen, und empfindet es wie eine Erleichterung, als ein Wasserkrug über ihn ausgegossen wird. „Du Hitler-Rotzbub, vielleicht kannst jetzt das Maul halten. Laßt ihn liegen, der soll ruhig verrecken, der Sauhund. Sie gehören alle erschlagen, diese Mordbanditen ..."

Eine Stunde später liegt er noch so, als die Türe knarrt. Er rappelt sich hoch und blinzelt in das Licht an der Decke. Eine Stimme knurrt ihn an: „Da ist ein frisches Hemd und eine Hose, flink, umziehen, eh' wer dazukommt. Wer wird auch so was singen, ausgerechnet heut' auch noch. Marsch jetzt!" „Wieso ausgerechnet heute — was ist denn heute?" Aber es ist gutgemeint, merkt Krafft, und wie er das Hemd aufrollt, fallen zwei Zigaretten und einige Schwefelhölzchen auf seine Pritsche. Da hätte er fast aufgeschluchzt, wenigstens einer ist unter der Meute, der ein Herz hat, ein Soldaten- und Kameradenherz.

Wenn nur überall wenigstens einer ist, einer wenigstens.

Wieder rasseln die Schlüssel an der Türe. „Jetzt wird geschlafen, marsch! Da haben Sie wieder ein frisches Wasser, ein anderes Mal passen Sie auf und werfen den Krug nicht um." Und leiser fügt der Wärter bei: „Umschläge machen, da ist ein Lappen. Morgen melden Sie sich zu meinem

Trupp für Erdarbeiten." „Danke!" flüstert Krafft. „Maul halten jetzt!" Und die Türe klappt ins Schloß.

Wie er trinken will, guckt ein Flaschenhals aus dem Blechkrug. Wahrhaftig eine Flasche Bier. Wenn das aufkommt, fliegt der Wärter natürlich. Unter Kameraden kommt aber nichts auf, das weiß der Wärter, daß er sich darauf verlassen kann.

Am andern Tag ruft ihn beim Arbeiten der Wärter an: „He! — Holen Sie den Schubkarren da drüben und fahren Sie ihn in die Werkzeughütte, marsch!" Wie er in die Werkzeughütte kommt, liegt zufällig eine Zeitung dort ausgebreitet, von der ihm die Schlagzeile in die Augen schreit: „Die Rathenau-Mörder haben auf der Burg Saaleck sich selbst erschossen, als sie von der Polizei umzingelt waren." Das also war es gestern.

Da zwingt ihn ein Schauer, daß er seine Sträflingsmütze abnimmt und sich tiefatmend über die schwüle Stirne mit seiner schmutzigen Hand fahren muß. Wieder zwei vom verlorenen Haufen der deutschen Landsknechte!

Ja, Kamerad — reich mir die Hände...

In den folgenden Tagen wird das Gefängnis zu klein für die in Massen verhafteten „Fememörder". Die Zellen werden doppelt belegt und die Stammkunden umquartiert. Wie Krafft von der Arbeit weg in seine Zelle geführt wird, raunt der Wärter unterm Schlüsselrascheln: „Heut' haben S' Einquartierung", wobei er verständnisinnig mit den Augen zwinkert.

Tatsächlich ist eine zweite Pritsche im engen Raum, auf der einer sitzt, der ihm sofort sympathisch erscheint; ein kantiges Soldatengesicht blickt ihn mit scharfen Augen prüfend an und dann lacht es ein wenig erfreut. Eine Hand streckt sich ihm entgegen: „Heil Kamerad! Gel, mich kennste net? Ich bin der, der vor etliche Täg g'sunge het, es Lied an den Owendstern, bis se mir uff 'n Buckel applaudiert henn." Da lachen sie zusammen, und der Neue deutet nach Kraffts Schädel, wo noch grüne Striemen schimmern: „Dir henn se gleich gor Lorbeere um en Kopp gewunde. Senn des schreckliche Zeite für die Kunst! Mogst ee Zigarett?"

Lachend nimmt Krafft an und frägt: „Woher kennst du

mich denn — und wie heißt denn du? Bei der SA. hab' ich dich noch nicht gesehen."

„Gel, da biste baff! I honn leider des Empfehlungsschreiwe net in d'r Tasch, wo dei Freind, der lang' Endreß in Ludwigshafe, em Egloffs Fritz, des bin i selber, mitgebe hot uff d'r Flucht, wie em die Palz zu heeß worre is."

„Du kennst den Endreß?" „Bloß flüchtig, der is bei so're nationale Gesellschaft, wo im Verborgene bliht, weil doch d' Franzose so was net dulde im besetzte Gebiet, un da hat e guter Freind mich heemlich higebracht. En recht een schön Gruß soll ich d'r sage vom Endreß. Awer in Münche henn se mer g'sogt, du wärst verreist. Un erst bei der SA. hab i's erfahre, wohin! Un denn bin i d'r eefach nachg'fohre in de gleich Station." Sie lachen erheitert auf, und der Fritz erzählt eifrig weiter: „'rausfinne muß ich dich do herinne unner dene Besebinder un Haderstricker. Un so bringt mich der Max uff ee glänzende Idee. Brauchst nor unser Lied singe — Kamerad, reich mir die Hände — dann werd er sich scho melde — un du bist m'r glatt druff ringefalle."

Ach Gott, so herzlich hat Hans schon lang nimmer lachen können wie über diesen Egloffs Fritz, der ihn auf die Schulter schlägt und meint: „Awer schön is es doch, wenn man uff die Weis' een gute Kamerad find, no derzu, wenn m'rn vorher no net eemol gsehe hot."

Es dunkelt schon in der Zelle. An der Tür fällt die Klappe, die Näpfe mit der Abendsuppe werden hereingeschoben. Krafft sieht dem neuen Kameraden zu, wie er gierig löffelt. Jetzt merkt er erst, daß dem Fritz der Hunger aus den Augen schaut, weil das Lachen und die Lustigkeit daraus verschwunden sind. Schweigend leert er seine Schüssel in die des Kameraden ein, der ihn erstaunt anblickt; aber dann ist es, als ob der Fritz nicht bloß an seiner Suppe zu schlucken hat, weil Hans ihm jeden Dank mit einer leisen Geste der Hand verwehrt.

„Weeßte, Hans, so ohne alles fort müssen, un keen Knopp Geld in d'r Tasch, nor e Fahrkart vom Endreß, nix dabei als die Papier unner der Mütz, weil i do durch de Rhin hab' schwimme müssen bei der Nacht, un de Patroullien von de Franzose in de Motorboote mit de Scheinwerfer als

hin- und herfohre. Do in meen linke Arm hon i een Streifschuß kriegt." Er schob dabei den Ärmel hoch und zeigte die frische Narbe. „Un denn bin i stundelang in eem Kanalrohr dring'lege im Dreckwasser von ee Fabrik — gstunke wie die Pest —, un des wor no mei Glück, sonst hätt mi de Patrouille mit de Polizeihund todsicher gfunne. Es war ja no im Brückekopf vo Meez. Un dann als weiter, bloß weiter üwer Felder un Gärten, bis i in eem Dorf de erste deutsche Lapo seh. Do war ich denn dorch, awer ganz am End mit'm Dampf, total heeß gloffe. No hen se mich nach Heidelberg gebracht in die Flüchtlingsfürsorg' un hen mi frisch ausstaffiert un gleich weitergeschubbst; es senn grod aus Lothringe wieder soviel ausgewiesene Deutsche dogewest.

Un wie ich dann in Münche wor, do is mer als net gut gange. Erst hon i mi am Bahnhof higestellt un als amal een Koffer zon trage kriegt, aber dann hen mi d' Träger vertriewe. Hernoch hon i zweemal in d'r Woch een ‚Beobachter' verkloppt uff d'r Stroß un in de Lokal, bis se mich zupft hen uff drei Täg, weil i haustiert hätt ohne Schein. Am beste hat no es Fechte dergebe, aber des muß a gelernt sei. Es laufe ja soviel Lumpe 'rum. Zon schlafe bin i in de scheene Nächt im Englischen Garten uff d'r Bank glege, un erst bei d' SA. war de Glegeheit, bei dem een oder annere Kamerad e paar Tag z' schlofe un was z' esse z'kriege. Mensch, geh doch nach Münche zon Hitler, sage se in der Palz, des is der eenzig, wo ee Herz hat für de Flüchtling. In Münche senn soviel Hakekreuzler, die eem Flüchtling helfe un es Geld derzu hen. D'r Fritz hot no keen g'sehe mit Geld. Alle gute deutsche Herze senn noch Münche g'richt, noch 'm Hitler un seene Leut. Die schaffe's un sonst keener, sage se in der Palz, was keene Lumpe senn. Un es gibt Lumpe grad g'nug."

„In München auch noch!" gibt Krafft überzeugt hinzu. Es freute ihn aber doch, zu hören, daß man draußen von München so gut dachte, nur weil Hitler in München war. Noch war die Partei so bescheiden klein der Zahl nach, und doch redete man schon in ganz Deutschland über sie und ihren Führer.

„Was hast du eigentlich angestellt, daß sie dich ein-

gelocht haben?“ frägt Krafft und streckt sich auf die Pritsche, weil das Licht ausgeht.

„I selwer net, awer deine Kameraden! Ee Juddeg'sellschaft hen se verhaut in eem Café. Wege eem Mädche is angange, wo de Judde zon Tanze schleppe wollt'n. I wollt zwar och drinschlage, awer da bin i gor nimmer derzukomme, so flink is des gange, eens, zwee, dree — liege de Judde uff d'r Stroß.“

Da muß Krafft lachen, das sind seine Kameraden, er kann sich das so lebhaft vorstellen, als wäre er selber dabei gewesen. „Was weiter?“ frägt er neugierig.

„Ich setz mich wieder hin und denk, dees is gut, jetzt senn die Kamerade ausgrisse und i hon ke Geld in d'r Tasch. Die Polizei is komme, und da hat der Wirt uff mich gedeut: Der hat angefangen! Ich hab' aber nur gesagt: ‚Saujudd, laß dei Pfote weg vo em deutsche Mädel! In der Palz drüwe hen se die schwarz Schmach — un herüwe, do is die weiß Schmach, die Judde!‘ Een älterer Herr hat mir für des Wort vor Begeisterung die Zech zohlt und hat mi no eingelade zu eener Flasch Pälzer. Awer beim Prozeß hat d'r Richter gemeent, mei Wort wär 's Signal gewese zon Hausfriedensbruch, un hot derfür vier Wochen ausgworfe. Nix Besseres konnt i mir gor net wünsche, des heeßt für'n Fritz, vier Woch vo d'r Straß weg.“

„Und die andern?“ „Die senn net verwischt worre un i hen se net verrote.“ „Das werden sie dir nie vergessen, Fritz!“ „Dees gehört si doch unner Kamerade.“

Ja, wenn nur jeder wüßte, was sich gehört, denkt Krafft und dreht sich zu dem Kameraden um, der sich nun auch auf die Klappe streckt: „Willst du schon schlafen, Fritz?“ „Nee, warum?“ „Weil ich noch wissen möchte, warum du daheim fort hast müssen.“ „Hans, dees is ee G'schicht wie vom Schinderhannes, ee ganzer Roman, fast net z' glaube. Un i möcht net gern dervo rede, wenn's net sei muß. Deswege bin i ja fort daheem, annere Mensche will i sehe und ee neus Lewe anfange. Hätt net denkt, daß d'r Fritz eemal froh is, im Kittche sitze z'könne.“

Das sagte er in der Dunkelheit ganz leise zur Decke hinauf — und nach einer Weile ironisch kichernd: „Dees hätt eener 'm Egloffs Fritz sage solle vor eem Verteljohr,

daß er zon eem Vagabund werd un anneren Leuten die Türklink putzt — — also, wenn du's absolut höre willst, schön is es net, dees sog i dir gleich voraus. Wennst schlofe willst, sagst mir's."

„Ich schlafe nicht, fang nur an."

„Es geht um ee Mädel, um meen Schatz, Lisbeth hat's g'heeße. Selmol is angange, als wir mit der Eisernen Schar unerm Hauptmann Berthold —"

„Du warst bei der Eisernen Schar? Warst du im Baltikum mit dabei?" „Selbstredend! Warum?" „Ich mein' nur. Hast du vielleicht zufällig von einem gewissen Friedl Forster was gehört? Das war ein Kriegskamerad von mir, er soll gefallen sein im Baltikum. Man hat nie was Deutliches darüber gehört."

Der Fritz ist aufgefahren: „Der Forster Friedl, dees himmellang Biest? Den werd i net gekannt habe, wir ware ja zusamm an eem Maschinegwehr. ‚Fritz, schau net so langsam, sonst schnupf i di amol enuff' — hat er immer gsogt mit seiner langen Nees. So, der war een Kamerad vo dir! I sag's ja, die Welt is net groß genug, wo d' hinkommst, triffst een Bekannten."

„Wie war denn das damals, ist er denn gefallen?"

„Wie dees wor? Hm — ees wor ganz zuletzt fast, zwee Täg vor der deutschen Grenz noch, wie se uns Freikorps damals so elend sitze hen lasse, wie se uns Verpflegung und Munition gesperrt hen vo Berlin aus. Un die Letten — erst senn se froh gwese, daß wir die Boschewiki dervogjagt hen, un dann, wie se uns des versprochne Siedlungsland gebe solln, hen se sich hinner die Engländer gesteckt un hinner unserm Rücken mit Berlin een Vertrag g'schlosse. Unn wir ham nimmer schieße derfe, mir hen ach so nix mehr z' schieße g'hatt. Tag un Nacht nix wie marschiere, die Letten wie de Wölf hinnenach. Da is ee jeder für sich dahigetappt, vollständig uff 'm Hund, un wenn eener umgfalle un liegebliewe is, het's kee Mensch gmerkt. Un da frägt der Friedl uff eemol: Fritz, wo is 'n jetzt der Willi? Des wor unser annerer Kamerad. Kee Mensch weeß, wo der Willi is. Wir lassen doch 'n Willi net hinne, sogt der Friedl un kehrt eefach um un geht retour. Un da henn ich 'n 's letztmol gsehe — 'n Friedl."

„Wo er geblieben ist, das weiß du nicht?“

„Wenn du's absolut wisse mußt, sie hen ihn umbracht, die Letten — un een Willi ach. No net zehn Minute war er weg, der Friedl, da hör'n wir mit eemol ee Geheul hinner uns — un dann kumme die Letten hinner uns hermarschiert — un vorndran hen sie zwee Köpf uf de Bajonett getrage. Unser Leutnant hat mit 'm Glas geguckt und sagt, dees sen se alle zwee. I hon kee Glas gebraucht, ich hon se so ach kennt — een Willi un een Friedl.“

„Das weißt du gewiß?“ „So gewiß als ich Fritz heeß.“ „Was habt ihr dann gemacht?“ „Ich wollt mei letzte drei Patrone uff des Gesindel verschieße, aber der Leutnant hat's verbote, mir hen een Vertrag, daß net gschosse werd mit de Letten. Is doch immer so! Wir hen een Vertrag einzuhalt'n — un die annern mache, was se wolle, mit 'm Vertrag. Mir senn immer die beschissene, ehrliche Trottl.“

„Der Friedl!“ knirscht Krafft in ohnmächtigem Zorn, er steht auf und geht hin und her. „Den ganzen Krieg hat er überstanden, viermal ist er verwundet gewesen, nichts hat ihn umbringen können —“

„Sei gut's Herz hat 'n umbracht — wege nem Kamerad“, meint der Fritz nachdenklich, und aus dem Dunkel antwortet ihm die zitternde Stimme Kraffts: „Fritz, wenn alle so wären, wie der Friedl war, alle, dann ging auch kein Kamerad mehr zugrund'. Dann könnten wir alle sicher leben.“

Leise summt der Fritz vor sich hin: „Kamerad, reich mir die Hände, fest woll'n zusamm' wir stehn! Mag man uns auch bekämpfen, der Geist soll nicht untergehn!“ —

„Ja, so ist es, der Geist soll net untergehn, un wenn wir Landsknecht verrecke dabei!“

Er summt noch einen Vers und fragt dann: „Willste net schlofen, Krafft?“ „Ich kann jetzt nicht.“ „Denn will ich weiter erzähle, i bin als hellwach jetzt.“ Er streckt sich wieder aus, schränkt die Arme unter den Kopf und fängt zu sprechen an: „Selmol in Harburg hen se uns doch den Hauptmann Berthold erschlagen, dees weeßt doch?“

„Ja, ich habe davon gehört. Wie war es denn wirklich?“

„Zuerst is verhandelt worde, freier Abzug, aber ohne Waffen. Ohne Waffen kann man net uff de Stroß, die Roten senn ach bewaffnet, sog ich, un een Roter is immer

falsch und hinterlistig un hot kee Soldatenehr. Aber unser Hauptmann meent, wir sin doch nimmer im Baltikum bei den Letten, sondern in Deutschland. Hier gilt, was ausgemacht ist. Mir hen's ja nochher g'sehe. Es is üwerall an un desselb Gesindel, was rot is, in Rußland un in Deutschland. So e roter Fetzen macht de Leut zu Bestien. Wie wir 'rausgehen ohne Waffen, fall'n die Tschekisten über uns her und hauen, schießen und stechen in unsern wehrlosen Haufen, es is eefach net zon erzähle, wie dees war. Zu Brei getreten hen se d' Kamerade, die Gesichter hen se ihne mit Stiefel und Gewehrkolben zerstampft — es waren kee Menschen mehr, no net eemol wilde Viecher.

Eem Roten nehm' ich 's Gewehr un hau' um mich, un so kumm ich werklich no durch mit ee paar Kamerade, die's grad so gemacht hen. 'rinn in die nächst Stroß, nix als Rote um mich, awer nix als druff, bis i dorch gwese bi. Die Roten hen hinner mir dreigschosse, aber nix erwischt. In de nächst Stroß gschwind in een Hausgang rinn, den Waffenrock runner un die Trepp nauf. Awer da is ee Mädche un schrubbt grad un guckt mich an wie een Leibhaftige. Un ich guck selber als un guck — is es net die Lisbeth gewese, es Nachbarskind vo daheem! Sie kapiert als sofort, was mit mir los is, un steckt mich in ihr Kammer, un unne schrein die Roten schon im Hausgang. Die Lisbeth schrubbt als wieder druflos, un wie die Roten wisse woll'n, ob da ein Weißer die Trepp rauf wär, sagt se: Nee, sie hätt geschrubbt und da müßt er als über se weggefloge sin, daß se ihn net gesehe hätt.

Dann is se zu mir in de Kammer und hat geweent vor Freud, daß ich gerett' war. Un ich hab' gemerkt, daß se mich als no gern hat von früher. Ich hen se gfrogt, warum se nimmer daheem is, und sie sagt, sie hätt fortgemüßt, weil die Franzose hinner jedem junge Mädche her wäre un weil se in d'r Schenk bei ihrem Onkel, der ee Wertschaft hot, een Franzose mit 'm Messer üwer die Finger geschnitte hätt, der ihr in 'n Weinkeller nachschleiche wollt. Wenn unsere Mannsbilder als fortgehe in de Welt, senn die Mädche daheem ohne Schutz, hat se zu mir gesagt. Un so hat sich halt geschickt, was daheem in der Palz net so schnell gange wär, un ich hab ihr versproche, daß ich se heirat un daß ich

se wieder heembringe werd. Drei Täg hot se mich versteckt gehalte, un de alt Frau, wo se im Dienst war, hat's net gemerkt, so schlau war mei Lisbeth. Drei Täg im Himmel un drei Nächt in ihrem Bett, daß i gor nimmer ans Fortgehe denke wollt. —

In der Palz daheem hen i ihr ee Stellung besorgt bei eem Lehrer, un wie se dort war, sinn scheene Zeite für uns gwese, awer ans Heirate war net z' denke bei der Inflation. Un Arbeet hat's net immer gegewe für mich zon Verdiene. Wenn meine Kamerade oft gesagt hen, i sollt da un dort mitmache, gege die Franzose oder die Separatiste, dann hot mi die Lisbeth abgehalte, i sollt's net. Sie hätt als so Angst, es könnt mir was passiere, un sie hätt fast jede Nacht een schreckliche Traam. No bin i halt bliewe, ach wie's in Owerschlesien z' krache anfangt.

Un da hat se mit eemol ee kleens Sach geerbt vo ehre Muhm, do bei Zweebrücke rum. Ach, hawe wir gesunge un gelacht vor Glück, daß m'r jetzt heirate könne; awer dann hen wir's wieder verschiewe müsse, weil in dem Ort grad Schwarze als Besatzung glege senn. Un vor de Schwarze hat sich mei Lisbeth als geforchte wie ee kleens Kind, un gezittert. Man hat ach nix als garstige Geschichte gehört von de Schwarze. An een Sonntag senn mir doch hingfahre, unser Sach anschaue, da hen se grad ee Mädche aus 'm Wasser zoge, un dees war abscheulich umgebracht worre von de Schwarze. Da hab' ich mei Lisbeth nimmer weiter gebracht un hab' umkehre müsse.

Endlich hen die Franzose die schwarz Besatzung wegbringe müsse. Hunderte von Mädche un Weiber hen se mit Gewalt schwanger gemacht, de Männer hen sich uffgehängt, der ee oder anner hat in der Wut een Schwarze verstoche, aber dann hen ihn die Franzose fort uff die Teufelsinsel oder nach Indochina in die Fiebergegend. Die Jungen hen se zur Strof in die Fremdenlegion gesteckt, wenn se ihr Maul net halte hen könne. Den Burgermeester, een Lehrer, een um en anneren, hen se verhaftet un nach Frankreich eingesperrt, wer die Wahrheit gesagt hat üwer die schwarze Schmach; weil se des Ansehe vo d'r Besatzungsarmee geschädigt hen — mit der Wahrheit! Schlofst du schon, Krafft?"

„Nein, Fritz, da kann man nicht dabei schlafen.“

„Also, dann müsse mer doch eemal in die Gemeend an eem Wochetag, wege dem Häusche un ach wege dem Grundstück, das de Kerch als Erbstück angefochte hat nach so eem alte Testament. Weeßt, die Muhm is als beterisch gewese zu Lebzeite. Es hat ach geheeße, de Schwarze sinn scho fort. Wie mer aber hinkomme, senn se erscht marschbereit. Wir senn gleich in den Garte gange hinner dem Häusche, ee paar Kirsche z' hole, die grad reif werde wolln. Aber da senn drei Schwarze mit eem weiße Scherschante im Garte un breche ganze Zweig vo de Bäum. Un da kennt sich die Lisbeth nimmer vor Wut, un schimpft, un reißt dem Scherschante den Zweig us d'r Hand un haut em ee paarmal um es Gesicht damit. Da kennt 'r mei Lisbeth schlecht, die konn dreischlage nach Noten.

‚Lisbeth!‘ schrei' ich un halt se am Arm, ‚laß die paar Äst, kumm, beherrsch dich, es senn Schwarze mit Pistole.‘ Awer, da sagt der Scherschant, ich sinn verhaftet, und da packe mich die drei Schwarze scho, denn i hen gar net glei verstanne. Awer die Lisbeth schreit un hängt sich mir an Hals, un da hawe se die Lisbeth ach gepackt, ja, un gelacht hawe se.“

Die Stimme stockt — ein würgendes Schluchzen drosselt den Hals —, so hart und so still, wie es immer ist, wenn ein Mann in sich hineinweint. Heiser rauh meint Krafft: „Laß jetzt, Fritz! Wenn ich das geahnt hätte —“ „Ach nee, Hans“, schnupft es im Finstern und ein kerniges Schneuzen dröhnt auf, „es is nix weiter. Ich muß nur een Schluck Wasser trinke, dees viel Reden, weeßt Hans, dees macht heiser. Oder willste schlofen?“ „Kann ich jetzt gar nicht, Fritz“ „Denn will i noch zu Ende machen.“

Es schneuzt noch einmal im Finstern, dann ist die Stimme merkwürdig klar, aber sie klingt ganz monoton, so abwesend von hier, als sage da einer ein fernes Gesicht nach, das er vor sich sieht.

„In den Keller hen se mich geworfe un een Schlag uff'n Schädel gegewe, daß i momentan weg wor. Un wie ich wieder wach werd, hör ich sie schreien: ‚Fritz! Hilfee! — Ach, Fritz!‘ Sofort bin ich hellwach und renn gege die Tür. Awer da lacht es drauß: ‚O nix — non, tu boche!‘ —

‚Fritz! — ach mee Fritz!‘ hör' ich wieder un wieder. Vor d'r Tür grunzt so ee schwarzes Vieh: ‚Du — weißes Madmasell sön — smeckt ser gutt!‘ Die Fenster, ans Fenster! Sie sind vergittert. Mit eem großen Buchenscheit prell' ich die Stäb aus d'r Mauer un krieche 'naus mit 'm Holzbeil, steig dorch ees Küchenfenster un hör die Lisbeth wimmern, un denn — denn seh ich se in der Stub, wie zwee sie halten am Boden — un ee dritter —

Wie's dann gegangen is, weeß ich nimmer genau. Ich hab se alle kriegt, alle vier! Mit 'm Beil drei, een letzte hen i mit d'r Pistol vom Scherschante im Keller erschosse, wie er heruff wollt. Un wie ich grad umkehr', hör' ich een Schuß vo der Küch her. War's mei Lisbeth! mitten durch's Herz...

Ich weiß net, worum ich mich net ach erschosse hab', damals, mit der Lisbeth. Awer ich hon gor net drandenkt — un später, da hätt's keen Sinn mehr gehabt, als ich drandenke mußt...

Ja, un denn bin ich fort, quer dorch de Palz, üwerall hen se mich mit Steckbrief gesucht. Am Friedhof hen se uffgepaßt, ob's mich net hertreibt, awer ich bin in de Kerch newedro scho Nachts vorher geschliche, un der Mesmer wor e guter Freind von men Vadder als un het nix verrote, daß ich's selber gewese bi, der der Lisbeth am letzte Weg geläut hat. Ja, i hob ehr e ganze halwe Stund geläut...

Fast vier Woche hen i mi rumtriewe wie der Schinderhannes in de Wälder un hon uff Franzose gelauert. Ee halwes Dutzend hen i de annere nachgeschickt, een letzte grad no vor'm Rhinüwergang, als i beim Endreß gwese war. Wie ich so am Rhin auf un ab spaziere un e Glegeheit such am Ufer, wo's schee nüwer geht, da seh ich ee Frau, un hinner ihr her is e Franzos, es wor scho spät Obed. Sie is ganz uffgelöst, de Haar senn ihr ringehange un es Kleed war zerraft, daß glei jeder g'sehe hat, was da vorher gwese is. Un da seh ich erst, daß se e Kleenes, ee ganz Kleenes uff'n Arm hält — un uffeemal springt se in de Rhin — un weg war se. Der Franzos lacht ee weng verlege un kehrt um, ich nix als hinnedrei, wo er higeht. An ee Heck hon ich 'n uff fuffzig Meter niedergschosse, dorch de Kopp, daß de Mütz dervo is.

Un denn bin ich üwer de Rhin gschwomme."

Er schwieg und horchte nach Krafft hin: „Schloßte schon, Krafft?" „Nein, Fritz!" Man hört eine Weile nur den harten Atem, der den Fritz wieder stößt von innen heraus, daß Krafft nur würgend heiser sagen kann: „Du bist ein Kerl, Fritz! Aber sprich nicht mehr davon, sonst liefert dich unsere deutsche Polizei noch den Franzosen aus." Und da kann der Fritz schon wieder reden: „Nee, Hans, ich hob's bis jetzt nor em Endreß verzählt un dir." „Später vielleicht kann die Zeit kommen, wo du reden darfst, aber jetzt?" „Och, Hans, mei Lewe is futsch, ee Freid hob ich nimmer, un ee Mädche wie die Lisbeth finn ich ach nimmer. Awer der Palz hob i doch müsse e Beispiel gewe, was e echter Pälzer is! Dees war's, warum i mi net erschosse hob nebe der Lisbeth. Ich hob nix mehr zu verliere als mei verpfuschtes Lewe un dees werd ich für mei Palz un gege alle Lumpe in Deutschland immer riskiere. Wennste een verlornen Posten weeßt, wo eener gwiß hi is, dann schickste en Egloffs Fritz hin. Un ich hoff, daß ich beim Hitler am eheste so een Poste krieg. I bin ja ee alter Postejäger."

Jetzt kicherten sie schon wieder ein wenig; denn Soldaten haben nicht Zeit, lange zu trauern, aber dafür vergessen sie nie. „Ich wollte, wir wären schon so weit, daß sich an Hitler die Postenjäger anpirschen", meinte Krafft sarkastisch, und Fritz kicherte: „Wette mer, es senn die gleiche Speckjäger wie heute um een Ebert Fritz. Fritz heeßt er ach noch, awer es is net mei Pat." „Nicht so laut, Vorsicht, Fritz! Es kommt jetzt ein Republikschutzgesetz." „Ach nee! Hawe se doch scho ingesehe, daß se sich gege die Lieb der Republikaner schütze müsse, weil se sonst erdrückt werre."

„Ekelhafter Kerl", lachte Krafft leise, „nichts ist dir heilig an unserer Geldsackrepublik!" „Jo, vielleicht denke se, der Egloffs Fritz wär ee ganz ee braver Republikaner worre, wenn er een Geldsack kriegt hätt un een dicke Bauch, un die Weiber nackt tanze sehe därft wie die Owerbonze beim Parcus Helphand un beim Barmat. Awer i hen scho kee Glück zu so was, weil ich als meen, man müßt anständig un rechtschaffe lebe, so altmodisch bin i bliewe. Ich bin no

net der recht modern Mensch, sonst hätt ich mir ach nix aus der Lisbeth ihr' Schand gemacht un hätt dankscheen gesagt derfür, daß die Grande Nation mir so ee Ehr antut. Un könnt mein Sache hawe un zufriede mei Pfeif am Gartezaun rauche un ‚Bongschur' sage zu de Meßjö, un Nie wieder Krieg! schwöre. Un een schwarze Bankert uffziehe als mei Familienglück:

Eia — popeia, i bin eso froh,
mei Schotz hot enn Schwarze, un i hon mei Roh!
Es senn als mei Brüder, ich hon mir's scho denkt,
drum henn se mir so een scheen Bankert geschenkt.
Die Freiheit, die Gleichheit un Brüderlichkeit,
do is se jetzt komme, die herrlich groß' Zeit,
de scheene un freie, de Volksrepublik!
Ma muß bloß verstehe — sonst braucht eens een Strick!

— — Hans, is es anners?"

„Es muß aber wieder anders werden, Fritz. Du bist schon nicht mehr allein mit deinem Unglück und deinem Haß. Du hast so unsäglich viel Bitteres erfahren, daß wir als deine Kameraden klein werden vor deinem Schicksal, Fritz! Aber ich glaube, es hätte ein jeder von uns das gleiche getan an deiner Stelle. Auge um Auge, Zahn um Zahn! — hat Hitler einmal zu uns von der SA. gesagt."

„Hat der Hitler gesagt? Ist dees wahr? Hans, ist dees — Du glaubst also, daß er mich nicht wieder ausschließt, wenn er vielleicht erfährt —?" „Ja, woher denn, Fritz. Weißt, ich verstehe dich sehr gut, weil ich meine Frau so gern habe wie du deine Lisbeth; aber Hitler versteht dich noch viel besser. Du findest keinen besseren Kameraden in ganz Deutschland. Drum ist er auch unser Führer, der einzige, für den sich seine Kameraden zu Brei schlagen lassen. Wo ist einer in Deutschland, der das von sich sagen kann — wo?" „Ich weeß keen, Hans." „Wenn du wild deiner Rache nachgehst, so ist das groß an dir, aber noch größer ist, wenn du an der gewaltigen, unerbittlichen Rache teilnimmst, die Hitler für das geschändete und verratene Deutschland einmal an allen Schuldigen nehmen will. Hier kannst du dein Leben verwuchern um den höchsten Preis, den du noch herausschlagen kannst aus deinen

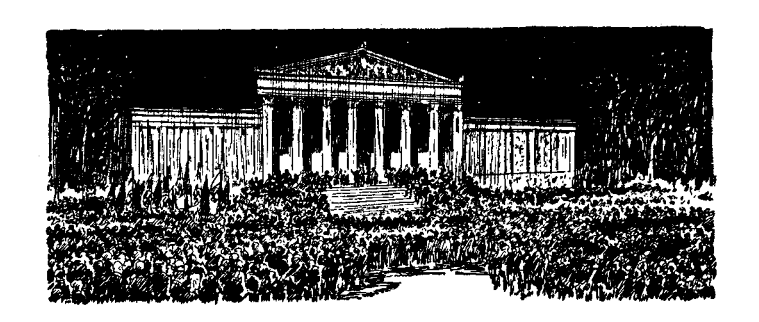
zerschossenen Knochen. Um eine Zukunft, die einmal alles ausschließt, was du und andere erlitten haben.

Weißt du, Fritz, nach außen ist unser Leben dreckig und gemein, himmelschreiend ungerecht geht man mit uns um — aber nach innen ist es so unerhört reich und gewaltig, daß kaum je ein deutsches Geschlecht ein so brennend heißes Leben hatte wie wir scheinbar Verlorenen. Jeden Tag können wir umkommen, aber jeden Tag leben wir neu. Denn uns wenigen ist bewußt, daß wir der glühende Anfang einer unbändigen deutschen Erhebung sind. Oder, wenn's sein muß, der brennende Anfang des gewaltigsten Unterganges, soweit ein menschliches Denken zurückreicht in die Jahrtausende. Wir werden dafür sorgen, daß Deutschland nicht den Weg des Verfalls anderer großer Völker geht, sondern dann in einem einzigen gewaltigen Auflodern diese ganze dreckige Welt mitverbrennt."

„Dunnerschlag! Dees is ja ganz mei Politik, entweder alles, oder gor nix! Weil ich's nor weeß, da konn ich jetzt ruhig een Schlof des Gerechten schlofe...

Weeßte, Hans, wir müsse uns richtig ausschlofe do herinne, drauße werre mer wenig Zeit dazu hawe."





Freier Maurer

In möglichst weitem Bogen ist der entlassene Sträfling Hans Krafft um sein Wohnviertel ausgewichen, damit ihn nicht bei Tage irgendwer Bekannter sieht. Ihm ist so zumute, als ob die Vorübergehenden ihm ansähen, woher er soeben kommt, und er ist überzeugt, daß sein bleiches Gesicht und der scheue Blick seiner Augen es nur zu gut verraten. Vor Abend wagt er sich nicht nach Hause. Was soll er auch allein? Seine Frau ist noch gar nicht daheim, denn er ist ja um drei ganze Wochen zu früh entlassen worden. Wegen guter Führung. Er weiß aber aus dem Reden der Wärter, daß jetzt viele vorzeitig wegen guter Führung entlassen werden, weil der Andrang in die Gefängnisse noch immer sehr groß ist. Die Republik wütet geradezu im Verfolgungswahn.

Das erste, was ihn interessiert, ist ein rotes Plakat seiner Partei, das er dreimal von oben bis unten durchliest. Es ist zwar schon veraltet, aber ihm erscheint es ganz neu. Und da weht ihn gleich wieder ein frischer Hauch entwohnten Lebens an, wie er die ehernen Sätze mit seinen hungrigen Augen verschlingt. Die Welt ist doch nicht stehengeblieben, vorgestern ist schon wieder eine große Massenversammlung im Zirkus gewesen. Neben ihm reden zwei davon, daß man

schon eine Stunde vorher dort sein mußte, wenn man einen Platz kriegen wollte, um diesen Hitler zu hören. Um sieben Uhr war schon polizeilich gesperrt. Das gibt ihm mit einem Mal einen inneren Schwung, daß ihm sogar einfällt, er könnte eigentlich beim Herumstreunen an der Geschäftsstelle vorbeigehen, es wird doch allerhand Neues vorgekommen sein. Zeit hat er ja in Überfluß.

Halt! Nur nicht gleich wieder so hastig ins politische Leben stürzen. Erst kommt diesmal die Familie, der Beruf — und wenn dann noch Zeit bleibt, meinetwegen die Partei, aber nicht wieder umgekehrt. Vernünftig bleiben diesmal! Kein Mensch gibt dir was, wenn du nichts zum Leben hast.

Und jetzt spürt er auf einmal Hunger, ganz plötzlich fällt er ihn an. Er hat natürlich keinen Fetzen Papiergeld in der Tasche. An den Straßenecken stehen Obstkarren mit Äpfeln und Birnen, vierzig und dreißig Mark das Pfund. Wie wohl die Mark steht? Die Preise in den Schaufenstern kommen ihm geradezu wucherisch vor gegen vorher. Aber sie sind überall so hoch. Ein Pfund Fleisch kostet schon über zweihundert Mark, vorher waren es noch sechzig bis siebzig Mark, also das Dreifache jetzt. Nur so weiter mit der Börsenjobberei. Jetzt kennt er sich schon nicht mehr recht aus, wühlt der Hunger so in ihm oder die Wut? Ach ja, vom Sorgen um den Magen kommt man in die Politik. Es braucht gar kein besonders edler Beweggrund sein, zwangsläufig führt das Sorgen um die Nahrung dahin.

Ja, nun ist er schon wieder im rein politischen Sinnieren und merkt es gar nicht. Er vergißt seine Umgebung, den Hunger und seine guten, vernünftigen Vorsätze, und so führt ihn sein Unbewußtes ganz selbstverständlich zur Geschäftsstelle der Partei. Wie ein Neuling verschlingt er die ausgehängten Seiten des „Völkischen Beobachters" und hört dabei zu, wie ein alter, ewig werbender Parteigenosse einigen neugierigen Gaffern einen Vortrag über die Judenfrage hält und dann mit der Pfeife im Mund wie eine Spinne auf andere neugierige Fliegen lauert, die er mit seinen Erkenntnissen einspinnen kann. SA.-Männer gehen ein und aus, von denen er keinen einzigen kennt. Auch im Parteilokal hat sich manches verändert. Einige Schalter sind neu dazugekommen, fünf zählt er statt früher zwei,

und dahinter sitzen einige neue Gesichter. „Aufnahme in die SA.“ steht an einem, da klopft er an.

Das erste bekannte alte Gesicht lacht ihn erstaunt an: „Ach herjee, biste ooch wieder hier vom Gittch'n. Nu gomm ab'r mal gleich 'rein, du gommst g'rade recht. Soäben ham wir von dir geräd't. Härr Oberleutant? D'r Grafft is wied'r da!“

Halb verwirrt noch, meldet er sich beim SA.-Führer vom Gefängnis zurück und hört, daß er inzwischen zum Zugführer ernannt wurde, daß die SA. sehr groß geworden sei und schon fast fünfhundert Mann zähle. Auch auswärts ständen schon einzelne Gruppen. Bei der nächsten Teilung werde sein Zug selbstverständlich als Hundertschaft aufgestellt. Auf dem Stadtplan sieht er den Bereich seines Stadtteiles schon abgegrenzt und die neue Nummer seiner künftigen Hundertschaft eingetragen. Der Führer habe sich selbst gewundert, daß in diesem knallroten Stadtteil die SA. schon so gut Fuß gefaßt habe.

Da müssen seine Kameraden ganz wild gearbeitet haben in seiner Abwesenheit. Listenstärke seines Zuges ist 46 Mann nach letzter Meldung. Es ist ihm fast nicht recht, daß es ohne ihn plötzlich so gut vorangeht. Wie stark muß da erst die Sektion geworden sein.

Ob er den Befehl schon erhalten habe für heute abend? Nein, er war ja noch gar nicht daheim.

Alles antreten! Die ganze Parteigenossenschaft Münchens muß aufmarschieren, Männer und Frauen, vorneweg die Hundertschaften der SA. Aufstellung in der Corneliusstraße. Kundgebung gegen das Republikschutzgesetz!

Es ist ihm alles noch wie im Traum, daß er davon fast benommen ist, wie er hinausgeht. Und dann ist er doch noch am hellichten Tag daheim einpassiert. Einige Frauen haben ihn sogar freundlich gegrüßt, und die Schönwirtin war ganz froh, daß er schon da war. Im Hof erwischt er den schwitzenden Sepp, wie er von einem Karren Holz abladet und durch sein Kellerfenster wirft. „Heil, Sepp, was tust denn da in meinem Keller?“ Der Sepp wird ganz weiß wie ein ertappter Dieb und fängt das Stottern an: „Du — du? Ja, was tust denn du schon da — da —, da muß ich mich glatt

verrechnet haben. Ich hab' jetzt grad schön Zeit — arbeitslos —, und da hol' ich Holz für den Winter, einen Tag für mich, einen für dich. Ist so nicht viel, und wir sitzen dir dauernd auf der Stube, und da möchten wir's im Winter gern ein bißl warm — halt was dazutun, mein' ich." „Geh, Sepp, das braucht's doch nicht." „Ah, die paar Steckerln da! Meine Fanny hat mir's g'schafft, ich bin's eigentlich gar nicht selber. Na, wie war's denn im Loch? Hast den komischen Pfälzer getroffen? Gehst mit heute abend?" „Doch klar, Sepp. Schöner könnte mein erster freier Tag gar nicht sein."

Sie rennen gleich zum Max, der bis über den Kopf in Alarmierungen und Vorbereitungen steckt und schon eine neue Fahne für die Sektion beschafft hat, die heute zum erstenmal über die Straßen Münchens getragen werden soll. Und dann rennen sie wieder heim, um sich fertig zu machen zum Aufmarsch.

Wie sie zum Sammelplatz kommen, steht schon die ganze Straße voll Menschen, die alle das Parteiabzeichen tragen, daß sie selber erstaunt sind, wie viele Nationalsozialisten es schon gibt in dieser Stadt. Und als sie zum Haufen ihrer Sektion kommen, meinen sie, es hätte sich eine Menge Fremder hereingeschmuggelt, die gar nicht dazugehören. Wie aber Krafft anordnet, „was nicht zu unserer Sektion gehört, nach hinten heraustreten", da lachen sie ihm alle ins Gesicht: „Wir gehören schon dazu." „Gelt, da schaust!" lacht ihn der Schneidermeister Weigel an. „Weißt, wir sind die reinste Geheimorganisation. Die wenigsten von denen, die zu uns gehören, sind uns bekannt. Aber ich habe schon ein kleines Donnerwetter gemacht, und sie haben mir alle versprochen, daß sie jetzt auch zu uns in die Sektionsversammlung kommen. Da stehen gleich ein paar Dutzend Kerle drinnen, die du für die SA. gebrauchen kannst. Und ich bin als gutes Beispiel auch zur SA. gegangen." „So? Drum sind wir jetzt auf einmal so stark", mußte Hans lachen, und der alte Weigel grinste: „Weißt, ich gönne euch die vielen Lorbeeren nicht, ich bin halt so ein Neidkragen."

So kam es, daß im Jubel der Kameraden bei seinem Wiedererscheinen und im erwartungsvoll frohen Menschen-

gewoge die guten, vernünftigen Vorsätze, die sich Krafft am Vormittag gemacht hatte, restlos untergingen im Vergessen.

Ein berauschendes, kühnes Bild, der erste Massenaufmarsch der Bewegung. Eine ganze lange Straße voll Menschen und darüber die neuen, leuchtend roten Fahnen mit dem Hakenkreuz. Alle Schwierigkeiten, Terror und Qual, nutzlos erscheinende Arbeit und Erbitterung verwehen vor diesem mächtigen Anblick beim ersten öffentlichen Appell Hitlers an seine Partei. Herrgott, ist das schön! denkt Krafft, als das Kommando erschallt: „Im Gleichschritt — marsch!“ und als die Musik aufdröhnt zwischen den Häuserfronten. Wie lange ist es her, daß man so etwas nicht mehr gesehen und erlebt hat? Das reißt die Gruppenkolonnen vorwärts, die Fahnen züngeln wie Flammen über den dunklen Reihen. Hie und da winkt man aus den Fenstern herab. Heilrufe gehen die Kolonne entlang, und auf den Gehsteigen schiebt sich das Menschengedränge, hingerissen und begeistert. Alles will mit Hitler und seiner Partei zum Königsplatz. Man hat schon ganz vergessen, daß noch andere nationale Vereinigungen mit zur Kundgebung aufgerufen haben. Das Ganze wäre gar keine Kundgebung ohne diese Bewegung, die hier zum erstenmal in ihrer Geschichte als Gesamtheit auf der Straße marschiert. Was sind dagegen die Roten mit ihren plärrenden Sauhaufen, in denen jeder tut, was ihm gefällt. Die haben sich heute natürlich versteckt. Die sind gar nicht mehr da.

Was ist denn, weil der Zug stockt? Die Musik spielt stehenden Fußes weiter, ein kurzes Verkehrshindernis wohl? Natürlich, da vorne sieht man ja Polizei, die ganze Maximilianstraße ist gesperrt. Es werden wohl andere Vereine den Weg kreuzen beim Aufmarsch. Aber die vielen Radfahrer? Immer mehr werden es.

Plötzlich gellen Kommandos. Einige Hundertschaften der SA. stieben an der Spitze des Zuges schlagartig auseinander, und jetzt kennt man erst, daß da vorne an der Spitze rote Haufen sich ballen und herandrängen, um den Zug zu sprengen. Auch aus den Seitenstraßen quellen sie jetzt hervor mit brüllendem Schreien: „Auseinander! Reaktionäres Gesindel! Los! Straße frei! Die Straße gehört dem Proletariat!“ In wilden Haufen suchen sie mit ihren auf die

Straße geworfenen Fahrrädern die Kolonne zu verwirren und auseinanderzujagen.

Da wirft sich die SA. mit einem wahren Heißhunger in das Gewühl, daß es nur so von Hieben prasselt und die Meute zurücktaumelt, fassungslos vor dem unerwarteten Angriff. Unerhört, jeder vaterländische Veteranenverein fährt auseinander, wenn er bloß die Roten auf sich zukommen sieht, diese Hitler-Hunde aber — die schlagen ja zu! Ganz gemein, brutal! So, daß gleich das Blut über den Schädel rinnt. So was! Das hat keiner erwartet.

Sie rennen, flüchten und hasten in die Hauseingänge und in die Seitenstraßen, und die Genossen, die unter die Hiebe der SA. gekommen sind, lehnen bleich und blutüberströmt an den Hauswänden und können es noch nicht fassen, daß es Menschen gibt, die nicht einfach zurückweichen schon vor der bloßen Androhung ihres Terrors. Diese Hitler-Buben, die machen das so ganz nebenbei, nicht einmal die Musik hört zu spielen auf. Und jetzt setzt sich die Kolonne wieder in Bewegung, als ob gar nichts gewesen wäre. Und wie sie lachen über die verprügelten Proleten im Vorbeiziehen!

Man muß trachten, möglichst rasch hier herauszukommen, sonst kriegt man noch einmal das Dach voll. Unverschämt, wie diese Burschen gleich zuschlagen. Gar nicht lange verhandeln, ob sie marschieren dürfen, sondern einfach zuschlagen. Wo sie doch wissen, daß die Macht der ganzen Gewerkschaften und der großen Republik hinter den roten Sprengkolonnen steht.

Jetzt hat dieser Hitler schon einmal die Roten aus seiner Versammlung regelrecht hinausprügeln lassen, und nun macht er es auf der Straße genau so. Der will sich scheint's mit aller Gewalt nicht der bestehenden politischen Ordnung fügen. Das nächste Mal muß das anders gemacht werden. — Das nächste Mal? Da sollen einmal die anderen Genossen hingehen. Sollen die es einmal probieren. Herrgott, tut der Schädel weh! Und das Fahrrad haben sie im Gewühl auch zusammengetreten. Aber das soll nur die Gewerkschaft zahlen, warum hat sie die Genossen hergeschickt, direkt vom Betrieb. Nicht einmal erst heimgehen und waschen hat man sich dürfen.

Als die Kolonne der Nationalsozialisten auf den Königs-

platz einbiegt, der schwarz von Menschen ist, da ist schon voraus wie ein Flugfeuer das große Ereignis des Abends durch die Menge gegangen: Die Nationalsozialisten haben ihren Zug nicht sprengen lassen. Dieser Hitler ist einfach drauflos marschiert und hat die Roten nur so auseinanderhauen lassen von seiner Sturmabteilung. Jetzt kommen sie! Ein wunderbar ergreifendes Bild voll Kraft und Trutz, wie die geschlossenen Kolonnen mit diesen brennroten Fahnen im Schein der Fackeln auf den nächtlichen Platz einziehen. Mit einem Schlag flammt der Geist der Zehntausende hoch. Aufdröhnend bricht sich das Echo der Marschmusik von den Wänden des Platzes, die alten ehernen Klänge der Regimenter von einst. Nirgends, in keinem der Haufen, die hier stehen, ist die gewaltige Größe der versunkenen deutschen Vergangenheit so zum Ausdruck gebracht, wie allein in dieser Kapelle, die Hitler seinem Zug vorangestellt hat. Der erste, der endlich wieder über die Straßen zieht wie die alten Soldaten von einst. Das hat dieser ehemalige Gefreite fertiggebracht; nicht einer von den vielen Generalen, die heute drüben auf der Treppe als Ehrengäste stehen, hätte das gewagt.

Und doch fühlt man sich angeweht von etwas Neuem, wenn man über der schwarzen, wogenden Masse diese vielen brennendroten Fahnen in der Nacht aufleuchten sieht, mit dem sonderbaren Zeichen inmitten der weißen Sonne. Es ist wieder dieses zage Bangen vor dem Revolutionären, dem stürmischen Zug der Auflehnung und Empörung, der in dieser Partei liegt. Den man als guter, nationaler Mann in seinem Verein nicht gern bei den Reden angeschnitten sieht, weil dabei ein Thema berührt wird, das ja eigentlich zum Gegensatz der altbewährten Einstellung gehört. Vielleicht ist das gerade jenes Ungewisse, mit dem es diesem Hitler gelingt, die Arbeiter zu erfassen und zu gewinnen. Seht nur hin, diese Kolonnen, die hier einziehen, sind keine behäbigen Geschäftsleute oder wohlsituierte Beamte, das sind durchwegs Arbeiter. Man möchte nicht nachprüfen, wie viele noch vor Wochen und Monaten drüben bei den Roten gewesen sind.

Und doch reißt die Begeisterung über diesen gewaltigen Eindruck des Abends alle noch anhaftenden Bedenken hin-

weg. Man winkt und jubelt und ruft: „Heil!“ Wie ein einziges Brausen geht es über den Platz, daß die dröhnenden Klänge der Musik darin ersticken. Vielleicht ist es die ungeheure Freude darüber, daß gegen alle Bedenken und Vorsichtsmaßnahmen des einberufenden vaterländischen Ausschusses, der seine ehrwürdigen Vereinsfahnen dem roten Terror nicht aussetzen wollte, dieser Hitler wagemutig seine Fahnen zur Kundgebung mitgebracht hat. Kein weißblaues und kein schwarzweißrotes Tuch ragt in das flackernde Licht der Fackeln. Man spürt förmlich, wie schön es ist, endlich einmal den Zug der deutschen Einheit äußerlich zum Ausdruck gebracht zu sehen, und nicht das bunte, hundertfältige Gewimmel der Fahnen aller möglichen Vereine und Verbände. Psst! Ruhe! Die Kundgebung beginnt.

Dann spricht einer von den Treppen der Staatsgalerie. Es ist das allgemeine nichtssagende Gerede von Protest und Entrüstung und Zurückweisung, das man schon so oft gehört hat. Es klingt so lahm, so saftlos, so oberflächlich, daß man schon von vorneherein dabei fühlt, wie nutzlos der ganze Aufmarsch bei einer solchen Rede wäre. Da geht ein ungeduldiges Murren durch die Menge, und immer lauter grollend hebt sich der Chor aus den Zehntausenden empor: „Hitler soll sprechen! Hitler soll sprechen!“ Jawohl, Hitler soll sprechen, alle wollen ihn hören, den Mann, ohne den diese Kundgebung heute wieder, wie so oft schon, ein Schlag ins Wasser wäre, und man sich schließlich verstohlens nach Hause drücken müßte, um nicht mit zerrauftem Gewand und verbeultem Schädel für sein vaterländisches Einstehen in dieser Zeit büßen zu müssen.

Nun muß mit kaum verhaltener Wut der Leiter der Kundgebung mitten in der Rede des anderen bekanntgeben, man möchte sich beruhigen, es wäre sowieso vorgesehen, daß Herr Hitler nachher rede. Rasende Freude tobt über den Platz. Man wartet noch geduldig das eilige Ende der ersten Rede ab, klatscht pflichtschuldigst ein wenig mit den Händen, aber dann geht ein gewaltiger Sturm über den Platz, wie es heißt: „Adolf Hitler spricht.“ Das haben also diese hartnäckigen Nationalsozialisten auch noch durchgesetzt! Aber man hat gar keine Zeit, darüber nachzudenken, daß man eigentlich vom kleineren Teil der Kund-

gebung regelrecht geistig terrorisiert wird. Man will es ja selber so haben.

Atemlose Stille tritt ein, als nun klar und fest eine eherne Stimme über den Platz hallt, in kurzen, wuchtigen Umrissen das Schicksal Deutschlands vor den Gedanken der Hörer aufbaut und ein neues Wort, das alles Geschehen der letzten Jahre umfaßt, in die Menge wirft: Die November-Verbrecher!

Mancher zuckt dabei zusammen. Denn kaum einer, der hier steht, hätte gewagt, so öffentlich der übermächtigen Republik und ihren Männern diesen ungeheuren Vorwurf vor der Geschichte hinzuschleudern. Erst mit diesem Mann und seiner Rede ist der Aufmarsch des nationalen Münchens zu einer Kundgebung geworden, zu einem wirklich ernsten Protest, über den sie in Berlin nicht so ohne weiteres hinweggehen können. Deswegen, weil das wahr ist, was der da oben sagt. Endlich einer, der nicht wie die anderen mit Buckeln und Schleichen um den heißen Brei herumgeht, sondern mitten hineinhaut, daß die Welt aufhorchen muß, die die Berichterstatter aller Nationen heute hierher geschickt hat. Die heute vielleicht mit Schrecken sehen, daß das Deutschland vom November 1918 nicht das wahre Deutschland ist.

„Deutschland — Deutschland über alles — —" Das singt sich hier anders, ganz anders als sonst. So wieder wie früher, und doch nicht so. Früher ist es nicht mit so viel Glauben und solcher Inbrunst gesungen worden, so wie ein Bekenntnis in Not und Gefahr und Verfolgung. So wie die ersten Christen gesungen haben müssen in den Katakomben.

In hellem Jubel endet die Kundgebung. So etwas hat München noch nicht erlebt. Mit einem Schlag ist die rote Vorherrschaft niedergebrochen, und man kann endlich laut sagen, daß man deutsch fühlt und denkt und daß man nicht einverstanden ist mit dem, was in Berlin im Namen des Volkes und im Auftrag der Republik an Deutschland gesündigt und verbrochen wird. Und man braucht nicht mehr befürchten, daß einem die Roten das Abzeichen vom Rockaufschlag herunterreißen — und wenn sie es versuchen sollten, dann wird man endlich auch einmal dreinschlagen —

wie dieser Hitler. Warum sich denn immer alles gefallen lassen? Gewalt gegen Gewalt! Wir wollen doch sehen, wer Herr wird.

Der SA.-Mann Krafft begann sogar nach diesem Erlebnis sich politischen Phantastereien hinzugeben und lag in der ersten freien Nacht noch lange ohne Schlaf in seinem Bett. Mit wachen Augen sah er wogende Straßenschlachten und sieghaft die neuen Fahnen darüber knattern, sah endlose Kolonnen marschieren und singen: „Sturm! Sturm! Sturm!“ Und die Menschen machten keine Fäuste, sondern freundliche Gesichter dazu, als sei das ganz selbstverständlich so. Und als ein fanatischer schwarzer Kerl „Heil Moskau!“ brüllte, da lachten alle wie über einen guten Witz, denn es war so hilflos komisch.

Fast wortgetreu hatte ihm der Heinz erzählt, wie das war, als die ersten Fahnen, die er heute leuchten sah, von Hitler der SA. im Garten des Bürgerbräukellers gegeben wurden.

„Diese Fahne wird einmal über ganz Deutschland wehen, und auch der Tag wird kommen, an dem sie von der Kuppel des Reichstags in Berlin flattern wird! Aus euch wenigen Hunderten müssen Hunderttausende werden! Keine Stadt, kein Dorf, ja kein Haus in Deutschland wird es dann geben, wo nicht dieses Symbol der deutschen Freiheit und der sozialen Gerechtigkeit weht. So wie diese Bewegung aus sieben unbekannten Männern sich diese Stadt erobern wird, so gewiß werden aus den Tausenden von heute einmal Millionen in ganz Deutschland, die an dieses Symbol fanatisch glauben und bereit sein werden wie ihr, sich eher in Fetzen schlagen zu lassen, als die Fäuste von dieser Fahne zu lösen.

Eines versichere ich euch, wenn alle diese Fahne im Stiche lassen würden, dann bleibe immer noch ich, der sie hält. Für mein Leben gibt es keine andere Fahne mehr als diese, und mein letzter Wunsch wird sein, daß dieses Tuch meinen Sarg decken möchte. Wir Nationalsozialisten hängen an dieses Tuch alles, was wir haben, Leib und Leben, Gut und Blut. Weil wir nur in dem Deutschland leben können, in dem einmal diese Fahne weht. Ihr Rot

ist unser Wille zum Sozialismus, dem Recht zum Leben für unser Blut. Der weiße Kreis ist die Sonne des nationalen Geistes, die über diesem Leben immer stehen soll. Und das schwarze Hakenkreuz ist das Symbol unseres ewigen arischen Kampfes auf dieser Welt gegen das Niederträchtige, Gemeine und Minderwertige — es ist uns das Aufwärtsstürmende gegen das Niederziehende.

Heute noch ist diese Fahne eine Parteifahne — einmal aber wird sie sein die Fahne der deutschen Nation in alle Ewigkeit!“

Sie haben es nicht fassen können, wie das gehen soll und haben gedacht: Einmal vielleicht wird es so sein! Sie glauben es sogar. Aber sie werden es selber wohl nicht mehr erleben, dachten sie dabei, daß diese Prophezeiung Hitlers in Erfüllung geht. Die Kinder vielleicht, oder ihre Enkel. So riesengroß und gewaltig hört sich das an. Und dennoch hoben sie die Hand und sprachen mit beklommener heiserer Stimme nach, was der SA.-Führer ihnen vorsagte: „Ich schwöre — diese Fahne — solange ich lebe — in Ehren zu halten — und mich lieber unter ihren Trümmern begraben zu lassen — als von ihr zu weichen — so wahr ich ein Deutscher bin!“

Da ist Krafft aufgeschreckt aus seinem Nachdenken, wie der Heinz ihm das so geschildert hat, weil er sich dabei ertappte, daß er ganz hörbar mit dem Mund und nicht mehr in Gedanken vor sich hingesprochen hatte. Unwillkürlich hat er mitgeschworen, daß der Heinz leise lächelnd den Kopf schüttelte und meinte: „Das hast du nicht nötig Krafft, bei dir gilt das auch so.“ Herrgott! Und da hat er nicht dabei sein können.

Es ist schon Mitternacht, aber auf der Straße ist noch nicht Ruhe. Besoffene blöken und singen lauthals. Weiber kreischen und quieksen lüstern in den hallenden, finsteren Seitenstraßen. Da stehen sie drunten, die Stenzen und Eckensteher, und plärren spöttisch zu ihm herauf: „Heil Moskau!“

Die neue Kriegserklärung ist schon da! Er reißt das Fenster völlig auf und ruft hinab: „Heil Hitler!“ Wütendes Hohnlachen schlägt herauf, aber ihm tut es so wohl, wie einem Sänger der Beifall entzückter Zuhörer.

Längst ist Ruhe. Im Mondschein starren die stupiden Fassaden der trostlosen Häuser. Der Brodem des Lasters, das Stöhnen der Sorgen, Qualen und Flüche steigt aus diesem Vorstadtgefängnis der Seelen in die sternenflimmernde Nacht des endlos ewigen Raumes. Wie viele es wohl gibt in diesem Zuchthaus des Geistes, die noch daran denken, den Blick emporzurichten und einen Hauch der ewigen Schöpfung zu atmen? Alle kriechen unten und suchen im Kehricht das Stück dieser Erde. Es ist dieselbe Luft hier wie im Gefängnis, der gleiche Geist der Gier und Angst, zu kurz zu kommen am Zuchthausleben in diesen unbarmherzigen Steinzellen. Aber zutiefst lauert doch die glimmende Glut der Empörung auf die schwache Stunde dieses Wärter- und Aufsehersystems. Die Glut, die von dem nie verlöschenden ewigen Funken im Menschen entzündet ist, die aber bisher noch immer mit Verwüstung und Chaos geendet hat.

Eine neue Revolution ist im Werden, an Umfang gewaltig wie noch keine, das spürt jeder am Brennen der unterirdischen Feuer. Es kribbelt im Volk wie in einem gestörten Bienenschwarm. In noch ferner Zukunft steht es einmal in Haufen unter der Fahne der ewigen deutschen Revolution auf dieser Erde. Der immerwährenden Auflehnung gegen die Knechtung des Geistes durch die Gemeinheit. Des niemals endenden furchtbaren Kampfes um das Leben selbst. Der ewigen Empörung gegen das Häßliche, Teuflische — aus fanatisch glühender Liebe zur Schönheit des niemals versinkenden Lichtes ...

Den ganzen Tag hat Krafft vor innerer Unruhe noch keinen Bissen gegessen. Er schämt sich auch, zu bitten: Gebt mir was, ich habe aber kein Geld. Dazu ist er zu stolz, schenken läßt er sich nichts, sie würden doch nur hämisch sagen: Gelt, jetzt bist du froh um uns. Und würden ihre gezuckerten Bitternisse dreingeben, ihre billigen Weisheiten aus niedrigem, neidischem Denken.

Aber Hunger schützt nicht vor Idealismus. Die Satten sind immer klug und vernünftig. Revolutionär und Kämpfer ist nur der, der Hunger hat. Nach Brot und nach Freiheit oder Schönheit oder Gott.

In dieser Nacht noch schleicht er mit einer Kerze auf den

Speicher und kramt in einem alten Koffer, den er von daheim mitgebracht hat voller Dinge, die dem Menschen in der Jugend teuer scheinen, die er dann später doch auf den Kehricht wirft. Da ist unter altem Kram sein Werkzeug von einst, noch so gebündelt, wie er es damals beim Einrücken als Soldat im Krieg verwahrt hat. Das bindet er jetzt auf und greift mit tastenden Fingern nach den Stücken. Nach dem Hammer, dem der Stiel locker, geschwunden ist vor Trockenheit, und nach der über und über rot verrosteten Kelle mit ihrem von der schwieligen Hand in Millionen Drehungen glänzend polierten Griff. Leise schlägt er die Ecke der Kelle gegen den Hammer und freut sich am schwingenden Klingen des Stahls. Und das Erinnern überkommt ihn an all die stolzen Bauten, an denen er als Lehrling und Geselle mitgebaut hat in seiner Heimat, an all die Lehrbubenstreiche und Gesellenwerke, an bitterkalte Wintertage und brütend heiße Sommer, an gute Kollegenschaft und an so viel gutes, ehrliches, soziales Wollen, das noch immer im Zwang des marxistischen Parteigeistes zum Haß und sozialen Irren umschlug in den Streiks und in den Aussperrungen, die er miterlebt hat.

Heute weiß er sehr gut, warum ihm dieses marxistische Gebaren innerlich immer so zuwider war — weil es Gift war. Das hat er damals schon gespürt, und deswegen hat er damals schon sich erbittert dagegen gewehrt, ohne eigentlich zu wissen, wie es anders gemacht werden sollte. Heute ist es ihm kein Rätsel mehr.

Nur einmal, da hat er erkannt, wie gut im Grunde ihres Wesens diese Marxisten doch deutsch geblieben waren. Das war in den Augusttagen 1914, als der Krieg kam. Da hätten sie sich geschämt, zurückzubleiben, diese Maurer, Zimmerer und Hilfsarbeiter, die damals als rote Avantgarde gegolten hatten. Da wußten sie auf einmal nichts mehr von der Internationale und sangen: „— — mit Herz und Hand — fürs Vaterland!"

Das hat geklungen, stählern wie seine Kelle, wenn er sie gegen den Hammer schlägt. Und das ist ihm in dem krausen Erleben der Jahre nachher geblieben, senkrecht im Erinnern, wie die Schnur des Senkels zeigt, den er eben am Boden der Kiste findet. Ein Senkel schlägt aus, wenn ein gewalt-

samer Stoß ihn bewegt, dann pendelt er lange hin und her und spielt zuletzt doch wieder in seine Senkrechte ein. Wie ein Mensch, der, aus seinem Gleichgewicht gebracht, zuletzt doch wieder senkrecht unter dem Lebensgedanken ruht, an dem er von Ewigkeit her wie an einem Faden hängt.

Es ist eigentlich symbolisch. Als er die Kelle aus der Hand legte und höher hinaus wollte, ist er gescheitert. Jetzt kommt er wieder zur Kelle zurück. Weil er sich nicht als Freimaurer verknechten wollte, muß er nun wieder einen Maurer machen. Aber einen freien Maurer, das ist der Unterschied.

So packt er ganz glücklich froh seinen Rucksack, sucht seine alte Invalidenkarte unter den Papieren und streckt sich zum Schlaf des Gerechten, aus dem er erst erwacht, als die Schönwirtin klopft und sagt: „Aufstehen! Der Kaffee ist fertig. Und die Berta hat geschrieben, daß sie übermorgen kommt."

Sie kann es natürlich nicht lassen, zu fragen: „Was fängst denn jetzt eigentlich an? Du mußt doch was arbeiten!" Da lacht er: „Gleich gehe ich fort und suche eine Arbeit als Maurer" „Als — —? Mein Gott, was werden da die Leut' dazu sagen! Als Maurer?" „Die Leute? Die geben mir nichts, drum werden sie auch nicht gefragt." „Mein Gott — als Maurer! Da hättest nicht soviel lernen brauchen." „Im Gegenteil, dazu hab' ich erst allerhand lernen müssen." „Wennst doch dem Herrn Pfarrer nach'geben hätt'st." „Der wird noch mir nachgeben müssen." „Das sind Sprüche!" „Die noch wahr werden, Mutter."

„Mein Gott, was mach' ich nur, die Wirtschaft geht so schlecht. Seit der Gaudi mit dir bleiben mir alle Roten aus. Gar nichts geht mehr." „Gib sie auf! Eine alte Mutter bringt heutzutage ein Maurer immer noch leichter mit durch wie ein Architekt." „Mein Gott, sind das Zeiten! Die Maß Bier kostet hundertzwanzig Mark. Grad als ob der Antichrist käm, wie mei Ahnl prophezeit hat." „Der ist ja schon längst da, ihr seht ihn bloß nicht durch eure schwarzen Brillen." „Über vierzig Jahr' führ' ich meine Wirtschaft redlich und rechtschaffen, und jetzt auf meine alten Tag will's nimmer umgeh'n." „Aber fest schwarz

wählen. Das verdankst du alles der Politik von deiner Stadtpfarrerspartei. Die regiert euch ja so gut mit den Roten und Gelben zusammen." „Ich hab' mich nie um Politik gekümmert." „Drum mußt du's jetzt büßen." „Mein Gott, was wird das noch werden."

Glück hatte er auch noch beim Arbeitsuchen. Bei der ersten Nachfrage wurde er sofort eingestellt. Maurer erhielten einen Prämienzuschlag von zehn Prozent zum Tarif, sagte man ihm gleich, denn Baufacharbeiter waren gerade in diesem Sommer sehr gesucht, und eine Firma suchte sie der andern abzujagen durch Sonderprämien zum üblichen Lohn. Eine Stunde später stand er schon am Gerüst und erprobte, ob er noch nichts vergessen hätte von der edlen Kunst. Die Kollegen schauten etwas prüfend auf den Neuen, der ihnen etwas zu fein vorkam, aber sie merkten bald am Reden, daß er kein Sonderling war. Es schmeichelte ihnen sogar, daß er sich nicht scheute, in der Not als Maurer zu arbeiten, um seine Familie ernähren zu können. Und daß er nicht eingebildet war, obwohl sie seinen Vorsprung an Bildung bald merkten. Geschickt streute er bei der Unterhaltung leise Anfänge seiner politischen Anschauung mit hin und freute sich, wenn ihr Denken dadurch stark angeregt wurde. Es imponierte ihnen auch, daß er sich nicht genierte, beim Palier Vorschuß zu fassen, weil er sonst nicht hätte Mittag machen können.

Aber sie witterten irgendeinen dunklen Punkt in der Vergangenheit Kraffts und blieben etwas zugeknöpft gegen ihn, bis er ihnen einmal bei der Brotzeit erzählte, daß er im Gefängnis war. Er sagte natürlich auch, warum. In seinem Bekenntnis lag aber ein Ernst, der ihnen das Wort der Kritik von der Zunge nahm. Sie gafften ihn an wie einen Wahnsinnigen, der nicht ahnt, daß er mitten unter Todfeinden sitzt. Doch wußten sie nicht, was sie dazu sagen sollten. Einer meinte: „Der ist ja nicht recht bei Trost. Ein Hakenkreuzler — bei uns am Bau? Der gehört ja ins Panoptikum." „Nein, der ist im Gegenteil ganz gefährlich", raunte ein zweiter, und ein dritter sagte: „Kommt mir auch so vor. Ich meine, der ist auf der Platte heller als wir alle miteinander." „Los hat er was", meinte der erste wieder. „Das ist es ja, auslachen oder derblecken

läßt sich der nicht.“ „Nein, der geht lieber wieder ins Loch, ehe er sich dumm anreden läßt, der ist imstande und schlägt einen halbtot.“ „Wißt ihr was, ich gehe heute nach Feierabend ins Gewerkschaftshaus und frag einmal, wie wir uns verhalten sollen.“ Damit waren sie alle einverstanden.

*

Der Tisch in der Stube ist festlich gedeckt, wie er am Abend darauf heimkommt, und ein dunkler Rosenstrauß füllt die Ecke mit seinem berückenden Duft. Weinkelche blinken auf dem weißen Tuch, als seien noch die schönen, guten alten Zeiten von einst. Er kann der Versuchung nicht widerstehen und beugt sein Gesicht über die blutrote Pracht, daß ihn der süße Hauch der Blüten umweht, als er leise Schritte hört. Zwei wohlbekannte feine Hände verdecken seine Augen und ziehen ihm den Kopf hintenüber, bis ihr warmer Atem sein Gesicht streift und das Feuer eines glühenden Kusses über seinen Leib rinnt, daß er still hält vor Seligkeit. „Ach! — Jetzt bist du — ja endlich — wieder bei mir“, seufzt sie glücklich zwischen ihren Küssen, lacht ein wenig belustigt, als sie ihm einen vertrockneten Mörtelspritzer aus den blonden Strähnen zupft, und läßt sich endlich geduldig in den Schraubstock seiner Arme pressen. Ganz eng schmiegt sie ihre heiße Wange an die seine, um ihm endlich wieder ganz nahe zu sein. Sie läßt sich auf seine Knie ziehen, legt die Arme um seinen Hals und ist nun mit einem Male ganz still vor Freude, daß sie ihr Antlitz an seine Brust verstecken muß, damit er das helle Wasser in ihren Augen nicht sehen soll.

„Warum sagst du nichts?“ fragt sie leise erschauernd unter seinen Händen, die über ihr Haar tasten. „Weil ich nicht kann vor Freude“, antwortet er leise und flüstert nach einem tiefen Atemzug: „Es ist so unerwartet schön, wieder einmal zu wissen, wie lieb du mich hast.“ „Du glaubst gar nicht, wie krank ich nach dir war, ich habe in den Nächten oft heimlich in mein Kissen geweint.“ „Und ich — es tut mir jetzt noch ein bisserl weh, wenn ich drandenke, wie ich meine Qual verbissen habe.“

So sonnten sie sich in ihrer Liebe und meinten, sie hätten sich nie so heiß zusammengewünscht· als jetzt. Dann schlichen sie auf den Zehen zur Wiege nebenan und lachten sich an über den rundgepolsterten schlafenden Bubenengel, und sie mußte ihm wehren, daß er ihn nicht aus dem Schlaf riß. „So groß ist er schon?" staunte er und sah daran, daß er lange weggewesen sein muß. Spätsommer ist es geworden, fiel ihm beim Waschen ein, und als er beim Abtrocknen war, hielt er inne und horchte, denn Berta sang unterm Anrichten mit voller Herzensfreude — und das hat er auch schon lange — lange nimmer gehört.

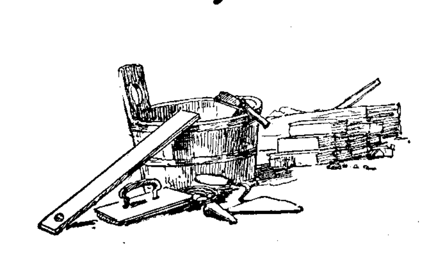
Und als sie beim Essen saßen und so lange brauchten dazu, weil sie mehr in ihre strahlend lachenden Augen sahen als auf ihre Teller, da erzählte sie, wie schön es beim Martin gewesen ist in Sonne und Wiesen und Garten. Nur die Zeit sei ihr so lang geworden und — da muß sie schlucken — sie wäre fast trübsinnig geworden. Da sei ihr das Nähen eingefallen. Erst hat sie der Frau vom Martin ein Staatskleid gemacht, dann seinen zwei Mädeln so allerlei, auch für die Magd, für die Nachbarin, und zuletzt wäre das ganz Dorf gekommen, so gut hat ihre Arbeit gefallen. Geld hat sie nur wenig dafür bekommen, aber dafür ist ihr die Gemeinde noch viel anderes schuldig: Sachwerte, lacht sie und zählt auf: Eineinhalb Zentner Mehl, fünf Metzen Äpfel und drei Metzen Zwetschgen, zwei Töpfe Butterschmalz, und zusammengerechnet an Fleisch ein schönes mittleres Schwein, das aber noch herumläuft und vom Martin erst noch verwurstet und geselcht werden muß; eine Gans zur Kirchweih und eine für Weihnachten stehen in der Mast. Und dreihundert Eier hat sie gleich selbst mitgebracht zum Einlegen für den Winter.

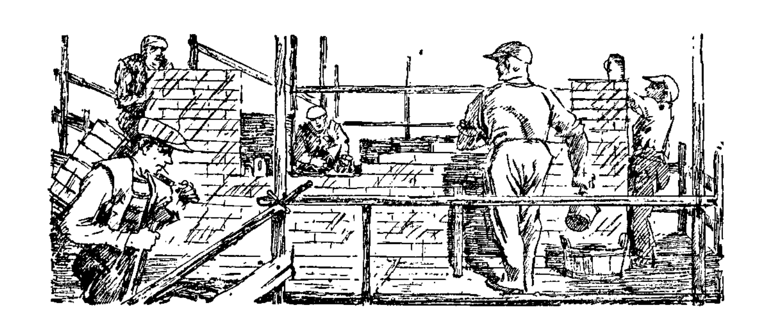
Er hörte immer staunender zu und vergaß auf das Essen, bis ihn endlich ein Lachanfall erschütterte, daß er Arme und Beine hängen lassen mußte. Schau einer so eine tüchtige Frau an! Wie ihr vor Eifer die Wangen glühten beim Erzählen: „Ich wollte dir einmal beweisen, daß ich Mut genug habe, mitanzupacken, und nicht verzweifle, wenn mein Mann auf den Strand geworfen wird. Und — du hast es ja für mich, ganz allein für mich getan, damals —."

Still schauten sie sich an — und wie er verlangend die

Hände über den Tisch streckte; die rauh und zersprungen sind vom ätzenden Kalk der Arbeit, da legte sie den rosigen Samt ihres Gesichtes hinein. „Ich bin jetzt wieder ein Maurer geworden, Berta“, stöhnt er ein wenig dabei. „Schämst du dich deswegen vor den andern, wie deine Mutter und deine Verwandten, die mich kaum mehr grüßen seitdem?“ Verwundert hob sie die Augen und lächelte: „Und ich dachte, du schämst dich, weil deine Frau näht.“

Da hätte er bald den Tisch umgeworfen im Auffahren, und dann wirbelte er sie herum in der Stube, bis sie atemlos an ihn hinsank und in sehnsüchtigem Verlangen die Arme dehnte: „Ich habe ja keinen Berufstrottel geheiratet, sondern einen Mann, einen Soldaten. Sonst wäre es ja so langweilig in der Ehe.“ Verschämt lachend hing sie an seinem Hals, und er trug sie geschwind auf seinen Armen zur Türe. Leise lachend drehte er den Schlüssel um...





Durchbruch

„Kollegen!“ sagte am Morgen beim Umkleiden in der Bauhütte der Baudelegierte Maurer Hummel, „heute, nach Feierabend, ist eine Betriebsversammlung unserer Baustelle im Nebenzimmer der Wirtschaft. Tagesordnung ist sehr wichtig. Unser Gewerkschaftssekretär selber spricht. Wer nicht erscheint, wird vom Verband ausgeschlossen.“ „Ich bin bei keinem Verband“, sagte Krafft, „aber ich nehme an, daß die Tagesordnung mich angeht.“

„Was? Der ist nicht organisiert? — ein Wilder! — schmeißt ihn doch 'naus!“ schwirrte es um ihn her. Krafft schüttelte lächelnd den Kopf und rief laut über die mißtrauischen Gesichter hin: „Hier schmeißt nur der 'raus, der einstellt, nicht ihr!“ „Wir arbeiten nicht mit so einem Fememörder.“ Mit beiden Armen schob Krafft die künstlich erboste Kollegenschaft auseinander und loderte den Schreier an: „Du hast wohl schon lange kein Blut mehr gespuckt? Wen habe ich denn umgebracht, weil du Mörder zu mir sagst? Das hast du nur in deiner Zeitung gelesen und plapperst es nach, du Idiot. Heute abend ist Gelegenheit, dein Licht leuchten zu lassen, und jetzt ist Ruhe bei der Arbeit. Wir werden nicht fürs Politisieren bezahlt, sondern fürs Arbeiten.“ „Wahr ist's!“ pflichteten einige kleinlaut bei, „wir wollen am Bau unsere Ruhe.“

Unter Mittag radelte Krafft eilig heim zum Sepp: „Heute, nach Feierabend, mit einer Handvoll Kameraden im Vorzimmer der Wirtschaft.“ „Ah!“ grinste der Sepp, „geht's schon los? Wir sind da wie der Zipfel bei der Wurst.“ „Ohne Parteiabzeichen!“ „Selbstredend. Armbinde in der Tasche, Vereinszeichen untergeschnallt, Radiergummi und Feuerzeug, wie die ‚Pest‘ so schön schreibt.“ „Nein, Sepp, ich denke, das braucht's gar nicht, aber Flugblätter.“ „Gleich vorher austeilen?“ „Nein, nachher, wenn ich's sage.“

Nach Feierabend wollten sich natürlich eine ganze Reihe der Kollegen drücken, und der Baudelegierte schimpfte über diese Unkollegialität und den Mangel an Klassenbewußtsein. Da kann ja nichts zusammengehen, wenn jeder sich ausredet, er müßte unbedingt heim. Es geht um die Abwendung einer großen, kapitalistischen Gefahr. „Ach, alleweil das gleiche Geschwätz, das kenn' ich schon“, meinte einer. Krafft hörte schmunzelnd den Redensarten zu und sagte dann: „Nein, Kollegen, es geht um die Sicherheit der Bonzenstühle, die plötzlich vor einem einzelnen Maurer zu wackeln anfangen. Ihr sollt sie jetzt verteidigen. Kommt nur mit, und sorgt dafür, daß ich zum Reden komme. Einen Hakenkreuzler müßt ihr doch auch einmal hören.“ „Wahr ist's! Dees gibt a Hetz! Dees muaß i anhör'n“, lachte einer. Und sie gingen alle mit, daß das Nebenzimmer gerammelt voll wurde.

Am Eingang kontrollierte der Baudelegierte die Verbandsbücher und wollte Krafft nicht hereinlassen. „Du gehörst nicht zu uns, du bist nicht organisiert.“ „Du irrst dich, Hummel, ich gehöre vorläufig noch zur Baustelle, die heute eine Versammlung hat.“ „Sie ist von der Gewerkschaft einberufen. Bei euch haben die Juden keinen Zutritt und bei uns die Hakenkreuzler nicht.“ „Soo, seid denn ihr Juden?“ „Es ist mir eigens vorhin telephoniert worden vom Gewerkschaftshaus.“ „Das mußt du laut sagen, daß alle es hören, weil dann nämlich die meisten wieder gehen. Durchlassen jetzt!“ „Auf deine Gefahr.“ „Ich fürchte mich nicht. Schau, da drüben in der Ecke, der Tisch voll, das sind Kameraden von mir.“ Der Hummel schielte hinüber und sagte nichts mehr.

Endlich kam schwitzend der Bonze daher. Er hatte ein Stück zu Fuß gehen müssen, damit die kritischen Genossen nicht durch sein elegantes Auto unnötig erregt werden und

er somit von vornherein moralische Verlustpunkte für seine Rede hat. „Genossen, habe die Ehre!“ nickte er grinsend beim Durchgehen und überhörte großmütig die schmeichelnden Zurufe: „Wampete Loas!“ — „Bist da, 'rausg'fress'ner Schwollschädel — platzt d' jetzt no net bald?“ „Diese Scherze der Genossen beweisen den engen Kontakt mit der Masse“, sagte er launig zum Genossen Hummel, mit dem er dann eine Weile tuschelte und zu Krafft durch den Kneifer hinblickte. Endlich begann die Versammlung.

„Genossen! Ein ganz besonderer Fall auf unserer Baustelle —“ „Zur Geschäftsordnung! Bitte ums Wort!“ rief der Krakeeler vom Morgen.

„Genosse Meier, bitte!“

„Ich stelle den Antrag, daß der Kollege Krafft von der Versammlung ausgeschlossen wird, weil er nicht organisiert ist.“

Im entstehenden Tumult sprang Krafft auf und rief ebenfalls: „Zur Geschäftsordnung!“ „Kollege Krafft, bitte!“ „Ich stelle fest, daß diese Baustellenversammlung, die sich um mich dreht, ohne mich nicht stattfinden kann. Sonst ist sie keine Versammlung mehr, sondern ein Parteigericht, an dem die Kollegen gar kein Interesse haben, höchstens der Gewerkschaftssekretär.“ „Sehr richtig!“ rief es vielstimmig. Und scharf rief Krafft in den Raum: „Meinungsfreiheit steht in der Verfassung von Weimar, aber Meinungsterror wird gemacht. Deswegen fordere ich Redefreiheit für jeden, der hier anwesend ist und ein Recht dazu hat, auch für mich. Bitte abstimmen!“

Draußen kicherte der Mathes: „Den Krampf mit der Geschäftsordnung und der Verfassung können wir jetzt bald besser wie die Roten.“ Sie lauschten natürlich gespannt auf die Vorgänge im Nebenzimmer.

Süß lächelnd erhob sich der Bonze und säuselte: „Aber Genossen, es ist doch selbstverständlich, daß wir eine Diskussion halten, das ist doch noch immer so gewesen. Wir sind doch hier in keiner Hitler-Versammlung, wo ein Arbeiter niedergeknüppelt wird, wenn er sprechen will.“ Brüllende Zustimmung ließ ihn schmunzeln, er kennt doch seine Pappenheimer und weiß, wo man sie treffen kann. „Wenn ich nun gleich das Wort ergreifen darf —“ „Genosse Metzger hat

das Wort!“ beeilte sich Hummel, worauf der Bonze erst noch zum Meier hinlächelte: „— und Genosse Meier seinen Antrag zurückzieht —“ „Ich ziehe den Antrag zurück!“ „Danke, Genosse. Der andere Antrag ist sowieso erledigt, dann komme ich gleich zum Thema: Die Gewerkschaften als Hort der Republik gegen die Gefahr des Nationalismus.“

Er zog seinen Rock aus und krempelte die Ärmel hoch. Seine Genossen bewunderten inzwischen raunend, wie korrekt und parlamentarisch gewandt er die Versammlung wieder eingerenkt hatte.

„Genossen, ich sage euch keine Neuigkeit, wenn ich behaupte, die Republik ist in Gefahr. Ihr könnt vielleicht fragen, was geht uns heute, hier, die Republik an? Und außerdem, was haben die Gewerkschaften damit zu tun? Alles, sage ich! Denn, wenn diese eure Republik fällt, fallen auch die Bollwerke gegen den Kapitalismus, eure Gewerkschaften. Dann seid ihr wehrlos dem Ausbeutertum preisgegeben, das im mörderischen Nationalismus frech sein Haupt erheben will, um die Republik und die Gewerkschaften zu beseitigen, damit wieder Platz werden soll für den Kürassierstiefel und das Ordensgeblinker der Generale und Hofschranzen und ein neuer Krieg der Schlotbarone die Millionen unzufriedener, ausgebeuteter Proletarier in seinen Trommelfeuern zerstampfen und vernichten kann.

Wir wollen aber Frieden, wir wollen mit der Republik den neuen Staat der Freiheit, der Gleichberechtigung und der Arbeit. Aufbauen, was der Krieg des Kaisers und der Militärkamarilla in Europa vernichtet hat. Nun sehen die Nationalsozialisten, daß trotz ihrer Hetze und Sabotage die Republik das kann. Daß der Aufbau mit des Volkes Kraft immer besser voranschreitet, daß auf dem Fundament von Weimar schon die ersten Umfassungsmauern emporwachsen. Und in der blinden Wut der Enttäuschung, weil es den vielgelästerten Bonzen doch gelingt, den Friedensgedanken im Volk immer mehr zu vertiefen, wollen sie jetzt die erprobten und bewährten Führer des Volkes morden, die —“ „Pfui! — Pfui!“

„Damit ist es nicht getan, daß ihr Pfui schreit, das schreckt diese geheimen Fememörder nicht ab, sie morden ruhig weiter, wenn nicht schärfste Abwehrmaßnahmen dieser

nationalistischen Pest entgegengesetzt werden. Wenn sie nicht bis in den Keim erstickt werden kann. Das Volk hat solange keine Ruhe, bis nicht der letzte dieser schwarz-weißroten Bluthunde an der Laterne baumelt. Immer wieder werden sie den Aufbauwillen stören, diese vom nationalen Großkapital gedungenen Meuchelmörder...

Warum fällt die Mark von Woche zu Woche tiefer? Warum nicht der Dollar, das Pfund oder der Franken? Warum? Weil in diesen Ländern Ordnung herrscht, weil es dort keine Meuchelfeme gibt. Die Mark fällt so lange, solange das Ausland kein Vertrauen zur Republik gewinnt. Glauben vielleicht diese Hitler-Buben, das Ausland hätte Respekt vor uns bekommen, wie sie unseren Reichspräsidenten Ebert hier in München am Bahnhof, mit Badehosen winkend, begrüßten? Das sind Flegeleien gegen das Staatsoberhaupt, durch die im Ausland absolut keine Achtung gewonnen wird. Es paßt ihnen nicht, den Hitlern und anderen Monarchisten, daß ein Arbeiter an der Spitze des Staates steht. Sie meinen, das könnten nur sie." Höhnisches Lachen ging durch den Raum. „Aber Genossen, wer muß den Unsinn büßen? Der Arbeiter, dem das Kapital den gerechten Lohn verweigert, weil es seine Mittel lieber den geheimen Femen in den Rücken steckt." — „Sehr wahr!"

„Genossen! Wir haben uns lange genug anschwindeln lassen und an den Dank des Vaterlandes geglaubt —" „Sehr wahr!" „— wir haben das Stöhnen und Jammern der Sterbenden in den Trichterfeldern lange genug gehört, um zu wissen, welcher Schwindel die Phrase vom Vaterland ist." „Bravooo!" „Mein Vaterland ist dort, wo es mir gut geht!" Zustimmendes Lachen. „Glaubt ihr denn, daß die Kapitalisten, die Schlotbarone und Monokeljunker von einem Vaterland reden würden, wenn dabei nichts zu verdienen wäre?" Grölen und Knurren. „Und wenn sie nicht mehr genug herausschinden können an Dividenden und Zinsen, dann tragen sie ihr Geld in ein anderes Land und nennen dann dieses ihr Vaterland. Da sind wir Proleten ehrlicher, wir sagen gleich von vorneherein — unser Vaterland ist die ganze Welt und seine Hymne ist die Internationale."

Rauschender Beifall dröhnte auf. Höhnische Blicke trafen Krafft, der ein wenig bleich geworden war, weil er sah, wie man mit ganz primitiven Phrasen Menschen besoffen macht, ohne daß sie es merken. Und wie ihnen der Fusel an Geist schmeckt! Der Bonze geht ganz sicher, wenn er damit rechnet, daß jedes Wort Entgegnung sie rasend machen muß und daß er ihn jetzt unter dem Jubel der Genossen ruhig moralisch abschlachten kann.

„Genossen — jetzt komme ich zu unserem speziellen Fall auf dieser Baustelle. Hier hat sich so ein nationalistischer Pestkeim eingeschlichen —" „Pfui! — 'naus damit!" „Genossen, wir zeigen diesem Hitler-Knaben, was Disziplin ist. Und zwar so, daß er es nimmer wagt, noch einen Stein auf dieser Baustelle in die Hand zu nehmen, so tief muß ihn euere proletarische Verachtung treffen. Er hat seine sogenannten Kameraden mitgebracht, um euch nach dem Hitlerrezept seine Politik mit dem Gummiknüppel einzutreiben, wenn ihr nicht gutwillig wollt."

Ein Entrüstungssturm brach los, und der Bonze schrillte drüber hin: „Wir protestieren gegen diesen nationalistischen Terror, gegen diese faschistischen Methoden —", da riß einer die Türe auf, der Sepp, hinter ihm, dichtgedrängt, die anderen Kameraden. Mit einem Schlag war Stille, daß man ganz deutlich hörte, wie der Sepp ruhig sagte: „Ja, wia ham' wir's denn da?" „Sepp, geh hinaus, wir sind noch nicht fertig!" befahl Krafft, und der Sepp zog den Kopf ein und machte die Türe wieder zu. „Weiterfahren!" forderte Krafft.

Der Bonze schäumte. „Ich lehne es ab, unter offenkundigem Terror zu sprechen." „Weitersprechen, kein Mensch zwingt Sie, jetzt anders zu reden als vorher", rief Krafft; als er aber merkte, daß der Bonze krampfhaft nach einem passenden Schluß suchte, fragte er scharf: „Oder haben Sie vorher gelogen?"

Staunendes Gemurmel entstand, und alle Gesichter blickten erwartungsvoll zu Krafft hin, fuhren aber wieder herum, denn der Kollege Hummel, der mit dem Bonzen getuschelt hatte, sagte hastig an: „Wir sind eigentlich schon am Ende unserer Ausführungen, weshalb ich im Interesse eines ruhigen Verlaufes der Versammlung keine Diskussion ein-

treten lassen möchte. Genossen, wir werden den Fall bei uns da anders regeln. Die Versammlung ist geschlossen."

Erleichtert wollte der Bonze aufstehen, aber da warf ihn der schneidende Ruf Kraffts zurück auf den Stuhl: „Dann eröffne ich hiermit eine neue Versammlung! Damit ihr die zugesagte Aussprache hören könnt. Wer nicht hierbleiben will, kann ruhig gehen, damit ihr seht, daß kein Terror auf euch ausgeübt wird. Und schon jetzt sichere ich jedem freie Aussprache in meiner Versammlung zu." Er öffnete die Türe und winkte seinen Kameraden, hereinzukommen.

„Ich muß leider weg, ich habe noch eine andere Versammlung", lächelte entschuldigend der Bonze und blickte wichtigtuend auf seine Uhr, raffte seine Joppe und schlängelte sich aalglatt durch die Tische. Unter der Türe meinte er noch mit besorgter Stimme: „Ich will nicht versäumen, darauf hinzuweisen, daß diese zweite Versammlung polizeilich nicht genehmigt ist, also gar nicht stattfinden darf."

Nun sprang einer auf, der Maurer Rupp, der bisher still im Eck gesessen ist. Rot vor Wut brüllte er: „Genossen, jetzt drückt er sich. Genossen, wann hat er uns jetzt angelogen, grad jetzt oder vorhin? — Genossen, ich bin hergekommen, weil der Hummel gesagt hat, es ist sehr wichtig. Was uns der Speckjäger vom Verband gesagt hat, ist nichts Neues, wichtig ist mir, was der Hakenkreuzler bei uns will. Der soll uns sagen, warum er so frech ist — und mischt sich unter uns." „Sehr richtig!" schwirrte es von allen Tischen. „Deswegen brauchen wir keine neue Versammlung, der Hummel soll die alte wieder aufnehmen, und die Polizei kann uns auf den Hut steigen." Sie stimmten lachend ein und lachten wieder, als Krafft lakonisch sagte: „Gut, dann schließe ich meine Versammlung wieder —", und als der Hummel widerwillig knurrte: „Also, dann eröffne ich halt unsere Versammlung noch einmal. Aber nicht vergessen, die Leitung habe ich. Wir schreiten gleich zur Aussprache. Kollege Krafft hat das Wort."

Sie schmunzelten noch über dieses Theater der Versammlungsordnung und rückten zusammen, daß Kraffts Kameraden auch Platz hatten, denn es waren ja auch nur Proleten wie sie. Erwartungsvolle Stille entstand, als Krafft die Hand hob und begann: „Volksgenossen! — Ich spreche

jetzt nicht, um mein Recht auf eine Arbeitsstelle vor euch zu verteidigen. Wenn ihr nicht mit mir arbeiten wollt, dann hat es keinen Zweck, daß ich mich euch aufdränge. Arbeit am Bau ist Kameradschaftsarbeit. Hätte ich im Sinn, mich euch aufzudrängen, nichts leichter als das. Ich würde mich eben, wie so viele unter euch, dem Terror der Gewerkschaft beugen und mich einschreiben lassen, damit ich meine Ruhe hätte. Ich würde vor allem euch nicht offen erzählt haben, daß ich ein Hakenkreuzler bin, ein Nationalsozialist. Ich würde heucheln, meine Gesinnung ableugnen, wollte ich mich einschleichen in euren Kreis. Wenn ich so wäre, dann wäre das der Beweis, daß ich etwas Schlechtes vorhabe mit euch."

Diese Sprache sind sie nicht gewohnt. Das gleitet nicht in schönen Wendungen an ihrem inneren Empfinden vorbei, als ob das nicht vorhanden wäre. Das schlägt von vornherein das Mißtrauen nieder, das sie hatten, aber jeder denkt, nur bei ihm wäre es so, weil er an seinen Genossen nebenan nie derartige Regungen bemerkte.

„Da muß nun der Bonze eine Rede halten über die Gefahr des Nationalismus für die Gewerkschaften, da braucht er den alten, ausgetretenen Kürassierstiefel und das Trommelfeuer, um euch klarzumachen, daß ihr mich von der Baustelle verjagen müßt. Ich bin selber in Dutzenden von Trommelfeuern gelegen und habe sie aushalten müssen wie ihr, ich habe keinen Mord begangen, an der Inflation bin ich auch nicht schuld, weil ich nichts habe, um an der Börse zu spielen — was habe ich denn überhaupt verbrochen, daß ihr mich wie einen räudigen Hund vertreiben sollt? Oder habe ich einem von euch etwas gestohlen, oder sonstwie gemein gehandelt? —

Allerdings — die Internationale ist nicht mein Gesang — und mein Vaterland ist auch nicht die Welt, sondern dieses Deutschland, von dem ich gekommen bin und in dem ich leben will.

Wenn ich nicht international bin, dann muß ich das Gegenteil sein: national! Das ist mein ganzes Verbrechen, daß ich ehrlich genug bin, das zu bekennen. Ihr seid aber auch nicht anders, ihr könnt ja von Geburt her gar nicht anders sein als ich. Ihr bildet euch nur ein, ihr könnt es

wegdenken, vergessen, wenn ihr nicht mehr davon redet, sondern von was anderem.

Da hat man euch zwei Fremdworte hingeworfen und ihr wißt nicht, was sie in Wirklichkeit bedeuten — den Sozialismus — und den Nationalismus. Das sind zwei Brocken, die wir alle miteinander noch nicht verdaut haben. Aber die Worte haben sich eingekrallt in unser Denken und in die Politik, daß wir sie einfach nicht mehr losbringen. Wenn ich euch fragen würde, was Nationalismus ist, würde jeder was anderes daherbringen, so gut als ich einmal von studierenden Kameraden über Sozialismus den größten Unsinn gehört habe. Ihr würdet sagen: Nationalismus ist Säbelrasseln, Krieg, Sekt und Uniformen, schwarzweißrot, Militärmärsche, Fememorde, die Monarchie, ein Industriekonzern, schamloser, brutaler Reichtum oder Luxus.

Aber ihr ärgert euch wütend, wenn ihr hört, daß die Bürgerlichen, die sich gerne national gebärden, behaupten, durch den Sozialismus werden die Arbeiter zu Brandstiftern, Plünderern, Aufrührern, Räubern, Mördern und Verbrechern gemacht. Denn sie haben eueren roten Sozialismus in den Aufständen nicht anders zu spüren bekommen.

Würde man zum Beispiel statt Sozialismus — Lebensordnung sagen, und statt Nationalismus — unser Deutschtum, dann ginge es nicht, daß die Bürgerlichen sagen, wir sind erklärte Feinde der Lebensordnung — und ihr könntet nicht behaupten, daß ihr das Deutschtum ablehnt, weil ihr selber Deutsche seid.

Geht nur einmal ins Ausland, dort wird man sagen, du bist ein Deutscher, weil du aus Deutschland kommst, dort geboren bist und deutsch sprichst. Und vor allem, weil du deutsch aussiehst. Einem Juden würden sie eher glauben, daß er kein Deutscher ist, wenn er auch deutsch spricht. Es gibt keine internationalen Weltbürger, die überall daheim sind. Diese Vorstellung existiert nur in marxistisch verseuchten Gehirnen. So wie einem Opiumraucher das Rauschgift ein herrliches Paradies vorgaukelt, und in Wirklichkeit liegt er in einer dreckigen Gifthöhle.

Vorhin hat einer gefragt, warum ich so frech bin und mich unter euch mische. Ich könnte ihn schließlich genau so

saudumm fragen, warum er sich unter die Belegschaft unserer Baustelle mischt; ich brauche das aber gar nicht erst, denn ich weiß, warum er hier ist. Weil er arbeiten muß, um leben zu können. Genau dasselbe, was ich muß, arbeiten, weil ich Weib und Kind habe wie ihr —."

„So habe ich das gar nicht gemeint", rief der Kollege dazwischen. „Deine politischen Absichten interessieren uns. Warum du als Architekt einen Maurer machst."

„Weil ich sonst verhungern müßte. Die Bürgerlichen, zu denen ihr mich rechnet, boykottieren mich, weil ich in ihren Augen ein Revolutionär, ein Sozialist und Arbeiterfreund bin. Und ihr wollt mich hinausbeißen, weil ihr meint, ich bin ein Nationalist, ein Arbeiterverräter, ein Freund der Geldsäcke. Derweil bin ich kein Nationalist und kein Sozialist, sondern was ganz anderes."

„Was bist du denn nachher?" fragte skeptisch ein älterer Kollege, der Pichler. „Entweder bist du ein solcher oder ein solcher. Irgendwo mußt du doch hingehören."

„Natürlich! Ich gehöre zu den Ganzen, nicht zu den Halben wie ihr. Ich bin ein solcher und ein solcher mitsammen, ein nationaler guter Deutscher und ein sozialer Arbeitskamerad, wie Hitler es will, ein Nationalsozialist."

„Das ist ja der Schwindel!" trumpfte der Hummel auf, „das paßt doch nicht zusammen. Schneid ab! Du mußt dir schon Dümmere suchen. Überhaupt schließe ich die Versammlung jetzt, wo kämen wir da hin. Sonst krieg' ich morgen im Gewerkschaftshaus eine Pfundsnase, wenn ich diese reaktionären Redereien noch länger zulasse. Schluß! Ich gehe." „Geh nur zu, alter Schmarotzer, du wirst dein Pösterl schon noch kriegen im Gewerkschaftshaus, aber wir bleiben da", sagte der Pichler und beugte sich über den Tisch zu Krafft hin: „Red weiter! — He, Wirtin! Noch a Maß!"

Krafft wartete, bis noch einige, die mit dem Hummel weggingen, zur Türe draußen waren, dann begann er zu erzählen, wie das war, als er vom Krieg heimkam, wie er zum Freikorps ging und als Weißer seine beiden Kameraden am Speicher bei den Roten traf.

Da drängen sich alle heran und lauschten, das ging sie alle zutiefst an, denn wer von ihnen wäre damals nicht bei

der Roten Armee gewesen. Wie dieser Krafft das alles so gut weiß, man meint fast, es wäre erst gestern gewesen. Nichts läßt er aus, alles sagt er, was schön und häßlich war, herüben und drüben. Und er schimpft nicht über die Roten, aber von den Führern reißt er einen um den anderen herunter, aber schon so, daß man ihm nicht unrecht geben kann.

Und dann erzählt er, wie er das Tasten und Suchen anfing, wie er dabei plötzlich auf das ekelhafte Gezücht der Juden stieß, auf ihr verborgenes Treiben und ihre Riesengaunerei, wie er das Weltverbrechertum der Freimaurerei ihr Netz über die Welt spinnen sah, bis er endlich bei Hitler auf die Kraft gestoßen ist, die den Kampf gegen diese ungeheure Weltmacht der Verbrecher aller Grade aufgenommen hat. Wenn man so hört, wie dieser einzelne Mensch Krafft von den geheimen Mächten gehetzt und verfolgt worden ist, dann kann man nicht mehr zweifeln, daß es so sein muß, so ungeheuerlich, daß es einem im Erkennen dieser Gefahren eiskalt über den Buckel läuft. Unglaublich, was es alles gibt! Man muß diese paar Hakenkreuzler bewundern, daß sie so fest davon überzeugt sind, einmal mit solchen übermächtigen Weltfeinden fertigzuwerden.

Was sagt er da vom Friedensvertrag? Der wäre im Pariser Parlament von den französischen Sozialisten abgelehnt worden? Natürlich, die internationale Solidarität! — Was? Nicht deswegen, weil der Friedensvertrag zu grausam ist für die deutschen Klassengenossen, nicht weil er sie zum Kuli der Entente herabdrückt, sondern deswegen waren die französischen Genossen dagegen, weil ihnen der Friedensvertrag noch nicht scharf genug war. Was, nicht scharf genug? Warum sagt man das den deutschen Arbeitern nicht, warum schweigen da die Gewerkschaften dazu? Ist das vielleicht kein Nationalismus, weil es die Franzosen sind?

Wie spät ist es denn schon? Längst sollte man daheim sein, das Essen wartet schon über eine Stunde. Aber man muß geschwind noch zu Ende hören. Wer hätte das hinter den Hakenkreuzlern gesucht! Das stimmt ja alles nicht, was über sie erzählt wird. Gebt mir auch so ein Flugblatt, noch

eins für meinen Nachbarn. In die Sektionsversammlung kommen? Wo ist sie denn und wann?

Man geht noch ein Stück Weg mit dem Krafft und seinen Kameraden. Zünftige Kerle sind das, echte Arbeiter, mit denen sicherlich ein gutes Auskommen wäre am Arbeitsplatz. Warum soll man ihnen übelnehmen, daß sie zuschlagen, wenn sie angegriffen werden. Sie sehen nicht so aus, als ob sie selber mutwillig angreifen würden, wenn ihnen kein Mensch was getan hat. Hat man doch heute gesehen ...

Am Samstag drauf beim Auszahlen wird Krafft von der Firma entlassen, obwohl die Arbeit nur so drängt. Der Palier zuckt die Achseln: „Ich weiß nicht, warum. Die Firma wird halt Ruhe haben wollen am Bau.“ Da kehrt der alte Pichler noch einmal um und sagt ganz gemütlich: „Dann höre ich auch auf. Schreib meine Stunden 'raus, ich hole mir meinen Pappendeckel im Büro.“ „Von dir ist doch keine Rede“, ruft ihm der Palier nach, aber der Pichler räumt schon sein Werkzeug in den Rucksack. „Pichler!“ meint Krafft, „du brauchst doch wegen mir —“ „Halt dein Maul! Ich hab' jetzt keine Zeit. Lohmüller, Brandl — he! Was ist denn mit euch? Und der Rupp! Habt's koa Schneid? Laßts euch das so gefallen, einen guten Kollegen hinauszubeißen? Wir finden doch leicht woanders wieder was!“ Noch einer kam, der Wild, ein junger Geselle noch. „Hast recht, Pichler, hau'n wir alle miteinander einen Sack. Ich wüßte eine schöne Schanz für uns, eine Akkordpartie. Ist was verdient dabei, aber allein kann ich sie nicht kriegen. Der Krafft soll unsern Rottenführer machen, der kann gut rechnen und läßt sich beim Ausmessen nicht übers Ohr hauen. Packen wir's?“ „Selbstredend, Wild, das ist mir ja noch lieber“, lachte der alte Pichler und schlug vor, daß man darauf eine frische Maß trinken müßte, was keinem gegen den Strich war. „Den Bonzen werden wir's schon zeigen!“ prahlte der Wild und ließ eine Hakenkreuzarmbinde sehen, daß Krafft herausbrüllen mußte: „Mensch, du bist bei uns?“ „Seit vorgestern!“ „Geh, du mußt zu meiner Hundertschaft!“ „Wenn ich da mehr kriege als bei der meinen!“ „Bei uns, in unserem Glasscherbenviertel, da kannst dir mehr Prügel holen und austeilen als woanders.“ „Ja, dann komme ich

selbstredend zu dir. Und daß ihr's gleich wißt, unser neuer Bauführer ist auch ein Hakenkreuzler." „Dann stimmt ja der Bau", lachte der Rupp, „ich will nämlich auch einer werden, ich habe das rote Gesoße schon immer dick gehabt. Mich tät' der Ebert ja doch nicht in seine neue Arbeiterloge 'reinlassen." „Was ist jetzt das?" staunte der Pichler. „Dasselbe, was der Hans uns letztesmal erzählt hat. Lese doch den heutigen ‚Beobachter'! Extralogen für die Arbeiter machen sie jetzt, für die Bonzen natürlich. Aber da sieht man sie wieder einmal richtig. Heraußen donnern sie gegen die Großkapitalisten, und dann sind sie geschmeichelt, wenn ihnen der Jud' in der Loge die Hand drückt. Lumpenbagage übereinander. Überall sind wir Arbeiter verraten — wo du hinschaust."

„Nur beim Hitler nicht!" behauptete der Wild und hob den frisch gefüllten Krug: „Auf eine gute Kameradschaft!"

Und das wurde sie auch, denn Menschen, die zusammen arbeiten und eines Geistes sind, die werden auch immer ganz von selber gute Kameraden zueinander.

*

Was sich so verheißungsvoll angelassen hatte, das bröckelte in den Wochen nachher immer wieder leise, unmerklich ab. Neue Gesichter kamen und dafür verschwanden alte. Und nach einer Weile tauchten die alten wieder auf, und die neuen waren in den Hintergrund getreten. Und doch blieb ein Kern, der unentwegt Tag für Tag zur Stelle war, bei keiner Versammlung und bei keinem Ausmarsch fehlte und immer wieder neue Menschen hereinbrachte in den Kreis der Sektion. Seitdem der alte Weigl sich bemühte, für die Arbeitslosen in der SA., die es immer wieder gab, die Mittel, die sie einfach nicht besaßen, für Fahrten und Märsche zusammenzutragen, ging es ja einigermaßen erträglicher. Und doch wußte man, daß das, was er brachte, nicht alles zusammengebettelt war, sondern zum guten Teil von ihm selber stammte. Die wenigen Beamten und Geschäftsleute, die der Sektion angehörten, wurden sowieso über die eigenen Kräfte herangezogen.

Die täglichen Verleumdungen, daß die Nationalsozialisten so reich mit Geld gesegnet wären, führten manchmal zu heftigen Auseinandersetzungen mit den gedankenlos schwätzenden Gegnern. Daß mit den Roten gerauft wurde, war bald zur Gewohnheit geworden. Und es entstand aus diesen Vorkommnissen ein Kleinkrieg, in dem kaum ein Tag verging, wo es nicht blutige Schädel, Messerstiche und heimtückische Überfälle gab. So war es in der ganzen Stadt. Aber in ihrer Vorstadt geschah das Vielfache von dem, was anderswo die Kampflust der Parteigenossen und der SA. wachhielt. Dazu kamen allerlei leise Schikanen der Polizei, die offensichtlich Stellung gegen die Hitler-Leute nahm und in ihren Polizeiberichten auffallend einseitig die Zusammenstöße mit Roten als Angriffe der Nationalsozialisten hinstellte.

Man spürte nun doch, daß man trotz aller Fortschritte eine verschwindende Minderheit in der roten Masse war. Auf einen trafen Hunderte, die nachts sich einen Sport daraus machten, die heimkehrenden SA.-Leute abzupassen und einander in die Hände zu treiben. Kameraden, die in den letzten Häusern am Rande der Stadt wohnten und weite Strecken über unbeleuchtete Straßen und Wege gehen mußten, zwischen dem Gerümpel der Schrebergärten und Baulagerplätze hindurch, mußten geradezu raffinierte Schliche anwenden, um unbehelligt einpassieren zu können. Frauen und Mütter kamen zu Krafft in die Wohnung und machten ihm heftige Vorwürfe, daß er das Leben der Männer und Söhne in solche Gefahren gebracht hätte. Natürlich waren auch verschiedene, die angesichts der Drohung des roten Terrors den Mut verloren und wieder austraten.

Da ereigneten sich einige Nächte hintereinander Vorgänge, die selbst in der gewiß nicht zimperlichen Vorstadt Aufsehen erregten. Eine Horde Kommunisten, die zum Wegelagern auf die Straße gegangen war, wurde unter den Augen der Polizei in wenigen Minuten so zusammengeschlagen, daß das Sanitätsauto mehrere Male fahren mußte, um die Verletzten ins Krankenhaus zu bringen. Und fast zur selben Zeit, kaum eine Viertelstunde später, geschah das gleiche am entgegengesetzten Ende der Vorstadt. Und kaum, als die Polizei zum neuen Schauplatz geeilt war,

krachte es in einer der verrufensten Straßen von splitternden Fensterscheiben, eingedroschenen Türen — und dann war im Handumdrehen ein Versammlungslokal der Vorstadtelite in Trümmer geschlagen und ein halbes Dutzend berüchtigter Messerstecher für das Krankenhaus reif gemacht. Alles an einem Abend und innerhalb knapp einer einzigen Stunde.

Wer war das? Wer ist diese unheimliche Macht? Denn die paar Hakenkreuzler konnten doch unmöglich so rasch hin und her kommen, wenn auch einige der Verletzten behaupteten, sie hätten den oder jenen bekannten Hakenkreuzler beim Raufen gesehen. Abzeichen oder Armbinden hatte keiner bemerkt. Das kommunistische Organ heulte vor Wut über die Massenschlächterei einer von auswärts auf die Vorstadt losgelassenen Femetruppe. Bei Krafft und noch einigen wurde Haussuchung gehalten. Man suchte nach Waffen oder nach schriftlichen Belegen, daß er seinem SA.-Trupp den Befehl zur Ausübung der verruchten Schandtat des dreifachen Landesfriedensbruches gegeben hätte. Aber man fand nichts außer einem ziemlich mageren Ochsenfiesel, der verstaubt in der Ecke hinterm Schrank hing. Ähnlich war es bei den anderen. Schließlich konnte man ihre Behauptungen, sie wären an diesem Abend ruhig daheim gewesen, weil sie keinen Dienst hatten, nicht widerlegen. Hektographierte anonyme Flugblätter flogen in die Häuser, die Arbeit der Kommune, in denen zur blutrünstigsten Rache an den Hakenkreuzlern aufgefordert wurde. Es verging eine Woche in aller Ruhe, und der Mut der Roten verstieg sich zu gewaltigen Sprüchen, die unheimlichsten Drohungen wurden laut.

Da kam es in einer Nacht plötzlich in den Schrebergärten zu einer heillosen Schießerei. Und als das schrille Schreien und Rufen nachließ, flammte ein Feuer auf, daß man sehen konnte, wie eine Hütte, die zertrümmert war, vom Feuer verzehrt wurde — und nirgends war jemand zu entdecken, der das gewesen sein könnte. Die Polizei fand unter den Trümmern mehrere Druckapparate und noch allerhand Material, das sie zwang, gegen die Kommunisten einzuschreiten und eine Reihe von Verhaftungen durchzuführen. Mehrere von ihnen lagen aber schon im Krankenhaus. Sie

wußten aber auch nicht, wer die Angreifer gewesen sind, sie dachten nur mit Schaudern an den Überfall, der so rasch vor sich ging, daß sie selber nicht mehr zur Besinnung kamen.

Ein Kriminalbeamter, der Krafft einmal am Abend besuchte, hätte gern gewußt, woher die SA. von der Existenz dieser Druckerei erfahren hatte, und wollte es um keinen Preis glauben, daß die SA. das alles erst hernach aus der Zeitung herausgelesen hätte. Man mußte diesen Krafft doch etwas unter Beobachtung stellen! Aber es hat nicht viel Zweck, denn wenn einer der Kriminalbeamten sich als Vorstadttype verkleidete und in der Nähe der Wohnung Kraffts darauf lauerte, wann er aus- und einging, da konnte er sicher damit rechnen, daß jemand kam und sagte: „Herr Oberinspektor, darf ich um Feuer bitten!" — oder — „Herr Kommissär, Sie können ruhig nach Hause gehen, er kommt erst gegen 12 Uhr zurück. Fortgegangen ist er nämlich schon." Als gar einige neugebackene Parteigenossen sich eifrig dienstbereit in der SA. und in der Sektion vordrängten, da lachten die alten Hasen sich unmerklich an und bedachten die neuen Herren, die als Spitzel von der Polizei geschickt waren, mit so viel Arbeiten, daß sie krumm und buckelig dabei werden konnten. Sie erfüllten zum allgemeinen Gaudium schließlich auch die Aufträge, weil sie den ganzen Tag nichts anderes zu tun hatten, aber die Entdeckung geheimer Fährten und geheimer Befehle blieb ihnen versagt. Und sie hätten darauf schwören mögen, daß sie mitten unter der Bande sind, die ihnen so zu schaffen machte.

Nur einmal war es sehr gut, daß zwei Kriminalbeamte in der Nähe von Kraffts Haus lauerten und neugierig vorüberbummelten, als er gerade in die finstere Hofeinfahrt einbog. Krafft selber hatte noch ein wenig ironisch hinter ihnen dreingeblickt und erschrak plötzlich eiskalt, als aus der Nische der Haustüre zwei Schatten sich lösten und auf ihn zuschnellten. Er sah gerade noch ganz matt die Klinge eines Messers blinken und wich instinktiv mit einer Körperbewegung dem Stoß aus. Das Feuer eines Schusses flog auf und fuhr ihm sengend heiß ins Gesicht. Aber da hatte Krafft schon die Pistole, die er immer auf dem Heimweg mit der einen Hand umklammert hielt, aus der Mantel-

tasche gerissen und knallte den Schatten vor ihm über den Haufen. Der zweite Angreifer lief im selben Moment dem herbeigestürzten Kriminalbeamten in die Arme.

Im Hof hörte man das Trappeln von Schuhen und das hastige Rascheln und Flüstern flüchtender Gestalten, die über die Hofmauer setzten und dann durch das Haus gegenüber vermutlich in die andere Straße ausrissen. Des besseren Nachdrucks halber rannte Krafft bis an die Hofmauer nach und jagte noch einige Schüsse aus seiner Pistole hinterdrein. Aber da erreichte ihn schon der Arm des Gesetzes, und eine befriedigte Stimme sagte: „Herr Krafft, Sie sind verhaftet. Folgen Sie mir! Pistole her! Haben Sie sonst noch Waffen? Kommen Sie, machen Sie keine Umstände." Als Krafft dem Beamten auf die Straße folgte, fragte er: „Habt ihr die anderen zwei?" „Welche zwei?" entgegnete der Beamte, „es war doch nur einer." „So? Und der, den ich niedergeschossen habe?" „Reden Sie keinen Unsinn. Ich habe nur einen gesehen." „Den mit dem Messer?" „Es war nur ein kleines Stilett." „Für mich hätte es gelangt." „Nur Ruhe jetzt!"

Auf der Wache sah Hans einen langen, schmächtigen Burschen mit verwogenen, lasterhaften Zügen, der ihn mit fast zusammengezwickten Augen falsch anblinzelte. Der andere Kriminalbeamte flüsterte seinem Kollegen etwas ins Ohr und deutete auf den festgenommenen Verbrecher, worauf der Herr Kommissar plötzlich freundlich wurde und zu Krafft sagte: „Entschuldigen Sie einen Moment, wir nehmen nur noch ein kurzes Protokoll auf, dann können Sie wieder nach Hause. Hier haben Sie Ihre Pistole wieder, ich nehme an, daß Sie einen Waffenschein besitzen. Ich will ihn jetzt gar nicht sehen. Da haben wir ja eine feine Marke erwischt, die wir wirklich nicht hier gesucht hätten. Verflixt, daß uns der zweite ausgekommen ist!"

Draußen kam mit viel Getöse der Wagen des Überfallkommandos an. Natürlich war der nächtliche Aufruhr fertig. Man leuchtete noch mit Lampen in den Höfen herum und stöberte Treppenhäuser und Keller durch. Neben der Haustüre in der Hofeinfahrt fand man am Boden Blutspuren, die sich aber dann verloren. Das war das ganze Ergebnis der nächtlichen Untersuchung, und auch nachher

hörte Krafft nicht viel mehr, als daß der Verhaftete ein entsprungener Zuchthäusler war, der in der Zwischenzeit schon wieder mehrere Einbrüche gemacht hatte.

Als Witz des ganzen Geschehens konnte nicht ausbleiben, daß man ihm wegen verbotenen Waffentragens eine Geldstrafe zudiktierte, im Nichteinbringungsfalle drei Wochen Gefängnis. Heinz erledigte das mit einem Augenzwinkern: „Das lassen wir selbstverständlich erst einmal drei Monate stunden. Und dann vielleicht noch einmal drei Monate. Bis dahin wird die Strafe nur mehr einen kleinen Dreck ausmachen. Auch einmal für uns gut, daß die Mark so fällt."

*

Einer der üblichen Benachrichtigungszettel steckt im Briefkasten: „Morgen, Samstag, den 14. Oktober 1922, vormittags 6 Uhr, am Hauptbahnhof antreten. Fahrt nach auswärts. Verpflegung für zwei Tage mitbringen. Der Hundertschaftsführer."

Es sind erst wenige Tage vorüber, seitdem der SA.-Trupp Kraffts zu einer Hundertschaft erhoben wurde. Berta näht noch voll Eifer an der neuen Fahne und betrachtet immer wieder voll Stolz ihr Werk, wie sich Buchstabe an Buchstabe fügt zur helleuchtenden Inschrift: Deutschland erwache! Lange hat es gedauert, bis es soweit kam, und doch ist es wieder, als wären inzwischen kaum einige Wochen verronnen, so jagen sich die Erlebnisse und die Ereignisse.

Es dauert natürlich gar nicht lange, daß einer der Kameraden nach dem anderen an der Glocke reißt, um zu erfahren, was denn eigentlich los wäre. Ob mit Rucksack, Brotbeutel, mit Gummiwurst und Kanone, oder nur mit Stock oder gleich alles mitsammen? Und vor allem wohin? Auffallend genug ist der Alarmbefehl; denn morgen ist ja nicht Sonntag, sondern erst Samstag. Und viele sind dabei, denen es natürlich nicht leicht fällt, gerade am Samstag vom Geschäft oder vom Betrieb wegzubleiben. Wie sie aber hören, daß es bis nach Coburg gehen soll, von dem die meisten gar nicht recht wissen, wo es liegt, halt irgendwo

da droben in Preußen, da kommen sie auf die tollsten Einfälle und Ausreden, um morgen blaumachen zu können. Nach Coburg? Gleich so weit? Da müssen sie dabei sein! Ein Deutschvölkischer Tag soll stattfinden, wie Krafft auf der Geschäftsstelle noch erfahren hat, und dazu hätte man Hitler eingeladen. Weil er aber nicht kleinlich ist in solchen Dingen, bringt er gleich seine ganze SA. als Teilnehmerschaft an diesem Deutschvölkischen Tag mit.

Als sie in der Frühe zum Bahnhof kommen, da staunen sie erst einmal, weil es auf dem Bahnsteig geradezu wimmelt von SA. Das hatten sie noch gar nicht gewußt, daß es schon so viele Leute bei der SA. gibt, daß man einen himmellangen Extrazug dafür braucht. „Immerhin so tausend Mann, schätze ich“, meint der Heinz, „wetten wir?“ „Achthundert!“ schätzt der Sepp dagegen, und der Max meint diesmal sogar skeptisch: „Man verzählt sich leicht. Mehr wie fünfhundert glaube ich nicht, daß es sind.“ Sie werfen der Kürze wegen ihr letztes Geld jetzt gleich zusammen, weil ja doch einer gewinnen wird und die anderen verlieren, und der muß dann dafür die Zeche bezahlen.

Sogar eine regelrechte in den neuen grauen Windjacken und Sturmmützen eingekleidete Kapelle steht am Bahnsteig und läßt ihre Märsche nur so durch die Halle rauschen. Die Münchener und die Fremden, die so früh zu den Zügen eilen, bleiben gaffend stehen. Der Hitler packt's schon immer gleich ganz groß an. Da kommt er ja! Und die Musik dröhnt, daß man sein eigenes Wort nicht mehr versteht. Seht nur, wie verrückt sie sind, seine Hitler-Buben, wie sie schreien und die Hüte schwingen vor lauter Begeisterung: „Heil — Heil!“

Die roten Eisenbahner wissen nicht recht, wie sie sich verhalten sollen. Eigentlich ist das ungewohnt schön und so voll frischen Lebens, was man so sieht. Auch die Menschen sind nicht ohne; wenn nur der Hitler nicht wäre! Und einer meint bissig: „Wenn sie ihn nur gleich ganz droben behalten täten, daß wir unsere Ruhe hätten von ihm.“ Aber da geht es schon dahin. Unterm jubelnden Dröhnen der Musik rollt der Zug zum Bahnhof hinaus.

„Das ist fast wieder so wie im Krieg“, meint der Mathes, „und so ein schöner Tag heute!“ „Achtung!“ schreit Krafft

durch den Waggon und rennt dann zur Türe, um Hitler voll Freude zum erstenmal seine neue Hundertschaft zu melden. Einen um den anderen schaut der Führer an. Und Dietrich Eckart, der hinter ihm dreingeht, ruft begeistert laut: „Männer, heute fährt der erste Freiheitszug durch Deutschland!"

Und es ist wirklich wie ein Erwachen der jungen Freiheit. Auf allen Bahnhöfen, durch die man kommt, stehen die Menschen und staunen erst, aber dann lachen und winken sie. In Ingolstadt kennt man auch noch, was das für ein Zug ist. Ein Trupp SA. steht am Bahnhof und steigt ein. Die vom Chiemgau, von Schwaben und vom Oberland sind schon in München dazugestoßen.

Aber weiter nördlich schütteln die Leute die Köpfe und können sich nicht denken, was das ist. Erst in Nürnberg wieder steht ein kleines Häuflein der hier noch jungen SA. — und dann ist es, als rolle der Zug durch ein fremdes Land, und kein Mensch kennt, was das für Leute sind mit ihren merkwürdig neuen Fahnen. Endlich am Nachmittag ist Coburg erreicht.

„Aussteigen! Antreten!" Der Bahnhof ist schwarz von Menschen. Eine unerwartete Anteilnahme am Deutschen Tag! Aber warum muß man denn so lange warten? Hört nur, das ist doch Hitler, der so schimpft? Was ist denn los? Aber da heißt es schon: „Die Hundertschaftsführer!" Und nun hört man, daß die Herren, die wie begossene Pudel beiseitestehen, das Empfangskomitee sind, und soeben mitgeteilt hätten, daß sie mit den roten Gewerkschaften vereinbart hätten, es würde nicht marschiert in Coburg, es würden keine Fahnen gezeigt und kein Spiel gerührt. Der Deutsche Tag soll sich hinter den vier Wänden eines Saalgebäudes in aller Stille abspielen, und auf den Straßen draußen wird natürlich die rote Macht demonstrieren und zeigen, daß es in Deutschland gar keine Völkischen gibt, nicht einmal bei einem Reichstreffen. Die Gewerkschaften mit den Unabhängigen und die Kommunisten hätten das so bestimmt. Und die Schleimköche der völkischen Festleitung hätten sich das ruhig als Vereinbarung aufzwingen lassen. Wir kümmern uns aber nicht darum! Die Hundertschaften treten an, die Fahnen werden entrollt und mit klingendem

Spiel in Coburg eingerückt. Nicht provozieren lassen! Nicht antworten auf Anpöbelungen! Nicht aus der Marschkolonne treten!

„Da schau her“, grinste der Heinz, als Krafft das bekanntgibt, „seit wann regieren denn die Gewerkschaften?“ Und der Max meint: „Wer hätte das erwartet — in Coburg? Aber der Hitler, der hat das wieder einmal schon in München in der Nase gehabt.“

Also heraus zum Tempel! Die Musik setzt ein, die Kolonne tritt an. Der Schwall einer vielstimmigen schreienden Menschenmenge schlägt ihnen entgegen. „Hört nur, diese Ovationen!“ lacht lauthals der Max aus der Reihe heraus. Natürlich lacht die ganze Hundertschaft. Aber dieses Lachen wird als eine Provokation von der umstehenden Meute gedeutet. Wie sie jetzt herandrängt! Vorne dran lauter verhurte, liederliche Weibsbilder, denen der Geifer aus den verzerrten Mäulern rinnt, die Augen verdreht und die Finger zu Krallen gespreizt. Und dahinter brüllen und pfeifen die Reihen der wutschäumenden Proletarier mit geschwungenen Fäusten und Schlaginstrumenten. Es ist ein einziger Hexenkessel von Wutausbrüchen und hysterischem Geheul. Dem Sepp spuckt eine alte Hexe mitten ins Gesicht, aber ruhig streift er die freundliche Spende ab und schnellt sie kunstgerecht mit den Fingern der Alten wieder ins schreiend offene Maul zurück. Da muß man ja lachen, und wenn sie noch so toben und schier zerspringen möchten vor Wut über die verächtliche Gelassenheit dieser Hitler-Banditen. Vorneweg spielt die Musik, als wäre der reinste Festtag, ihre jubelnden Klänge zum Einmarsch in die Stadt. Ringsum die Straßen und Plätze entlang schwankende Mauern von Menschen, die aufbranden und aufheulen wie ein Orkan beim Nahen der SA. mit ihren zum erstenmal gesehenen und doch vom Hörensagen schon so verhaßten Fahnen. Tausende und Tausende, die von den roten Bonzen zu diesem Tag mobilgemacht wurden in allen Städten der Umgegend bis weit nach Thüringen hinein. „Ich mein', heut brandelt's noch gewaltig“, sagt der Wild und schnuppert mit der Nase. „Kunststück — bei dieser Nachfrage!“ kollert der Heinz heraus, zieht aber rasch seinen Kopf ein, weil ein Stein vorübersaust.

Vorne sieht man die Kolonne links abschwenken durch ein Tor. Ist man denn schon da? Das hat aber diesmal nicht lange gedauert. Polizei hat sich aufgebaut und drängt, wie man jetzt erst sieht, den Zug in einen Garten ab. Nun sieht man auch in einen Saal, in dem verängstigte, schüchterne Häuflein völkischer Teilnehmer am Deutschen Tag sitzen und den Gesichtern nach wahrscheinlich schon bereuen, daß sie sich in diesen Hexenkessel hereingewagt haben. Erbost zischt ein Herr mit einem Kneifer: „Natürlich, wenn dieser Hitler sich nicht an die Vereinbarungen hält! Was der sich überhaupt einbildet, Veranstalter sind doch wir! Er ist doch nur Gast." Und ein anderer meint: „Es wäre besser, er würde mit seinen Leuten wieder abziehen. Sehen Sie sich nur einmal diese Menschen an, die reinsten Spartakisten." Gerade kommt noch Krafft dazwischen, sonst hätte der Sepp, der die Bemerkung gehört hatte, den völkischen Brüdern ein paar heruntergezogen. Aber der Heinz kann es nicht lassen, den verdatterten Herren zu empfehlen, einmal richtig in den Spiegel zu schauen und ihre Riesenhörner zu bewundern. „Man sollte euch wirklich allein lassen mit den Roten, dann wäre morgen schon überflüssig, mit eurer aufgeblasenen Einbildung zu streiten."

Aber da hieß es schon wieder: „Antreten!" Man sieht, wie draußen im Garten Hitler mit einigen Herren der Polizei ganz energisch redet, und nun wendet er sich an die ringsum stehende SA. und sagt: „Kameraden, man will uns nicht marschieren lassen. Man hat Angst, es könnte Blut fließen. Wir tun niemandem was, der uns in Ruhe läßt. Aber wir haben genau so gut ein Recht auf die Straße wie die anderen. Wir marschieren!" Ein frenetisches Aufbrüllen der SA. unterbricht ihn. „Und wem es nicht paßt, daß wir marschieren — —" Wieder verschlingt ein jauchzendes Aufbrüllen der SA. seine Worte.

„Achterreihen bilden! Tor auf!"

Unheimlich dicke Menschenmengen stehen draußen. Ein infernalisches Geheul gellt auf, als die SA. zum Tor hinausrückt. Noch ist alles fassungslos. Mit dem hatten die Roten nicht gerechnet. Sie weichen sogar zurück, als die Spitze des Zuges die Menschenmauer durchstößt, um in eine andere Straße einzubiegen. Und merkwürdig rück-

sichtslos sind dabei die Schutzleute gegen die Roten, daß Max es nicht lassen kann, geschwind zu bemerken: „Die Blauen hier sind mir beinahe sympathisch. Schau nur, wie sie mit dem Gummiknüppel hineindreschen."

Nun quillt es aber in dicken Knäueln aus allen Seitengassen, und von hinten drängt die Menge, die sich anscheinend besonnen hat, johlend nach, Stöcke, Zaunlatten, Peitschen, Stahlruten und alle möglichen eisernen Schlaginstrumente über den Köpfen schwingend. Und dann ist im nächsten Augenblick nur noch ein einziges Gewühl von heulenden Menschen, durch das sich die enggeschlossene Achterkolonne im kurzen Marschtritt fechtend vorwärtsschiebt. Da prasselt und hagelt es nur so, und ein wildes Schreien, Kreischen und Fluchen gellt darüber hin. Das ist der SA. nichts Neues, so mußte es ja kommen, daß man endlich voll wütenden Grimms nur so dreinschlagen kann. Hinhauen, daß der Stock in Fetzen splittert, dem nächsten Roten sein Trumm entreißen und damit draufdreschen auf die Schädel, in diese geifernden Gesichter, mitten hinein in die dichtgedrängte, brüllende Masse, auf Männer und Weiber, ganz wurscht, was haben sie hier zu suchen; nichts wie drauf! Wie sie da die Augen aufreißen, entsetzt zurückzucken, die Hände vorstrecken und über ihren Schädel halten. Kaum, daß es ihnen gelingt, einen Hieb anzubringen, da taumeln sie aufheulend zurück, andere fallen darüber, nicht begreifend, was das plötzlich war, und brechen stöhnend zusammen.

Die Menge stockt, bleibt zögernd zurück, aber da sind die Hetzer schon wieder mitten darunter und feuern ihre Genossen an, und noch einmal rennen sie in den dreschenden Hagel der SA. Die Weiber an den Fenstern und auf den Gehsteigen schreien entsetzt auf und halten ihre Hände vor das Gesicht, aber da wird nun das Gewühl schon merklich dünner. Seltsam, wie rasch sich diese Massen in die Häuser verdrückt haben. Voller Wut hat der Max auf einen der Hetzer gelauert, plötzlich schießt er aus der Reihe, packt ihn und zerrt ihn herein, da wird er schon von mehreren Stökken zugleich mit einem Rachegeheul zusammengedroschen und wieder hinausgeworfen. Seht nur, wie die anderen verprügelten Genossen sich darüber freuen, daß es ihren

Führer so prächtig erwischt hat. Schadenfreude ist halt doch schön.

Nun sieht man endlich wieder die Polizei, die dreinhauend im Gewühl untergetaucht war, die nachgrollende Menge zurückhaltend. Mit denen, die noch nicht genug haben dahinten, werden jetzt die paar Blauen allein fertig. Da, schaut nur, wie Hitler seinen dicken Stock schwingt und in einen Haufen Roter, die vorne noch einmal angreifen, mitten hineinhaut. Und jetzt dreht er sich um nach seiner SA. und lacht mit glühenden Augen, daß alle mitlachen müssen und ihm zujubeln. Das ist ein Führer! Der stellt sich nicht hinten hin, um zu hetzen, der geht selber als erster voraus. Und schon brandet es in der sich straff wieder ordnenden Kolonne auf, und zutiefst aufgewühlt dröhnt der Kampfgesang der SA. durch die Straße: „Kamerad, reich mir die Hände ...“ Wie Krafft sich umdreht und das Blut von der Nase wischt, das ihm auf seine schöne neue Krawatte tropft, blickt er in lauter lachende Augen. Sie streichen gerade ihre Haare zurecht und knüllen ihre Hüte in Form, noch glühend vom Kampf. „Das war einmal schön!“ sagt er, und der Sepp schreit ganz fidel: „Aber viel zu kurz!“

Die Häuser bleiben bald zurück, und da steht schon das Schützenhaus, das Quartier der SA. Es wird weggetreten, aber man sieht sich erst noch ein wenig die Umgegend an. Neugierige Menschen stehen überall, die scheu, aber doch wißbegierig auf diese Leute von München schauen. Der Mathes erwischt gerade einen Roten, der mit blutendem Schädel vorüberschleichen will, um heimzukommen, faßt den erschrockenen jungen Menschen am Arm und meint gutmütig: „Da geh her, lass' dich verbinden!“ Der junge Kerl ist natürlich ganz weiß vor Schrecken, weil er glaubt, daß er jetzt wahrscheinlich vollends geliefert wird von diesen so wild dreinblickenden Hakenkreuzlern. Aber sie setzen ihn auf eine Bank und wickeln tatsächlich weiße Binden um seinen blutenden Schädel. Der Wild gibt ihm noch einen Schnaps und der Sepp spendiert ihm sogar eine Zigarette. Ungläubig und verdattert nimmt der junge Kerl das an und frägt ganz kleinlaut: „Warum — warum macht ihr das?“ „Weil du ja nichts dafür kannst“, meint gönnerhaft

der Heinz, „du bist ja noch zu jung und zu dumm, um zu begreifen, was du getan hast. Was hast du denn von uns gewollt?“ „Ich — man hat uns gesagt, ihr wollt unser Gewerkschaftshaus stürmen, ihr seid Arbeiterfeinde.“ „Wir?“ lacht der Mathes, „da schau meine Pratzen an, bin ich vielleicht kein Arbeiter, und dem die seinen, und von dem da, alle miteinander! Das sind durchwegs lauter Arbeiter, die da beim Hitler marschieren, das kannst dir merken. Oder meinst, daß die besseren Herren so zuschlagen könnten? Das waren Arbeiterpratzen, die ihr geschmeckt habt, mein Lieber!“ Der junge Kerl sieht sich der Reihe nach die ihm vor die Nase gereckten Hände an und nickt, bis er ganz verwundert herausfährt: „Wenn ihr Arbeiter seid, warum wollt ihr dann wieder einen König — und den Kaiser?“ Und ist noch erstaunter, daß ihn die Hitler-Leute schallend laut auslachen dafür. „Den Bären hat man euch auch noch aufgebunden“, grollt der Heinz, „seid ihr dumme Affen!“ „Ja, wollt ihr denn nicht wieder einen Krieg?“ fragte ganz ehrlich entrüstet der junge Kerl. „Jetzt brauchst bloß noch sagen, daß wir den Papst heimlich mit nach Coburg gebracht haben“, spöttelte der Max, „oder daß wir den lieben Gott und die Muttergottes im Rucksack dabei haben.“ Da mußte der Junge selber lachen: „Ist ja wahr, ihr seid gar nicht so.“

Abseits standen einige kleine Gruppen, die mißtrauisch die Behandlung ihres Genossen beobachteten. Der junge Kerl stand plötzlich auf, ging zu ihnen hin und nach einigem Zureden kamen sie näher heran. Sie konnten noch nicht recht glauben, was sie mit eigenen Augen gesehen hatten von den „Arbeiterfeinden“. Aber jetzt wollten sie hören, was denn dieser Hitler eigentlich will. Und da erfuhr man auch, daß der größte Teil der Meute, die heute auf der Straße getobt hatte, gar nicht von Coburg war. Und daß die meisten jetzt am Abend schon mit den Zügen die Stadt wieder verlassen.

So brodelte es an allen Ecken des Stadtteils von Debatten und Auseinandersetzungen, und als es dunkel wurde, setzte sich das fort in den Wirtshäusern. Eine dichte Saat neuer Gedanken fiel auf Coburg nieder — und sie fiel auf einen dankbar bereiten Boden.

Nur einmal in der Nacht wurde Krafft alarmiert und streifte mit seiner Hundertschaft durch einen Vorort, in dem man einige SA.-Leute überfallen und bös zugerichtet hatte. Sie fingen auch eine rote Gruppe ab, die gerade wieder zu frischer Tat ausziehen wollte, die aber dann sicherlich acht Tage lang auf dem Bauch im Bett geschlafen haben, weil sie anders nicht gekonnt hätten.

Am Sonntagmorgen war Coburg überschwemmt von Flugblättern, in denen eine gewaltige Gegendemonstration der Roten gegen den Blutterror der Hitler-Banden angekündigt war. Mittag um 11 Uhr sollten die Massen auf einem großen Platz zur Demonstration aufmarschiert sein. Wie aber die SA. zur angesagten Zeit über den großen Platz marschierte, war derselbe gähnend leer. Nur an einer Seitenstraße standen einige finstere, schweigsame Häuflein, die sich in den Schutz von Kriegsinvaliden mit Krücken und Selbstfahrern zurückgezogen hatten. Das war also das rote Coburg einen Tag später! Und nun wimmelte es aus allen Häusern und Straßen, die jubelnde Bevölkerung kam heraus und zog mit der SA. hinauf zur Feste. Eine ganze deutsche Stadt atmete auf, befreit vom lang erlittenen Druck des roten Terrors.

Oben auf der Freiung der schönen, stolzen Feste stand Adolf Hitler und nahm zum ersten Male einen Vorbeimarsch seiner SA. ab. In herbstlicher Sattheit liegt das schöne Land mit seinen Bergen und bunten Wäldern unten. Und die goldene Sonne lacht noch so warm über ein herrliches Stück deutsches Land. Das Land, das sie wieder zurückerobern wollen für ihre Kinder.

Spät abends wird wieder zum Bahnhof gerückt. Man hat vorher noch an der Schlußsitzung des Deutschen Tages teilgenommen, die gegenseitige Selbstbeweihräucherung der Vorstände über das prachtvolle Gelingen des Tages geduldig angehört, zu guter Letzt auch noch ein Theaterstück mit Bauchgrimmen erduldet, in dem in geschraubten Stabreimen Teut und andere germanische Göttergestalten unverständlich lange vom „Schwert" faselten. Dieselben Männer, die aus lauter Angst vor Gewalttaten sich zitternd von den Roten diktieren ließen, wie sie ihren Deutschen Tag abhalten dürfen. Armer Teut!

Beim Anrücken zum Bahnhof hört man in der Marschkolonne schon wieder von ferne den tosenden Schwall einer rasenden Menschenmenge. „Hört nur, diese Ovationen!" lacht der Mathes wieder. Aber es sind diesesmal wirkliche und herzliche Ovationen der begeisterten Bevölkerung.

Müde zum Umfallen, aber in ausgelassener Fröhlichkeit steigt man ein. Da heißt es, die Eisenbahner streiken auf Geheiß ihrer Gewerkschaft und erklären, daß sie den Zug mit diesen Münchener Bluthunden nicht fahren. Aber dann werden die Herren Genossen doch etwas bleich, als sie sehen, daß sie plötzlich umstellt und festgenommen sind, und Hitler ihnen seelenruhig erklärt: „Wir fahren ab! Und Sie fahren mit, meine Herren! Wenn dann unserem Zug was zustößt, weil wir keine gelernten Eisenbahner sind, dann sollen Sie wenigstens auch mit dabei sein." Die schlauesten roten Absichten müssen ja scheitern — bei solchen „Gewaltmethoden". Gut, man weicht der Gewalt, weil man nicht anders kann.

Dem Zug stößt aber nichts zu. Hundsmüde und siegestrunken schläft die SA. in den Wagen und wird erst wieder ordentlich wach, als sie am Bahnhof in München die Zeitungsjungen brüllen hört: „Der Blutsonntag in Coburg! Sechs Tote, dreihundert Verletzte! Coburg unterm Blutterror der Hitler-Banditen! Arbeitermörder überfallen in Massen eine friedliche Stadt!" Man weicht etwas scheu vor ihnen zurück und blickt ihnen nach, als sie den Bahnhof verlassen. Und Krafft meint beim Auseinandergehen: „Das ist bloß die beste Reklame für uns. Denkt euch einmal aus, was das für eine unbezahlbare Propaganda für uns ist, daß man heute in ganz Deutschland von unserem Zug nach Coburg schreibt. Überall in Deutschland erfahren die Menschen, die hoffnungslos unter dem roten Terror leiden, daß es eine Bewegung gibt, die diesen roten Terror brechen kann." „Aber es hat doch gar keine Toten gegeben", meint fassungslos über soviel Lügenfrechheit der Luitpold. „Macht trotzdem nichts, Luitpold, laß sie lügen." „Wer die Roten haßt, den stört das gar nicht, im Gegenteil!" belehrt ihn der Robert und gähnt zufrieden mit schlaftrunkenen Augen den grauen Morgen an.

*

Weil es gerade noch Zeit ist, zur Arbeit zurechtzukommen, rennt Hans mit dem Wild gleich los. Da steht heute die Belegschaft der neuen Baustelle, an der sie vor ein paar Tagen erst angefangen haben, in Gruppen vor der Hütte. Eisiges Schweigen ist, wie sie „Guten Morgen!“ sagen. Als Krafft in die Hütte will zum Umkleiden, tritt ihm einer in den Weg, der eine große Narbe im Gesicht hat, und glüht ihn an mit Augen voll Heimtücke und Falschheit. Ein Neuer, den er hier noch nicht gesehen hat. Der sagt, den Fuß vor die Tür stellend: „Halt, hier hast du nichts mehr verloren.“ „Da werde ich dich fragen“, sagt Krafft und gibt ihm einen Rempler, daß er zur Seite fliegt. Irgendwoher kennt er den Kerl, er weiß nur nicht recht, wo und wann er ihm einmal begegnet ist.

Aber da steht schon wieder einer vor ihm, der Baudelegierte, und hält ihm wutgeifernd die Morgenzeitung vor die Augen.

„Da bist du mit dabei gewesen! Wo warst du am Samstag?“ „Das geht dich einen Dreck an, wo ich war.“ „Das wollen wir schon sehen!“ sagt er giftig und wendet sich an die herumstehenden Kollegen: „Wir treten nicht zur Arbeit an, bevor nicht dieser Hitler-Hund und der andere da die Baustelle verlassen haben. Wir arbeiten nicht mit einem Arbeitermörder!“ Da reißt ihm der Wild die Zeitung aus der Hand und schreit: „Ihr Hanswurschten, glaubt ihr das, was da zusammengelogen ist?“

„Genossen, das ist nicht gelogen, das stimmt haargenau! Ich habe selber am Samstag die ersten Berichte auf der Parteistelle am Telephon gehört.“ „Deine Partei, die muß ja lügen!“ bestreitet erregt der Wild und will die Ereignisse in Coburg schildern. Da schiebt ihn der finstere Kerl von vorhin beiseite: „Halt 's Maul! Dir will ja keiner was.“ Drohend stellt er sich vor Krafft hin. Mit einem schiefen Blick voll Haß und Heimtücke frägt er: „Kennst du mich nimmer?“

„Ich wüßte nicht woher.“

„So? Dann will ich einmal deine Gedanken aufstochern. Genossen! Ihr wißt doch alle noch, wie am letzten April 1919 da draußen in der Ziegelei von den Weißen über zwanzig Rotgardisten erschossen worden sind. Der da, der

war der Anführer der Weißen!“ — Da horchen sie auf und drängen mit drohendem Murren heran. „Der da hat den Befehl dazu gegeben, fünf Minuten später, nachdem er mit mir verhandelt hat, daß nicht geschossen werden soll. Jetzt will er mich natürlich nicht mehr kennen.“

„So sind sie ja immer, die nationalen Helden“, rief einer wutlachend aus der Gruppe dazwischen. „Haut ihn doch nieder!“

„Laßt erst den da auslügen!“ höhnte Krafft, denn es interessierte ihn brennend, woher der schielende Kerl das weiß.

„Hier! Da seht ihr noch, Genossen, wie sie mich dabei zusammengeschossen haben“, setzte der Neue fort. „Schonungslos haben sie mich liegen gelassen, damit ich verrecken sollte — und nachher, weil ich ihnen den Gefallen nicht getan habe, haben sie mich noch zwei Jahre ins Zuchthaus gesteckt. Überall könnt ihr nachfragen, ob das wahr ist. Sagt nur, der Genosse Angerer hätte es gesagt.“

Angerer? — Jetzt kennt er den Hund voll und ganz wieder. Diese Narbe hatte ihm das Gesicht fast unkenntlich gemacht. Mit einem Ruck hat Krafft den Kerl bei der Gurgel und schreit ihm rasend vor Zorn ins falsche Gesicht: „Der bist du? Der Hund, der die Toten von damals am Gewissen hat! Der schuld ist und jetzt das Gegenteil zusammenschwindelt! Du Sauhund, du dreckiger! —“

Da fällt ihm einer in den Arm, der Polier: „Ruhe da! Am Bau wird nicht gerauft, sonst lasse ich euch verhaften. Los — an die Arbeit jetzt!“ „Wir gehen nicht aufs Gerüst, solange der weiße Arbeitermörder noch da ist“, brüllt der Baudelegierte, und ringsum gellt es wild: „Stecht ihn doch zusammen! — Schlagt ihn nieder! — Der darf nicht mehr lebend davon, der Massenmörder!“

„Macht eure Politik woanders —“

„Hans, Obacht!“ schreit der Wild noch, aber da klatscht schon eine Handvoll Kalk in Kraffts Gesicht, daß er stöhnend aufknurrt vor ätzendem Brennen in den Augen und in brüllender Wut mit den Fäusten blind um sich schlägt. Dumpf krachend splittert etwas auf seinem Schädel, es war ein Holz, das hat er noch gekannt — dann fällt er rasend tief ins haltlose Dunkel zwischen hier und drüben.

Gott sei Dank! Das wilde Schreien und das meckernd höhnische Durcheinanderlachen ist weit hinter ihm. Hier ist raunende, tiefe Ruhe. Nur einmal weht noch fernes Grollen wie ein Trommelfeuer von der Front vorüber und das furchtbare gespenstische Zucken und Lodern des Feuers über den fernen Stellungen. Endloses Rasseln und ächzendes Knarren der Kolonnen auf nächtlichen Straßen, von der ewig monotonen Tretmühle des Marsches der Infanterie begleitet. Eine Weile nur, wie ein vorüberhuschender Gedanke lang.

Irgendwo ist ganz fern am Rand des Empfindens ein Flackern wie Licht, das über den Rand der ewig weiten, dunklen Räume, in denen man so mühelos und leicht dahinschwimmt, heraufleuchten will. Man spürt das aber nur noch wie eine ferne Unruhe hier, die einmal war und jetzt endgültig vorbei ist. Denn er weiß jetzt plötzlich wieder, daß er schon öfters hier gewesen ist — im Wunschlosen, fern dem Vergänglichen und nahe dem Bleibenden. Immer näher hin! —

Ach! Wenn nicht doch jetzt dieser erste Lichtstrahl wieder so schmerzlich weh hereingeschossen wäre! Daß alles ruhig Satte und schmerzlos Warme verfliegt — und das kennt er auch wieder; schon mehrmals war er an diesem Strand, der ihn nun unerbittlich zurückwirft in das Endlose, woher es ihn getragen hat. Nun hört er schon das Brausen von weither kommen, das ihn mit aller Gewalt verschlingen wird, wie immer, und wieder hinaufwirft, himmelhoch bis ans grelle Licht. Da hat es ihn schon eingeschlungen, daß er ringen muß, um nicht darin erstickt zu werden — und auch das gelingt ihm diesmal wieder wie so manches Mal vorher. Ewig rhythmisch, wie in gewaltigen Herzschlägen tost es ringsum. Auf und ab, auf und ab, auf und ab —.

Mmta—ta, mmta—ta, mmta—ta— sausen jetzt die Räder über die Schienen im fröhlichen Lärm der Kameraden. Und die Musik summt durch das Gedröhn im selben rhythmischen Maß. Stiefel dröhnen es nach, und Singen rauscht im selben gleichen Schlag. Wie ein Puls klopft, wenn man still an seine Hände fühlt. Was ist das Schreien, Tosen und Johlen ringsum doch für ein Unsinn!

Hört ihr denn nicht, wie es still im Untergrunde ewig

seinen Rhythmus atmet und schlägt? Seht ihr denn nicht, wie die Fahnen sich bauschen und knattern in diesem ewigen Atem, wie das Hakenkreuz sich schwingt, immer vorwärts im endlosen Branden des Lichts? Zurück — zurück, ihr! Und wenn ihr noch so viele seid im Chaos, das Pochen stirbt nicht davor, es hämmert ewig stille weiter und reißt euch mit, ob ihr wollt oder nicht. Im ewigen Auf und Ab, in dem das Ganze, das Übergewaltige atmet, auch wenn ihr es nicht seht mit euren blinden Augen voll Erde. Putzt nur einmal eure Augen aus! Wollt ihr denn zeitlebens blind bleiben, ihr Maulwürfe? Wenn es auch anfangs weh tut, nur zu! —

„Nur zu! Nur zu, Rupp!“ hört er da den alten Pichler rufen und spürt, wie ihm einer Wasser über das Gesicht rieseln läßt. Oh, die Augen! Wahnsinnig weh tut das. Er will mit den Händen — so laßt mich doch! Ihr wißt ja nicht, wie das beißt und juckt und brennt. Aber eisern hält ihm einer die Arme nieder. „Nur zu — Rupp! Weißt selber, wie das ist, wenn dir bloß ein Mörtelspritzer ins Aug' geht. Kruzifix! Müssen wir ausgerechnet heute zu spät kommen. Mach nur weiter! Vorsicht, nicht reiben! Sonst geht die Haut mit bei dem frischen Kalk. — Saukalt erstechen könnt' ich den Hund, der das gemacht hat. — Wie lange dauert's denn noch, Herr Wachtmeister, bis das Krankenauto kommt? Ist das eine langweilige Gesellschaft!“

„Fragen S' doch nicht immer, ich kann's auch nicht schneller herbringen“, entgegnet eine mürrische Stimme und frägt dann einen anderen: „Sie sind der Polier?“ „Jawohl!“ „Also, was war die Ursache?“ — „Ein politischer Streit, Herr Wachtmeister! Der Krafft ist ein Hakenkreuzler und die —“ „Aha, haben wir's schon, die können ja nirgends eine Ruhe geben. Und wer war der Täter, vielmehr — der Hauptgegner?“ „Ein Neuer, der heute erst anfangen wollte, Angerer mit Namen.“ „Vorname?“ „Weiß ich nicht.“ „Sie sagen also, der hat —“ „Ja, der hat ihm den Kalk ins Gesicht geworfen und dann mit einem Gerüstholz niedergeschlagen.“ „Ich mache Sie darauf aufmerksam, daß Sie das vor Gericht beeiden müssen.“ „Jederzeit.“ „Holen Sie den Angerer her!“ „Der ist nicht mehr da.“ „Hm! — Wissen Sie auch, wer angefangen hat?“ „Nein,

ich bin dazugekommen, wie der Krafft den Angerer beim Krawattl hat —“ „Moment! Also der Krafft hat zuerst den andern bei der Gurgel gepackt, weiter!“ „Das kann ich nicht genau —“ Da wird die Vernehmung durch das Krankenauto gestört.

„Wird schon wieder werden, Hans!“ meint der alte Pichler und geht neben der Bahre her, aber da schwimmt schon wieder alles um Krafft, als ob er schwer betrunken wäre. Ein leises Vibrieren des fahrenden Wagens spürt er noch in seinem Schädel und dieses unsäglich höllisch beißende Brennen in den Augen, von dem man ganz verrückt werden könnte in seiner Hilflosigkeit. Er denkt noch, hoffentlich erfährt meine Frau nichts davon, denn bis zum Abend muß er ja schon wieder herauskommen, damit er es selber ihr sagen kann, daß es gar nicht so schlimm ist...

*

Krafft weiß nicht, ob Tag oder Nacht ist. Manchmal scheint ihm ein roter glühender Schimmer durch die brennenden Augenlider zu dringen, aber vielleicht ist es die Lampe, die im Zimmer brennt und nicht das Tageslicht. Er denkt gar nicht daran, daß er ja eine dicke Binde über den Augen hat. Manchmal spürt er etwas Schweres, Eiskaltes auf seinem Gesicht, daß er das Gefühl hat, als drängen Tausende von Nadeln in seine Augen. So gewaltsam schmerzlich, daß er ganz froh ist, wenn von innen eine heiße Welle dagegen vordringt und die Schmerzen für eine Weile wieder verdrängt. Schon endlos lange ist das so. Wie lange, weiß er selber nicht. Und fragen mag er nicht. Denn dann würde ihm alles wieder einfallen und dann müßte er heulen wie ein Schloßhund vor Wut über so viel Niedertracht und freche Lügen, wenn er es noch könnte mit seinen verbrannten Augen.

Einmal fällt ihm aber doch ein, es könnte schon sehr lange sein, daß er so daliegt und daß es doch gut wäre, wenn man seiner Frau sagen würde, was mit ihm ist, weil sie sich sonst unnötig ängstigen könnte, oder vielleicht gar meint, es wäre ihm in Coburg etwas zugestoßen.

„Schwester“, bettelt er einmal, als wieder die schwere Binde von seinem Gesicht genommen wird, „wie lange bin

ich jetzt schon hier — ich meine — ob es schon Nacht ist?" „Nacht? — Nein, es ist Tag, Herr Krafft." „Dann bin ich also schon über einen Tag hier?" „Schon etwas länger, Herr Krafft." „Ja — meine Frau?" „Ihre Frau war schon da. Ich durfte sie nicht hereinlassen. Sie haben gerade geschlafen und das sollen Sie, das ist gut für Ihre Augen." „Was — was hat sie denn gesagt?" flüstert Krafft. „Ich soll Sie grüßen, es geht ihr gut, und sie hat gar keine Sorgen Ihretwegen."

Das ist gelogen, merkt er an den Worten, und eine große Angst fällt ihn plötzlich an, weil ihm gerade jetzt der Gedanke durchs Gehirn gehen muß, es könnte vielleicht sein, daß er blind bleibt, überhaupt nichts mehr sieht, sein ganzes Leben lang. Wegen so einem üblen Verbrecher, den man damals am besten gleich ganz erschossen hätte. Die Schwester geht leise weg, und er würgt und würgt, weil er denken muß: So wie mir ergeht es im großen und ganzen allen anständigen Menschen. Die Lügen von Verbrechern werden immer geglaubt, immer! Einem andern, der die Wahrheit sagt, glaubt man ja nicht.

Und nach einer Weile fällt ihm ein, daß er ja daheim einen kleinen Buben hat, ach Gott, der kleine Strampler! Was der einmal dazu sagen wird, wenn er es verstehen kann, wie man seinem Vater und seiner Mutter mitgespielt hat in dieser Zeit. Eine Gemeinheit und Niedertracht um die andere. Herrgott! Hoffentlich lassen die Jungen nicht aus. Hoffentlich verstehen sie später noch, was die Alten einmal gewollt haben, und hoffentlich rechnen sie einmal Pfund um Pfund alle die Verbrechen ab, die heute an ihren Vätern und Müttern begangen werden. Pfund um Pfund! Lieber zu viel als zu wenig.

Eigentlich muß er sich wundern, daß er jetzt solche Gedanken hat. Das ist ihm fast wie eine Befriedigung, daß er jetzt an Rache denken kann; denn wenn der Mensch an Rache denkt, dann denkt er noch nicht daran, abzukratzen. Es ist ja nicht das erstemal, daß er in einem Lazarett liegt und dabei nicht weiß, wie das wieder einmal mit ihm wird, ob er noch aufrecht gehen kann, seine Arme gebrauchen, oder ob er vielleicht siech und verkrüppelt seiner Lebtag dahinschleichen muß. Gar so schlimm wird es diesmal doch

nicht sein, tröstet er sich; denn es kommt ihm das Erinnern, daß er manchmal im weißen Bett und in dieser nach Arzneien duftenden Luft schon tiefer, viel tiefer am Boden der Lebenshoffnung geschwommen ist als jetzt. Er wird sich daran halten müssen, etwas mehr zu essen und dem Drängen der Schwester nachgeben. Wenn er nur könnte — und wenn es nicht immer Nacht wäre, Nacht — unerträglich lange Nacht! Nur Nacht und Finsternis und Grauen vor lauter Ungewißheit, ob das bei ihm noch einmal anders wird?

*

Da ist aber doch eines Tages der Chefarzt mit noch einigen Ärzten am Bett und hält ein langes Palaver über den Spezialfall des Patienten Krafft. Dann nimmt er die Binde ab und sagt befriedigt: „Sehr schön, nur so weiter, Herr Krafft, ich glaube, die Augen kriegen wir wieder ganz in Ordnung. Und die Haut heilt ja auch ganz wunderbar. Sie haben ein sehr gesundes Blut, ich gratuliere! Und merkwürdig, alles ohne nennenswerte Temperatur. Das war Ihr Glück, Herr Krafft.“ „Wie lange dauert es noch?“ fragte Hans ängstlich. „Oh, nicht mehr lange, einige Wochen. Aber die Binde müssen wir schon noch lassen. Sehen können Sie noch nicht. Oder?“ Überraschend hob der Arzt die Binde hoch, und Krafft zuckte zusammen vor dem grellen Licht, das er vor sich glaubte. Es war aber nur, wie er jetzt langsam feststellen konnte, ein weißes Blatt Papier. „Sehr gut!“ sagte der Arzt befriedigt, „sehr gut!“ „Herr Doktor, dürfte ich meine Frau einmal sehen?“ „Sehen nicht, aber kurze Besuche können wir jetzt schon gestatten, Schwester.“

Und dann war es ihm einmal, als er die Türe gehen hörte, als käme alles Glück und alle Hoffnung mit einem Male wieder zu ihm. Vorsichtige Schritte, die er nur zu gut kannte, kamen näher und er flüsterte: „Berta, bist du da?“ Und dann konnte er mit seiner Hand über den schluchzend-bebenden Kopf streichen, der sich neben ihm in die Decke gestürzt hatte. „Hans, ich bin ja so froh!“ Mehr konnte sie nicht sagen, weil sie wieder vor Freude aufweinen mußte. Aber dann lacht sie ein wenig, ganz leise, als er fragte: „Wie geht es draußen, was macht denn

unser Bub?“ „Oh, den kann ich gar nicht mehr bändigen, drei Tassen hat er mir schon zerbrochen, der Wildfang. Dem geht der Vater ab.“ „Und du, was machst denn du?“ „Nach mir brauchst du doch nicht fragen. Deine Kameraden errennen sich fast vor Eifer, mir zu helfen, wo es nur geht. Und dann habe ich ja das Krankengeld. Haben die anderen Frauen ja auch nicht mehr in so einem Fall und müssen damit auskommen. Mach dir doch keine Sorgen um mich, wenn ich keine habe. Dein Vater hat geschrieben“, lenkt sie ab, „du sollst doch wieder etwas hören lassen.“ „Hast du ihm das von mir —?“ „Nein, Hans, das braucht er doch nicht wissen. Werd mir nur recht bald wieder gesund. Aber denk an deine Augen, du brauchst gute Augen in deinem Beruf. Es werden doch in Gottes Namen die Zeiten wieder einmal anders werden.“

Dann mußte sie aber wieder gehen, und er merkte, als sie ihn ganz hauchfein auf den Mund küßte, daß sie weinte dabei. Und da war es ihm, als spüre er selber zum ersten Male seit langem wieder, wie das Wasser in seine brennenden Augen stieg. Ach Gott, was ist das schon, was man ihm angetan hat. Gar nichts ist das gegenüber dem, was seine Frau in dieser gemeinen Zeit an Stich um Stich ins Herz ertragen muß. Alles nur deswegen, weil man nicht ehrlos genug ist, mit der Masse zu hudeln und mitzuheulen im Zusammenbruch und Niedergang eines Volkes, das doch einmal groß war und anständig und tapfer. Männer müssen hart und tapfer sein. Aber Frauen können oft tapferer als Männer sein — die schwachen Frauen.

*

„O bonna siera! Dürfen wir hereinkommen? — Heil!“ Da muß Hans lachen, weil er förmlich spürt, wie die Wände dröhnen vom Bierbaß des langen Heinz. Er versteht kein einziges Wort aus der Flut des Begrüßungssturmes. Der Max ist dabei, der Sepp, der alte Weigel und der Wild. Hans darf jetzt schon eine graue Brille tragen und sieht durch das dämmernde Glas, wie sie ihn im ersten Augenblick etwas erschrocken neugierig betrachten, aber dann lacht der Max: „Du wirst ja noch einmal jung, ein Gesichtl

kriegst jetzt, so fein wie ein Kinderarsch." „Ja, moderne Kosmetik!" kollert der Heinz, „aber Spaß beiseite, wie geht's dir denn wirklich? Brauchst gar keine Rücksicht auf unsere schwachen Nerven nehmen." „Sagt mir lieber, wie's draußen geht, was macht die SA., die Sektion?"

„Die kennst gar nimmer", lacht der alte Weigel, und der Max feixt: „Auf Ehr und Seligkeit. Antrittsstärke neunzig Mann! Können wir was oder nicht?" „Das kann ich nicht recht glauben", muß Hans gestehen. „Doch, doch!" wagt endlich der Sepp ein Wort, „hat mein Zug schon fünfunddreißig Mann. Hübsch viel Junge kommen jetzt."

„Das ist recht!" lobt Krafft. „Mich wundert nur, daß es auf einmal so flott geht."

„Weil wir uns durchgesetzt haben in der roten Hochburg", entgegnet der Max, und der Heinz bestätigt: „Jawohl, man kann sozusagen behaupten, daß der Durchbruch gelungen ist. Die Roten werden schon allmählich zahmer." „Täusche dich nicht, Heinz." „Es ist so! Vor acht Tagen haben wir eine Streife gemacht, mitten durch die kommunistischen Nester, und kein Schwanz hat sich gerührt. Vor einem Vierteljahr wäre man nicht mehr recht lebendig herausgekommen. Weißt du" — er neigt sich flüsternd zu Krafft übers Bett — „unsere fliegende Division — die hat einfach verheerend gewirkt bei den Roten. Einfach niederschmetternd." „Abwarten und Tee trinken!" lacht Hans ein wenig, aber jetzt erzählt der alte Weigel: „Was allein die Geschichte mit dir für ein Aufsehen gemacht hat! Das haben wir natürlich ausgenützt und breitgedroschen mit unserer Propaganda. Überall, in jeder Wirtschaft, haben wir von der roten Gemeinheit gesprochen. Halt so, daß die Leute bald das Weinen angefangen hätten."

Der alte Weigel lacht etwas verlegen dabei: „Einen solchen Heiligenschein werden wir dir schon aufgesetzt haben, daß du ganz geblendet bist, wenn du wieder herauskommst. Weißt du, ich hab' es gar nicht schwer, seitdem du im Krankenhaus liegst. Ich brauch' am Sprechabend keinen Redner mehr, ich brauch' nur noch sagen: ‚Parteigenossen, nehmt euch ein Beispiel an eurem Vorsitzenden, wie todesverachtend der hineingegangen ist unter die Roten und was der jetzt bloß alles aushalten und leiden muß für unsere

Idee!' Weißt, dann gehen die Geldbeutel ganz von selber auf. Dann braucht man nimmer über Judenfrage und Marxismus oder über den Bolschewismus reden, da spüren sie ihn fast handgreiflich unter sich selber."

„Und die SA.", erzählt nun der Sepp wieder, „die hat eine solche Wut auf jeden Roten, die darf einer bloß krumm anschauen, dann schlagen sie schon zu."

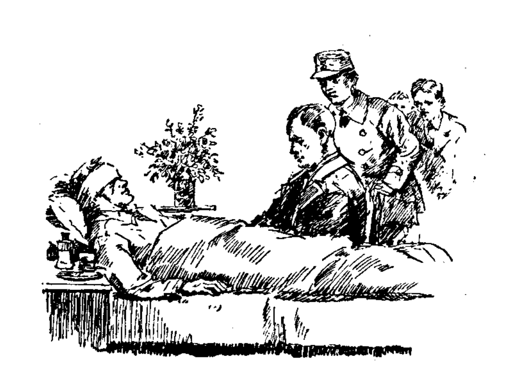
Hans ist immer noch verwundert vor Staunen, denn das hätte er sich in seinen kühnsten Träumen nicht erwartet. „Was sind es denn für Leute, die jetzt gekommen sind?" fragt er, und der Heinz macht eine geradezu beschwörende Geste und behauptet: „Prima, prima, sage ich dir! Mehr wie die Hälfte ehemalige rote Garde, aber lauter pfundige Soldaten. Wenn wir ausrücken mit Orden und Ehrenzeichen, dann blitzt es nur so im Glied. Von Führermangel gar keine Rede. Viele alte Unteroffiziere, sogar zwei Feldwebel haben wir dabei, und neuerdings sind auf einen Schlag vier Offiziere gekommen, aber als gewöhnliche Sturmleute. Die müssen sich bei uns die Sporen erst noch verdienen." „Du redest ja daher, als ob du früher General gewesen wärst", lacht Krafft. „Aber es ist ganz recht so, dann sieht man, ob sie zu uns taugen."

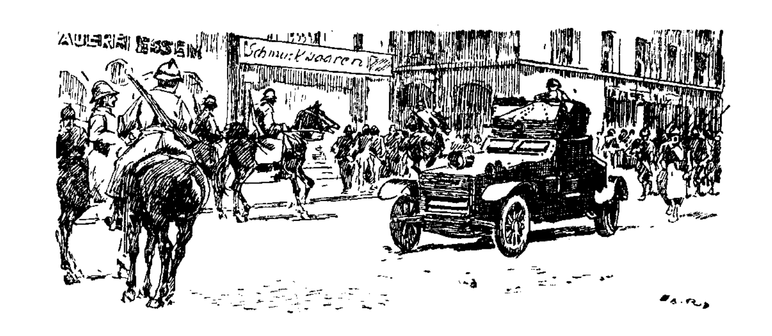
„Und das Schönste, Hitler war bei uns und hat über eine Stunde gesprochen. Gleich nachdem das mit dir passiert war. Du hättest nur hören sollen, wie er dich herausgestrichen hat. Das kann man gar nicht wiedergeben." „Das will ich ja gar nicht", meint Hans verlegen. „Wenn ihr ihm nur gezeigt habt, daß die Sektion und die SA. richtig in Schuß ist, daß er nicht fürchten muß, er hat keine richtigen Leute hingestellt." „So mußt du daherreden", empört sich der Max, „ein Musterbeispiel sind wir. Hat er nicht so gesagt?" „Natürlich! Klar! Alleweil schon!" stimmen sie alle lebhaft bei, aber Krafft wehrt mit der Hand und sagt: „Wir wollen ja nicht gelobt werden, wir wollen nur wissen, ob wir es ihm rechtmachen."

Er weiß und hört es auch aus den Worten seiner Kameraden heraus, daß ihr Kampf draußen gar nicht so einfach und leicht ist, wie sie jetzt vor ihm tun. Möglich, daß der Durchbruch gelungen ist, vielleicht besser, als er erwarten konnte. Aber das hat er in den langen Wochen des

Nachdenkens und Überlegens begriffen, daß alles mitsammen erst ein Anfang ist von dem, was in Wirklichkeit zu bewältigen ist. Aber es tut ihm so unsäglich wohl, von seinen Kameraden zu hören, daß sie genau so weitergemacht haben, wie wenn er selber dagewesen wäre. Er weiß ja, daß sie keinen freien Abend, keine Stunde der Erholung und Besinnung hatten, wenn sie das fertiggebracht haben in seiner Abwesenheit.

„Wann kommst du denn wieder heraus?“ fragte der Max, „zu Weihnachten doch auf jeden Fall?“ „Allerspätestens“, behauptete Hans zuversichtlich; denn Weihnachten mußte er unbedingt daheim sein, das konnte er sich gar nicht anders vorstellen.





Standarten

Die Franzosen an der Ruhr! Essen und Bochum besetzt! Zum Zeichen des Protestes gegen diesen Gewaltakt sind sämtliche Betriebe und Ämter der beiden Städte in den Streik getreten; Läden und Lokale haben geschlossen. Damit hat der passive Widerstand gegen den flagranten Bruch des Versailler Vertrages eingesetzt. Deutschland steht einig und geschlossen hinter dem Volk an der Ruhr. Die Einheitsfront aller Parteien von rechts bis links! Zeigt den Franzosen, daß sie in Deutschland auf den geschlossenen Widerstand des ganzen Volkes gegen diesen Gewaltakt stoßen!

Man traut seinen Augen kaum, wenn man die rote Presse zur Hand nimmt und plötzlich Worte liest, die einem so unglaublich vorkommen, daß man erst noch einmal nachsehen muß, ob man nicht versehentlich ein „nationales Hetzorgan" erwischt hat, sondern tatsächlich ein Marxistenblatt. Schon im Krieg habe der deutsche Arbeiter bewiesen, daß er in der Not des Vaterlandes, wie die Dichter treffend sagten, immer sein treuester Sohn gewesen wäre. Über Nacht sind die Parolen des Klassenkampfes vergessen, die Augusttage 1914 werden wieder aufgewärmt als Beweis für die ungewohnt neuen Redensarten der Roten. Die Novembertage 1918 scheinen demnach gar nicht gewesen zu sein. Solidarität aller Deutschen! Die Ruhr bleibt deutsch!

Die Bürgerlichen weinen geradezu vor Rührung über die so herrlich wie ein Phönix aus der Asche aufsteigende patriotische Besinnung der Meuterer von einst und jubeln überglücklich: Wir kennen keine Parteien mehr, wir kennen nur noch Deutsche! An unsere Brust, ihr verloren geglaubten Söhne des Vaterlandes! Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern! Ach, daß man diese Stunde noch erleben durfte! Lieb' Vaterland, magst ruhig sein, fest steht und treu die Wacht an Ruhr und Rhein. Jawohl! Erst Brot, dann Reparationen! Haben wir als aufrechte, nationale Männer dem Erbfeind schon immer entgegengehalten. Wir sind sogar so weit gegangen, hinzuzufügen: Wir müssen erfüllen, um den Franzosen zu beweisen, daß man nicht erfüllen kann.

Das hat zwar der Zentrumskanzler Wirth als seine politische Weisheit zum besten gegeben, derselbe, dessen feindseliges Wort, der Feind stehe rechts, man vor den neuen Ereignissen schon wieder vergessen hat. Und es hätte diese vaterländischen Schaumschläger nur gruselig patriotisch durchschauert, wenn er gleich offen brutal erklärt hätte, wir müßten uns tatsächlich einmal weißbluten, um den Franzosen glaubhaft nachzuweisen, daß wir nicht mehr leben können. Daß sie sich sagen müßten, wer hätte das gedacht, die Deutschen haben also doch recht gehabt, sie sind wirklich draufgegangen dabei.

Man hat auch schon vergessen, daß dem Tiger Clemenceau zwanzig Millionen Menschen zuviel in Deutschland leben und daß er in seinem Haß erklärte, der Krieg gehe auch im Frieden weiter. Man sieht nicht, daß Poincaré schon lange innerlich über die Erfüllungswut der Deutschen flucht, weil er dadurch die plausiblen Vorwände zur Okkupation weiterer deutscher Landstriche verlor. Deutschland soll nach dem verbissen im Auge behaltenen Ziel der Franzosen wieder in die Ohnmacht der Kleinstaaterei zurücksinken, auf daß man wieder ruhig und herrlich wie Gott in Frankreich leben könnte. Frei von der ewigen Angst vor den „Allemands" und ihrem unberechenbaren „Furor Teutonicus". Da hat man mit soviel Mühe bei den Friedensverhandlungen im engsten Kreise Wilson mit seinen vierzehn Punkten durch alle erdenklichen Freimaurerschliche schwach gemacht und

umgeworfen, hat Lloyd George kleingekriegt mit allen möglichen Zugeständnissen, nur um den Versailler Vertrag durchzusetzen, das Folterinstrument, mit dem man von den Deutschen alles erpressen kann, was zum endgültigen Sieg über das verhaßte Volk noch nötig wäre.

Okkupation! Unter irgendeinem Vorwand Land nehmen. Den Rhein ganz einstecken und Schritt um Schritt die anschließenden Provinzen. Einen tödlichen Stoß um den anderen. Schon sitzen, mit den deutschen Reparationen genährt, die ersten Anfänge des Separatismus, der Lostrennung und Autonomie einzelner Provinzen unter französischer Vorherrschaft, überall am Rhein, in Aachen, Köln, Düsseldorf, Koblenz, Mainz und Speyer. Und längst werden im Süden und Norden heimlich und emsig die Fäden künftiger Beziehungen zur Großmacht Frankreich gesponnen, am Main und an der Donau, an Elbe und Weser. Es braucht nicht mehr viel, die Ströme in Deutschland sind schon internationalisiert und nicht mehr deutsch. Die Flüsse können leicht zu natürlichen Grenzen werden zwischen künftigen neuen Staaten. So wie man internationale Ordnungsstreifen in Oberschlesien und anderswo zwischen die streitenden Parteien schob und für beide Teile unangreifbar machte, daß sie sich schließlich dem Gebot der neuen Grenzgestaltung fügen mußten. Nur geschickt die Stimmung nähren, die den Preußen auf den Bayern, den Schwaben auf den Hessen verächtlich herunterblicken läßt, ganz gleich mit welchen Argumenten, ob national, international, ultramontan oder bolschewistisch. Wenn sie sich nur nicht mehr ausstehen können. Nationale Einheitsfront der Deutschen? Dieser Kleister hält nicht lange, und nachher hassen sie sich um so mehr. Die Franzosen lachen nur darüber, wie sie beifällig lachen über die Plakate in Frankreich, auf dem der Ruhrkampf illustriert ist mit ihrer stolzen Marianne, die kraftvoll-energisch dem häßlichen, bösen Deutschen mit einem Strick den Hals zuzieht.

Der Griff an die Gurgel, das soll der Einfall der Franzosen an der Ruhr werden. Und Deutschland muß in die Knie, ob es will oder nicht.

In seiner Not hat Deutschland einen neuen Kanzler bekommen, der ein sehr weiser Mann sein soll, wie er aber

selbst sagt, von Politik nicht viel versteht. Er soll aber dafür ein ganz versierter Kaufmann sein. Der glücklichste Griff, da es sich doch beim Ruhrkonflikt um einen Vertragsstreit handelt, um strittige Lieferungen. Ein Kaufmann, ein Sachverständiger in solchen Dingen, wird den verzwickten Fall am besten lösen können. So oberflächlich eigennützig ist das Denken in Deutschland schon geworden, daß keiner mehr sieht, daß Frankreich aus anderen Gründen als allein wegen Kohle an die Ruhr gegangen ist.

Die ganze Welt horcht auf. Was wird Deutschland tun? Ein Hund, der immer wieder in die Ecke geprügelt wird, springt einmal doch seinem Peiniger aus Verzweiflung ins Gesicht. Und daß in diesem Falle die Franzosen nichts zu lachen hätten, weiß man vom jüngsten Krieg her noch deutlich genug. Vielleicht ist dieses Volk noch gar nicht so zermürbt und gebrochen, daß es sich am Ende nicht doch aufbäumt. Die politische Weltlage wäre geradezu günstig; denn für Frankreich wird kein Volk seine Söhne auf neue Schlachtfelder schicken. Im letzten Krieg hat jeder nur schwer draufbezahlt, Frankreich allein ist der sichtbare Genießer, der Beute.

Aber in Deutschland werden große Reden geschwungen bei den Protestkundgebungen in allen Städten. Niemals! Lieber tot als Sklav'! Hände weg von der Ruhr! Kauft keine französischen Waren mehr, Widerstand bis zum letzten — passiver Widerstand! Also doch Krieg? — Nein! Was ist das — passiver Widerstand?

Die Marxisten in Deutschland haben da ein fabelhaftes Rezept, das sie schon so oft mit Erfolg im eigenen Land angewendet haben: Den Generalstreik. Alle Räder stehen still! Was wollen denn die Franzosen mit einem Land, in dem alles stillsteht? Sie müssen einfach wieder abziehen. Ist das nicht ganz — ganz verteufelt schlau? Ein Sieg ohne Krieg! Aber wer bezahlt die Streikunterstützung? Der Staat? — Dann ist es gut, die Gewerkschaften werden kämpfen!

Das paßt den windelweichen Bürgerlichen ausgezeichnet; wenn es nur nicht zur Auseinandersetzung mit Waffen kommt. Dieser neue Mann, der Reichskanzler Cuno, ist er nicht ein Genie? Er macht Widerstand — einfach mit der

Faust in der Tasche. Ganz so, wie es dem Ideal der Spießer entspricht: Kampf mit geistigen Waffen! Berauschend herrlich, wenn man mit voller Brust singen darf und seinen vaterländischen Gefühlen vor anderen keinen Zwang mehr antun muß: „Der Gott, der Eisen wachsen ließ, der wollte keine Knechte!“ Singt, deutsche Brüder, so laut es geht, ihr braucht das diesmal nicht erhärten in Trichtern voll Schlamm und voller Toter, vom Sperrfeuer niedergedrückt oder vom tödlichen Strich der Maschinengewehre zischend heiß gestreift. Natürlich, wir sind immer bereit — und ruft das Vaterland uns wieder als Reservist, als Landwehrmann — aber getrost, es ruft nicht — Gott sei Dank! Unschätzbar dieser Cuno in solchen bedrängten Zeiten, man muß ihn geradezu lieben, so vernünftig ist er. Sogar die Mark hat er stabilisiert, wenigstens ein paar Tage lang. Es geht aufwärts, die ersten Vorzeichen sind da. Reichskanzler Cuno lebe — hoch, hoch, hoch! Habt ihr die Fenster alle dicht geschlossen, und ist der Warnungsposten vor dem Eingang? Gut! Dann erhebt euch, Brüder, und stimmt mit ein in des Vaterlandes feierlichen Hochgesang: „Deutschland, Deutschland über alles —.“

Seht ihr, das können wir auch, nicht nur der Hitler. Dieser nationale Schreier, wo ist er denn jetzt? Wo es ums Ganze geht, um die Einheit der deutschen Nation angesichts der frechen Drohung des Erbfeindes? Jetzt kneift er aus! Wenn sogar die Sozialdemokraten alle Bedenken beiseite stellen, was gewiß viel heißen will, und sich einreihen in die nationale Einheitsfront. In solchen schweren Zeiten der Prüfung da sieht man, was in Wirklichkeit hinter dem radikalen nationalen Geschrei Hitlers steckt. Jetzt kommt es auf, daß er nur Krach und Spektakel machen will, die jungen, unerfahrenen Leute verhetzen, Unruhe anzetteln. Es steckt ja gar keine ernste Absicht hinter seinen Phrasen, wie sich jetzt mit furchtbarer Deutlichkeit in der Stunde der Not enthüllt. Welch eine Gefahr ist dieser Mann für das gutgläubige Volk! Weg mit ihm und seiner Partei! Das Staatsinteresse gebietet in den schwersten Drangsalen des Vaterlandes, solch ein Gebilde der Destruktion und des schmählichen Vaterlandsverrates nicht eine Stunde länger zu dulden. Weg mit Hitler, des Landes verweisen diesen Tschechen, fort mit diesem Verräter an Rhein und Ruhr!

Sie haben alles schon vergessen, die schwarzweißrot drapierten Schleimköche. Keinem fällt ein, doch einmal nach den Ursachen zu fragen, warum es überhaupt so weit kam, daß Frankreich am Rhein und an der Ruhr steht. Sie müssen es ja vergessen, weil die Regie es so will, an deren unsichtbaren Fäden sie zappeln. Es brennt halt doch das Schandmal des Novemberverrates zu heiß an gewissen Stirnen, es ließe sich doch leichter leben, wenn man geehrt statt verachtet würde. Und die Gelegenheit ist äußerst günstig, vielleicht gelingt es, die Schande der Roten vergessen zu machen.

Aber eine alte Hure kann nicht durch besseren Umgang und schluchzende Reuegebete wieder zum unschuldigen Gretchen werden. Sie wird schon bei der nächsten Gelegenheit das liebgewordene alte Laster doch wieder nicht lassen können.

Da kündigt Hitler seinen Parteitag an. Riesenplakate werden angeschlagen, auf denen zwölf Versammlungen der Nationalsozialisten am Vorabend des Parteitages angekündigt werden. Zwölf Versammlungen von einer einzigen Partei! Ist das nicht zu viel gewagt, wenn die anderen froh sind, daß sie eine Versammlung ordentlich voll bringen? Dann liest man eines Morgens: Verbot! Die Hitler-Versammlungen verboten! Der geplante Aufzug am Sonntag verboten.

So ist's recht! Die neue bayerische Regierung, Hut ab! Die zeigt endlich einmal diesem Hitler, daß er zu parieren hat. Die Kommunisten sind aus Gründen des „Einerseits — andererseits“ auch verboten worden. Schadet nichts, dann hat man endlich seinen Grübigen vor diesen radikalen Elementen. Ruhe und Ordnung muß sein.

Aber dann finden diese zwölf Versammlungen doch statt und sind ein Riesenerfolg. Alle zwölf Säle dick voll Menschen, noch dazu an einem Sonntag, an dem der Münchner sonst nicht gern in Versammlungen geht. Die nationale Einheitsfront wird rücksichtslos entschleiert, den Novemberverbrechern die neue Maske vom Judengesicht gerissen. Passiver Widerstand hat nur dann Sinn, sagt Hitler, wenn dahinter die Divisionen des aktiven Widerstandes aufgestellt werden. Und erst muß mit den Meuterern und Landesverrätern vom

Herbst 1918 abgerechnet sein, sonst wird ja doch der neue Widerstand wieder von hinten erdolcht. Keiner der Einheitsfrontler wagt das, sie können ja nicht aus Angst vor der eigenen Schuld, aber fünf Millionen Menschen im guten Glauben an das Hinterland wehrlos zum Widerstand auffordern und dann im Stiche lassen, das können sie seelenruhig.

Wenn keiner beginnt, wird Hitler es wagen, den nationalen Widerstand gegen die Verräter innen und den Feind draußen zu sammeln. Die SA. ist die Organisation dafür, und ihre morgen zu überreichenden Standarten sind die Feldzeichen der Kader des neuen, von Marxistenverrat gereinigten Wehrgeistes und der kommenden Wehrkraft Deutschlands.

*

Ein eiskalter Sonntagmorgen liegt mit Schnee und Wind über München, der 23. Januar 1923.

In den letzten Tagen ist viel geraunt worden von großen Schwierigkeiten in Verhandlungen mit der Regierung. In der SA., die von jeher den nationalen Tönen der Bayerischen Volkspartei nicht geglaubt hat, herrscht eine grimmige Freude darüber, daß die Schwarzen nun ihre Larve vom heuchlerischen Gesicht nehmen und sich zu erkennen geben müssen. Denn nunmehr ist es offenkundig, warum die sogenannten Nationalen sich nicht mit Hitler einigen dürfen, weil im Hintergrund dieser „vaterländischen" Bewegung die Absicht zum Mißbrauch nationalgesinnter Männer für noch dunkel verschleierten bayerischen Separatismus, Donaumonarchie und Bündnis mit Frankreich lauert. Wie gesund der Instinkt der SA. eigentlich ist, beweist der schon lange in ihren Reihen umgehende Spitzname der vaterländischen Verbände, die sich großtönend „Bayern und Reich" nennen, in der SA. aber nicht anders als „Bayern und Frankreich" genannt werden.

Dieser Januarsonntag ist nun eine Art Kraftprobe, bei der die Regierung zeigen will, daß sie die Macht hat, beliebig jede nach ihrer Ansicht staatsgefährliche Bewegung einzuschränken und zu unterdrücken. Schließlich ist man zu der beruhigenden Ansicht gelangt, daß die paar tausend

Mann, die wirklich zu Hitlers Gefolgschaft gehören, eigentlich nicht behindert werden sollten, aufzutreten, damit das Volk die zahlenmäßige Kleinheit dieser Maulaufreißer und politischen Schreihälse sieht. Die Presse wird durch verächtliche Reportagen die Belanglosigkeit dieser Hitler-Bewegung schon genügend ärmlich darstellen, daß sie als eine bald vorübergehende Zeiterscheinung nicht ernst genommen wird. Ihre Bewegungsfreiheit wird man sowieso entsprechend einengen, und zu diesem Zweck hat man Paragraphen der guten alten Zeit, als Napoleon Bayern zu einem Königreich machte, unter verstaubten Aktendeckeln hervorgezogen. In diesen Paragraphen ist die Rede davon, daß in der Residenz- und Landeshauptstadt Bayerns um den Kern der Stadt ein bestimmter Bannkreis gezogen ist, der von politischen Demonstrationen nicht überschritten werden darf. Die einzelnen Hundertschaften machen sich gern den Spaß, geschlossen auf den Bannkreis loszumarschieren und genau an der Grenze, wenn schon die Schutzleute zum Einschreiten herannahen, harmlos auseinanderzugehen.

So treten denn an diesem Sonntag die Hundertschaften bei stürmischem Schneetreiben vor ihren Appellokalen an, um zum Marsfeld zu ziehen, auf dem heute die SA. die ersten Standarten als Feldzeichen ihrer Regimenter von Hitler erhalten soll. Krafft ist selber erstaunt, als er antreten läßt, über die lange Front, die seine Hundertschaft an diesem Morgen bildet. Seine Leute haben in den letzten Wochen ganz intensiv geworben, sieht er, und noch beim Antreten melden ihm einzelne Kameraden neuen Zuwachs aus den gestrigen Versammlungen, den der Feldwebel bereits in die Listen eingetragen hat. Es ist eigentlich gar nicht mehr so einfach, SA.-Mann zu werden. Wer nicht zwei Bürgen unter den Alten findet, die für seine Zuverlässigkeit und seinen einwandfreien Charakter einstehen, der wird gar nicht aufgenommen.

Am rechten Flügel stehen seine „Alten“, die schon eine sogenannte Hitler-Uniform besitzen, eine feldgraue Windjacke und die feldgraue Skimütze, auf der die schwarzweißrote Kokarde und das Parteiabzeichen angebracht sind. Der größere Teil aber steckt noch im Zivil, das an diesem Sonntag besonders bunt erscheint, weil jeder zur Feier des denk-

würdigen Ereignisses sein bestes Gewand angelegt hat. Da stehen Leute in der Tracht der Gebirgler mit langen Hosen neben anderen, die einen Cutaway unterm feldgrauen Mantel tragen, aber mit dem traditionellen eichenen Spazierstock ausgerüstet sind. Die Hauptsache ist die Hakenkreuzarmbinde, die sie augenblicklich vom Zivilisten zum Träger der Bewegung macht und dem Ganzen den Stempel der Einheit gibt.

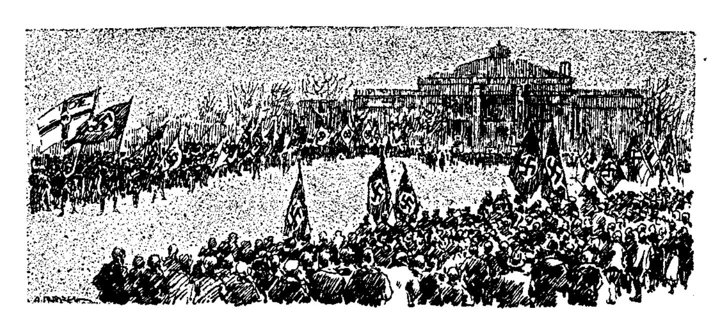
Als Krafft die Reihen mustert, freut er sich über die offenen, kampfentschlossenen Arbeitergesichter, die er vor sich hat. Da könnten die anderen stolz darauf sein, wenn sie solche Menschen in ihren Reihen hätten. Das Schuhwerk ist recht unterschiedlich und nicht immer passend für so ein Wetter, wie es heute ist. Da steht neben der Bügelfalte die Wickelgamasche, der Wadelstrumpf oder der lange Schaft eines Stiefels. Einer hat sich recht fein gemacht und zu seinem schwarzen Anzug sogar Lackschuhe angezogen. Aber niemand findet etwas dabei.

Und dann marschieren sie ab mit rauhem, festem Gesang durch die Straßen der Vorstadt. Die Fenster sind belagert von Neugierigen, die groß staunen, daß in dieser roten Hochburg solch eine lange stattliche Kompanie „Hitler-Buben“ ausrückt. Deutlicher kann man ihnen wohl das Wachsen und die Stärke der Bewegung nicht vor Augen führen. Stolz knattert die Hakenkreuzfahne im eisigen Wind.

Als sie auf dem Marsfeld einrücken, sehen sie schon einen weiten Kreis von Zuschauern im Schneegestöber rings um das Feld stehen. Man kann durch das Flimmern der Flocken die andere Seite gegenüber fast nicht mehr erkennen. Und so reiht sich Hundertschaft an Hundertschaft zu einem großen offenen Viereck, in das plötzlich mit Musik ein Trupp SA.-Leute einrückt, in deren Mitte die sonderbaren neuen Feldzeichen, die Standarten der SA., blinken und leuchten. Und in dem roten Tuch, das unter dem goldenen Adler hängt, mit dem aufgestickten schwarzen Hakenkreuz im weißen Kreis, steht der Spruch Dietrich Eckarts, der schon lange von Kraffts Sturmfahne leuchtet: Deutschland, erwache!

Gegenüber stehen die Fahnen des Freikorps Oberland. Noch einige Abteilungen anderer Wehrverbände sind er-

schienen, aber sonst füllt das weite Rund das leuchtende Rot der Fahnen der SA. Die Musik rauscht auf, und für einige Minuten setzt das Schneegestöber aus, als Hitler erscheint im tosenden Jubel seiner SA. Dann ist Stille, als er spricht und wieder in Erinnerung ruft, wie die SA. entstanden ist aus der zwingenden Notwendigkeit, die Bewegung zu schützen gegen den Terror der anderen, wie sie in immerwährenden Kämpfen als eine Auslese der entschlossensten Männer und alten Soldaten herangewachsen ist, schon weit über diese Stadt hinaus. Überall in Bayern



und Franken stehen heute ihre Hundertschaften, daß es jetzt notwendig geworden ist, den Block der SA. zu gliedern nach Regimentern, so wie wir es im Vorbild des ruhmreichen, ungeschlagenen deutschen Heeres gesehen haben. Sein Geist lebe fort in diesen neuen Standarten, den Feldzeichen der SA.-Regimenter, um die sich die alten Soldaten von einst mit der gesunden deutschen Jugend sammeln werden. In den Farben Schwarz-Weiß-Rot, die die Fahnen dieser Standarten zeigen, lebt der alte Geist der Front fort, in dem Millionen für Deutschland gefallen sind. — Da senken sich die Fahnen zu ihrem Gedenken. — Das Hakenkreuz aber soll verkünden, daß er in Zukunft rein bleiben wird vom Gifte fremder Zersetzung und von nun an wieder hingeführt wird zu seiner Sendung, dem ewigen, arischen Kampf auf dieser Erde. Dieser Geist wird nicht untergehen, wie die Feinde einer deutschen Zukunft wünschen, und wenn sie ihn verbieten im kleinen Heer der Reichswehr, dann wird er von diesen Standarten getragen, bis wieder

aufersteht aus Zusammenbruch und Niedergang — ein großes deutsches Volksheer in einem einigen Reich.

Die neuen Standarten sind geweiht in diesem Geist. Sie tragen als erste von den hunderten, die ihnen folgen werden, die Namen ihrer Standorte: München, München II, Nürnberg und Landshut. Und den neuen Kampfruf der SA.: Deutschland, erwache!

Das Sturmlied Dietrich Eckarts wogt grollend im verwehenden Schneegestöber über den weiten Platz. Wahrlich, sogar der Himmel kündet, daß eine stürmische Zeit über Deutschland steht. Und trotzdem jubelt hell in seiner ungebundenen Kraft der bayerische Defiliermarsch auf zum Abmarsch der SA. und zum Zug in die Stadt. Lachend froh wie die SA., die die Hälse aus den Reihen reckt, um ihre neuen Standarten mit den blinkenden Adlern im Wirbel der Flocken untertauchen zu sehen.

Es sind doch mehr als nur einige Tausend, die, von dem Schauspiel und von der Feier gelockt, in dichten Mauern die Straßen umsäumen. Dicke Kordone der Polizei wachen ängstlich darüber, daß nicht unvorgeschriebene Bahnen des Marsches gegangen werden. Verständnislos und überrascht blicken sie auf die unerwartet langen Reihen dieser Hitler-Buben mit ihren Frontauszeichnungen. Und sie haben wunder gemeint, was in München für ein Gesindel demonstriere, daß man sie eigens von auswärts holen mußte. Wie diese verrückten Münchener winken und jubeln beim Vorbeimarsch vor diesem einfachen Mann, der die Parade seiner Leute abnimmt wie ein Feldherr. Ein ehemaliger Gefreiter soll das sein? Sollte man kaum glauben, daß ihm dann so viele alte Soldaten nachrennen.

Dann war die größte Demonstration in der Öffentlichkeit, die von der straff organisierten Kampfkraft der Bewegung Zeugnis gab, vorüber. Und an diesem Tag war eigentlich etwas Unerhörtes geschehen. Im wehrlosen Reich, angesichts der feindlichen Willkür im Ruhrgebiet, sind Männer des Volkes freiwillig zusammengetreten, um der Welt zu erklären, daß Deutschland nicht daran denkt, sich wehrlos den Feinden seiner Zukunft auszuliefern, ganz gleich, wer das sein mag.

Als Krafft seinen Sturm zum Appellokal zurückgebracht

hat und sie wie hungrige Wölfe in die Wirtschaft eingefallen sind, da findet er endlich einige Minuten, um sich im stillen mit seinen wenigen alten Kameraden zu freuen über den Tag, aus dem ihnen eine unerschütterliche Zuversicht erwachsen ist. Und weil es so schön warm in der Wirtsstube war, wurde der Tag hoch gefeiert. Und als am Abend die Nebenlokale sich füllten und einige Bonzen aus dem Gewerkschaftshaus sich abfällig über das heutige Kasperltheater eines Größenwahnsinnigen äußerten, da gab es eine klassisch echte Saalschlacht wie Anno Hofbräuhaus, in der die Bonzen samt ihrem zahlreichen Anhang schwer verprügelt hinausflogen.

Und das war das zweite schöne Ergebnis dieses Tages. Da es diesmal aber nicht gewöhnliche Proleten erwischt hatte, sondern gleich einige Dutzend der höchsten Bonzen vom Landtag, vom Stadtparlament, vom Gewerkschaftshaus und von der Krankenkasse, so war die Ernsthaftigkeit des Kasperltheaters gleich zu oberst eingeprägt. Denn es ist immer wertvoller, den Generalstab zu erwischen, als eine der vielen Kompanien des Millionenheeres der roten Front zu schlagen. Die Polizei konnte nur noch gegen zerbrochene Stühle und zersplitterte Maßkrüge einschreiten.

Krafft wartete tagelang darauf, daß man ihn zur Vernehmung ins Polizeigebäude holen würde, aber es wurde merkwürdigerweise nichts aus dem erwünschten Prozeß zwischen Bonzen und SA. Der Sepp lachte noch lange vergnügt in vollster Genugtuung, weil ihm ausgerechnet der Bonze, der auf Kraffts früherer Baustelle gehetzt hatte, zum Abreiben unter die Finger gekommen war.

*

Wenn Krafft vor dem Winter gescheut hatte, so war er diesmal angenehm enttäuscht. Die sonst so einschneidende Feiersaison des Bauhandwerks ist in diesem Winter nicht zu spüren. Wo ein Kaufmann an den Folgen der Inflation verkrachte, da ist sicher schon eine Bank am nächsten Tag in den verlassenen Räumen, die natürlich erst der Zeit entsprechend umgebaut werden müssen. Unzählige neue Banken und Filialen werden aufgemacht, man könnte mei-

nen, eine Blüte neuen Lebens will über Deutschland heraufziehen. Derweil beginnt in Wirklichkeit die Mark nach dem kurzen Stabilisierungsversuch Cunos in einem erschreckend rasenden Tempo zu fallen. Der kurze Rummel der Einheitsfront hat einem gewaltigen politischen Katzenjammer weichen müssen. Die vaterländischen Verbände gründen sich wieder einmal um und wählen neue Führer. Aber im Grunde bleibt doch wieder der alte Saftladen beisammen.

In den Reihen der Arbeiterschaft ist das nationale Geschrei von vornherein mißtrauisch aufgenommen worden; denn man hat ja von Anfang an nicht daran geglaubt. Schärfer denn je erwachen die Klassengegensätze, und als der Gewinner aus der Riesenkatastrophe des ganzen Volkes geht der rote Popanz hervor, dem Cuno die Gewerkschaftskassen aufgefüllt hat, und der nun laut hinausschreit, man hätte schon längst verhandeln müssen, um das Volk an der Ruhr endlich zu erlösen von den Schikanen des eingedrungenen Feindes, die ja doch nur im Interesse der Unternehmer lägen.

Die Marxisten wandeln ihren republikanischen Schutzbund um, der bis jetzt beim Schutze der Republik nicht viel ausgerichtet hat. Man ahmt unverhohlen das Beispiel der SA. nach und bildet Hundertschaften, die genau so gekleidet sind wie die SA. und nur zum Unterschied eine schwarzrotgelbe Kokarde tragen. In München werden sie nach dem berüchtigten roten Minister Auer die Auergarde genannt. Der Terror in den Betrieben wird wieder aufs neue verschärft. Jeder Gewerkschaftsangehörige wird zu dieser Garde gepreßt. Wer sich nicht einschreiben läßt, gilt als hitlerisch verdächtig. Große Aufmärsche der SA. und Geländeübungen an den Sonntagen in die Umgebung Münchens werden zu vielbesprochenen Ereignissen. In einem wilden Ansturm nach dem anderen brechen die Nationalsozialisten in die roten Hochburgen rings im Land ein. Überall schon flattert die verfemte Fahne mit dem Hakenkreuz. Man hat zwar längst in Preußen und ganz Norddeutschland die Hitler-Bewegung verboten, aber um so mehr richten sich die Hoffnungen der Deutschen im Norden nach Bayern. Und die durch die Inflation immer mehr

gesteigerte Verzweiflung und Not läßt es zur großen schweren Sehnsucht aller Gepeinigten und zur letzten Hoffnung der Verzweifelten werden. In Mittel- und Norddeutschland ist man nämlich der Auffassung, daß in Bayern alles, was sich national gebärdet, zusammengehört. Von Hitler spricht man neuerdings als von dem großen Trommler, der es fertigbringt, was den Bürgerlichen nie gelingen würde, in das marxistische Lager einzudringen und die Arbeiter zu gewinnen. Etwas neidig sagt man dazu: „Laßt ihn nur machen, er muß ja doch zu uns kommen und bitten, daß wir ihm die Köpfe geben, die er zum Führen braucht. Und die Köpfe sind bei uns."

Wie es aber darauf ankommt, anläßlich der Ausweisung der bayerischen Regierungsstellen aus der Pfalz durch die Franzosen gegen diese freche Anmaßung zu demonstrieren, steht die SA. wieder einmal allein. Man hat nachher sich frenetisch gebrüstet vor Stolz, daß das nationale München der Ententekommission gezeigt habe, wie unbeliebt sie ist. Aber man sprach nicht davon, daß die SA. allein es war, die zum Hotel zog, in dem die Kommission untergebracht war, und dort alles kurz und klein schlug. Daß sie auf dem Weg ein ausgesprochenes Judenlokal so im Vorbeigehen mitdemoliert hatte, bewies natürlich nur wieder einmal aufs neue die Skandalsucht der Hitlerianer. Daß sie es auch noch gewagt hatten, den seit kurzem in München sitzenden französischen Gesandten durch eine riesige Demonstration und ein Pfeifkonzert in Kenntnis zu setzen, daß er in München nicht erwünscht ist und daß in der Münchener Bevölkerung kein Boden ist für dunkle Separationspläne, das ging denn doch zu weit; man müßte dabei schon ein wenig an die Folgen eines diplomatischen Konfliktes denken und sich besser zurückhalten.

In Berlin behagten diese offenkundigen Mißfallensäußerungen natürlich nicht. Und die Judenmeute schrie sich halskrank, wie schädlich solche Demonstrationen wären, und wie die Verhandlungen mit den Franzosen wegen des Ruhrgebiets dadurch nur noch mehr erschwert werden. Jetzt nämlich schrien auf einmal alle die, die vorher von „Niemals!" und „Lieber tot als Sklav'!" und von den Brüdern an der Ruhr mit stolzgeschwellten Brüsten don-

nerten, nach einer Beendung des Ruhrabenteuers und nach der Beendung der Drangsale. Jetzt sollten auf einmal andere die Geister bannen, die sie selber so großschnauzig gerufen hatten.

Aber wer dachte noch lange darüber nach! Der Dollar hatte alles Denken in seinen Bann gezogen. Von Politik sprach man nur noch dann, wenn sie im Zusammenhang mit den unerhörten Lebensmittelpreisen und den schlechten Löhnen gebracht wurde. Daß die Notenpresse nicht mehr dem Papierbedarf an Banknoten nachkam, um das unheimliche Fiasko des Ruhrabenteuers zu decken, das sah man zwar Tag für Tag an den neuauftauchenden Millionenscheinen, aber wer machte sich lange Gedanken darüber im Trubel der sich überstürzenden Ereignisse?

*

Versammlungen, nichts als Versammlungen in brechender Fülle. Auch in Augsburg kann der Saal die Massen nicht fassen. Schwüle Gewitterstimmung liegt im Raum. Die Roten haben tagelang gehetzt: „Augsburg ist nicht München. Augsburg ist eine Arbeiterstadt, hier ist kein Platz für blutrünstigen Nationalismus und die Hanswurstiaden des Clowns Hitler. Die Proletarier Augsburgs sind bekannt als Gardetruppen des Marxismus. Einmal und nicht wieder! — müssen die Hitler-Söldlinge sich sagen, wenn sie die Fäuste des Augsburger Proletariats verspüren.“

Diese Fäuste waren zwar da, aber in der Enge des Saales konnten sie nicht ausgreifen. Die rote Regie klappte schon gar nicht. In den Gängen standen diese Münchener Faschisten, die man sich ganz anders vorgestellt hatte. Kerle, denen man das Hungern ansah an den hageren Gesichtern und die Not an den ausgefransten Röcken und krumm getretenen Stiefeln. Da! — Wie sie den Zwischenrufer, der die Stimmung schüren sollte, beim zweitenmal kurzerhand packen, hochziehen und hinausschleifen. Man kann sich nicht einmal künstlich erregen, schon ist einer mit seinem dicken Stock in den Pratzen da und sagt vertraulich: „Halt 's

Maul, sonst kommst auch dran.“ Wenn wenigstens die von außen angesetzten Genossen bald die Fenster einwerfen würden, es wäre doch längst Zeit.

Die so von außen ersehnten Genossen lassen sich aber gerade ihre demolierten Schädel von den Arbeitersamaritern einwickeln in dem abseits liegenden Lokal, in dem das Sprengungskomitee auf die Entwicklung der Lage wartet. Das ist bei den Hakenkreuzlern wieder anders organisiert, ihre Führer stehen deutlich sichtbar in der Versammlung und haben ihre Augen offen. Da! — schon wieder einer,



der hinausfliegt — und man hat gar nicht gehört, ob er überhaupt was gesagt hat. Wie scharf die Hitler-Hunde aufpassen, ausgerechnet den Diskussionsredner haben sie erwischt, der das letzte Signal geben sollte. Gleich bei der Ankunft hat die SA. die Lokalitäten ringsum durchsucht. Krafft hat mit seinen Leuten den Außenschutz des Gebäudes. Es geht scheinbar harmloser ab, als man nach den vorausgegangenen Gerüchten annahm. Sogar an den Saalfenstern drängten sich die Zuhörer. Aber der Heinz riecht mit seiner Kriminalernase, daß das Zuhören nur markiert ist, fängt sich einen recht vertrauenerweckenden Zuhältertyp und stellt ihn Krafft vor. „Der ist doch nicht deswegen anwesend, um den Redner zu hören; da, diese Steine waren in seiner Tasche, der Schlagring und das schöne Bowiemesser. Zum Applaudieren wahrscheinlich?“

Es ist ganz still vor sich gegangen, und die Rede im Saal wurde nicht im geringsten gestört, als die Fenster-

gäste plötzlich von der SA. gepackt und mit harten Gegenständen abgerieben wurden. Dabei kamen zwar ein paar leichte Messerstiche heraus, aber sie waren einige Minuten danach der einzige sichtbare Beweis, daß überhaupt ein Kampf gewesen sein muß. Der Heinz brummte beim Verbinden seines Armes: „Endlich hab' ich auch einmal ein Messer gespürt; ein komisches Gefühl, es striegelt einem direkt die Nerven auf." „Kavalierstich", meinte geringschätzig der Robert beim Verbinden und philosophierte: „Wieder einmal viel rotes Geschrei und wenig rotes Blut." Da ging auch schon drinnen im Saal die Versammlung begeistert zu Ende. Wirklich, sie hatten alle mehr erwartet, so eine Art Hofbräuhausschlacht.

Auf dem Weg zum Übernachten in der Kaserne fiel noch eine Handvoll Prügel ab und ebenso am Sonntagvormittag beim Demonstrationsmarsch durch die Stadt. Die Augsburger Bürger wollten nicht recht glauben, daß diese kaum hundert „Hitler" gestern die gefürchtete Radauversammlung durchgesetzt haben. Wahrscheinlich werden die anderen Tausend schon in der Nacht wieder abgezogen sein, weil man nichts davon bemerkt.

Wie diese Leute nur aussehen! Wie eine Räuberbande oder Handwerksburschen. Sehr gut, Handwerksburschen! Schlecht rasiert, ganz arm gekleidet, aber ein jeder schaut so — so frech drein, als ob er allein das Recht hätte, auf der Straße zu gehen. Rote Armbinden tragen sie, rot ist anscheinend ihre Lieblingsfarbe; auch ihre Fahne, viel zu rot für einen anständigen Bürgersmann. Schon dieser Aufzug zeigt ja zur Genüge, daß es das gleiche revolutionäre Arbeitergesindel ist wie die Sozialisten. Braucht man nur auf den Namen sehen: Nationalsozialisten. Ein Unsinn! Entweder ist man national, dann bekämpft man die Sozialisten, oder umgekehrt. Ein Bluff, ein Parteischwindel! Die Zeitung hat recht, dieser Hitler ist ein politischer Hochstapler und Phrasendrescher. Nationalsozialismus ist eine Phrase, Feuer und Wasser kann man nicht zusammenbringen. Jetzt singen sie. Sollte man glatt verbieten, daß so was Soldatenlieder singen darf. Das blendet natürlich die alten Soldaten; lauter Blendwerk diese Partei!

Jetzt! — Natürlich, jetzt rufen sie schon wieder. Jetzt zeigen sie sich in ihrer wahren Gestalt. Seht nur das Gefuchtel! Und dieses Gebrüll! Der ganze Verkehr ist gestört. Sie kommen zurück! Wie alles flüchtet vor ihnen, schnell — da ist ein Café — hinein! So eine Bande! Eine Schande für die Stadt Augsburg. Harmlose, friedliche Kirchgänger werden überfallen am hellichten Vormittag. Da, seht nur, da draußen jagen sie vorbei und — ach Gott, der arme Mann, ach Gott, wie sie den niederschlagen, brutal, roh — entsetzlich so was. Schaut sie nur an, wie sie aussehen, die Haare zerrauft, das Gesicht blutbeschmiert, die Augen voll Mordlust, wie die Fäuste zucken nach neuen Opfern — entsetzlich, wie vertiert diese Leute sind. Ober, einen Kognak, einen großen, bitte! Na, da soll noch mal einer kommen und von Hitler schwärmen...

„Geht's bis zum Bahnhof, Mathes? In drei Stunden sind wir leicht daheim, Mathes!" sagt Krafft zu dem auf einer Ladentreppe sitzenden todbleichen Kameraden, dem der Luitpold gerade das Blut von der Stirne wäscht mit dem Wasser seiner Feldflasche. Und der Mathes versucht aufzustehen und lächelt dabei: „Schau, der Luitpold kann schon Blut sehen." Krafft hat erkannt, daß es mit dem Mathes zu Fuß nicht mehr geht, und ein Auto anhalten lassen. Der Fahrer sagt aber höhnisch, er fährt keine Arbeiterverräter. Da saust ihm schon das Blut aus der Nase. Der nächste Fahrer ist ganz willig, wie er seinen schnupfenden Kollegen sieht, er zuckt nur die Achseln: „Geschäft ist Geschäft!"

„Drei Mann her! Zum Arzt — und dann zur Bahn mit dem Mathes!" Dann wendet sich Krafft an seine Kolonne: „Gut aufpassen, daß sie nicht wieder von hinten herankommen und noch ein paar niederstechen." „Wie war's denn eigentlich?" frägt der Max den Sepp. „Es hat von vorne geheißen: rechts heran! Ein Trambahnwagen fährt vorbei, und hinter der Trambahn sind sie auf einmal heran, lauter Kommunisten. Aber dann hat's wieder einmal gestimmt bei uns." „Bei uns hinten auch." „Wie viele Verletzte?" „In meinem Zug ein Schwerer und so ein halbes Dutzend Leichte." „Dich hat's ja auch erwischt?" „Ich habe mich nur in die Finger geschnitten, wie ich einem Roten das

Messer abgenommen habe.“ „Laß sehen!“ „Ich hab's nimmer. Ich hab's ihm wieder eingesteckt, bin aber daneben geraten, weil er nicht stillgehalten hat, ich glaub', es steckt in seinem rechten Schinken.“ Der Max klappert fast hörbar mit seinen Augendeckeln dazu, und der Sepp grinst von einem Ohrwaschel zum andern.

„Polizei ist natürlich wieder keine da, um das festzuhalten“, foppte der alte Weigel zum Spaß, wie er die Geschichte vom Max gehört hat. Das stimmte aber nicht, denn kaum sind sie ein Stück weitermarschiert, stehen vier Blaue da: „Halt! Wer ist der Führer?“ „Den haben s' schon verhaftet“, sagt da ganz ernsthaft der Weigel, und alle grinsen natürlich. „Ihr müßt doch einen Führer haben, einen Stellvertreter.“ „Den haben wir daheim vergessen“, entgegnet der alte Spaßvogel. „Sind vielleicht Sie der Führer?“ „Oh, mir gangst! Da bin ich viel zu dumm dazu.“ „Machen Sie keine Witze! Wenn sich der Führer nicht meldet, muß ich euch alle mitnehmen.“ Grunzend lachen sie, und Krafft, der hinten nachgegangen war, kam jetzt vor und fragte den eifrigen Schutzmann: „Warum?“ „Das wißt ihr selber. Das war vorhin ein Landesfriedensbruch.“ „Von den Roten, von uns nicht.“ „Ihr habt angefangen!“ „Woher wollen Sie das wissen? Wir sind überfallen worden!“ „Die Ausrede kennen wir schon.“ „Sehen Sie unsere Verletzten an, wenn Sie's nicht glauben.“ „Wir haben die gesehen, die ihr gemacht habt, das sind viel mehr.“ „Können wir nichts dafür.“ „Ich mache Sie darauf aufmerksam, wenn Sie nicht mitgehen, das ist Widerstand gegen die Staatsgewalt.“

„Dann gehen wir halt mit“, lachte Krafft augenzwinkernd seinen Kameraden zu und trat ins Glied. Der alte Weigel übernahm das Kommando und fragte erst: „Wollen Sie uns einzeln abführen, Herr Rittmeister? Doch lieber geschlossen? — Meine Herren, ich bitte um Ihre Aufmerksamkeit!“ wandte er sich an die lachende SA. „Ohne Geld — marsch!“

„Wir tun nur unsere Pflicht!“ meinte der Wachtmeister und wischte befriedigt über die gelungene schwierige Verhaftung von hundert Mann auf einmal den Schweiß von der Stirn. „Wird nicht so schlimm werden, ein kurzes

Protokoll und die Namen. Es ist halt unsere Pflicht."
„Sagen Sie das zu den Roten auch immer so nett?" hänselte der Robert aus dem grinsenden Haufen heraus.

Da kam schon die Polizeiwache. Zwei Blaue gingen eilig voraus und machten die Türe auf: „Sooo — da sind wir." Der alte Weigel rief daher: „Das Ganze — halt! So! Schaut euch das Haus gut an, das ist die hohe Polizei von Augsburg." Und dann donnerte er scheinheilig los: „Ich erwarte, daß ihr euch der Polizei gegenüber anständig verhaltet und daß ihr mir nie mehr in ihre Nähe kommt. Kehrt! Laufschritt — marsch, marsch!" Bis die Wachtmeister begriffen, ob das Scherz oder Ernst sein soll, war die lachende Kolonne um die Ecke und rannte gleich weiter, um den Zug noch rechtzeitig zu erwischen. Als sie es dem Mathes erzählten im Bahncoupé, da hätte er gern lachen mögen, wenn er gekonnt hätte. Aber wenigstens fühlte er sich schon fast wieder gesund dabei.

Das rote Aktionskomitee aber stand vor einem Rätsel, als die Zahl ihrer Verletzten gemeldet wurde, denn sie konnte in kein Verhältnis gebracht werden zur wiederholt genau festgestellten Zahl der gesehenen Faschistenhunde. Wohin ist dann die faschistische Hauptmacht verschwunden, die doch dagewesen sein muß? Diese Faschisten arbeiten sicherlich mit ganz neuen Taktiken, die erst noch ergründet werden müssen. Jedenfalls hat man den Einbruch nicht verhindern können, weil die wohlvorbereitete Abwehr diesmal noch versagt hat. Aber dafür das nächste Mal!

*

Wo nur die Zeit hinkommt. Der warme Föhn braust schon wieder voll Ungestüm über das Land. In der Nacht zum Sonntag hat er den letzten Schnee aufgeleckt und das dunstige Gebilde der grauen Wolken aufgesogen mit seiner warmen Trockenheit. Nur wo die Schatten liegen, duftet es nach Winterfrische und in der Sonne nach tauender Erde. Über die Berge rieselt das Wasser von den Hängen in eiliger Geschwindigkeit.

Da wird einem in der steinernen Stadt die Luft zu knapp, wenn der laue Wind an den Haaren zaust und die

Gesichter zu frischem Glühen bringt. Die Alten macht der Föhn müde, aber die Jungen springen nur so vor überschüssiger Kraft, die mit einem Male erwacht ist. Er lockt das Blut in den Adern, daß es prickelt und in sprudelndem Lebendigsein durch die Körper jagt. Und ein Glanz kommt in die Augen wie das helle Leben selbst, das schon in der Weite ringsum als verborgene, köstliche Ahnung zu spüren ist.

Der erste freie Sonntag seit langem und so ein schöner Tag. Flieh, auf, hinaus ins weite Land! ... Schier atemlos vor übermütigem Tollen und Jagen finden Hans und Berta zu ihrer verschwiegenen Ecke am steilen Hang der Isar, und leicht müde lehnt sie sich an ihn und sagt: „Sind wir zwei Kindsköpfe — und haben doch selber schon ein Kind.“ „Ja, nicht einen Funken Elternwürde“, muß er lachen, „man sieht es uns gar nicht an, was wir sind.“ „Dir nicht, aber mir bald wieder“, sagt sie leise verschämt, daß er erstaunt aufhorchte und dann herauslachte: „Und da sagst du immer, ich bin nie daheim.“ Aber da hatte sie ihm schon zur Strafe für seinen Spott ihre Fingernägel in seinen Handrücken gedrückt und setzte sich schadenfroh lachend auf seinen Rucksack.

„Ach was, sind wir wieder gut miteinander.“ „Meinetwegen, es bleibt mir ja nichts anderes übrig.“ Er durfte sogar seinen Kopf in ihren Schoß legen, und sie sagte dabei: „Zwei Kinder habe ich schon, ein ganz großes und ein ganz kleines.“ „Und welches ist dir lieber?“ fragte er. „Ich glaube das kleinere — und zu Weihnachten dann das noch kleinere“, gab sie innig verhalten zu, und er schmiegte seinen Kopf ebenso innig an ihren kostbaren Leib. Mit feinen Fingern strich sie versonnen über sein Gesicht und flüsterte: „Mache deine Augen zu, ich möchte wieder einmal singen.“ Und nach einer Weile hörte er, wie sie blumenzart ein Wiegenlied begann, das übervoll an Mutterliebe war. Immer noch strichen ihre Finger leise über sein Gesicht. Die letzte Strophe aber wagte sie nur noch zu summen, denn er war in ihrem Schoß eingeschlafen.

So saß sie lange und schaute träumend ins schöne Land. Fern hoben sich die klaren Berge in schneeiger Reinheit über das grauviolette Schleiergespinst des feinen Astwer-

kes der Wälder empor. Die blaue Weite der Unendlichkeit schien näher als sonst. Ein wunschloses Raunen der ewigen Schöpfung ging ihr ins Gemüt, und ein Ahnen der Vollendung berührte sie wundersam. Ringsum lag ihre schöne Heimat, sie saß singend inmitten und hielt im Schoß den einzigen Mann, der ihr Wesen voll umfangen und verstehend empfinden konnte. Und unterm Herzen wird sie bald wieder das feine Pochen eines neuen Wesens in sich verspüren. Heimatboden, Mann und Kind, das ist der Kreis, den auszuschreiten ein Frauendasein erfüllen kann. Und mit dem herben Erdgeruch des Waldbodens trank sie sich voll Kraft, ihren Kreis so groß zu schreiten, als ihre dreifältige Liebe sie zu tragen vermag.

Nun fröstelte sie doch ein wenig und zog den Mantel um ihre Schultern enger, während sie seine schlafenden Züge sinnend betrachtete. Sein wahres Gesicht macht der Mensch dann, wenn er schläft, weil alle Heimlichkeiten seiner Seele gelöst sind aus dem Bann der Energie. Fast kam es ihr vor, als läge da ein argloser, vom Spiel ermüdeter Bub in ihrem Schoß. Ach ja, rauft er denn nicht immer so wild wie ein Bub? Wie so ein richtiger strammer Bengel, der sich von den anderen nichts gefallen läßt. Die frische Haut in seinem Gesicht ist nun schon wieder von Wind und Wetter etwas braun gegerbt. Mit einem leisen Schütteln ihrer Schultern jagte sie die wehen Gedanken wieder weg, die sie beim Drandenken unwillkürlich anflogen, daß sie erleichtert seufzen mußte: „Dir muß ich auch noch Mutter sein, du großer Lausbub, du.“ Und wie man ein Kind aus dem Schlaf küßt, weckte sie ihn und mußte herzhaft lachen, als er nicht gleich wußte, wo er war, und staunend fragend umherblickte. „Komm nur“, lachte sie, „wir müssen wieder heim. Was machst du bloß für Augen?“ „Und du?“ fragte er dagegen, „du hast heute wieder deine Hochzeitsaugen.“ „Heute ist aber nicht mehr Hochzeit. Du bist so immer halb tot vor Müdigkeit, armer Mann.“ „Ach, woher! So lebendig wie jetzt war ich noch nie“, entgegnet er und wirbelt sie plötzlich wie einen Quirl um und fängt sie im Taumel wieder ein und küßt sie, daß sie schier von Atem kommt. „Du Wildfang!“ droht sie ihm, „aber was täte ich, wenn ich allein wäre?“ „Nach mir suchen“, behauptete er über-

schwenglich. „Ja, es ist wirklich nicht gut, daß der Mensch allein sei.“ „Viel besser zu zweit allein“, erwiderte er weise, daß sie ihn beim Ohr nehmen mußte: „Nicht ein vernünftiges Wort weißt du heute. Nichts wie Dummheiten!“

Doch als sie auf den Weg kamen, mußte er von selber wieder vernünftig sein, weil ihnen viele spazierende Menschen begegneten.

Ein junges Mädel mit frechen Augen trat, auf einer Mandoline klimpernd, aus dem Wald heraus und trällerte den neuesten Schlager: „Die kleinen Mädchen, die mußt du fragen . . .“ Sie mochte knapp sechzehn Jahre sein, gab sich aber, als hätte sie schon sechzehn Jahre voll Liebesabenteuer hinter sich. Nebenher streunte ein Bengel und plärrte zwischen den großartigen Zügen an seiner Zigarette ein paar abgerissene Worte des Schlagers mit. Als Hans und Berta vorbeikamen, tat das Mädel ganz - erstaunt: „Ah, habe die Ehre, Frau Krafft!“ „Grüß Gott, Lina, auch spazieren?“ „Freilich, ich bin mit der Arbeiterjugend ausgeflogen.“

Gleich darauf begegneten Hans und Berta dem großen Haufen der roten Jugend. Das quiekste, kreischte und plärrte durcheinander im ungeschminkten Dialekt der Vorstadt. Ein schwarzer, fetter Kerl hütete grinsend die Freiheit des jungen Proletariats und folgte mit seinen triefend geilen Blicken den girrenden Balgereien der kaum schulentlassenen Mädel und Burschen, die aber bald im unzweideutigen Sieg der Burschen über die Mädel am Boden endeten. „Das ist doch ein Jude?“ flüsterte Berta, als sie an dem freundlich lächelnden Hüter vorbeikam. Und Hans meinte auch: „Weit weg davon ist er gewiß nicht.“

Ein Stück weiter begegnete ihnen ein nachzügelndes Pärchen. Die weichen Augen in den lüsternen Gesichtern dieser halbflüggen Kinder sagten genug, woher sie kamen. Im Vorbeigehen hörten sie, wie der freche Fratz, sich brüstend, laut sagte: „Der Boden ist doch noch recht kalt.“ Und ohne Scheu vor den Vorübergehenden lachte der Lausbub: „Im Bett wär's halt doch schöner, das sagst doch auch!“ Und der Fratz bedauerte altklug: „Wenn nur die Alten nicht so aufpassen täten.“

Hans und Berta sahen sich betroffen an. „So macht man

Proletarier", sagte er, und Berta schüttelte sich wie vor einem widerlichen Ekel und entgegnete: „Die müssen sich ja später einmal wohl fühlen in der Gesellschaft von Zuhältern und Strichmädeln." „Ja, so möchten sie uns alle haben, dann hätten sie ein leichtes Machen mit uns." „Man muß schon dazu veranlagt sein", entgegnete Berta, aber Hans schüttelte den Kopf: „In diesem Alter sind alle dazu veranlagt, es frägt sich nur, ob sie in Zucht gehalten werden oder nicht. Was in der Blüte vergiftet wird, das bleibt verdorben, das kann nicht ausreifen. Ach ja, Berta, jetzt sind wir halt schon wieder einmal mitten in der Politik."

Am Abend schallt es durch die Straßen der Vorstadt mit Lautenklang und Madolinenzirpen: „Wir sind die freie Jugend des Proletariats." Und die Genossen Väter schauen voll Stolz aus den Fenstern auf die Kolonne der Buben und Mädels mit den roten Wimpeln und rufen einander über die Straße zu: „Meiner ist auch dabei!" und „Die meine auch!" — „Frei Heil!" grüßen sie den Genossen Jugendführer, der so selbstlos seine Sonntage der Erziehung der jungen, hoffnungsvollen Garde des Proletariats opfert, und nicken, weil sie ihren Sonntag nicht dafür opfern möchten, anerkennend für sich: „Die Juden sind halt doch noch edlere Menschen als wir, wie man wieder einmal sieht."

Der Genosse Meier im dritten Stock ließ aber das Fenster geschlossen und blickte horchend von seinem Gewerkschaftsblatt auf und dann zu dem Kinderwagen hinüber, in dem die junge Frucht der proletarischen Jugenderziehung zappelte, und ein junges, bleiches Mädel daneben, in schütterer Gebrechlichkeit dahinsiechend, zitternd nach dem Chor der jugendlichen Väter lauschte, der unten vorbeizog. Und war einmal so ein nettes Mädel, mußte der Genosse Meier erbittert denken. Bis in jener finsteren Zeltnacht des vergangenen Frühjahrs einer oder mehrere ihrem Leib Gewalt antaten. Man hat es nicht aus ihr herausgebracht, wer der Schuft gewesen ist, sie sagte, sie wüßte es nicht. Und der Vater hatte als alter Parteiveteran nicht vermocht, seiner Sache, für die er ein halbes Leben lang gekämpft hatte, die Schmach anzuhängen, die seiner Tochter widerfahren war. Der Genosse Jugendführer hatte ihm

versichert, daß es ein bedauerlicher Ausnahmefall sei, den man wegen der guten Sache nicht verallgemeinern dürfe. Überhaupt, wäre es so sicher, daß das Mädchen nicht außerhalb der Organisation zu diesem Kind gekommen ist? Wenn er geschwiegen hätte, statt herumzuschreien, man hätte der Sache doch abhelfen können. Wozu er denn eine Zeitung lese? „Noch nichts gehört von § 218? Noch dazu bei so einem jungen Ding. Und außerdem, was ist schon dabei, wo sowieso das Zeitalter einer neuen Menschheit angebrochen ist? Wo man sich mit solchen Dingen nicht mehr zu genieren braucht. Das sind alles nur alte Einbildungen, Genosse Meier. Die Jugend muß fortschrittlich erzogen werden im Geiste der neuen Menschheit. Singst du schon über zwanzig Jahre die Internationale und weißt nicht, was wir wollen?"

*

In der wohligen Wärme der Stube nickte Krafft beim Abendessen über der Suppe ein. Es hatte den ganzen Tag leise geregnet, daß er bis zum Feierabend völlig durchnäßt war und leicht gefröstelt hatte. Regenfeiern sind am Zahltag nicht angenehm, wenn man nur von der Hand in den Mund lebt. Als aber sein schlafendes Gesicht immer tiefer auf den Teller sank, fing es Berta behutsam in ihren Händen, daß er davon erwachte und entschuldigend über seine Schwäche lächelte. „Heute bleibst du aber daheim und schläfst dich einmal ordentlich aus", meinte sie besorgt. „Ich kann nicht, Berta, ich muß fort." „Schon wieder! Du siehst so müde aus." „Ach, woher denn, ich bin ganz munter. Weißt du, ich habe was vor." „Läßt sich das nicht verschieben?" „Nein! Weißt du, wir haben ein Waffenlager der Roten entdeckt, es ist uns verraten worden. Der Robert räumt es mit unseren vier Offizieren und noch einigen alten Kameraden heute aus. Wir müssen ihnen nur die Roten dabei vom Hals halten, daß sie es nicht spannen. So was haben wir schon öfters gemacht." „Das erfahre ich jetzt erst?" versuchte sie zu scherzen. „Außer dir und dem Sepp weiß es sonst keiner." „Ich will das auch gar nicht wissen, Hans." „Nur damit du einmal weißt, was im stillen vor sich geht. Wenn wir nicht so auftreten, erdrücken uns die Roten. Erst

gestern haben sie drei Mann von uns niedergeschlagen am Heimweg. Und ist der Mathes noch nicht gesund."

Berta senkt seufzend den Kopf. „Wie lange dauert's, dann geht es wieder über dich her. In den Läden erzählen die Weiber unserer roten Nachbarn öffentlich, daß du die nächste Leiche bist aus dieser Straße." „Sooo?" lachte er etwas und ist doch sonderbar bedrückt, als sie weitererzählt: „Heute habe ich beim Installateur Huber eine neue Glühbirne gekauft, und da hat er mich in seine Stube gebeten und mir auf Ehrenwort erzählt, gestern abend in der Wirtschaft wäre an einem Tisch ausgestritten worden, wer von den Genossen dich erschießen darf." Jetzt muß er aber hellauf lachen: „So, ein Wirtshausgeheimkomplott — so was kann nur der Huber ernst nehmen. Das ist ja zu dumm."

Doch sie blieb ganz ernst dabei, daß er betreten wurde und in das plötzlich angsterfüllte Gesicht seiner Frau blickte. „Hans", flehte sie, „nimm dich in acht! Der, der dich erschießen will, ist dumm, aber dem ist seine Dummheit noch immer Ernst gewesen. Der haßt dich seit dem Mai neunzehn, er kennt dich irgendwie von damals her noch." „Wie heißt er denn?" „Bogopolski! Du kennst ihn sicher, so ein hagerer, pechschwarzer Kerl, ganz gelb im Gesicht, wie ein Kalmück sieht er aus." „Der? Der wohnt doch gegenüber, über unseren Hof weg. War der nicht Zeuge im Prozeß gegen mich?" „Ja, ganz richtig!" „Hm — diese Zuchthauspflanze sieht nicht aus wie ein Spaßvogel. Ist das gewiß, Berta, hat ihn der Huber genau erkannt?" „Er beschwört es; bei der Polizei natürlich nicht, das hat er ausdrücklich betont." „Das sieht dem braven Bürger Huber gleich. Wenn dieser Spießer nicht die Geschäftsangst hätte, könnte ich die Burschen durch die Polizei unschädlich machen lassen." Er sinnierte vor sich hin und hörte nur so halb, als Berta weitererzählte: „Die Mutter haben sie auch schon bedroht. Einer hat ihr ins Gesicht gesagt, daß zuerst du umgebracht wirst und der Reihe nach wir alle. Es ist fast wieder so wie vor dem Mai neunzehn. Überall reden sie davon, daß die Wirtschaft der Mutter boykottiert werden soll, vor allem natürlich wegen dir. Der Otto hat für morgen zu einem Familienrat geladen, sie erwarten alle, daß du bestimmt

kommst. Es ist wegen der Mutter, sie muß die Wirtschaft schließen."

„So — ist es so weit?" fragte er stockend und schob das Geschirr am Tisch beiseite. Etwas müde, gebückt schritt er im Zimmer auf und ab, blieb am Fenster stehen und prüfte genau die Fassade gegenüber. „Die zwei Fenster im zweiten Stock rechts gehören doch dem Bogopolski?" fragte er. „Nein, die linken zwei", sagte Berta. „Die linken? Hm — dann wollen wir unsere Schlafstube umstellen, damit du beruhigt bist." Er lachte ein wenig dazu: „Wie in einem Kriminalroman." Und Berta lachte ein wenig mit, weil sie sah, daß er die Warnung wohl bedachte. „Ich meinte schon, du willst es nicht glauben", sagte sie erleichtert.

„Doch, Berta, in dieser schönen Gegend glaube ich das Unglaublichste. Es ist unseren Gegnern Ernst mit ihren Drohungen, es liegt mit einem Male System dahinter. Moskauer System! Das hätte ich mir eigentlich denken können, wie ich vor einer Woche die Boykottandrohung in der ‚Roten Fahne' las: ‚Meidet dieses faschistische Hauptquartier, hungert das Nest aus! Denkt an das Schicksal eurer Genossen in Italien. Wer dieses Arbeitermörderlokal noch einmal betritt, der soll als Faschist gebrandmarkt werden. Jagt den Faschistenhäuptling Krafft von der Baustelle!' Das ist ihnen so allmählich auch schon gelungen. Und jetzt kommt noch die liebe bürgerliche Verwandtschaft dazu. Sie werden sagen, ich bin schuld, daß deine Mutter ihre Existenz verliert, unsere Politik ist schuld. Aber sag doch, Berta, was haben wir denn Unrechtes getan?"

„Nichts, Hans! Wir müßten es heute genau so wieder tun." „Berta, hast du vielleicht Angst?" „Ach ja!" seufzte sie, „warum soll ich es nicht gestehen?" Und ihre Hände ans Gesicht pressend, sagte sie leise: „Aber, es liegt nicht in Menschenhand. Ich bin ja so froh, daß du immer noch soviel Glück im Unglück hast. Und doch tut es weh, es schnürt mir oft das Herz ein, daß ich kaum mehr atmen kann, wenn ich sehe — —."

„O du dummes Herzl! Schau, du hast ja einen starken Glauben, daß mir nichts Schlimmes passieren kann. Und ich habe auch wieder den Glauben wie draußen im Krieg. Denn, gar nicht auf das Leben achtzugeben, einfach nur das zu

tun, wofür man da ist. Nachher wundert man sich, daß man noch lebt, daß es ausgerechnet die getroffen hat, die vorher so klug waren. Wer Angst hat, ist schon verloren, wenn er nicht damit fertig wird. Ein sorgloses, behäbiges Leben wäre ja gar nichts für uns. Es ist ja so, wie wir es jetzt haben, viel tiefer — und viel, viel süßer, weil man sich ja so freut, wenn man sich wieder hat."

Da umhalste sie ihn mit drängender Innigkeit und ließ sich die dummen, salzigen Perlen vom Gesicht küssen. Und konnte schon wieder glücklich leise lachen, als er sie voll ansah und schmeichelnd gestand: „Du hast heute wieder deine Märchenaugen wie damals an unserem Hochzeitstag, so ganz voller Glück." „Du auch!" strahlte sie ihn an und fügte schelmisch bei: „Aber du hast ja nie Zeit — vor lauter Politik."

Von der Straße herauf flötete das bekannte Pfeifen seiner Kameraden. Er trat ans Fenster und winkte, sie sollen heraufkommen. „Wir bleiben vorläufig hier!" sagte er in die erstaunten Gesichter. „Aha, Hausarrest!" lachte der Max, und der Heinz flüsterte, daß die Scheiben dröhnten: „Bloß meiner Braut nicht verraten, sonst macht's die auch so." Der Sepp zwinkerte mit den Augen, Krafft möchte hinauskommen in den Korridor: „Also, das andere ist in Ordnung, aber — hast du schon gehört? — Dein Todesurteil — —." „Sag's den anderen nur laut, Sepp — oder warte noch, bis alle da sind. Du kannst sie gleich holen. Roter Alarm, Sepp!"

„Roter Alarm? Was willst du machen?" fragten sie überrascht. „Eine halbe Bier trinken — in der Kommunistenburg." „Fein! Ich bin gleich wieder da." Sie rannten schon weg, aber der Max kehrte noch einmal um: „Soll ich den Bertl auch holen? Er ist zwar neu, aber ein guter Raufer." „Bertl? — oha! Vorsicht mit dem. Den hab' ich schon ein paarmal mit den Roten laufen sehen", warnte der Sepp, was ein erstauntes „Hört, hört!" hervorrief. „Aufpassen, Sepp!" sagte Krafft, und der Sepp spuckte grinsend in die Hände: „Laß ihn nur mir über, wenn er wirklich ein Spitzel ist."

Während der Heinz wieder mit dem Max fortsauste, die anderen Kameraden zu holen, baute Krafft mit dem Sepp

die Schlafstube um. Der Fritz kam dazu und griente vor sich hin beim Rücken des Kleiderschrankes und der Erzählung Kraffts: „Na, dem wer ich eemol mei' Visitenkart' abgebe." „So was mach' ich gern handschriftlich", meinte der Sepp trocken und schaute mit einem Male verständnislos zu Krafft hin, der aus der Ecke vom Fenster her ganz verrückt winkte: „Pst! — Seht einmal hinüber — ganz unauffällig, das ist er!" Gegenüber lehnte zigarettenrauchend ein Kalmückengesicht im Fenster und streifte mit lauernden Blicken die Vorgänge hinter den Vorhängen in Kraffts Wohnung. „Wie er lurt, der Hund", zischte der Sepp und wandte sich zu Krafft: „Glaubst es jetzt?" Und der Fritz meinte: „Mensch, da ist was fällig."

Doch Krafft hörte schon nicht mehr hin, er schaute auf die scheußlichen Hoffassaden, von denen der Putz wegblätterte, mit ihren unzähligen erleuchteten Fenstern, hinter denen Elend und Laster wohnten, vielleicht auch hier und da Ordnung und Sauberkeit. Und er hörte das Gezänke und Gekeife streitender Ehepaare, das weinende Plärren von Kindern und halbersticktes lüsternes Aufkreischen lachender Weiber beim Krächzen einer ausgeleierten Grammophonmelodie. Von den Dächern der halbverfallenen Waschhäuser in den Höfen gellte fauchender Katzengesang darein. Irgendwo klatschten Schläge und klirrte brechendes Geschirr zwischen Fluchen und Heulen.

Ist das eine Welt des Jammers und der Niedrigkeit. Die Menschen, die weiter draußen zwischen Gärten wohnen, die finden gar nicht soviel Anlaß zum Streiten und Hassen wie hier. Hier, in der Enge der Wohnungsnot, muß ja das Laster üppig wuchern, jene eklen sittlichen Entsetzlichkeiten, von denen ohne Scham offen gesprochen wird wie von etwas Selbstverständlichem. Hier, wo die Kinder noch kaum lesen und schreiben können und schon die Kenntnis aller Geheimnisse menschlichen Lebens aus ihren verschmitzt wissenden Augen schaut. Und diese Menschen sind dieses Leben schon so gewohnt, daß sie den bis aufs Blut hassen, der ihnen diese liebgewordenen Gewohnheiten ändern will. Was ist ein Mord für so einen? Für einen bezahlten Tschekisten Moskaus? Dieser Brodem des Menschensumpfes würgt stickend im Hals. Merkwürdig, daß

Berta nie davon spricht, hier weg zu wollen, wo ihr doch schon soviel zuleide getan wurde. Und doch auch wieder zur Freude. Und er — warum denkt er nicht daran?

Der Lärm der versammelten Kameraden bezwingt sein suchendes Denken, und als er unter sie tritt, versinkt die proletarische Welt des Hofes vor ihren hellen Augen und kühnen Gesichtern. Jetzt weiß er auf einmal, warum er nie ernsthaft ans Wegziehen denkt. Hier bindet ihn die Gemeinschaft fest, die Kameradschaft im Kampf um das Zerschlagen dieser schmutzigen Vorstadtwelt. Und Berta strahlt, als hätte sie niemals Sorgen um ihn gehabt. So stärkt schon das Fühlen anderer Menschen der gleichen Art und des gleichen Geistes.

Der Sepp hat schon erzählt, was er weiß. Sie glauben es noch nicht recht, soviel Haß hatten sie doch nicht erwartet. „Ausräumen — ausbrennen — diese Bande!“ knirscht der Mathes und ärgert sich, daß er sich noch nicht rühren kann, wie er möchte.

„Laßt die anderen nicht so lange unten warten“, mahnte der Max. „Auf geht's!“ sagte Krafft und prüfte dabei seine Pistole, ehe er sie in die Tasche gleiten ließ. In einer dunklen Seitengasse standen schon die anderen Kameraden der „fliegenden Division“. Es dauerte eine Weile, bis einige erkundet hatten und in raunender Erregung berichteten. „Zwischen vierzig und fünfzig Mann sind da. Im Nebenzimmer bügelt die Wirtin mit der Magd. Sie sitzen vorne im Hauptlokal und schreien so, daß man es außen an den Fenstern noch versteht. Den Sepp und dich haben sie gerade in der Reißen.“

Das Lokal war eine der berüchtigten Kneipen der Kommune, in denen die Jünger Moskaus geschlossen unter sich sind, weil andere gern vermeiden, in zu enge Fühlung mit ihnen zu kommen. Die Eckensteher, die ja in letzter Zeit etwas weniger geworden sind, weil vermutlich eine ganze Serie bei einem der jüngsten Masseneinbrüche geschnappt worden ist, bilden gewöhnlich den Warnungsapparat beim Nahen anderer Menschen, die hier nicht in das Milieu passen.

Diesmal kommen sie aber zu spät. Bis sie merken, daß sich verdächtige Gruppen in der Nähe ihrer Burg zusammen-

ziehen, können sie schon nicht mehr durch. Ein Horchposten, der vor die Türe treten will, ist plötzlich beiseitegestoßen und in die Nebengasse abgeschoben, bevor er sich auskennt, was denn eigentlich hier los ist. Nicht einmal alarmieren kann er; den üblichen gellenden Signalpfiff mit den Fingern wagt er nicht zu geben, weil er nämlich plötzlich sieht, daß Krafft brettelbreit mit dem Sepp über die Straße geht und das Lokal betritt. Wenn er da ist, dann ist sicher unheimlich dicke Luft. Man hört noch, ehe die Türe zufällt, wie drinnen plötzlich das schreiende Lärmen verstummt.

„Guten Abend", sagt Krafft, und der Sepp brummt auch so etwas Ähnliches. „Ist hier noch frei?" frägt er dann, aber erst, als sie schon am Tisch sitzen. Der schmierige Wirt weiß nicht, soll er gleich davon oder erst noch seine Gläser am Schanktisch wegräumen, wie aber das lähmende Erschrecken nicht sofort in ein wüstes Geräufe auseinanderplatzt, geht er doch zögernd so halbwegs zum Tisch hin: „Ah, der Herr Krafft. So eine Ehre! Was trinken wir denn?" „Zwei Dunkle!" Ein flüsterndes Raunen erhebt sich nun an den Tischen, an denen die Köpfe scheu zusammengesteckt werden. Aber Krafft und Sepp tun, als bemerken sie gar nicht, daß eine Menge lauernder Augen dabei auf sie gerichtet sind.

Was soll jetzt das sein? denken die anderen. Die sind doch nicht allein gekommen. Daß man aber von draußen nichts hört? Der Sepp stößt Hans mit dem Knie an, weil er bemerkt hat, wie sich zwei Rote durch die Schenke hinausschleichen wollen, und dann kichert er lautlos in sich hinein, weil er sieht, wie sie erschrocken zurückfahren, als sie die Türe in den Hausgang aufmachen wollen und dort der Wild, der Fritz und noch einige Kameraden wie eine Mauer stehen. Da möchte der Wirt aufbegehren: „Was tun Sie hier? Verlassen Sie sofort —." Aber der Fritz schiebt ihn weg und zieht kaltlächelnd vor ihm die Türe wieder zu.

Als Krafft nun umherblickt, bemerkt er, wie die Gesichter noch einmal bleich geworden sind. „Kennt ihr euch aus?" fragt da der Sepp ganz gemütlich. „Laßt euch nur nicht stören, wir möchten auch ganz gern einmal hören, wie ihr euch das vorstellt, uns umzubringen." „Wer sagt das?" begehrt einer auf, aber die anderen drücken ihn gleich

wieder auf den Stuhl nieder. Sie sehen, wie draußen an den Fenstern einige Kameraden Kraffts auf- und abpatrouillieren und manchmal einen neugierigen Blick hereinwerfen. Wer weiß, wie viele Hundert von diesen Hitler-Hunden jetzt da draußen bloß auf ein Signal warten, um —. Man muß mit diesem Krafft verhandeln, aber immer sprungbereit, die Hand am Messer oder am Abzug.

Es dauert auch nicht lange, da kommen einige heran und winken den am Tisch sitzenden, sich gar nicht recht wohl fühlenden Genossen zu, Platz zu machen. Einer der Neuen sagt sogar ganz manierlich: „Gestatten, Herr Krafft?", als ob er Hans schon länger kennen würde, und setzt sich in respektvoller Entfernung auf die Bank: „Ich möchte einen Irrtum aufklären. Es fällt natürlich manchmal ein Wort über Sie, weil Sie unser politischer Gegner sind. Aber das ist gar nicht so gemeint." „Auf einmal", wirft der Sepp spitzig dazwischen, und eilfertig beschwichtigt der andere, der merkwürdig nur hochdeutsch spricht: „Warum sollen wir Arbeiter einander die Schädel einschlagen? Davon wird doch gar nichts besser." „Da schau her! Auf einmal?" zischt ihn der Sepp wieder an, „wer hat denn dann angefangen?" „Das ist doch vorüber. Wollen wir nicht lieber das Kriegsbeil begraben und eine Friedenspfeife rauchen?" Er hält dem Sepp ein Zigarettenetui hin, der aber tut, als sehe er es gar nicht, und tritt Hans energisch auf den Fuß, er solle doch endlich was sagen. „Suchen Sie etwas?" frägt dienstbeflissen der Tischnachbar, weil Krafft eindringlich die Gesellschaft mustert.

„Ich möchte mir nur einmal die Herren genau ansehen, denen es nicht paßt, daß ich in dieser Gegend hier wohne, weil sie gestern und vorgestern so groß verkündet haben, daß sie mich erschießen wollen." „Das war höchstens im Rausch", lachte gekünstelt heiter der Rote. „Das sind doch bloß Sprüche beim Bier. Wer wird denn so etwas gleich ernst nehmen."

„Wenn wir es aber ernst nehmen?" sagte Krafft scharf. „Oder, Herr Bogopolski", wandte er sich blitzschnell an das Kalmückengesicht im Hintergrund, „haben Sie das nur so im Rausch gemeint, daß Sie mich von Ihrem Fenster aus in meinem Schlafzimmer erschießen wollen?" Der Kalmücke

fährt auf: „Das — das habe ich nicht gesagt.“ „Aber gedacht!“ fährt ihn Krafft an und sieht, wie das Kalmückengesicht dabei erschrocken zusammenzuckt. „Was kriegt ihr denn als Prämie für einen umgelegten Faschistenhäuptling, weil ihr euch um meine Erschießung so gerauft habt?“

Ein drohendes Murren kommt aus der Ecke; einige versuchen zu lachen: „Jetzt, der ist gut! Den hat's ja!“ Und der rote Sprecher am Tisch ist in gemachter Entrüstung zurückgefahren: „Also, Herr Krafft, beleidigen, provozieren dürfen Sie uns nicht.“

„Ihr könnt es ja ruhig probieren“, entgegnete lauernd der Sepp. „Meint ihr, wir haben einen Gummischwamm in der Tasche?“ Auch der Wirt drängte sich wieder hervor: „Ruhe da! So was ist bei mir nicht gesagt worden. Das muß ich zur Ehre meiner Gäste bezeugen. Ich tät' das auch nicht dulden. Der Herr Krafft ist mir ein lieber Gast, es ehrt mich, wenn er mein bescheidenes Haus betritt, aber bitte ohne politische Absicht.“ Befriedigtes Grinsen geht über die Gesichter, jetzt soll der Krafft noch was sagen.

Da klopfte er an sein Glas, als ob er hier eine Versammlung hätte, und sagte ganz freundlich: „Weil wir gerade so schön friedlich beisammen sind — das wißt ihr ja, daß ihr beim geringsten Krach nur mehr auf der Tragbahre hinauskommt —, will ich euch was sagen. Wenn wir uns veranlaßt sehen, noch einmal zu kommen, dann schicken wir ein Dutzend Handgranaten voraus, bevor wir uns erkundigen, ob ihr sonst noch was wollt von uns. Und wenn uns draußen einer von euch zu nahe kommt, der braucht noch gar nichts getan oder gesagt zu haben, dann hat er schon ein Loch im Bauch. Oder wenn der Bogopolski zu mir in die Wohnung herüberschießen möchte, dann hat er schon vorher eine droben. Wir können das, wir haben zum Beispiel währenddem wir uns hier so gemütlich unterhalten, eueren Waffenkeller ausräumen lassen. — Nur Ruhe! Die Aufregung ist jetzt schon zu spät, aber ihr habt euch jetzt selber verraten.

Wenn ihr vielleicht glaubt, ihr könnt für eure verbotene Partei eine Tscheka bei uns aufziehen, dann seid ihr auch schon zu spät daran, weil ihr schon hint und vorn verraten seid, ehe ihr nur angefangen habt. So einer, der sich fürs

Abkillen zahlen läßt, läßt sich noch lieber fürs bequemere Spitzeln zahlen, das ist nichts Neues. Bei uns könnt ihr euch ja nichts dafür holen, höchstens das Dach voll Nüsse. Ihr könnt aber eueren Funktionären, die man euch von Berlin und Moskau geschickt hat, damit sie euch die bolschewistische Bravour beibringen sollen, sagen, daß wir keine dummen Russen und feigen Juden sind, sondern erfahrene Frontsoldaten, die ziemlich gut treffen, wenn sie schießen, meist schon, ehvor ihr dran denkt. So — das wollte ich euch einmal ganz in Ruhe sagen."

Der Sepp grinst mit beherrschter Miene wie eine Sphinx und tritt Krafft anerkennend ein paarmal auf den Fuß; denn jetzt geht natürlich ein bedrücktes Raunen um die Tische. Krafft sieht mit einem raschen Seitenblick, wie ihn der Rote vom Tisch unverhohlen scharf beobachtet, und plötzlich durchfährt ihn der Gedanke, daß er hier im Lokal einen dieser vorhin so aus der Luft gegriffenen Tschekistenführer unvermutet vor sich hat. Nun reißt sich der Mensch vor ihm zusammen, er wird sich wohl schon erholt haben, weil er aufsteht und gelassen sagt: „Genossen! Uns interessiert das gar nicht, was der Herr Krafft für Kriminalromane erzählt. Da ist er bei uns an die falsche Adresse gegangen. Wir wollen nichts wie unsere Ruhe. Ich sage nur immer wieder, es ist tief bedauerlich, wenn sich die Arbeiter die Schädel gegenseitig einschlagen. Ich glaube, da sind wir auch mit Herrn Krafft einig."

Von allen Seiten fallen beistimmende Zurufe, und Bogopolski tut ganz gekränkt, daß man ihn bei den Hakenkreuzlern für so einen Schuft hält. „Jetzt brauchst bloß noch sagen, du bist selber einer von uns", lacht ihm der Sepp dreckig-spöttisch ins furchtsame Gesicht.

„Was, Sie wollen schon gehen?" bedauert mit unverhohlener Erleichterung der Tischnachbar, als Kraft die Zeche auf den Tisch legt und sich erhebt. Ängstlich lauernd steht alles mit auf, und Krafft wundert sich nicht, daß ihm vom ganzen Chor beinahe aufrichtig erwidert wurde: „Gute Nacht!"

Und doch hatte er ein dumpfes Gefühl im Nacken, das erst verschwand, als der Robert ihm draußen zuflüsterte: „Gemacht! Gut gegangen!"

Am andern Tag ging es wie ein Lauffeuer durch die Vorstadt, und überall schüttelte man den Kopf über diese Waghalsigkeit und diese Frechheit von dem Krafft, daß er sich mitten unter seine Gegner hineinsetzt und einfach kaltschnauzig frägt, warum sie ihn eigentlich erschießen wollen. Und schon am selben Tag ist Bogopolski heimlich ausgezogen, wobei er noch so ziemlich alles, was mitzunehmen war, mitgehen hat lassen. Seiner empörten Hausfrau ist er selbstverständlich die Miete schuldiggeblieben.

Natürlich blieb auf das Gerede hin die Kriminalpolizei nicht aus. Sie hätte gerne die besprochenen Waffen beschlagnahmen mögen, aber so emsig sie auch Speicher, Keller und Wohnung Kraffts durchstöberte und ebenso bei Sepp und einigen anderen haussuchte, sie fand nichts. Der Sepp sagte nur, als die Herren verstaubt und ermüdet wieder abzogen: „Die ganze Arbeit hätten Sie sich sparen können. Ihr wollt uns bloß nichts glauben." Und dafür mußte er auf acht Tage nach Stadelheim wegen Beamtenbeleidigung.

Aber der Druck der Kommune ließ merklich nach. Man hörte davon, daß sie ihre Versammlungen und Zusammenkünfte jetzt in andere Stadtteile hinüberverlegt hätte, die aber schlecht besucht waren. „Wenn man drüber nachdenkt", meinte Max einmal blinzelnd, „dann haben die Leute mit ihrem Gerede schon recht. Wir sind tatsächlich eine unverschämt freche Bande." „Und wer hat uns so verdorben?" fragte scheinheilig der Heinz. „Ich weiß schon, da ist nur der Hitler dran schuld."

*

„Kannst du nicht daheimbleiben? Familienrat ist heute bei der Mutter." „Ach, heute ist das?" Sie nickte stumm und sah ihm an, wie er grübelte. „Du darfst mich nicht allein der Meute von Verwandten ausliefern, es geht ja um meine Mutter, Hans." „Will denn deine Mutter von uns weg?" „Sie meint, sie fällt uns zur Last, gerade jetzt, wo du selber so wenig verdienst, meint sie." „Einbildung! Sie soll nur bei uns bleiben." „Aber willst du nicht weiteressen?" lachte sie erfreut über seinen kurzen Entschluß.

Er blickte auf die Uhr und erschrak: „Schnell, in fünf

Minuten muß ich fort. Ich komme aber recht bald wieder heim. Gern gehe ich ja nicht zu der Raterei. Weißt du, was eigentlich der Lenz und der Michl gegen mich haben?" „Das ist — das ist seitdem du eingesperrst warst", entgegnete sie hastig, aber Hans tat ganz launig: „Wenn's sonst nichts ist, da kann man ja helfen. Sie waren doch früher ganz handsam mit mir." „Du vergißt die Frauen, Hans, den Müttervérein und was da noch dranhängt."

Von der Straße herauf flötete das bekannte Pfeifen seiner Kameraden. Hastig leerte er seinen Teller und griff mit noch kauenden Backen nach Hut und Stock. „Bis zehn Uhr bin ich wieder hier, die Verwandtschaft möchte warten", sagte er noch zur seufzenden Frau. „Aber bestimmt!" drohte sie ihm lächelnd nach und ging dann zur Wiege, wo sie ihr lachendes Buberl zu necken und zu kitzeln begann, daß es quäkte. „Du — du kannst mir wenigstens noch nicht davonlaufen, wenn ich dich gernhaben will."

Singend wiegte sie den kleinen Kerl in Schlaf und ging, als es längst dunkel war, in den hochlöblichen Familienrat, wo sie die strengen, fragenden Blicke der Schwäger und Geschwister gleich lächelnd beantwortete: „Der Sündenbock kommt erst später. Fangt nur gleich das Schimpfen über ihn an, daß ihr fertig seid, bis er kommt; das interessiert ihn ja doch nicht."

Dem Otto seine Frau streckte sich gleich in sittlicher Entrüstung um eine Kopf höher: „Unverschämtheit, wie dein Mann uns düpiert! Die Familie scheint für ihn gar nicht zu existieren."

„Er hat ja selber eine Familie, um die er sich kümmern muß", entgegnet Berta lächelnd.

„Du hilfst ihm noch, wo uns gerade die Sorge um dich hertreibt."

„Da hätte es dich schon längst hertreiben müssen, wenn du wirklich so besorgt bist."

Der Schorschl stieß seine Frau an und kicherte über das wütend verbissene Gesicht von Ottos Frau. Berta sagte nun ganz ruhig: „Meinem Hans wäre es recht, wenn die Mutter bei uns bleiben würde." „Sooo? Ah, da schau!" verwunderte sich hohnvoll der Otto. „Möchte er das Haus übernehmen? Da sind aber wir auch noch da." Berta war

erschrocken: „Ihr wollt das Haus verkaufen? Mutter, unser Haus?“ „Stell dich nicht so“, höhnte Ottos Frau, „wer ist denn schuld, daß es so weit hat kommen müssen? Daß die Gäste die Wirtschaft boykottieren? Wer hat denn die Mutter um ihre Existenz gebracht? Doch nicht wir, aber dein Mann!“

„Na, na, nicht so giftig“, wollte der Schorschl begütigen, doch der Lenz stampfte mit seinem Stelzfuß auf: „Ist es vielleicht anders?“ „Objektiv betrachtet“, säuselte Otto mit umwölkter Stirne, „ist der Krafft mit seiner verrückten Politik dran schuld, sonst ging' das Geschäft noch genau so gut wie früher.“ Und der Michl wiegte bedauernd den Kopf: „Von uns hat er sich ja nichts sagen lassen. Muß man denn seine Politik so weit heraushängen? Ich hätt' ihn für klüger gehalten.“ „Das Haus ist im Abschwimmen“, konstatierte Otto und schlug mit der Hand auf die am Tisch liegenden Bücher.

Schüchtern wagte der Schorschl den Einwand: „Ich hab' gehört, jetzt in der Inflation schwimmen nicht die Häuser, sondern die Hypotheken ab.“ „Das verstehst du nicht“, wies ihn der Lenz zurecht. „Der Luitpold sagt's doch, der ist in einer Bank und muß es doch wissen“, wagte der Schorschl noch zu entgegnen, aber der Michl polterte: „Der ist ja noch ein Lausbub, wir Hausbesitzer müssen es besser wissen.“ „Ihr wißt es auch. Warum lügt ihr euch an?“ rief Berta scharf in die lauernden Gesichter. „Weil sie ein billiges Haus möchten“, sagte dem Schorschl seine Frau.

Erbost fuhr der Michl auf: „Du brauchst grad noch sticheln. Wir wollen nur, daß das Haus wenigstens in der Verwandtschaft bleibt.“ „Mit Vorbehalt!“ warnte der Otto, „man weiß nicht, was die Börse bringt. Aber das Mögliche wollen wir doch nicht unversucht lassen, es ist eine Ehrensache für die Familie. Zwar liegt bereits ein Kaufangebot vor —.“ „Wer ist das?“ fragte Berta. „Der Konsumverein.“ „Der rote oder der schwarze?“ „Der rote.“ Sie lachte bitter: „Da merkt ihr nichts?“ „Was?“ fragte der Lenz.

„Rindvieh!“ platzte der Schorschl heraus. „Erst richten die Roten die Wirtschaft zugrund', und dann kaufen sie den Krempel auf. Da lass' ich mich doch fressen, wenn da nicht

wieder ein Jud' dahintersteckt." „Du, mit deiner hysterischen Judenangst", spottete der Lenz, und der Otto lächelte überlegen: „Du hast es ja mit in der Hand, daß das Haus kein Jud' kriegt. Ich mache euch ein Angebot." Erwartungsvoll betrachtete er die Wirkung seiner Worte. „Allerdings!" wägte er bedächtig, „so hoch wie der Konsumverein kann ich nicht bieten. Sagen wir — fünfzig Millionen!"

„Mein Gott — soviel Geld!" staunte verwundert die Schönwirtin, die sich keinen Begriff von der Summe machen konnte. Die anderen schwiegen betroffen. Nur Otto kritzelte auf einem Notizblock, wo er die ganze Summe in rund zweieinhalbtausend Dollar umgerechnet hatte. „Und der Konsumverein?" fragte Berta. „Bietet sechzig Millionen", sagte Otto leichthin.

„Aber der kriegt das Haus nicht, solang ich mitzureden habe", versicherte der Lenz. „Soviel politische Gesinnung habe ich auch noch." „Fünfzig Millionen ist zu hoch, Otto", protestierte mit schlecht verhehlter Genugtuung seine Frau, aber er wehrte mit der Hand ihren erwarteten Einwand und sagte stolz: „Ein Mann — ein Wort! Fünfzig Millionen!"

Es klopfte. Krafft kam unerwartet früh heim. Er hörte mit Staunen, was eigentlich verhandelt wurde, und sagte: „Mutter, behalte dein Haus! Sonst bist du bis Weihnachten eine Bettlerin. Du brauchst nicht verkaufen, du kannst von dem Mietüberschuß leben." „Leben!" kollerte der Lenz — „und die Reparaturen? Das Dach, die Fassade, die Rinnen — mit was läßt sie das richten?"

„In dieser Notzeit kann man nur das Allernötigste richten lassen. Die anderen behelfen sich auch mit Flicken." „Ist ja eine Schande für unsere Familie, wie das Haus ausschaut." „Die anderen Krautbürger haben auch keine schöneren Häuser. Da steckt was anderes dahinter, warum ihr so versessen seid auf den Verkauf. Braucht ihr Geld?" „Du vielleicht nicht?" fragte spitzig der Michl dagegen, „oder hast eins übrig, Maurerwaschl?" „Das müßt ihr einen Schieber fragen, ein ehrlicher Mensch wird in dieser Inflationszeit nur immer ärmer." „Geh, fang 's Politisieren nicht an. Tatsachen wollen wir, keine Sprüche", rief der

Lenz. „Man sieht ja an dir, wie weit man kommt damit — ins Zuchthaus!“

Über Kraffts Gesicht zieht eine fahle Blässe, als er resigniert sagt: „Habt ihr denn schon vergessen, warum?“ „Zuchthaus ist Zuchthaus, das ist wurscht, warum“, sagte kaltlächelnd der Michl, und die Frau vom Otto fügte bissig bei: „Eine Schande für unsere angesehene Bürgersfamilie.“ Und als Krafft unheimlich brütend schwieg, meinte Otto verlegen: „Objektiv betrachtet, mußt du doch zugeben, daß du uns Ungelegenheiten gemacht hast. Sogar meine Qualifikation im Amt leidet darunter.“ „Die Kundschaften hast du uns verjagt, alle sind wir in Verruf gekommen. Bei der letzten Feuerwehrsitzung hab' ich allerhand Sticheleien gekriegt wegen meinem noblen Herrn Schwager.“

Alle redeten verächtlich. Nur der Schorschl schluckte und druckte, bis es ihm herausfuhr: „Bagasch, bürgerliche! Euch vergönn' ich's, daß euch die Roten die Schädel einschlagen, daß endlich eure stinkige Einbildung ausdünsten kann. Ihr Schleimpatzen, ihr schmierigen. Ein Kommunist ist ja ein Fürst an Gesinnung gegen euch. Ein Schieber ist für euch ein Herrgott — weil er Geld hat. Der Krafft, da könnt ihr meine Lina fragen, ob's wahr ist, der Krafft ist ein Ehrenmann, das sag' ich jedem, der ihn schlecht machen will vor mir. Daß ihr es wißt! Von euch trau' ich mir das nicht sagen mit ehrlichem Gewissen.“

„Hans, wir sind hier überflüssig“, flüsterte Berta, und wie erwachend strich er sich über die Stirn, als er unheimlich ruhig sagte: „Den Schandfleck könnt ihr sofort los haben. Ich habe euren Umgang nicht gesucht. Mir liegt auch nichts an euerem bürgerlichen Vorurteil, im Grunde ist es ja doch die Parteipolitik, die aus euch redet und die heimliche Schadenfreude, daß ich vom hohen Roß herunter mußte, weil ihr selber nie zum Reiten kommt. Denn euer Dünkel kommt ja nur von einer maßlosen Dummheit. Mit euch zu streiten ist Zeitvergeudung, ihr lauft uns ja doch einmal nach, wenn wir das Heft in der Hand haben.“

„Eher frißt du uns Bürgern aus der Hand“, lachte höhnisch der Lenz. „Nein, Lenz, eher verrecke ich!“ Sie fuhren zurück, so heftig stieß er es heraus. „Eins muß ich noch sagen. Wenn die Mutter das Haus verkauft, dann kann ich

sie nicht bei mir haben, solange sie Geld hat. Ihr sagt doch wieder, ich hätte es vertan. Wenn sie nichts mehr hat, dann soll sie zu mir kommen, weil ihr sie dann doch gerne wieder los habt." „Oder zu mir!" sagte der Schorschl.

Das Haus wurde aber doch an den roten Konsumverein verkauft, weil es die andern dem Otto nicht gönnten und weil man außerdem für diese nette Regung sogar noch besser bezahlt wurde. In Papier! Drei Monate später kostete gerade eine neue Dachrinne schon sechzig Millionen.





Die Straßenschlacht

Die Männer der bayerischen Regierung haben immer gern in ihren Versammlungen vor den vaterländischen Verbänden davon gesprochen, wie energisch sie den Marxismus in Bayern zu bekämpfen gedenken, aber mit entsprechenden Maßnahmen zuckten sie vor den Drohungen aus Berlin immer wieder zurück. Sogar das Republikschutzgesetz, dessen Durchführung die ehemaligen bayerischen Minister verweigert hatten, wurde nunmehr in Bayern durchgeführt, so daß Dietrich Eckart, der wegen einiger satirischer Flugblätter, die er über Fritz Ebert herausgegeben hatte, vom Staatsgerichtshof in Leipzig verfolgt wurde und in die Berge flüchten mußte.

Man nahm daher allgemein an, daß die bayerische Regierung den Mut hätte, ihr so oft betontes Nationalbewußtsein dadurch zu dokumentieren, daß sie die üblichen roten Aufzüge zum ersten Mai verbieten würde. Die Roten drohten aber wieder einmal mit ihrem großen Bruder in Berlin und verkündeten, daß sie, über alle Anordnungen der Regierung hinweg, am ersten Mai stärker denn je marschieren werden. München bleibt ein Hort der jungen Republik. Die Arbeitsgemeinschaft des Kampfbundes der SA. mit einigen anderen Bünden schien nicht abgeneigt, der Regierung in Bayern das Durchgreifen leicht zu machen, und

beabsichtigte daher, mit ihren Leuten den roten Aufmarsch am ersten Mai, wenn es sein sollte, gewaltsam zu verhindern. Das war schließlich das wenigste, was man draußen im Reich vom nationalen München erwarten konnte.

Die SA. wurde zu diesem Zweck alarmiert. Als Krafft seine Hundertschaft am Vorabend zum ersten Mai versammelt hatte, um zum befohlenen Standplatz in die Stadt zu rücken, drang plötzlich Polizei ins Lokal und durchsuchte jeden Mann nach Waffen. Außer einigen Gummiknüppeln und Ochsenfieseln fand sich aber nichts. Ein zweiter Überrumpelungsversuch am Aufstellungsplatz brachte dasselbe Ergebnis. Man sah aus diesem Verhalten ohne weiteres, daß die Regierung ihren ersten Mut bereute und nicht mehr daran dachte, den Marxisten irgend etwas zu verbieten. Wenn aber die Wehrverbände zusammenhielten, dann könnten sie aus eigener Kraft den geplanten roten Aufmarsch verhindern und schließlich der Regierung eine willkommene vollendete Tatsache zum Kampf gegen die Berliner Judenregierung liefern.

In dieser Nacht spielten sich aber rätselhafte Vorgänge ab. Das Innere der Stadt war allenthalben von grüner Polizei mit Drahtverhauen, Maschinengewehren und Panzerautos gesperrt. Dunkle Gerüchte schwirrten durch die Reihen der SA., und schließlich kam Befehl, die vorgesehenen Standorte zu verlassen und zum Oberwiesenfeld abzurücken. Auf dem Marsch durch die Straßen begegnete man den Zeitfreiwilligen-Kompanien der Reichswehr und den Kolonnen anderer Bünde, die sich tags vorher dem Plan zum entschlossenen Vorgehen gegen die Roten freudig angeschlossen hatten. Man lachte und winkte sich im Aneinandervorbeirücken noch zu, und keiner wußte, daß man eigentlich in dieser Stunde schon gegeneinander marschierte. Man dachte ja gar nicht an eine solche Möglichkeit.

Als es Tag wurde am Oberwiesenfeld, marschierte Krafft mit seiner Hundertschaft in eine der Kasernen, in denen sich die SA. seit Monaten bei der Reichswehr an den Waffen übte. Auch jetzt dachte kein Mensch etwas dabei, als sich das Kasernentor auf ihre Aufforderung hin öffnete und als man sogar einen Schuppen aufsprengen ließ, weil der Schlüssel nicht gleich gefunden wurde, und die SA. sich mit

Gewehren und Patronen bewaffnete. Und ebenso selbstverständlich nach der Bewaffnung auf den Exerzierplatz hinausmarschierte, um dort auf die weiteren Befehle zu warten.

Daß irgend etwas nicht stimmte, war so langsam jedem geläufig geworden. Außer Oberland und Reichsflagge waren keine anderen Wehrverbände zum vereinbarten Sammelort erschienen. Nun erfuhr man, daß sie sich schon gestern der Regierung als Notpolizei zur Verfügung gestellt hätten und mit der Aufgabe betraut wären, ein Vorgehen der Nationalsozialisten, ihrer eigentlichen Bundesgenossen, mit Waffengewalt zu verhindern. Der rote Aufmarsch zur Theresienwiese konnte so im Schutze der „nationalen" Verbände ungehindert stattfinden und wurde zu einem Triumph der Marxisten aller Schattierungen.

Bald stellte sich heraus, daß der SA. sämtliche Zugangsstraßen zur Stadt von der Polizei gesperrt waren; gegen Mittag hatte sie zwischen den Kasernen sogar Panzerautos aufgefahren und die allernächsten Straßenzugänge mit Drahtverhau gesperrt. Nun kannte sich jeder aus, was von einer nationalen bayerischen Regierung zu halten ist, die lieber die Roten marschieren läßt und ihre schwerbewaffnete Polizei gegen die nationalen Verbände vorschickt. Die innere Einheitsfront vom Januar hatte sich noch einmal deutlich genug in München gezeigt, aber noch deutlicher die „Einheit" zwischen den nationalen Verbänden. Das war eine eiskalte Ernüchterung, aber es war gut, daß sie schon am ersten Mai in Erscheinung trat, weil man von nun an wußte, auf wen man sich verlassen konnte.

Die Waffen wurden noch auf Lastautos dem Zugriff der Polizei entführt, dann marschierte die lange Kolonne der SA. in die Stadt. Eine siegestrunkene Sektion der Sozialdemokraten kam gerade ahnungslos in einer Seitenstraße mit Blechmusik und wehenden Fahnen anmarschiert, eben als Krafft mit seiner Hundertschaft an dieser Straße vorbeirückte. Da preschten seine Leute wie eine wilde Attacke in die Seitenstraße und über den roten Verein her, der alles im Stich ließ, Fahnen, Trommeln und Trompeten, und sein Heil in der Flucht suchte. Flackernd gingen die erbeutete rote und schwarzrotgelbe Fahne in Flammen auf. Ein Pfiff! Die Hundertschaft stand wieder in der Kolonne. Das

war so flink vor sich gegangen, daß die Kriminalpolizei, die lauernd die abrückende SA. begleitete, gar nicht wußte, welche von den vielen Abteilungen dieses neue Verbrechen gegen das Republikschutzgesetz begangen hatte.

Spät am Nachmittag kam Krafft mit seinen erbitterten Leuten zum Appellokal und ließ wegtreten. Dann ging er nach kurzen Anordnungen heimzu und war ganz erfreut, als er seine Frau mit dem Buben im Wagen gerade entgegenkommen sah. Heute am Weltfeiertag war natürlich Hochbetrieb in der Vorstadt, rote und schwarzrotgelbe Fahnen hingen aus den Fenstern, und die Genossen paradierten gruppenweise aneinander vorüber, stolz die rote Nelke oder das rote Papierröserl am Rockaufschlag. Natürlich fehlten nicht die obligaten roten Krawatten, die die ganz eingefleischten Genossen am Weltfeiertag als höchsten Ausdruck ihrer Gesinnung zur Schau trugen. Höhnisches Lachen schlägt hinter Krafft auf, wenn er an einer solchen Gruppe vorübergegangen ist. Wie er aber Berta gerade begrüßen will, sieht er ein Stück voraus in der Straße plötzlich einen andern Kameraden, der eben sein Haus betreten wollte, von einem Haufen Roter umstellt, die mit plötzlich hervorgezogenen Schlaginstrumenten auf ihn eindringen. Im Nu ist er drüben und treibt mit den blanken Fäusten den Knäuel auseinander, daß der Kamerad ins Haus treten kann.

Kaum hat er aber wieder einige Schritte zurückgemacht, da stürmt um die Ecke ein neuer Haufen Roter und auf ihn ein, daß er plötzlich wie eingemauert im neuen Knäuel steht und kaum die Fäuste gebrauchen kann. Auf seinen harten Schädel prasselte es wieder einmal nur so von Schlägen. Er will gerade eine Wendung machen, um durchzubrechen, da sieht er über sich ein Messer blitzen und kann gerade noch den Kopf zur Seite bringen, daß die Klinge an seinem Schädel abgleitet. Jetzt erst, als er den scharfen Schnitt spürt, denkt er an seine Pistole und reißt sie heraus. — „Zurück!"

Da fährt der Knäuel auseinander. „Stehenbleiben!" — Die vorher so wütend gewesenen Gesichter versuchen nun schnell recht harmlos unschuldig dreinzublicken. Aber da ist er schon am ersten und schlägt ihn mit der Faust ans Kinn,

daß es ihn vom Pflaster hebt und umwirft; dann den zweiten, den dritten, den vierten. „Stehenbleiben!“ droht er noch einmal und hebt die Pistole, weil einige auskneifen wollen. Da wagen sie es nicht mehr und warten, bis er mit vorgehaltener Pistole einen um den anderen aufs Pflaster legt. Daß sie sich das so willenlos und dumm gefallen lassen? Das sollte einer von denen bei seinen Leuten probieren! Der letzte hat ganz bieder harmlos seine Pfeife in den Mund genommen, um ihm wahrscheinlich zu zeigen, daß er nicht beteiligt gewesen wäre, aber das Gesicht hat Krafft von vorhin nur zu gut in Erinnerung. „Du Hund!“ knirscht er, „dir helf' ich fürs Messerstechen!“ und schlägt ihn mit solcher Wucht ans Kinn, daß man die Knochen krachen hört und die Pfeife im hohen Bogen davonfliegt. Grohnend zieht der Kerl seinen Kopf ein und schleicht sich zur Seite. Drüben am anderen Gehsteig stehen die erbosten Genossen, brüllen und drohen von weitem, aber herüber wagt sich keiner, weil hinter Krafft, ohne daß er es merkte, der Kamerad von vorhin mit seiner Pistole stand und ihm den Rücken gedeckt hat. Weiber schimpfen kreischend: „Die armen Männer, die haben ihm doch gar nichts getan!“ Aber kampflustig entgegnet Berta: „Seht ihn doch an! Sieht mein Mann so aus, als ob ihm nichts getan worden wäre?“ Niemand wagt eine Antwort, denn Krafft denkt nicht daran, jetzt auf dem Heimweg seine Pistole einzustecken. „Hans, du blutest so.“ „Laß nur, wir sind gleich daheim, es läßt schon nach. Ist das nicht eine feige Bande gewesen?“ „Du bist aber auch zum Fürchten gewesen, deine Augen sind jetzt noch so.“

Keuchend kommt der Luitpold mit noch einem Jungen gerannt und kehrt sofort wieder um, als er Krafft bluten sieht, die anderen Kameraden zu verständigen. Und so kam es, daß am schönen Nachmittag des Weltfeiertages, an dem sonst die Vorstadt wimmelte von spazierenden Genossen, plötzlich die Straßen todeinsam waren, weil die rachebrüllende SA. jeden, der sich mit einer roten Rosette sehen ließ, davonprügelte. „Wir müssen ihnen die Schneid schon vorher abkaufen“, trieb der Sepp seine Leute an, „wenn wir nicht heute abend den Kopf unterm Arm heimbringen wollen.“ Denn es war unverkennbar, daß die roten Haufen auf-

geputscht waren, die einzeln heimkehrenden SA.-Männer an diesem Tag nicht unbehelligt zu lassen.

„Ach Gott! Wie oft denn noch?“ frägt Bertas Mutter und ringt entsetzt die Hände, als sie die Türe aufmacht. „Ist ja schon wieder ein halbes Jahr seit dem letztenmal“, lacht Krafft, und Berta erzählt der Mutter, noch glühend vor Erregung: „Diesmal hab' ich es selber gesehen. Und ich bin gar nicht erschrocken dabei. Eine Frau neben mir habe ich den Kinderwagen halten lassen und wollte hinüber, dem Hans zu helfen, aber da war schon ein Kamerad von ihm da.“

„Du auch? Ja, seid ihr zwei denn ganz — nein, da kann man nimmer reden.“ Kopfschüttelnd ging die Mutter hinaus und entsetzte sich erst recht, weil der Hans dazu noch so lachen konnte. Er lachte aber über das unwillkürliche Geständnis seiner kampflustigen Frau und sagte: „Sooo — du auch?“ Daß sie ihn anfunkelte: „Ja, hätte ich vielleicht ruhig zusehen sollen, wie sie dich umbringen? — Komm her, laß dich zusammenflicken, alter Raufbold. Das muß ja anstecken, wenn man mit so einem verheiratet ist.“

Dann wusch sie ihm das Blut vom Haar und fragte dabei selber ein wenig nachdenklich: „Ach ja, wie oft denn noch?“ „Das zählt diesmal ja gar nicht. Der kleine Schnitt da, der geht ja noch unter ein Heftpflaster. In drei Tagen sieht man schon nichts mehr davon.“ „Es hätte aber —“ wollte sie sagen, doch mit seinem Lachen schnitt er ihren Einwand einfach ab: „Was hätten wir denn da im Krieg gemacht, wenn wir wegen jedem Dreck geweint hätten?“ „Weil du nur diese schöne Ausrede für alles hast!“ drohte sie ihm mit dem Finger und meinte dann, als sie ihr Samariterwerk abschließend betrachtete: „Merkwürdig, sonst bin ich immer so voll Angst und Unruhe, aber heute, wo ich selber dabei war, denke ich mir gar nichts darüber. Eigentlich sollte ich dir schon lange etwas erzählen, aber du bist ja nie daheim.“ „Jetzt bin ich doch da“, sagte er noch, da läutete es draußen.

Der Max und der Heinz stürzen ganz erhitzt herein und sind scheinbar etwas überrascht, als sie ihn aufrecht im Zimmer stehen sehen. „War das alles?“ frägt der Heinz und dreht ihn herum, um ihn anscheinend genau zu unter-

suchen. „Und ich bin in Gedanken schon rachebrütend als Ehrenwache bei deiner Aufbahrung gestanden", gestand der Max aufatmend.

„Wenn ich nicht schon so hartgesotten wäre, dann müßte ich jetzt in Ohnmacht fallen vor eueren schlechten Witzen", lachte Berta und trieb sie mit dem Kochlöffel wieder hinaus. Und Hans mußte lachen, als er zum Fenster hinabblickte, wie eifrig drunten seine Kameraden die Straße auf- und abpatrouillierten und nun auf einmal freudig heraufwinkten, als sie bemerkten, daß es diesmal ja gar nicht so schlimm war mit ihm.

Die Polizei kam aufgeregt ins Haus, und der Herr Bezirkskommissar drohte: „Ich fordere Sie auf, sofort die Straße räumen zu lassen." „Bitte sehr", schmunzelte Krafft zum Fenster hinabdeutend, „das haben meine Leute ja schon gemacht." „Nein, von Ihren Leuten!" „Das müssen Sie selbst besorgen." „Die Leute gehen aber nicht ohne Ihren Befehl." Da mußte Krafft erst recht erheitert auflachen. „Sind Sie doch vernünftig, Herr Krafft, heute ist erster Mai, da sind die Roten immer besonders aufgeregt." „Wir auch, weil das nämlich unser Feiertag ist." „So, seit wann?" „Ab heute! Aber zu Ihrer Beruhigung, wir rücken sogleich ab, wir müssen nämlich zu unserer Maifeier. Die Roten haben angekündigt, daß sie zur Krönung des Tages den Zirkus mit seinem blanken Holzwerk in Flammen aufgehen lassen werden, und da wollen wir etwas frühzeitiger draußen sein."

Auf dem Wege zum Zirkus kam Krafft mit seinen Leuten gerade dazu, wie eine andere Hundertschaft von den Roten förmlich belagert wurde und von der Polizei wegen einer zu befürchtenden Schlägerei nicht aus dem Lokal herausgelassen wurde. Da ritten sie ihre Attacke gegen die Roten an diesem Tag im „nationalen München" und jagten die Meute samt der Polizei auseinander.

Spät am Abend, als sie singend durch die Straßen zogen, da waren die Standarten dabei, begleitet von einer Unmenge jubelnder Menschen. Der Marsch ging bis hinaus in ihre Vorstadt, und wieder wurden die Straßen plötzlich todeinsam, als sie anrückten und schweigend, mit harten Schritten hindurchzogen zum Abschluß des Weltfeiertages.

Staunend oder wütend standen die Bewohner hinter den Vorhängen, aber nicht einer wagte einen Zuruf oder ein Schimpfwort. Man wußte nur zu gut, daß sich diese Leute das nicht gefallen ließen, die daherkommen wie ein regelrechtes Regiment Soldaten und warnend ihre Standarten und Fahnen zeigen.

*

„Heute bleibe ich den ganzen Abend bei dir", sagte Hans und trocknete sich Gesicht und Hände ab. „Ach, wer's glaubt?" scherzte Berta unterm Anrichten des Abendessens, worauf er zur Bekräftigung seines Versprechens vorschlug: „Wenn du Lust hast, gehen wir noch ein wenig spazieren." „Oh, fein!" lachte sie nun freudig überrascht, „dann setze dich nur, daß wir bald weiterkommen."

Aber da läutet es draußen schon wieder Sturm, und als Berta aufmacht, wischt ein kleiner Bengel herein und stößt, noch ganz atemlos, hervor: „Sie sollen gleich zu uns in die Bäckerei kommen, sofort, die Roten wollen das Haus stürmen; einer blutet schon."

Man muß sich eigentlich wundern, daß das nicht schon längst geschehen ist, denkt jetzt Krafft. Oft genug schon hatten die Roten an die Hauswand oder auf den Gehsteig vor der Bäckerei hingeschmiert: „Kauft keinen Wecken beim Hakenkreuzbäcken!" Denn es war natürlich nicht verborgen geblieben, daß die beiden Söhne des Bäckers und der Geselle bei der SA. waren.

Er stürzte ans Fenster und pfiff das Alarmsignal über die Straße, zweimal, dann antwortete ihm schon der Sepp von drüben, und er hörte noch, wie es im Lärm der Straßenbahn und im Gewühl der Menschen weitergegeben wurde. Schnell die Pistole in den Sack, den Ochsenfiesel unter der Matratze hervor und in die Joppe gestürzt. „Berta, du mußt —." Doch Berta schwang schon ein Tuch um die Schultern: „Weiß schon, Block C und D. Das Essen stell' ich dir warm." Sie riß den Buben heraus und steckte ihn schnell zur Mutter ins Zimmer, da war sie schon vor Hans zum Haus draußen.

An der Treppe unten traf er auf den keuchenden Sepp. „Was ist los?" „Beim Bäcker!" „Aha!" Unterwegs gabel-

ten sie noch einige Kameraden auf, die schon vor ihrer Haustüre warteten. Wie sie rennend in die Straße einbogen, in der der Bäckerladen lag, sahen sie vor der Türe einer roten Wirtschaft ein drängendes Gewühl, aber vor der Bäckerei war nichts los. Im Hausgang trafen sie eine kleine Gruppe ihrer Kameraden, die sich in der Eile aus der Nachbarschaft zusammengefunden hatte. Sie berichteten hastig von einem kurzen Zusammenstoß vor dem Haus, bei dem die Roten ein paar Fenster eingeworfen hatten. Einen Kameraden hätte es bei der Schlägerei so schwer am Kopf erwischt, daß ihm das Ohr halb weghinge, aber der Arzt wäre schon da. Und die Polizei wäre schon vor einer Viertelstunde angerufen worden, ist aber noch nicht erschienen.

Hans betrachtete mit dem Sepp und dem Mathes die Lage draußen und schickte einige zur Erkundung in die umliegenden Straßen. Dann ging er mit Sepp und Mathes kaltblütig in das rote Lokal, wo die neue Auergarde beisammensaß. Einer schrie sie gleich entrüstet an:

„Das ist ja der Hitler-Häuptling! Was willst du bei uns?" „Wir wollen nur sehen lassen, daß wir auch da sind", entgegnete Krafft ruhig und ließ seine scharfen Augen umhergehen. Keiner wagte etwas darauf zu entgegnen, nur der Wirt kam hastig hinterm Schanktisch hervor: „Hier in meinem Lokal dulde ich keine Auseinandersetzung. Das ist Hausfriedensbruch! Euch kenne ich schon, jeder Wirt kennt euch." „Wird auch gut sein!" warnte der Mathes im Hinausgehen.

Ein paar Minuten danach kamen der Heinz und der Max mit den Kameraden aus ihrer Umgegend gerannt. Der Heinz platzte gleich vorwurfsvoll heraus: „Warum läßt du hier sammeln? Die Roten stehen doch am Friedhof!" „Was ist am Friedhof?" „Die Roten! So zirka hundert Mann. Sollten die vielleicht heute —?" Der Heinz wagte selber nicht auszusprechen, was ihm da plötzlich eingefallen war, und meinte schließlich: „Abwarten und Tee trinken! Vielleicht irgendein Stiftungsfest oder ein Jubiläum." — „Oder eine Beerdigung!" ergänzte der Max ironisch seinen Gedankengang, „unsere Beerdigung!"

„Bist du auch schon mondsüchtig?" frägt Krafft, aber es ist ihm selber nicht recht behaglich in seiner Haut. Da muß

auch noch der Wild daherkommen und erzählen: „Bei mir haben sie am Bau heut' ganz dick getan, daß sie uns abends nur so ausräuchern werden. Rache für den ersten Mai!" Auch die „Pest" hat zwei Tage hintereinander gekollert vor Wut, ob die Arbeiter in den Vorstädten Freiwild für die Mordlust der Hitler-Kanaillen wären und sich vogelfrei durch ihre eigenen Wohnstraßen mit vorgehaltenen Pistolen jagen lassen müßten.

Regelrecht in Schweiß gebadet kam jetzt noch der Robert auf dem Rad daher: „Was ist denn, ist alarmiert?" „Natürlich?" sagte Krafft. „Davon weiß ich noch nichts, ich war noch gar nicht daheim, ich bin gleich wieder umgekehrt, um dir zu melden, daß sich auf dem Platz bei mir ein ganzer Haufen Roter sammelt. Jede Trambahn bringt neuen Zuwachs." Als aber auch noch der Luitpold atemlos daherbrachte, daß gegen hundert Rote das Appellokal ihrer Hundertschaft von außen belagern und sonst noch auffällige Gruppen im Saal des Bierkellers herumsitzen, da war es Krafft klar, daß an diesem Abend nicht nur ein kleiner Überfall auf einen Bäckerladen geplant war. Das war nur der Schuß, der vorzeitig losgegangen war. Augenblicklich entsandte er in die Geschäftsstelle der Partei einen kurzen Bericht mit der Bitte, doch einige Hundertschaften SA. zur Unterstützung zu schicken. Auch zum Appell der Nachbarhundertschaft werden einige Radfahrer geschickt, sie möchte im Laufschritt herüberkommen zur Hilfe. Und der Bäckermeister rief alle paar Minuten die Polizei an, wenn er auch immer wieder angeschnauzt wurde, er solle sich nichts einbilden, es wäre völlige Ruhe auf der Straße . . .

„Überfall! Da vorne!" meldet keuchend ein Radfahrer der SA. Der Max prescht mit seinem Zug davon. Mit einem Schlag ist die ganze Vorstadt von einer kribbelnden Unruhe erfüllt. Aus den Häusern wagen sich die Leute auf die Straße, Schreier treten großmaulig auf, und die Fenster sind dick voller Neugieriger. Es hat sich wohl schon heimlich bei den Genossen herumgesprochen, daß heute eine Art im voraus gewonnene Entscheidungsschlacht stattfinden soll zwischen der neuen Auergarde und der SA. Da! Da kracht es schon aufeinander! Ein wirrer Knäuel, der aber jetzt plötzlich auseinanderfährt und zerstiebt wie eine Wolke,

hinterdrein mit wildem Gefuchtel die SA., die es selber komisch findet, warum die Gegner gleich nach den ersten Sekunden des Aneinanderprallens schon davonlaufen, daß man meist nur Hiebe in die Luft anbringen kann.

Erst wie die SA. vorüber ist, werden die Roten wieder schneidig und ziehen ihre Haufen locker zusammen. „Nur ausweichen, Genossen, laßt sie sich derrennen, die Hitler-Bande.“ Aber — dann wissen sie nimmer, wie das geschehen ist, plötzlich prasselt es nur so nieder mitten unter ihnen. Der Sepp hat sich schon gedacht, daß es gut sein wird, vorsichtshalber hinter den Leuten vom Max nachzukämmen. Und der Max kämmt der Gründlichkeit wegen noch einmal dagegen, daß die Hauptstraße bis vor die einsame Polizeiwache überraschend schnell leer wird. Einen der Hauptschreier hat sich der Fritz beim Krawattl gefangt und gegen den Wellblechrolladen eines Schaufensters geworfen, daß es nur so rasselt. Und weil das, wie er am entsetzten Aufkreischen der Weiber merkt, einen starken moralischen Eindruck auf die Umgegend macht, läßt er mit dem Wild in edlem Wetteifer noch einige Rote, die zu langsam geschaut haben, donnernd mit den Schädeln über das Wellblech fahren. „Dees is nor a Gehirnmassasch un is ganz gsond für dein Kopp!“ tröstet der Fritz, wenn sich um den so Behandelten die ganze Welt herumdreht, daß er taumelt wie ein Besoffener.

Untätig in Reserve stehend, meint der Heinz: „Bis der Max zurückkommt, derweil könnte ich am Friedhof —.“ „Erst warten, bis sie wieder alle beisammen sind“, hält ihn Krafft noch zurück und schüttelt selber den Kopf vor Staunen, wie er sieht, daß sich die Roten nur so hin- und herjagen lassen von seinen Leuten. Der Mathes kommt ganz erhitzt vom Rennen vorbei und bleibt einen Augenblick stehen. „Hast jetzt so was schon gesehen? Ich kann gewiß gut laufen, aber da komme ich nimmer nach, so schlitzen die aus.“

„Die reinste Treibjagd“, lacht da der alte Weigel, der plötzlich hinter Krafft steht, aber angeschnauzt wird: „Dich kann ich jetzt nicht brauchen.“ „Na, na“, entgegnet beinahe gekränkt der Weigel und schmollt: „Jetzt habe ich eine ganze Kompanie allein in die Flucht geschlagen, und das ist der Dank dafür.“ „Ich hab' jetzt keine Zeit zu dummen

Späßen." „Das ist mein blutiger Ernst." Krafft mußte lachen: „Dann red halt!" Und der alte Weigel riß plötzlich seine Hacken zusammen und schrie: „Melde gehorsamst: Unser Appellokal vom Feinde befreit!" „Wieso?" fragte Krafft erstaunt.

„Sehr einfach! Also laß dir erzählen: Sämtliche Bonzen, die wir damals im Januar hinausgewischt haben, waren heute da und haben uns alle miteinander nur so aufgehängt und erschlagen und massakriert — mit dem Maul, weißt! Draußen hat eine Hundertschaft Auergarde auf euch gelauert, und im Saal war auch noch ungefähr eine Hundertschaft verteilt. Sogar die Arbeitersamariter waren da. Und da bin ich, wie der Wirt gerade an ihrem Tisch mit ihnen gesprochen hat, hingegangen und hab' ihn vertraulich hinausgebeten, ich hätte ihm was Wichtiges mitzuteilen. Und wie wir draußen waren, hab' ich ihm ganz leise ins Ohr geflüstert: ‚Passen S' auf, bis in einer knappen Stunde kommen einige Hundertschaften von der SA.' ‚Wie viele?' wollt' er wissen. ‚Ja, so fünfhundert Mann', sag' ich. ‚Der Hitler ist selber dabei, aber das darf niemand wissen, das ist noch geheim, verstanden! Heut' ist nämlich eine Überraschung bei uns heraußen. Von überall her wird die SA. zusammengezogen und dann eine Demonstration gemacht mit Fackeln, das wird was ganz Großes.' ‚Soo?' — hat er mich erstaunt angeschaut, ‚kommen denn die auch zu mir herein?' ‚Selbstredend', habe ich gesagt, ‚das ist doch ihr Sammelpunkt.' Dann ist er mir schon davon. Und wie ich wieder ins Lokal zurück bin, haben die Bonzen schon ausgetrunken und sind ganz leis verschwunden, und bis ich umschau', ist es auf einmal leer gewesen. Wie ich dann auf die Straße hinausgehe, war auch keiner mehr da. Ich habe natürlich meine Augen ausgewischt, aber — es war keine Fata Morgana. Der Feind war weg!" Belustigt lachte der alte Weigel Krafft ins Gesicht. „Vielleicht hast du ihren ganzen Aufmarschplan umgeworfen, du alter Gauner", lacht Krafft, und der alte Weigel zitierte stolz: „Schon die alten Germanen waren bekannt ob ihrer Kriegslist —."

„Los, Heinz!" befahl jetzt Krafft. „Zum Friedhof! Der Max macht dort Linksschwenkung und der Sepp Aufnahmestellung. Haut sie auseinander, daß sie die Schlappschuhe

verlieren!“ Sie verstehen und schieben sofort mit ihren Leuten ab.

Am Friedhof wollte ein roter General anscheinend gerade seinen Haufen antreten lassen. Aber das war nicht so einfach, nachdem ja die Republik den Militarismus abgeschafft hatte. Und wie er noch mit vielen „Da gehts halt nei, Genossen — stellts euch hin — a bisserl a Ordnung“ umeinanderdirigierte und sich gütlich auseinandersetzte mit einigen, die meinten, sie lassen sich nicht kommandieren, lieber gingen sie gleich wieder — da fiel der Heinz mit seinen Leuten wie eine Meute von Wölfen in eine Hammelherde in ihre Reihen ein.

Ein wildes Hin- und Hergedränge, ein entsetztes Flüchten und Ausweichen vor den pfeifenden Hieben der SA.! Schnell in eine andere Straße, denken die fassungslos überrumpelten Roten und rennen ebenso entsetzt zurück, weil ihnen dort auch ein brüllender Haufen SA. entgegenrennt. Und dort schon wieder! Überall diese Hitler-Banditen! Ein Haus, schnell hinein — Gott sei Dank! Das ist ja ein schöner Saustall da draußen. Wo kommen denn auf einmal so viele Hakenkreuzler her? Da ist todsicher alles schon von vornherein verraten gewesen. Und da haben sie gesagt, hier wären es bloß ein paar kleine Gruppen SA. Nein, Herr Auer, mi leckst — ich lass' mir doch nicht den Schädel verschlagen, wüßt' nicht warum!

Wie der Heinz, der Max und der Sepp sich grinsend am Friedhof treffen und gerade feststellen, daß man ja hier eigentlich fertig ist und daß es wie erwartet ziemlich blitzschnell gegangen ist, da winkt der Robert mit den Armen ganz wild und schreit: „Da gehts her, jetzt kommen s' von mir drunten!“ Wie sie ihre Nase um die angedeutete Straße recken, sieht man tatsächlich eine stattliche Kolonne der Auergarde daherwackeln. „Zurückbleiben!“ fährt Max seine Leute an, die sich natürlich schon darauf stürzen wollen. „Nicht sehen lassen, bis sie da sind. Dann auf einen Pfiff alles drauf und wieder zurücktreiben. Nur nicht zu uns hereinlassen.“ Sie stehen in einem dichten Haufen hinter der Straßenecke und schwingen schon erwartungsvoll ihre Ochsenfiesel und Gummischläuche. Da schreit einer von oben aus dem Haus gegenüber wütend herab: „Ihr Wege-

lagerer! — Polizei! Polizei! — Obacht, Genossen, Obacht!" Aber ehe die Genossen sich darüber klar sind, was denn eigentlich los ist, ob der da droben spinnt, oder ob er ein Freund von ihnen ist, gellt ein Pfiff — und das, was dann war, weiß keiner mehr so recht. Jedenfalls hat die Nase geblutet oder der Schädel gebrummt — und wo die anderen Genossen so schnell hingekommen sind, kann man sich wirklich nicht vorstellen. Ein paar haben sich gerade noch in die Hausgänge gerettet, und so einzelne Versprengte hat man ganz weit weg noch sausen sehen. Die Straße wimmelt nur so von Hitler-Banditen. Und man hat ihnen doch noch gar nichts getan gehabt. Man wollte doch erst einmal demonstrieren, und erst dann sollte es vielleicht — schließlich — wenn alle Genossen beisammen gewesen wären.

„Ist das eine Garde, die Auergarde!" lacht der Heinz, als er Krafft erzählt, wie es am Friedhof war. In der ganzen Umgegend hat sich inzwischen nichts weiter gerührt. Als einer frech in die rote Wirtschaft hinein will, um sich Zigaretten zu holen, ist die Türe versperrt, hinter der der Wirt steht und ganz energisch abwinkt. Höher geht's nimmer, die Roten sperren sich schon selber ein. Natürlich sausen ihre Radfahrer auf Umwegen emsig hin und her. Sie werden wahrscheinlich schon das Demonstrationskomitee unterrichtet haben, daß in der Vorstadt so unheimlich viel Hakenkreuzler versteckt sind. Überall, wo die Roten sich sehen lassen, brechen sie aus dem Hinterhalt hervor zum Überfall. Am Friedhof allein sollen mindestens vierhundert gewesen sein. Und wenn man dann die noch dazu rechnet, die die anmarschierende Hundertschaft überfallen haben, und die anderen, die in der Umgegend der Bäckerei stehen, dann werden es leicht sechs- bis achthundert Mann sein, wenn nicht tausend, die dieser Hitler, dem wahrscheinlich ein Spitzel den ganzen Plan verraten hat, schon Stunden vorher in den Hinterhalt legte zum Arbeitermord.

Schnell eine Anordnung herausgegeben: Das Unternehmen ist eingestellt. Damit nicht noch mehr Genossen in das Blutbad der Hakenkreuzler kommen, sagt man. Aber insgeheim bläst man zum Rückzug, weil einige Hundertschaften sowieso schon auseinandergelaufen sind, wie sie von Versprengten gehört haben, wie unmenschlich die Hitler-

Hunde hausen. Schnell noch die anderen aufhalten, die schon auf dem Marsch sind. Sollen schleunigst wieder kehrtmachen.

Weil Krafft nun glaubt, daß keine Gefahr mehr zu befürchten, und es inzwischen schon Nacht geworden ist, ordnet er an, daß sich seine Hundertschaft ins Appellokal begibt, um dort das Weitere abzuwarten. Gerade wie sie in losen Haufen losmarschieren, kommt in der Straße der Gleichschritt einer Kolonne im Dunkel daher. Weiß der Teufel, wer die Laternen in der Straße ausgelöscht hat, daß es stockfinster ist. Da erkennt Sepp aber im Vorausgehen die Umrisse von Windjacken und Skimützen und freut sich, daß endlich von der Stadt her eine ganze Kolonne zu ihrer Unterstützung heranrückt. „Heil!" brüllt er zur Begrüßung, und ein paar andere brüllen auch gleich mit: „Heil!"

Da stockt die Kolonne. „Heil Moskau!" kommt es herüber. „Was — Moskau?" brüllt der Sepp. Ein schlagartiger wütender Zusammenprall! Prasselnd fährt eine Salve von Schlägen auf die überrascht stehengebliebene Kolonne nieder. Jetzt erst sieht man, daß es Auergarde in der neuen Uniform ist. Diese verfluchte Täuschung der gleichen Uniform bei Nacht. „Heil! Heil! Heil!" brüllt die SA. und treibt den Haufen in wildem Andrang auseinander. Da funken plötzlich einige Schüsse grell durch das Dunkel und peitschen hallend durch die enge Straße. Ein Wutgebrüll gellt auf, man weiß nicht, ist jemand getroffen oder nicht — und dann ein wütendes Dreschen, Schreien und Fluchen. Bis die SA. plötzlich merkt, daß sie eigentlich schon wieder unter sich ist und sich beinahe selber verprügelt hätte. Noch einmal blitzen einige Schüsse auf, schon weiter entfernt, und wie Krafft brüllt: „Ruhe!", da hört man das Getrappel der ausreißenden Auergarde um die nächsten Ecken verschwinden.

Auf der Straße liegen stöhnend die Niedergeschlagenen. Schnell nachsehen, ob einer von der SA. dabei ist. Aber da pfeift Krafft das Signal: Sammeln! Und merkwürdig, da ist auch schon die Straße wieder leer. Kriechend geduckt schleichen sich die niedergeschlagenen Roten in die Einfahrten und Hausgänge der umliegenden Häuser. Der

Fritz klettert an einer Laterne hoch und zündet sie mit einem Papierwisch an, daß man endlich die Umgegend erkennen kann.

Der Robert, der mit einer Gruppe die Roten verfolgt hat, kommt auf das Signal zurück und hält Krafft eine Pistole vor die Nase: „Der Mathes hat auch eine und der Wild auch. Aber der, dem ich sie abgenommen habe, der kann sich gleich wie er ist in einen Gipsverband legen lassen.“

„Polizei! Wo bleibt denn die Polizei?“ schreit jemand zum Fenster herunter. „Das möchten wir auch wissen“, grollt der Heinz zu dem Schreier hinauf. Kaum sind sie aber abgerückt, da kommt wirklich endlich die Polizei; denn jetzt geht sie heraus, weil die Genossen Stadträte die Polizei von einem blutigen Gemetzel der Hitler-Leute in den Straßen der Vorstadt verständigt haben und auf ein ganz energisches Einschreiten drängten.

Krafft und Sepp, die hinter ihren Kameraden nachgehen und ein Stück zurückgeblieben sind, hören auf einmal wieder auf der Hauptstraße, die von der Stadt heraus in die Vorstadt führt, den Marschlärm einer langen Kolonne herankommen. „Endlich die Unseren“, meint der Sepp; sie gehen gleich darauf zu, um die Kameraden abzufangen und an ihr Lokal zu geleiten. Wie die Kolonne endlich in das Licht der nächsten Straßenlaterne taucht, meinen sie aber, daß es wieder Auergarde ist. Sie bleiben augenblicklich stehen, weil sie jetzt sehen, daß die vorderen Reihen ungeniert große Pistolen in der Hand tragen; so ungeniert könnten eigentlich nur SA.-Leute sein, denken sie. Man sieht nur keine Armbinden. Sollten sie sich doch im ersten Moment getäuscht haben? Sie gehen noch einige Schritte näher hin, und der Sepp ruft: „He, wo wollt ihr hin?“ Aber dann stehen sie selber kopfschüttelnd, weil mit einem Male die Kolonne erschrocken stockt vor den zwei einzelnen roten Hakenkreuzbinden und plötzlich die Helden mit den großen Pistolen kehrtmachen — und dann ist die ganze Kolonne ohne ein Wort mit einem Höllengetrappel wieder im Dunkel der Straße verschwunden. Das geht so überraschend, daß Hans und Sepp sich erst noch anschauen, ob das nicht ein Spuk gewesen ist. Aber dann lachen sie nur

so heraus und müssen sich an der Laterne anhalten, daß sie nicht umfallen dabei. „Was muß man denen für Räubergeschichten von uns erzählt haben", lacht Hans, und der Sepp meint dagegen: „Kein Wunder, wenn sie die ganze Zeit eingetrichtert kriegen: Nie wieder Krieg! Das färbt doch ab."

Man will es ihnen natürlich nicht glauben, als sie es ihren Kameraden erzählen. Und dann ist auch gar keine Zeit, lange darüber nachzudenken, weil endlich die Hundertschaft der Nachbarsektion angekommen ist, nicht so, wie die Roten, sondern plötzlich in kleinen Gruppen, die auf einen Pfiff ihres Führers aus dem Dunkel tauchen und eine Kolonne bilden. Man wartet noch eine Weile, bis endlich ein Melder von der Geschäftsstelle die Nachricht bringt, daß noch einige Hundertschaften in Bereitschaft lägen, falls sie gebraucht würden. „Wir brauchen sie nimmer", lacht Krafft: „Antreten!"

Singend wird durch die Straßen der Vorstadt marschiert. Ganze zwei Hundertschaften hoch. Die Roten wollen es gar nicht glauben, daß es nicht mehr sind, und wittern eine neue Falle. Vorsicht! Diese zwei Hundertschaften sind wahrscheinlich der Köder, hinter dem das ganze Regiment im Hinterhalt auf ein Zeichen bereitsteht, noch verheerender, als es bis jetzt schon an diesem Abend geschehen ist, über sie herzufallen.

Über eine Stunde lang marschieren sie, ohne auf einen einzigen Gegner zu treffen, so daß Krafft beschließt, doch einmal in den Bereich des anderen Stadtteils vorzustoßen, in den die Roten hauptsächlich zurückgeflüchtet sind. Auch hier ist nichts zu finden. Erst als sie einem Hauptsammellokal der Auergarde näherkommen, bemerken sie, wie einzelne Radfahrer vor ihnen plötzlich umkehren und verschwinden. „Aha! Sie sind schon in der Defensive", bemerkt mit sachlicher Genugtuung der Robert. Als sie dann an das Lokal herankommen, sehen sie, daß die eisernen Läden vor die Fenster gelegt sind. Der Sepp läßt sich hinaufheben, um durch das Luftloch oben hineinzublicken, und schlägt mit dem Schaft seiner Pistole polternd an das Blech: „Sollen wir euch ausheben da drinnen?" Dann lacht er, daß ihn die anderen kaum halten können, und erzählt, als er wie-

der auf dem Boden steht: „Wie ich geklopft habe — das hättet ihr sehen sollen — da waren auf einmal nichts wie lauter Ärsche zu sehen, die unter den Tischen und Bänken hervorgeschaut haben. Die Türen zur Küche und bei der Schenke haben sie glatt ausgehoben beim Durchdrängen, so hat's ihnen pressiert." Krafft will es gar nicht glauben und läßt sich selber hinaufheben. Da sieht er, wie gerade noch die letzten Gardisten kriechend hinterm Schenktisch verschwinden und noch hastig ein Kasten vor die Küchentüre gerückt wird. Als er es seinen Kameraden erzählt, stimmen sie ein infernalisches Indianergeheul und dann noch ein höllisches Hohngelächter an, damit die Garde nicht so schnell die Angst verliert.

Lachend gingen sie auseinander. Unglaublich so was! Aber Krafft nahm noch den Mathes, den Max und den Heinz mit in seine Wohnung, und der Sepp trommelte unterwegs seinen Krämer aus dem Bett, der einige Flaschen Wein aus seinem Lager holen mußte, die der Sepp zu dessen Verwunderung gleich bar bezahlte mit dem Geld, das sie schnell zusammengelegt hatten. Und Berta mußte noch einmal aufstehen und sich die unglaubliche Märe von der Entscheidungsschlacht anhören. „Wißt ihr", sagte sie zuletzt, „was heute das Entscheidende war?" Sie schauten sich fragend an. „Eure unverschämte Draufgängerei! Denn wenn man sich das vorher ausdenken wollte, dann würde man gar nicht wagen, es zu unternehmen." „Das ist ja immer so bei uns", kollerte gedämpft der Heinz, „es scheint ein Geburtsfehler zu sein, wir können selber nichts dafür." „Ja, ja!" versuchte der Sepp zu spaßen: „Der Hitler ist schuld, alle Leute sagen es. Und die müssen's ja wissen."

*

Beim Mittagessen der Baubelegschaft kommt plötzlich der Fritz in die Kantine gestürmt, den Krafft seit kurzem endlich von der Straße weg und auf die Baustelle in Arbeit gebracht hat. „Hans!" ruft er ganz aufgeregt und drängt sich rücksichtslos durch die Tische, die neue Mittagszeitung in der Hand. „Was hast denn, narrischer Uhu?" sagt der Wild und nimmt ihm im Vorbeigehen die Zeitung

aus der Hand. „En Schlageter hawe se erschosse, de Bagasch“, sagt der Fritz ganz verstört.

„Vorlesen!“ fordern einige, weil natürlich alles sofort schweigend aufhorcht. Und der Wild liest laut: „Heute morgen wurde beim Tagesgrauen auf der Golzheimer Heide bei Düsseldorf der ehemalige Leutnant Albert Leo Schlageter von den Franzosen erschossen.“ Und wie er fertig ist, liegt ein drückendes Schweigen wie eine stumme Erschütterung in der verqualmten Kantine. Hans legt Messer und Gabel weg und schiebt seinen Teller beiseite, langsam, müde steht er auf und stemmt sich schwer vom Tisch. Und der Wild steht mit auf und der Sepp, der gegenübersitzt und seit ein paar Tagen auch zur Belegschaft gehört. Und dann steht der Rupp neben dem Wild, und der alte Pichler erhebt langsam, müde seine alten Knochen. Und dann ist es fast wie ein Zwang, dem man nicht widerstehen kann, daß sie alle miteinander stumm dastehen — und der Wirt, der eben ein Faß Bier anzapfen wollte, hält ein und stellt den Schlegel wieder weg. —

Bis sich einer besinnt, nachdem sie schon eine Weile wieder sitzen, daß sich das für einen Proleten ja gar nicht schickt in diesen Zeiten, so einen nationalen Brauch mitzumachen. „Ach was“, sagt er mürrisch, „da sind schon mehr erschossen worden. Es hat's ihn ja niemand geheißen, hinzugehen.“ Leise verwarnend sagt da Krafft: „Gerade das ist ja das Große an ihm gewesen. Aber vielleicht versteht ihr das nicht.“

Der Fritz ist zornwütend vor den anderen Kollegen hingetreten und fährt ihn an: „Du hast ja keen Funke Ehr' im Leib, wenn de so daherredst. In der Palz tät'st d'r dees anners üwerlege.“ „Fritz!“ ruft ihn Krafft, „setz dich zu mir her!“ Aber der Kollege hält Fritz fest und sagt: „Von dem red' ich ja nicht, aber das hätt' ich dem Schlageter von vornherein sagen können, ehe er hingegangen ist, daß es so 'nausgehen muß. Einer allein kann doch keinen Krieg gegen Frankreich führen.“ „Und wir wollen ja gar keinen Krieg mehr“, mischt sich ein anderer drein, „wir wollen endlich, daß diese jungen, unerfahrenen Menschen eine Ruhe geben. Wer muß es denn büßen? — Bloß wir!“ „Du kennst se halt net, de Franzose —.“ „Was? Ich war

selber vier Jahre im Feld!" „Denn sollste dich um so mehr schäme, daß de so rede mogst. I kenn' de Franzose von eene andere Seit' —." „Fritz! Geh zu mir her!" ruft Krafft und sieht ihn warnend an. Und da läßt Fritz ab vom Streit.

„Das steht fest vom Schlageter, daß das eine Dummheit war", wagt sich nun schon ein anderer hervor. „Wie alle diese verkrachten Studenten sind, die der Krieg aus dem Geleis geworfen hat, und die meinen, es muß jetzt so weiter gehen mit Schießen und Sprengen. Da machen sie so eine Dummheit noch zu einer Heldentat, wie beim Schill oder beim Andreas Hofer. So was kann uns nicht imponieren. Wir haben selber vier Jahre lang gesehen, wie dreckig der Heldentod ist." „Mir imponiert das auch nicht", sagt ein Dritter. „So ein einzelner Nachzügler. Von den Millionen Toten, die der Krieg gekostet hat, macht man kein solches Geschrei."

„Na, schön war das grad auch nicht", hält ihm der Sepp trocken entgegen, „als sie den Schlageter heute früh in einer Kiesgrube an einem Pfahl zusammengeschossen haben. Das war genau so dreckig wie im Krieg." Und verächtlich wirft er ihnen noch hin: „Ihr wollt ja mit Gewalt nichts anderes sehen wie Dreck. Ihr seid schon so, daß ihr am liebsten an einer Latrine herumstochert, und je besser es stinkt, um so mehr gefällt's euch, weil ihr dann schimpfen könnt."

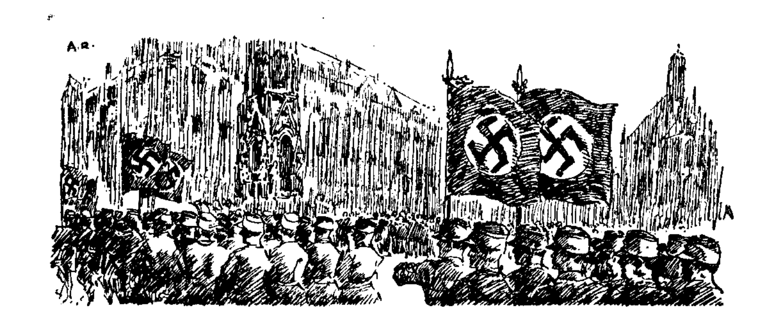
Dann stand Hans auf, um hinauszugehen. Er sagte aber im Vorbeigehen: „So gescheit wie ihr mitsammen war der Schlageter auch. Er ist auch im Feld gewesen und noch lange danach beim Freikorps. Der hat die Tragweite seiner Handlung besser abmessen können als ihr euer dummes Geschwätz. Der hat gewußt, von vornherein, daß er dabei draufgehen wird — und hat es trotzdem getan. Weil er mit seinem Waffenrock nicht seine Ehre an den Nagel gehängt hat wie ihr Allerweltswuisler. Wollt ihr denn gar nicht verstehen, daß es Menschen gibt, die so ein starkes Ehrgefühl haben, daß sie lieber umkommen, als in dem Saustall noch weiter leben zu müssen? Und der Schlageter war einer, der sich gesagt hat: Es ist notwendig, daß du ein Beispiel gibst! Damit die Deutschen daran erinnert werden, wie tief sie im Dreck stecken und sich wieder be-

sinnen, daß sie eigentlich auch was Schöneres könnten. Und den Franzosen hat er gezeigt, daß es noch Männer gibt in Deutschland, nicht lauter Hampelmänner wie ihr. Deswegen wirft einer, wie der Schlageter, sein Leben hin, damit die von draußen nicht mehr so leicht darüber weg können und sich nicht gar zu frech werden trauen. — Der Schlageter war einer von uns, von unserer Partei."

„Das habe ich mir sowieso gedacht", erwiderte einer. „Aber die Geschichten, wie sie der Schlageter gemacht hat, die bringen uns nichts, die nehmen uns nur."

„Ja, über eure Suppenschüssel könnt ihr nicht mehr hinausgucken. Ihr seht ja gar nicht mehr, wo das herkommt, was ihr essen wollt. Ihr könnt nicht einmal so weit denken wie ein Bauernknecht, der wenigstens weiß, daß man Brot erst dann essen kann, wenn man Korn ausgesät hat. — Du wirst mich jetzt nicht verstehen, aber vielleicht denkst du doch darüber nach. Siehst du, Schlageter ist solch ein Korn, das ausgesät worden ist."

„Doch, ich verstehe das", sagte laut der alte Pichler, als alle fragend nachdachten. „Und jetzt begreife ich schon wieder ein Stück besser, was der Hitler eigentlich will."



Marsch nach Berlin

Wie die Zeit rast und hetzt, man kommt gar nicht mehr mit, und doch geht es noch zu langsam. Viel zu langsam für die Qual, die die Menschen ertragen müssen. Wer hat noch Interesse für die Politik? Niemand, man hat ja kaum Zeit, miteinander zu sprechen. Und wenn, dann ist die erste Frage: „Wie steht der Dollar?“ Wenn ein Zeitungsverkäufer politische Schlagzeilen ansagt auf der Straße, um sein Blatt anzupreisen, dann geht man achtlos vorüber. Wenn er aber ruft: „Der neue Dollarkurs — soeben ausgegeben!“ — dann reißen sie ihm die Blätter nur so aus den Händen.

In Berlin hat man längst eine neue Regierung geschaukelt. Man horcht gar nicht mehr hin, ob sie morgen noch da ist oder eine andere für die gestrige kommt. Das ist ja alles so uninteressant, so nebensächlich vor der Hetze ums Dasein. Die Scheine, die man vergangene Woche als Zahlung erhielt, kann man ruhig aufs Klosett hängen, mehr sind sie wirklich nicht wert, wenn auch darauf steht: zehn Millionen, fünfzig Millionen; denn inzwischen ist die Skala des Wertbegriffes für die deutsche Mark schon in die Milliarden hinübergeklettert. Eine der großen Prophezeiungen des Marxismus vom Zukunftsstaat ist herrlich in Erfüllung gegangen. Selbst der Bettler ist schon Millionär geworden. Aber

die Kupferpfennige, die er früher bekam, waren Reichtümer gegen die Papierwische, die man ihm heute über die Treppe nachwirft.

Wie ein Heuschreckenschwarm fraßen die Nutznießer der Inflation, die aus dem Ausland mit ihren hochwertigen Währungen kamen, Deutschland arm und kahl. Ganze Straßenzüge fielen durch einen Federstrich in den Besitz des Auslandes. Wer fragte lange darnach, ob der neue Besitzer, der seine Aufkäufer geschickt und nie gesehen hatte, was er kaufte, ein Jude, ein Holländer oder Schweizer war.

Ein grandioser Sieg der Weltmacht Judas war erfochten mit dem Zusammenbruch des Ruhrabenteuers und dem darauffolgenden Zusammenbruch der gesamten deutschen Wirtschaft in allen ihren Zweigen. Ein Sieg, der im Weltkrieg nicht erreicht wurde, in dem Deutschland verschont geblieben ist von den Verheerungen des Feuers und der Schlachten, jetzt aber ausgeplünderter, verheerter war als die Länder, in denen der Krieg getobt hatte.

Geschickt verstanden die Juden, durch die Macht ihrer Presse die Wut des Volkes von sich abzulenken, indem sie die Gestalt des Herrn Raffke in ihren Witzblättern erfanden, des simplen Hausknechtes oder Stiefelputzers mit unverkennbar nichtjüdischen Zügen, der durch die Inflation zu glänzendem Reichtum samt einer feudalen Villa gekommen ist und in der Sucht nach äußerem Glanz und Schein zum lächerlichen, verhaßten Protzen gestempelt wurde, in dem man den Inbegriff seiner Wut über den großen Betrug sah. Nur nicht im Juden.

Wer merkte noch hin, daß die Kolonien der Ostjuden wie Ameisenhaufen wimmelten und daß Tag für Tag immer wieder frischimportierte Gestalten im schmuddeligen Kaftan mit dem Schnorrsack in allen Städten des Reiches einwanderten, um in wenigen Wochen mehrfache Hausbesitzer oder Inhaber großer Geschäfte und bald darauf Bauherren neuer, eleganter Villen zu werden. Der Fremdenverkehr hatte ungeahnte Formen angenommen. Irgendwie mußte man ja seinen ergaunerten Reichtum verprassen. Die Dörfer in den Gebirgen gingen unter in der Flut der Halbwelt, der Defraudanten und Hochstapler, und man fand gar nichts dabei, daß von den reichen Leuten Deutschlands und der

Welt die überwiegende Mehrheit Juden waren. Das hysterische Leben in den Gebirgsorten trieb Wucherblüten der unverhüllten Unzucht und zerrte die Begriffe der deutschen Kultur in die schwüle Atmosphäre der Bordelle herab. Man überbot sich in sensationellen, geistreichen Amüsements und lockte mit den verschrobensten Aufschriften zur „Bar in der Almhütte", zur „Tanzdiele auf dem Heuboden" oder zum „Oktoberfest der Strohwitwer und Strohwitwen". Gott, was sind schon die paar Hitler! Laßt sie doch schreien, in einem großen Kurort allein sind schon mehr Juden als der Hitler bloß SA. hat.

Und so drang die Spekulationswut ins letzte Dorf. Man lachte über die Bäuerin, die ihr erspartes Geld schnell in einigen Dutzend Hüten angelegt hatte, die im kommenden Winter natürlich längst unmodern sein werden, man lobte einen Klugen, der sich zwanzig Fahrräder gekauft hat, um sein Geld später durch das Verschachern derselben wieder hereinzubekommen, oder grinste vergnügt über einen Bauern, der in seiner Scheune ein Dutzend nagelneuer Klaviere als Sachwerte einlagerte, die natürlich bis zum nächsten Frühjahr restlos verdorben sein werden.

Eine Versammlung jagt die andere. Wie die Erschütterungswellen eines Bebens gehen diese Wellen von München aus über das Land. Auch im Norden Bayerns hat die Hitler-Bewegung sich rasch ausgebreitet, aber in den Ländern außer Bayern hemmen Verbote und Verfolgungen jede Entwicklung.

Es gibt wirklich keinen freien Samstag und Sonntag mehr für die SA. Wenn nicht eine Ausfahrt über Land zu einem großen Aufmarsch oder einer Versammlung ist, dann ist todsicher eine Geländeübung angesetzt in den Wäldern um München, bei der man als alter Hase das dumme Gefühl hat, als wäre die Geländeübung Nebensache und der Zweck des Ausrückens ein ganz anderer. Wenigstens zittert die Polizei und die dahinterstehende Regierung jedesmal bei solchen Anlässen und trifft besonders scharfe Absperrungen und Abwehrmaßnahmen.

Der Deutsche Turnerbund hat für dieses Jahr seinen Reichsturnertag in München anberaumt, und bei den Turnern, die schon immer Träger einer guten deutschen Haltung

gewesen sind, hat diese Wahl so starken Anklang gefunden, daß München trotz der Inflation und ihrer finanziellen Sorgen für den einzelnen von mehr als hunderttausend Turnern überschwemmt wird. München, der nationale Hort des Reiches, ist in diesen Jahren geradezu zum Mekka der aufrechten Deutschen geworden. Nicht wegen der Regierung, die natürlich an diesen Tagen das dumme Gefühl hat, es könnte aus dieser Massenansammlung bester deutscher Männer impulsiv ein Geschehen hervorgehen, das dem Reich ein anderes Gesicht zu geben vermag. Jedenfalls hat sie ihr besonderes Augenmerk auf die Versammlung im Zirkus gerichtet, in der Hitler vor zehntausend Turnern aus dem ganzen Reich über seine Bewegung spricht. Man hatte diese Versammlung nicht gern zugelassen, weil man weiß, welch ungeheure Propaganda für Adolf Hitler durch diese Männer über ganz Deutschland getragen wird. Weil aber die Turner darauf bestehen und wahrscheinlich bei einem Verbot erst recht wißbegierig nach diesem Hitler gefragt hätten, wählte man das kleinere Übel und gestattete eine einzige von zwanzig beabsichtigten Versammlungen.

Zur Mittagszeit, am Ende der Versammlung, bildet sich aus den begeisterten Turnern spontan ein Zug, der in die Stadt rückt. Man hat die SA. einfach mit ihren Fahnen in die Reihen hereingenommen, denn man will nun erst recht mit diesen Fahnen marschieren. Auch wenn es die Polizei verboten hat, für die Turner gibt es an diesen Tagen kein Marschverbot. Ein freudiges, frohes Singen jauchzt durch die Straßen vom Zirkus weg stadteinwärts: „Froh und frei ziehen wir dahin“ — „hurra, hurra, hurra, die Turner zie—ie—hen aus —.“ Wie der Zug das Verkehrsministerium erreicht, bricht plötzlich aus dem Torbogen die blaue Polizei in Massen zu Fuß und zu Pferde hervor, haut blindlings mit blanken Säbeln auf die Turnergäste der Stadt ein, sticht und säbelt im nationalen Hort des Reiches die nationalen Turner nieder und treibt rücksichtslos die Pferde in die gestaute Masse, unter Frauen und Kinder hinein.

Krafft, der mit seinen Leuten hinter dem Zug dreinkommt, um seine Fahne, die die Turner vorne in ihren Reihen mitgenommen haben, wieder am Ende des Zuges

mit nach Hause zu nehmen, sieht noch, durch das entstandene Gewühl drängend, wie die Polizei den Mathes, der die Fahne trägt, niedersticht, auf ihn eindrischt und herumtritt, wie ihm einige die Fahne, die er am Boden noch umklammert hält, in seiner Bewußtlosigkeit entreißen. Hohnlachend schleppt ein Blauer die erbeutete Trophäe über den Platz zur nahegelegenen Polizeiwache, aber da trifft ihn ein Schlag am Schädel, daß sein Helm über die Straße rollt. Mit einem Ruck hat ihm Krafft die Fahne entrissen und wirft sie in weitem Bogen den soeben herbeieilenden Kameraden zu, denn er selber kommt nicht mehr aus, sieht er. Er ist plötzlich von einem wilden Knäuel Polizei umringt, die mit Säbeln wie wild auf ihm herumschlagen. Er denkt noch, ein Säbel ist doch ein unbeholfenes altes Möbel, das zwar ganz gut zieht, aber ein Ochsenfiesel ist praktischer. Die langen Klingen stören sich ja gegenseitig im dichten Gedränge. Da sieht er kurz im Aufblicken, genau wie damals bei den Roten am ersten Mai, eine Klinge mit der scharfen Schneide heruntерzucken. Er kommt gerade noch mit dem Kopf zur Seite, da schlägt das scharfe Eisen durch den Waffenrock in seine Schulter. Und damit scheinen die Blauen genug zu haben. Sie lassen von ihm ab und wenden sich nach dem empörten Haufen der Zuschauer hin, die das Heldenstück mit angesehen haben.

Aber er freut sich, daß er sogar ein wenig lachen kann, wie er den Heinz und den Sepp mit der geretteten Fahne winken sieht. Die Hiebe, die ihn selber getroffen haben, hat er schon wieder verschmerzt. Er weiß nur nicht, warum er irgendwie noch benommen ist; es wird wohl eine kleine Dumpfheit in seinem Schädel sein, der ja in diesem Jahr so oft verdroschen worden ist, daß er schon von selber brummen könnte. Langsam geht er an die Häuserwand heran, aber da muß er sich schon wieder gegen einen plötzlich anrückenden blauen Kosaken wehren, der vom Roß herunterbrüllt: „Da ist er ja, der war's! Der Rotzbub! Nehmt den Kerl doch fest!" Ein pfeifender Hieb mit dem Gummiknüppel klatscht gegen die Hauswand, von der Krafft blitzschnell gewichen ist. Aber da klammert sich schon ein halbes Dutzend Schutzleute an ihn, zerrt und reißt ihn zur Wache, aus deren Tür gerade ein Blauer heraustreten will, der

einen Augenblick stutzt und mit fanatischem Grinsen auf die Kriegsauszeichnung, die Krafft am Waffenrock trägt, hinstiert; ein Griff nach der Ordensschnalle, ein zerrendes Reißen, dann wirft der Blaue wutlachend die Kreuze und Medaillen zu Boden und stampft mit den Füßen darauf herum. Dabei spuckt er dem wütend zerrenden Krafft ins Gesicht und gibt endlich den Weg frei, daß ihn die anderen förmlich an den Haaren die Treppe hinaufziehen können und ins Wachlokal zu den anderen bereits verhafteten Demonstranten hineinstoßen.

Langsam setzt sich Hans auf die Kante einer Bank. Alles hätten sie tun können mit ihm, alles könnte er ihnen verzeihen, aber das, daß man Kriegsauszeichnungen mit Füßen tritt —? Wenn ein Roter es getan hätte, aber ein Organ der Regierung im nationalen Bayern, das doch genau kennt, was für Auszeichnungen es gewesen sind? Keine Manövertaler, sondern Kriegsauszeichnungen, die höchsten dabei, die es gab für einen Soldaten der alten Armee. Und da reden sie immer vom Frontsoldatentum, vom Frontgeist, aus dem sie den neuen Staat aufbauen wollen. Mit solchen Schutzleuten? Da schreiben sie jeden Tag große Leitartikel, daß gerade der Frontsoldat in ihre Reihen gehöre, weil sie den Staat der Frontsoldaten, der bewährten Männer, aufrichten wollen gegen den Vaterlandsverrat und die Meuterer vom November 1918. Aber hat man es vielleicht anders erwarten können? Man hätte nur erwarten können, daß sie mehr Geschmack, mehr Anstand, mehr Geschick in ihrer Taktik haben, daß sie nicht so offen ihren gemeinen Haß zeigen würden.

Ja — den Frontgeist, den hassen sie, den treten sie mit Füßen, weil er ihnen im Wege steht bei ihren Verbrechen ...

Da stößt ihn einer an und sagt: „Du blutest ja, Mensch, laß dich doch verbinden. Schau nur, am Boden steht schon eine ganze Lache.“ Erst jetzt merkt er, daß er seinen linken Arm nicht mehr heben kann, der plötzlich ganz schwer und steif ist, und daß beim Bewegen da oben an der Schulter etwas schmerzt. Wie er den Kopf wendet, sieht er auch, daß sein Waffenrock durchschnitten ist, und es fällt ihm wieder ein, wann das war.

Man hilft ihm, nimmt ihm den Waffenrock herab, gerade als sie wieder einen himmellangen, völlig zerrauften Menschen hereinstoßen, der ein Turnergewand trägt, plötzlich seine rollenden Augen auf Krafft konzentriert und auf einmal zu grinsen anfängt: „Mensch, Krafft! So trifft man sich wieder!“ Ist es nicht der himmellange Endreß aus der Pfalz. Er nimmt gleich einem Kameraden das Verbandspäckchen aus den Fingern und beginnt unterm Wickeln wütend zu schimpfen: „Das ist euer nationales München, die Hochburg? Bei uns meint man, hier gibt's gar nichts anderes mehr als Hakenkreuzler.“ „Du hast mir ja nicht geglaubt damals, wie ich sagte, daß es woanders vielleicht leichter gegangen wäre mit der Bewegung als gerade hier.“ „Du hast schon immer ein besonderes Glück“, lacht der Endreß. „Weißt du noch, wie sie dich beim Kapp-Putsch zugerichtet haben?“ „Ach, das war ja gar nichts seinerzeit. Inzwischen weiß ich gar nicht mehr, wie oft ich schon so dran war wie heute. Ich habe schon allerhand weggerauft hier in München, und manchmal bleibt halt auch etwas hängen.“ „Das sieht dir gleich! Wie geht's denn der Berta?“ „Frag mich nicht, Endreß, wenn die Berta nicht wäre, ich weiß nicht, dann würde ich es vielleicht gar nicht aushalten.“ „Schimpft sie nicht manchmal, wenn du so daherkommst wie heute?“ „Nein, das tut sie nicht. Wetten wir, sie lacht sogar ein wenig, wenn ich heimkomme. Sie weiß das schon gar nicht mehr anders.“ „Sie denkt halt, wenn du nur überhaupt wieder kommst.“

Ja, dann hatte Krafft recht schön Zeit, dem Endreß so ungefähr alles zu erzählen, wie es ihm seit damals ergangen ist und was er so treibt. Und der Endreß hatte auch allerhand zu erzählen von der Pfalz, von der brutalen Unterdrückung jeder aufrechten deutschen Haltung durch den Bluthund General de Metz. Von den Verbrechen der Separatisten, die von den Franzosen bezahlt werden und gar nicht so gemein sein können, daß sie nicht immer wieder von der „Grande Nation“ in Schutz genommen werden, von dem sexualen Wüten der Schwarzen und Farbigen, die man ausgerechnet auf die Pfalz losgelassen hat. Von den anderen ehemaligen Kameraden weiß der Endreß auch nur dürftige Dinge zu sagen, denn es sei nicht einfach in der Pfalz, wenn

man, wie er, unter besonderer Kontrolle stünde, weil er sich schon wiederholt verdächtig gemacht hat. Er baue jetzt gerade an einem großen Verwaltungsgebäude, ausgerechnet für die Franzosen. Seine Reise nach München hat er verschleiert, in einem angeblichen Besuch bei Verwandten in der Pfalz. Und er wäre, weil man ihm den Paß entzogen hat, heimlich nachts über den Rhein geschwommen. Der Anzug, den er am Leib trägt, gehört nicht einmal ihm, sondern einem Turnbruder im Badischen.

„Ja", sagte er, „da wagt man alles, nur um einmal nach München zu kommen, in die Stadt der letzten Hoffnung aller guten Deutschen. Und dann wird man von der Polizei wie ein Kommunist verprügelt und festgenommen. Sie brauchen bloß noch einige Geschichten machen und schließlich die Sache in die Pfalz hinübermelden, dann bin ich geliefert für einige Jahre auf die Teufelsinsel oder in sonst eines der noblen französischen Gefangenenlager." „Du gibst einen falschen Namen an", entgegnete Krafft, „und du sagst auch gar nicht, daß du aus der Pfalz kommst. Eine nationale Regierung, die Orden herunterreißt und mit den Füßen treten läßt, ist zu jedem Verrat fähig. Du sagst einfach, du bist der Herr Schlumbrecht aus Mannheim oder Darmstadt." Der Endreß ließ den Kopf ein wenig hängen und meinte: „Wenn die Franzosen das gemacht hätten mit mir oder die Separatisten, dann würde ich mir nichts dabei denken, dann wäre es eine Ehre für mich, aber ausgerechnet hier in München! Das darf ich drüben gar nicht erzählen, die verlieren ja den letzten Glauben noch, wenn sie das erfahren. Und jetzt gebe ich denen gar nicht so unrecht, die bei uns drüben davon munkeln, daß man damit umgeht, die Pfalz an die Franzosen zu verschachern, um dafür ein Stück von Österreich an Bayern zu bringen."

„Ja, Endreß, verstehst du jetzt, warum wir noch nicht weiter sind trotz aller nationalen großen Töne, die hier gespuckt werden? Hier droht uns die größte Gefahr, nämlich die, daß Deutschland zerschlagen wird in lauter Trümmer und dann auf Jahrhunderte hinaus gar nicht daran zu denken ist, den Kopf wieder zu erheben. Wenn ihr draußen es nicht wißt, und wenn wir hier es zwar auch nicht schriftlich schwarz auf weiß haben, aber in der Nase

haben wir es längst und richten uns danach. Glaube mir, der Hitler hätte längst losgeschlagen, wenn München wirklich so stark national wäre, als man draußen schreit. Wir haben hier unsere Roten genau so gut wie anderswo und die Schwarzen obendrein."

Da wurden sie geholt und auf einen Flitzer der Polizei verladen, um ins Polizeigefängnis gebracht zu werden. Wie sie am Wagen saßen und durch die ihnen zurufende Menge fuhren, ließ Krafft sein blutiges Hemd, das man ihm ausgezogen hatte, im Wind flattern, und der Endreß lachte: „Richtig, gib mir auch ein Trumm, die sollen nur sehen, was mit uns los ist." Gruselig staunend blieben die Leute auf der Straße stehen. Natürlich ärgerte das den begleitenden Schutzmann: „Nehmen Sie das Hemd weg! Ihr habt es nötig, Propaganda zu machen." Aber Krafft lachte ihm ins Gesicht: „Diese Propaganda habt ja ihr für uns gemacht."

Nach langem Hin und Her wurden sie endlich spät in der Nacht entlassen. Und es war genau so, wie Krafft gesagt hatte. Als er daheim zur Türe hineinging, da kam Berta auf ihn zu, die längst von den Kameraden alles wußte, etwas bleich im Gesicht, aber dennoch lächelnd: „Ach, schon wieder einmal!" Und dann wurde sie ganz überrascht, als sie den Endreß eintreten sah, und mußte hellauf lachen, wie er sagte: „Und ich bin natürlich auch wieder dabei gewesen. Ich bin ja eigens hergefahren, weil ich schon lange keine Prügel mehr geschmeckt habe. Aber jetzt lange ich wieder fürs nächste Jahr."

Es war schon am Abend vorher wie ein Lauffeuer durch die Straßen der Vorstadt gegangen, und außerdem stand Krafft ja mit seiner Schandtat des Widerstandes gegen die Staatsgewalt im Polizeibericht. Er mußte sich eigentlich wundern, als er am Sonntag, mit dem Arm in der Schlinge, zum Arzt ging, wie freundlich und zuvorkommend ihn seine Nachbarn grüßten, und wie sogar der Genosse Meier wagte, ihn anzusprechen: „Das war doch gestern eine ganz große Gemeinheit, Herr Krafft. Wenn man die Politik ganz aus dem Spiel läßt, auch dann bleibt das eine Niedertracht sondergleichen, und jetzt glaube ich, daß ihr wirklich nicht mit den Schwarzen unter einer Decke

steckt, wie man immer gesagt hat." „Herr Meier, dann ist es ja gut; der Beweis ist zwar schmerzlich, kann aber nicht mehr gut weggelogen werden." „Was Sie schon alles mitgemacht haben, Respekt, muß ich sagen, und gute Besserung, Herr Krafft."

Hans blieb versonnen eine Weile noch am Treppenpodest stehen. Daran hatte er noch gar nicht gedacht, wie diese Attacke der Blauen hier bei den Roten in der Vorstadt wirken muß. Er ging sogar nach seinem Besuch beim Arzt in das berüchtigte Lokal in der Nebenstraße, das er schon einmal so bedrohlich besucht hatte, und trank ein Glas Bier, mitten unter seinen Erzfeinden sitzend. Er konnte sich sogar in der freundlichsten Weise mit ihnen über die Vorgänge unterhalten und hatte dabei das Empfinden, daß ihm endlich diese verhetzten Menschen die Achtung entgegenbrachten, die man einem ehrlichen Gegner immerhin zollen muß. Einer sagte offen heraus: „Respekt, das muß ich sogar als früherer Gegner sagen, ihr habt euch durchgesetzt bei uns. Hut ab! Uns soll's recht sein, wenn der Hitler es besser machen kann als die anderen."

Als er es daheim Berta erzählte, da wurde sie ganz froh und atmete auf. „Ich glaube, Hans, dann sind wir über den Berg. Jetzt muß ich dir schon sagen, daß ich manchmal fast verzweifelt bin, wenn du mich immer so allein daheim gelassen hast, und daß ich dem Hitler manchmal böse war, weil er euch gar so herangenommen hat. Aber jetzt bin ich froh, daß wir durchgehalten haben. Glaube mir, die Leute sind nicht schlecht im Grunde ihres Herzens. Sie sind nur wild und bös gemacht. Ich kenne sie ja, ich bin ja mit ihnen aufgewachsen. Wer die einmal hat, der kann sich immer darauf verlassen. Und ich glaube, wir sind so weit."

„Aber am meisten freut mich, daß mir die Schwarzen durch ihre Gemeinheit den letzten Respekt verschafft haben bei den Roten. Das ist der Kavaliersäbelhieb zehnmal wert." „Jetzt kannst du natürlich einige Wochen nicht arbeiten." „Ach, mach dir keine Sorge, die Angst um das Essen ist bei uns immer noch die letzte gewesen."

„Mir ist das heute, als ob das alles gar nicht gewesen wäre", lachte Berta still und ging in das Nebenzimmer, um sich schön zu machen für den seltenen Tag, da sie ihren Mann

endlich einmal für sich haben konnte, heute am Sonntag und morgen und übermorgen — und noch länger, weil er jetzt von der Arbeit daheimbleiben mußte.

„So kann man werden, so abscheulich, daß man sich sogar freut, wenn der eigene Mann verwundet wird", lachte sie, als der Endreß zum Abholen kam und fragte, ob sie den Schrecken von gestern schon überstanden hätte.

Und als sie ihrem Hans in den Sonntagsrock half, da platzte er heraus: „Weißt du, was mir jetzt eingefallen ist?" „Das ist ja doch wieder nichts Gescheites", entgegnete sie. „Doch, eigentlich etwas ganz Großes sogar." Und wie sie erwartungsvoll aufhorchte, meinte er launig: „Wenn ich einmal sterbe, dann mußt du mir die Haut abziehen lassen und in ein Museum bringen; denn meine Haut ist das sprechendste Dokument unserer Zeit. Da sind die Narben drauf von englischen Kugeln und französischen Granaten, von belgischen Handgranaten und amerikanischen Schrapnellen — neben den Narben, die mir die Roten mit Messer und Revolver und anderen Utensilien beigebracht haben — und jetzt habe ich sogar einen Säbelhieb der Reaktion draufgeschrieben bekommen."

Berta hielt sich entsetzt die Ohren zu, aber er lachte weiter: „Und darauf lasse ich schreiben: In dieser Haut ist einmal ein Deutscher gesteckt. Und auf seiner Haut haben sich alle eingeschrieben, die zu seiner Zeit Deutschland nicht leiden haben können."

„Du bist und bleibst doch ewig ein Landsknecht! — Aber du sagst da was von roten Revolvern, da weiß ich ja gar nichts davon." „Brauchst auch nicht gleich alles wissen, das kannst du aber, wenn du willst, in meinem Dokument nachlesen; ein kleiner Streifschuß, da links an der Hüfte — ich hab' es selber erst nachher gemerkt, nach unserer Straßenschlacht im Mai, wie mir das Hemd angepappt war." „Aha! Drum fehlt dir seitdem ein Hemd."

„Aber dees is no lang kee Scheidungsgrund", lachte der Endreß dazu.

Am Bau, in den Büros und Fabriken werden die Löhne jeden zweiten Tag zur Auszahlung gebracht, ganze Bündel von Papier, in Wirklichkeit aber nicht soviel wert als ein guter alter Taler. Verrückt wäre man, Papiergeld liegen zu

lassen bis morgen, es nicht sofort wieder, wie man es bekommt, in der gleichen Stunde in Waren umzusetzen. Es hat sich eingebürgert, daß die Betriebe eine Stunde früher schließen und dafür am Morgen eine Stunde früher anfangen, damit die Arbeiter und Angestellten wenigstens am gleichen Tag noch einkaufen können, weil sie morgen nach Erscheinen des neuen Kurses nur noch die Hälfte für ihren Lohn bekämen. Kann man da den Menschen verdenken, daß sie kein anderes Interesse an den Vorgängen des Lebens mehr haben, wenn sie aus der Sorge, nicht betrogen zu werden, nur noch den einen großen millionenfach am Tag gefluchten Wunsch haben, es möchte doch lieber ein Ende mit Schrecken nehmen, als dieser Schrecken ohne Ende fortdauern. Und das ganze noch vorhandene politische Interesse gipfelt in der einen Frage: Hitler? Wann schlägt er los? Wie lange wartet er denn noch? Das ganze Volk hat er hinter sich. Jeder tut mit.

Wenn der Herrgott vom Himmel schaut, dann muß ihm ein Höllensabbat von Stöhnen, Weinen, Fluchen und Schreien entgegenschlagen. Mitunter das frivole Lachen skrupelloser Spekulanten, das hysterische Gekreisch ausgelassener Huren und die erzwungene Lustigkeit der mit krampfhaft geschlossenen Augen am Abgrund Tanzenden in den Dielen und Nachtlokalen. Vielleicht hört er auch das Schießen und Brüllen roter Aufstände im Land, das Klirren der Schaufenster bei den Hungerrevolten im ganzen Reich — und vielleicht auch die harten Marschtritte und das rauhe Singen soldatischer Kampflieder in den Kolonnen der Männer, die bereit sind, wenn es sein muß mit der Waffe in der Faust, die Zustände zu ändern und eine neue Ordnung in Deutschland aufzustellen.

Inmitten der Verzweiflung und der gärenden Empörung über die schleichende Ausplünderung ist ein jubelnder Deutscher Tag in Nürnberg! Man meint gar nicht, daß es schon September ist, so warm und sonnig ist es noch. Und man kann es noch gar nicht recht glauben, was man selbst mit eigenen Augen gesehen hat. Herrgott, es wäre ja zu schön! In allen Straßen marschierende Kolonnen, flatternde Fahnen, wuchtende Musiken und darüber das freudig frohe Singen der gewaltigsten nationalen Kund-

gebung seit dem Krieg. Eine ganze große deutsche Stadt ist zu einem einzigen Lager von Soldaten in Zivil und grauen Windjacken geworden. Fröhlich begeisterte Menschenmauern stehen an den alten schönen Straßen, die so gut deutsch aussehen, trotz der vielen Aufschriften der Judenfirmen. Die alten schwarzweißroten Fahnen, die weißroten der Stadt und die weißblauen des Landes fächeln eine festliche Symphonie farbigen Frohsinns im Wind. Endlich darf man die Fahnen wieder zeigen, die jahrelang so verhaßt gewesen sind. Da ziehen sie vorüber, die alte, versunken gewesene Reichsflagge und die schwarzweißroten Fahnen des Bundes Oberland mit ihrem Edelweiß inmitten, die weißen Banner des jungdeutschen Ordens mit dem schwarzen Kreuz der deutschen Herrenritter von einst, die Fahnen der Marine- und Kriegervereine. Und dann, von sinnender Ehrfurcht umhaucht, die Fahnen der ehemaligen bayerischen Regimenter im großen Krieg. Aber am meisten bejubelt werden die flammenden Fahnen der SA., die unter den vielen anderen Verbänden den größten und geschlossensten Block in ihren grauen Windjacken und ihren grauen sonderbaren Mützen bildet.

Soviel alte ruhmreiche Tradition ist vorbeigezogen, ungeheuer viel für eine erbärmliche Zeit. Ach Gott, man braucht sich nun nicht mehr schämen, daß man einmal ein ganzer Soldat gewesen ist und kein Pazifist, daß man an sein Vaterland glaubte und damals nicht mitgemeutert hat. Nun scheint ja alles wieder gut zu werden. Da marschiert ja schon das kommende Deutschland mit seinen ungewohnt neuen Standarten, den Fanalen der neuen deutschen Revolution, die alles Niedrige und Gemeine, Verrat und Schieberei hinwegfegen werden. Wie an der Front draußen, der Bauer neben dem Arbeiter, der Offizier neben dem Angestellten. Herrgott! Die große Zwietracht hat nun ein Ende! Da muß es ja wieder besser werden, ganz von selber.

Habt ihr nicht den Adler gesehen? Nicht? Wie er himmelhoch über der Stadt seine Kreise zog — und jetzt wieder — seht ihr ihn? Ganz hoch über der Deutschherrenwiese steht er jetzt, senkrecht über dem Wald der Banner und dem Heerlager der Verbände. „Ein Zeichen des Himmels“,

raunte man, „der deutsche Adler ist zu diesem Tag gekommen, er will das Erwachen seines Volkes selber sehen."

„Sie brauchen nur ein Wunder, die kleinmütigen Herzen, ein Zeichen des Himmels", sagte der Robert, der neben der Standarte stand, zu Krafft, als alles die Hälse reckte und nach oben in den sommerlich blauen Himmel blickte, um den winzigkleinen goldenen Punkt zu entdecken. „Immerhin sonderbar", meinte der sonst so sachlich skeptische Heinz, „wo es doch in ganz Deutschland und weitum in Europa keinen einzigen Adler mehr gibt." „Doch — im Tiergarten!" lachte der Max. „Dann wäre es erst recht ein Symbol", entgegnete der Heinz, „wenn er sich aus dem Käfig befreit hat und nicht woanders hinfliegt, sondern ausgerechnet hier über dem Platz kreist." „Vielleicht meint er, die Adler auf unseren Standarten sind seine Jungen", spaßte der Robert.

„Der sucht höchstens was zu fressen", lachte der Sepp sie aus. „Dann ist er todsicher ein Nationalsozialist!" spaßte nun Krafft, und einige fragten erheitert: „Wieso? — Warum?" „Weil er unseren Wahlspruch kennt: Freiheit! — und Brot!" „Dann muß er den ‚Völkischen Beobachter' gelesen haben", lachte der Heinz mit seinem Baß dröhnend über alle hinweg.

Auf der Heimfahrt nach München, bei dem ihnen das Klingen der Musiken und das jubelnde Heilrufen der Menschen noch in den Ohren lag, konnte der Mathes sich nicht enthalten, seiner besonderen Befriedigung Ausdruck zu geben: „Die Blauen sind in Nürnberg ganz anders wie bei uns. Wie die mit uns gegen die Roten, die frech werden wollten, vorgegangen sind!" „Und der Vorbeimarsch!" fing der Luitpold an zu sinnieren: „Über vier Stunden hat er gedauert, das muß ja eine ganze Armee gewesen sein." „Hast du eine Ahnung von einer Armee!" lachte der Winkler ihn aus. „Ein schönes Armeekorps wird es gewesen sein, nicht viel mehr." „Wo nur die vielen Leute hergekommen sind?" ließ sich der in seinem Größenwahn unbeirrbare Luitpold wieder hören. Aber da fällt der Max ein: „Zum Losschlagen sind es genug. Höchste Zeit wär's!" „Abwarten, Tee trinken", meinte der Heinz, „hast nicht gehört, daß Hitler heute einen Kampfbund geschlossen hat? SA.,

Oberland und Reichsflagge.“ „Schon, aber warum sind die anderen nicht mit dabei? Der Jungdo, der Wehrwolf, der Blücherbund, der Stahlhelm und was es sonst noch alles gibt?“ „Die ewige Eifersüchtelei und Geltungswut. Der Hitler paßt ihnen nicht, das ist es.“ „Ja, wenn er die Freimaurer und die Juden in Ruh' lassen tät', ja dann!“

Getrennt marschieren und vereint schlagen! — hat man sich wieder gegenseitig zugerufen in Nürnberg. Aber man bringt angesichts der vielen selbstherrlichen Führer das dumme Gefühl nicht los, daß man zwangsläufig sowieso getrennt marschieren muß, aber schließlich getrennt nacheinander zerschlagen werden kann. Das dümmste Zeug ist heute so hin- und hergefragt worden; ob das wahr wäre, daß sich Hitler heimlich mit einer Jüdin verlobt hätte und daß Ludendorff inkognito in Rom gewesen sei. Ob nun Kronprinz Rupprecht zum Deutschen Kaiser ausgerufen würde oder ob nicht doch auf Prinz Eitel Friedrich die Mehrheit der Stimmen bei einer Wahl fallen könnte? Wie denn das wäre mit dem neuen Geld, das schon heimlich gedruckt würde, auf dem es in Zukunft nicht mehr Mark heiße, sondern Maß. Ob man doch nicht lieber das schöne alte Wort „Taler“ wieder einführen will? Je unglaublicher der Blödsinn klingt, der als Gerüchte in Umlauf gesetzt wird, desto lieber wird er aufgenommen vom wundersüchtigen Völklein. Wenigstens eine frohe Gewißheit bringt man mit heim: Über Nürnberg wird der Marsch nach Berlin gehen.

Da erhält diese frohe Gewißheit einen schweren Stoß, als kurz nach dem Nürnberger Tag plötzlich bekannt wird, der Bund Reichsflagge ist vom Kampfbündnis mit Hitler wieder zurückgetreten. Was wollt ihr denn mit Hitler, Hitler ist nur ein Trommler, aber kein Führer, heißt es. Wenn man dann aber sagt, dann sollen doch eure Führer beginnen, wenn sie mehr können wie Hitler, dann legen die klugen nationalen Männer die Stirn in besorgte Falten und tun so erhaben geistreich, als wollten sie sagen: Dummer Junge, wir erfahrenen Männer haben das doch schon reiflich vorbereitet. Bezähmt euer jugendliches Ungestüm, es kommt schon, wie es kommen muß. Mehr Disziplin! Nicht immer vorprellen wollen! Aber das weiß

man in der SA. so gut als anderswo, daß man nicht nach Berlin marschieren kann, wenn der Machtfaktor des Staates nicht auch mitmarschiert: Die Männer, die die Waffen tragen. Eine Frontstellung gegen sie wäre nichts anderes als ein Preisgeben schutzloser Leiber vor dem Hagel der Maschinengewehre.

In Sachsen ist die Reichswehr einmarschiert, um die rote Regierung, die schon die Zelle zu einem Rätestaat gebildet hatte, abzusetzen. Das ist jedem klar, gegen die Marxisten marschiert die Reichswehr jederzeit, folglich kann sie nicht gegen die Nationalisten marschieren, zuallerletzt gegen die Nationalsozialisten. Es ist ein offenes Geheimnis, daß zwischen der Reichswehr in Bayern und der SA. ein ausgezeichnetes kameradschaftliches Verhältnis besteht. Im Norden Deutschlands freut man sich darüber und fragt sich: Was wird Bayern machen? Wann marschieren die Bayern? Nur weiß man im Norden noch nichts Genaueres von Hitler. Das wenige, das man von ihm hört, das geht mit unter in dem geschickten Gemengsel von Begriffen, die man aus der Judenpresse so langsam über Bayern bekommen hat.

Da! — Endlich das erste Sturmzeichen! Die bayerische Division der Reichswehr hat sich selbständig gemacht und ist auf ihren General vereidigt worden. Ein Militärputsch? Das heißt doch klar und deutlich, daß die bayerische Division der Reichsregierung nicht mehr gehorcht. Das soll doch heißen, daß die bayerische Reichswehr mit nach Berlin marschiert? Aber warum macht man denn erst ein solches Theater und marschiert nicht gleich? Sollten hinter diesen offensichtlichen Vorgängen sich im Hintergrund schließlich ganz andere Dinge entwickeln, als man erwartet? Und welche Dinge?

„Also, dann wären wir soweit“, stellt Krafft spät abends nach einer langen Besprechung mit seinen Zugführern erfreut fest. Man ist am Abend prüfend durch die versteckten Depots der Hundertschaft gegangen, in denen für jeden SA.-Mann Ausrüstung, Waffen und Munition verborgen bereitliegen. Robert ist noch eifrig beim Anmalen von schönen Hakenkreuzen auf den Stahlhelmen und meint belustigt: „Bis morgen sind sie trocken, dann kann der Putsch steigen.“ Die roten Alarmzettel liegen wie ein Mobil-

machungsbefehl wohlvorbereitet an mehreren verborgenen Stellen. Es ist alles geübt, die Jungen, die nicht gedient haben, sind inzwischen in den Kasernen und bei Schießübungen, die ganze Sonntage gedauert haben, mit Gewehr und Handgranate vertraut gemacht worden. Ihre Hundertschaft könnte allein ein halbes Dutzend Maschinengewehre besetzen, wenn man sie hätte. Aber nach den ersten Stunden des losgebrochenen Sturmes wird daran sicher kein Mangel sein. Der Sepp hat eine Feldküche in einem Dorf vor der Stadt ausfindig gemacht, die sie inzwischen schon einmal bei einer Übung ausprobiert und in Ordnung gefunden haben. Es stimmt bis auf den letzten Knopf. Jeder hat daheim im Kasten seinen tadellosen Waffenrock hängen mit den Abzeichen der SA. Stiefel und Wickelgamaschen sind bereit neben dem Lederzeug mit Brotbeutel und Seitengewehr. Wenn ein Vorbeimarsch ist, und der ist jetzt jeden Sonntag, dann sind sie jedesmal stolz auf die Anerkennung der Kommandeure. Als das Oberlanddenkmal in Schliersee enthüllt wurde, ist ihre Hundertschaft selbst dem General Ludendorff besonders aufgefallen. Und man hat sie allgemein für eine verkappte schwarze Reichswehrkompanie gehalten, wegen ihres geschlossenen, tadellosen Auftretens, das einfach nur so geklappt hat.

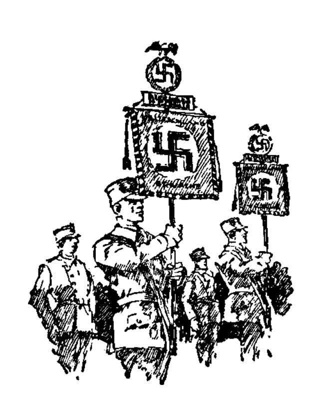
„Was sie nur immer haben mit uns?" frägt der Max einmal lachend nach dem Wegtreten. „Unsere Haltung gefällt ihnen so, aber ich weiß nicht, was da besonders zu rühmen wäre. Wir sind halt alle gerade gewachsen!" Da mußte auch der Heinz gestehen, daß er schon mehrfach nachgedacht hat über die Ursache der Anerkennung. „Aber gerade mit Schrittklopfen haben wir uns am allerwenigsten beschäftigt. Es muß was anderes sein, wir haben es zwar und wissen es selber nicht, was das Geheimnis einer guten Parade ist."

„Gar kein Geheimnis", sagt Krafft. „Der Geist ist's, der von selber die richtige Haltung erzwingt. Wo der Geist nichts taugt, kann auch keine gute Haltung sein, und wenn sie tausendmal geübt wird. Es muß so von selber herauswachsen, eindrillen läßt es sich nicht."

„Dann wären wir also fertig zum Marsch nach Berlin", meinte stolz der Max.

„Ein saudummes Schlagwort!“ sagte da ärgerlich der Heinz. „Das kommt gerade so heraus, als ob wir gegen die Preußen einen Krieg führen wollten.“ „Wollt' ich schon längst sagen“, fällt der Robert ein. „Wir meinen die Juden in Berlin und das rote Geschmeiß damit, jawohl! Was aber der Herr Kahr meint, ist ein großes Fragezeichen!“ „Ich sag's ja: Wir Nationalsozialisten in München und Bayern sind diesmal die besseren Preußen“, lachte Krafft, und Max warnte mit aufgehobenem Finger: „Pst! Wenn das mein Großvater gehört hätte — —!“

„Also, wann geht's auf?“





Hitlers Geist im Herzen

Da meint man immer, es geht nicht, wenn man nicht selber überall dabei ist, und nun muß es fünf Tage in der Woche auch ohne ihn gehen. Wenn man von der Arbeit leben muß, dann kann man sich die Arbeit nicht so ohne weiteres heraussuchen, sondern muß sie nehmen, wie sie daherkommt. Denn wie soll man etwas sparen können für Notzeiten, wenn schon die ganze Zeit selber eine einzige Not ist. Man hat ihn wieder einmal entlassen. Nicht deswegen, weil seine Kollegen nicht mit ihm gearbeitet hätten, sondern weil der Bauherr, wie sich herausstellte, ein Jude war und ein Riesengeseires machte, daß ausgerechnet an einer Wand seines neuen Hauses ein mit Tintenblei gezeichnetes Hakenkreuz durch den Putz hindurchschlägt. Ein Hakenkreuz, wer kann das gewesen sein? Natürlich niemand anderer als Krafft. Alles, was recht ist, das Geschäft kann man sich schließlich nicht von der Politik verderben lassen. Da mußte er froh sein, als ihm angeboten wurde, auswärts eine Spezialarbeit zu unternehmen, die obendrein besser entlohnt war als die Arbeit am Bau.

Da hockt er nun fünf Tage der Woche Abend für Abend in einem kleinen Marktflecken im Chiemgau, allein mit seiner Pfeife, und muß darandenken, wie froh seine Frau wäre, wenn sie ihn fünf Abende in einer Woche daheim haben könnte. Daheim hatte er keine Zeit, und jetzt, wo er Zeit hat, ist er nicht daheim. Wie das aber so geht, fängt man auch im Dorf am Wirtshaustisch zu politisieren an, und

weil man es allein schon gar nicht mehr aushalten kann, sucht man, ohne darüber nachzudenken, schon wieder nach neuen Kameraden. Wo man geht und steht, muß man von seiner Politik reden, ob es den anderen paßt oder nicht.

Auch über die Dörfer geht die Welle der politischen Erregung. Jede Woche ist eine Versammlung im „Großen Bräu", zu der die Bauern aus der ganzen Umgegend zusammenströmen. An den Sonntagen rücken sie aus und üben nach der Kirche ein wenig Antreten und Schießen. So weitab von München wagen die Führer der nationalen Verbände, die hier sprechen und ausschließlich die Gegend beherrschen, ganz andere Töne. Das klingt wie Kriegserklärungen gegen Hitler, was da unter dem Deckmantel der nationalen Betätigung offen herausgesagt wird. Es ist ja niemand da, der wagen würde, einem Herrn Oberforstmeister oder Sanitätsrat oder gar dem Bezirksamtmann entgegenzutreten. So fein kann ein Bauer nicht sprechen. Und da ist es eines Tages eine unerhörte Sensation, daß einer, von dem man weiß, daß er als Feuerungsmaurer aus der Stadt in der Brauerei arbeitet, eine Gestalt also, die man sonst gerne meidet wegen der roten Anrüchigkeit, plötzlich aufsteht in einer solchen Versammlung und sich zum Wort meldet, wo doch sonst bloß der Herr Pfarrer, vielleicht auch noch der Herr Lehrer gewagt hat, mit einigen Worten die vortrefflichen Ausführungen des Redners zu unterstreichen. Und da steht dieser Maurer oben und fährt mit dem Herrn Sanitätsrat nur so Schlitten. Er hält ihm vor, was er in der Stadt sagt und was er dagegen am Land den Bauern erzählt. Das sind allerdings zwei Paar Stiefel. So so, ein „Hitler" ist das. So schauen also die „Hitler" aus, auch nicht anders wie unsereiner.

Aber am Sonntag ist er ja nicht da, sondern in München bei seiner Familie und hört nicht, wie erst der Herr Pfarrer von der Kanzel und dann ein neuer Redner im Wirtshaus spricht und den Leuten einmal so richtig zeigt, was diese „Hitler" eigentlich sind: Revolutionäre, Antichristen, Banditen, Skandalmacher, einfach eine neue Auflage der Spartakisten, die nur eine Angst haben, es könnte im Volk einmal wieder Ruhe und Ordnung eintreten und dann müßten sie einpacken mit ihrer Hetzpolitik und auswandern. Wer hat

jetzt recht? Aber wozu streiten, wo man doch im Heimatschutz keine Politik treibt, sondern einfach dem Vaterland mit Wehr und Waffen zur Verfügung steht, falls man gebraucht wird. Der Herr Pfarrer oder der Herr Bezirksamtmann wird einem schon sagen, wann das eigentlich ist. Gegen Hitler will man gar nicht antreten, man hat doch schon allerhand gehört, was eigentlich ganz gut wäre.

Das haben sie aber nicht verhindern können, daß eine Gruppe junger Leute zum Krafft gegangen ist und sagte: „Du, da tun wir mit bei dir! Wir werden jetzt auch ‚Hitler'." Erst waren es sechs, nach acht Tagen waren es achtzehn und jetzt nach drei Wochen sind es schon über dreißig. Aber laßt sie, die verirrten Schafe. Sie werden schon wieder heimfinden, predigt der Herr Pfarrer von der Kanzel. Und wenn man betrachtet, daß im ganzen Bezirk über tausend Mann im Notfall unter Waffen stehen, dann spielen diese dreißig wirklich keine Rolle. Krafft hat an seinen Wochenabenden sehr viel Zeit übrig und tut jetzt genau dasselbe, was er schon in der Stadt mit seinen Kameraden gemacht hat.

Als er es daheim Berta einmal erzählt, lacht sie: „Wo du hinkommst, kannst du es halt nicht lassen, bis sie dich wieder einmal auf den Glanz herrichten."

Für seine Kameraden ist es natürlich ein Erlebnis, wenn er am Freitagabend wieder heimkommt und noch eine Stunde lang von seinen neuen Kameraden am Land erzählen kann. Sie lachen über seine Besorgnisse, ob denn alles in Ordnung wäre bei der Sektion und bei der SA.: „Was hätten wir da getan, wie du im Gefängnis und im Krankenhaus warst? Das ist wie eine Maschine, wenn die einmal läuft, dann läuft sie."

Weil man aber riecht, daß wieder einmal etwas in der Luft liegt, und an den Fingern ausrechnen kann, daß es noch heuer zu einer Auseinandersetzung kommen muß, bei der Krafft natürlich nicht fehlen darf, haben sie ausgemacht, sie werden ihn beim geringsten Anzeichen eines großen Alarms sofort anrufen oder telegraphieren. Und weil das in seinem gegenwärtigen Familienleben sehr plausibel klingt, haben sie als Stichwort ausgemacht: „Ein gesunder Sprößling geboren. Sofort kommen."

Wie gewöhnlich rückt man an einem Feiertag aus zu einer Übung in die Fröttmaninger Heide. In breiten Staffeln ist die SA. aufmarschiert, als Hitler auf einen kleinen Hügel tritt und spricht. Er sagt nichts Staatsgefährliches, er verkündet auch keine Proklamation, aber man hört aus seinen Worten heraus, daß die nächsten Tage die lang ersehnten Tage der Entscheidung sein werden. Und dann wird die SA. auf Adolf Hitler vereidigt.

„Merkst du was, geliebter Leser?" frägt Max nach dem Wegtreten und sieht Krafft dabei tiefernst an. „Mir brauchst du doch nichts erzählen, Max, ich weiß doch längst, daß wir allein stehen." „Du meinst also", mischte sich der Heinz ein, „daß es zu keiner Erhebung kommt?" „Ich meine, daß alles sich nur darum dreht, erst einmal unsere Bewegung auszulöschen, denn wir sind für andere Putschisten eine Gefahr." „Wen meinst du damit?" „Die Reaktion!" „Bei uns?" „Es riecht noch nach eingemottetem Hermelin und nach frischem Weihrauch. Ich sehe schon, wie eine mattgewordene Krone wieder blankgerieben wird." „Eigentlich wahr! Da könnte es hinausgehen, das dunkle Gewühl in den Wehrbünden. Wir sind doch schon mehr als einmal verraten worden."

„Die Entscheidung liegt ja doch beim Volk, auf welche Seite es sich stellt, wenn gerufen wird." „Da ist mir nicht angst", behauptete der Heinz. „Wo du hinhörst, schreien sie nach Hitler." „Was ich zwar nicht bezweifeln möchte", fällt jetzt der Robert ein, „aber das Volk hat ja noch gar nicht richtig begriffen, was Hitler will." „Wenn wir jetzt nicht losschlagen, dann können wir einpacken für immer", sagt der Sepp und schneuzt sich zur Bekräftigung laut durch die Finger. „Wir können nicht auf einundfünfzig Prozent Siegesgarantie warten, wie ein gewisser Herr General verlangt hat." „Was hätten wir denn da im Krieg getan", brüstet sich spaßhaft der Luitpold im Jargon der alten Kameraden, „wenn wir vor jeder Schlacht gefragt hätten, ob man sie auch gewinnen kann? Der Hitler wird's schon wissen."

So dachten sie alle. Auch wie sie noch nicht geschworen hatten. Und deswegen sind sie ja zu ihm gegangen, weil sie

hier am allerersten glaubten, daß Hitler vor einer Tat nicht zurückzuckt, wenn die Stunde der Geschichte sie verlangt.

Auffallend ist, daß auf einmal die Juden in München mehr und mehr unsichtbar werden. Der Luitpold erzählt, daß er am Schabbes im Judenviertel war, dort, wo noch die echten Schnorrer wohnen. Und er macht es ihnen vor, wie da die Juden untereinander mit Händen und Füßen geredet haben: „Was werd er machen, der Hitler?" „Kapores werd er uns machen!" „Woher! Nix kann er machen, weil's sonst an Krieg gibt. Wenn der Hitler sterzt die Regierung in Berlin, wern die Franzosen marschieren. Was will er da machen? Also nix!" „Aber die Mark werd er stabilisieren, de Börs' schließen." „Brauch' mer a Börs', wenn's gibt in Wien a Börs', in Prag a Börs', in Zürich a Börs'? A Telephon brauch' mer!" „Aber es G'schäft werd er uns verderben." „Woll mer sehn, ob er's kann. Vielleicht werd's erst recht a G'schäft. Gesetzt, daß er überhaupt hinkommt." „Es best' werd sein, mer verreist." „Waß mers?" „Besser ist besser!"

„Die Jugend macht sich!" lachte gönnerhaft der Heinz. „Jetzt kann der Parteirekrut schon besser mauscheln wie ich als Parteiveteran. Unsere Erziehung scheint sich doch zu bewähren."

„Die Stimmung ist ausgezeichnet", stellte der Robert fest und lachte: „Hans, ich meine, jetzt kommt bald der Sprößling. Hoffentlich dauert's nimmer so lang, daß inzwischen der echte Sprößling kommt und du dich dann verkehrt aufregst." „Den Kopf reiß' ich euch herunter, wenn ihr mich nicht unverzüglich davon verständigt. Am liebsten tät' ich gleich gar nicht mehr zur Arbeit wegfahren — wenn ich nicht davon leben müßte."

Die nächsten Tage gehen aber vorüber, und es ist noch nichts los. Der 7. November kommt, der fünfte Jahrestag der Revolution in München. Alles hat auf diesen Tag getippt, und wieder ist nichts los. Immer noch kein Anruf, denkt Krafft, also wieder nichts. Da sieht er mittags bewaffnete Bauern in den Straßen laufen und hört dann, daß an den Ortsausgängen Posten aufgestellt wären. Dann sieht er auch, wie an den Straßenausgängen Leiterwagen quer über die Straße gestellt werden. Der Gendarm steht

mit dabei, und als nach einiger Zeit ein Auto durch den Ort fahren will, muß es natürlich halten. Der Gendarm prüft die Papiere des Autoführers, fragt lange nach dem Hin und Her des Fahrzeuges, bis er endlich den Weg freigibt. Hans geht darauf zu dem Gendarmen hin und frägt: „Was ist denn eigentlich los?“ Aber der blickt ihn so von der Seite an und sagt höhnisch: „Sie sind auch noch da? Was wollen denn Sie noch hier?“ Der Ortsführer des Heimatschutzes kommt dazu und erklärt, das wäre alles bloß einmal ein Probealarm, damit die Bauern auch lernen, wie es geht, wenn es einmal Ernst wird.

Krafft ist doch etwas unruhig geworden. Vielleicht hat man insgeheim schon losgeschlagen, denkt er und rennt zur Post, um den Max in München anzurufen. Die Nummer weiß er ja längst auswendig. Aber auf der Post sitzt neben dem sonst alleinstehenden Postschaffner diesmal der Verwalter der Bankfiliale, die seit der Inflation im Ort sich aufgemacht hat, ein Forstgehilfe ist dabei und noch einer, den er noch nicht kennt. Mißtrauisch hören sie zu, wie Krafft ein Gespräch anmeldet. Und dann fragt ihn der Forstgehilfe lauernd, was denn das für ein Gespräch wäre, ob er das nicht verschieben könnte? Auf morgen vielleicht? Nein, es wäre ganz dringend, weil er wissen möchte, was mit seiner Frau ist, die ein Kind erwartet. Gut, sie wollen es versuchen, aber garantieren können sie nicht, ob jetzt eine Verbindung zustande käme. Über eine Stunde sitzt Krafft wie auf Kohlen; die Arbeit hat er natürlich längst vergessen, bis er endlich in die Zelle gerufen wird und sich der Max meldet. „Ist was los, Max?“ „Warum, brennt's bei euch, weil du anrufst?“ „Ich meine, ob mit meiner Frau was los ist, ob der Bub schon angekommen ist, oder ob es so weit ist, daß man damit rechnen kann?“ Der Max lacht: „Wirst du schon nervös? Nein, der Bub denkt noch gar nicht daran, zu kommen.“ Da atmet Krafft erleichtert auf, und es scheint also doch zu stimmen mit dem Probealarm. Die ganze Aufregung war umsonst. Er sagte auch ganz beruhigt: „Dann bin ich froh, rufe mich doch morgen an. Glaubst du, daß es morgen vielleicht so weit sein könnte?“ „Ach woher“, sagt der Max seelenruhig. „Morgen hat die Reichskriegsflagge einen Festabend, zu dem wir eingeladen sind, wir gehen

aber gar nicht hin. Morgen spricht noch der Kahr im Bürgerbräu vor den Vaterländischen, das ist alles. Spare dir dein Geld, ich rufe dich schon an, wenn's so weit ist."

Nun schämt sich Hans, daß er so nervös gewesen ist. Und er denkt sich auch gar nichts dabei, daß der Probealarm eigentlich sehr lange dauert. Er hat sogar darauf vergessen, daß es ihm erst am anderen Tag, wie er in der Frühe wieder an die Arbeit geht, auffällt, daß die Wachen ja immer noch nicht eingezogen sind. Das ist aber eine verdächtig gründliche Übung. Es drängen sich zwar einige andere argwöhnische Gedanken noch vor, aber er muß wieder an seine Arbeit. Der Max wird schon anrufen, denkt er. Auf den Max ist unbedingt Verlaß.

Wie er abends aber von der Arbeit zurück ins Gasthaus kommt, in dem er wohnt, steht ein Haufen von Führern des Heimatschutzes im Hausgang. Ein paar Autos stehen vor der Einfahrt, und im Nebenzimmer geht es ganz dick her von kommenden und wieder abgehenden Meldern, die mit den Fahrrädern von der Umgebung erschienen sind. „Ich glaube, heut geht's los", flüstert ihm der Sohn vom Bräu im Vorbeigehen hastig ins Ohr. Hans überlegt, ob er nicht am besten gleich zur Bahn geht, vielleicht erwischt er den letzten Zug noch in die Stadt, und wenn er sich geirrt hat, kann er ja morgen früh wieder herausfahren. Allerdings wird das einen Krach mit seinem Meister geben. Aber er beruhigt sich wieder, der Max wird mich anrufen, wenn etwas los sein sollte. Vielleicht machen sie einen Generalalarm. Die Bauern haben zwar ihre Gewehre geladen und führen jedes Auto, das durch die Ortschaft fahren will, unter schwerer Bedeckung zum Bräu, damit der Stab selbst es kontrollieren kann. Er versucht einige Fragen anzubringen, merkt aber, daß man ihm geflissentlich mit der Antwort ausweicht. Beim Dunkelwerden streift er durch den Ort und trifft dabei auf einige von seinen neuen Kameraden, die er hier gewonnen hat. Sie erzählen ihm, daß bei einzelnen von ihnen heute in ihrer Abwesenheit die Gewehre, die sie früher beim Heimatschutz gefaßt haben, abgeholt worden sind. Auch das ist schließlich ganz plausibel zu erklären. Wenn sie nicht mehr zum Heimatschutz gehören, müssen sie auch die von dort erhaltenen Waffen wieder

abgeben. Auch am Bahnhof ist eine Wache aufgezogen. Der letzte Zug ist längst fort. In der Post ist immer noch Licht, obwohl die Amtszeit längst vorüber ist. Da ist doch irgend etwas los, sagt sich Krafft. Das sieht jetzt bald ein kleiner Bub. Daß man da von München nichts hört? Vielleicht geht man so vor, daß man erst das Land —? Aber das ist ein hellichter Unsinn. Warum nimmt man dann den paar jungen Nationalsozialisten die Gewehre weg?

Es wird neun Uhr, zehn Uhr, da legt ihm im Vorbeigehen der Sohn vom Bräu ein Bierfilzel hin. Wie er es umdreht, steht darauf: Verschwinden! Das hat er allmählich schon selber herausempfunden, daß es Zeit wird, hier zu verduften, denn von verschiedenen Führern des Heimatschutzes ist er schon sehr merkwürdig angeblickt worden. Er tut, als ob er in die Küche ginge, kommt aber von dort nicht mehr zurück ins Zimmer, sondern geht gleich durch den Stall und dann auf einer Nebentreppe zu seiner Stube, packt seinen Rucksack zusammen und steckt seine Pistole ein. Dann trägt er seinen Rucksack vor den Ort hinaus und versteckt ihn in einer Hecke. Wenn er gute zwei Stunden geht, dann kann er die große Bahnlinie noch erreichen, auf der sicher in der Nacht noch ein Zug zu erwischen wäre. Aber wozu das, wenn schließlich alles nur eine Einbildung ist?

Er geht wieder zurück und macht einen seiner Kameraden ausfindig, der ihm den Sohn vom Bräu in den Hof herausholt. „Ach, da sind Sie ja. Wissen Sie es schon, daß Kahr Landesverweser von Bayern ist?“ „So?“ entgegnet Krafft. „Ja, und der Hitler ist auch dabei und der Ludendorff. Vor einer Stunde, glaube ich, war es erst in München. In einer Versammlung haben sie sich geeinigt. Jetzt brauchen Sie sich nicht mehr verstecken. Kommen Sie nur herein!“ Erleichtert denkt Krafft: „So, das war es? Es wurde eigentlich ganz überraschend, ohne jedes Aufsehen zu erregen, gemacht. Wozu auch große Alarmierungen, wenn es unter ein paar Männern ruhig abgemacht werden kann.“ Natürlich ärgert er sich jetzt, daß er nicht schon mit dem Abendzug gefahren ist. Aber zu einer normalen Mobilmachung der Verbände, die sicher morgen vor sich gehen

wird, kommt er ja mit dem ersten Zug morgen noch frühzeitig genug.

Den Herren vom Heimatschutz scheint die Geschichte zwar nicht recht zu behagen, weil sie solche verstörte Gesichter haben. Aber schließlich kann man heute gegen Hitler in Bayern nichts mehr unternehmen, so stark sind die Nationalsozialisten auf jeden Fall. Die ganze Ortschaft wird noch einmal lebendig und die Bauern drücken nur so herein in die Gaststube. Sie haben alle ihre Gewehre dabei und lärmen laut über die neuen Ereignisse, die man plötzlich von München hörte.

Da wird Krafft ans Telephon gerufen. Der Max ist da. „Hans", lacht es am anderen Ende des Drahtes, „ein ganz großer Sprößling ist angekommen. Aber nicht bei dir daheim, sondern im Bürgerbräu. Ich komme jetzt erst zum Anrufen, man bekommt gar keine Verbindung, so geht es zu. Also, das war einfach pfundig. Und ausgerechnet wir, deine Hundertschaft, ist mit dabei gewesen beim Putsch." „Wieso Putsch?" frägt Krafft. „Eigentlich", sagt der Max, „ist das zu viel gesagt. Wir haben zwar vorher Gewehre gefaßt, aber gebraucht haben wir sie nicht. In ganz München ist eine Begeisterung. In den Straßen geht es nur so zu. Die Leute umarmen sich, und ich soll dich von den Kameraden grüßen, du sollst machen, daß du heimkommst. Was sagen denn die Bauern dazu?" „Vorläufig schreien sie recht. Aber ihre Führer machen recht verbrannte Gesichter." „Warum denn, wenn doch ihr Kahr dabei ist?" „Bis vor einer Stunde hat's noch so ausgesehen, als ob sie hier dagegen wären." „So? — —", da ist plötzlich die Verbindung abgebrochen. „Max, he, bist du noch da?"

Da steht einer hinter Krafft, wie er sich umwenden will, und schlägt ihm die Hand auf die Schulter: „Mit wem sprechen Sie da? Wer hat Ihnen erlaubt?!" Hans wischt die Hand mit einer verächtlichen Bewegung weg: „Da werde ich Sie fragen, wenn ich anrufe." „Was suchen Sie überhaupt hier?" „Das möchte ich von Ihnen auch wissen." „Werden Sie nicht frech! Ihr Hitler meint, ihr könnt euch alles erlauben. Da täuscht ihr euch aber, das lassen wir uns nicht gefallen. Sie bleiben jetzt einmal hier!" „Wenn

ich möchte, schon. Aber ich mag nicht. Ich hätte geglaubt, wir gehören jetzt zusammen? Aber es scheint euch irgend etwas nicht zu behagen an den Vorgängen in München. Da ist aber nichts mehr zu ändern." Langsam schiebt ihn Krafft weg und geht zur Türe hinaus.

In der Gaststube ist ein Lärm und ein dröhnendes Schreien, daß man sein eigenes Wort nicht versteht. An einem Tisch sitzen die Führer des Heimatschutzes beisammen und regen sich über Hitler auf. „Was wollen wir denn mit dem, der kann doch nicht regieren, der dahergelaufene Handwerksbursch." „Gefreiter ist er gewesen, was der schon kann!" „Das Maul reißt er so weit auf, daß man mit dem Heuwagen bequem einfahren kann. Das ist dasselbe wie in der Rätezeit — mit diesen Hitler-Lausbuben."

„Warum lügt ihr euch so an?" sagt da plötzlich Krafft, daß alles zu ihm hinschaut. „Ihr wißt doch viel besser als ihr tut, daß das nicht wahr ist. Und außerdem ist Hitler jetzt Regierungsmitglied. Überlegt euch, was ihr da sagt." „Was will denn der Hitler-Spitzel bei uns?" schreit einer aus dem Haufen. Aber da ist im selben Augenblick der Sohn vom Bräu dazwischen und sagt: „Ruhe! Hier wird nicht gestritten!" und dabei zupft er Krafft energisch von hinten am Rock. Hans folgt ihm hinaus auf den Gang.

„Schleunigst fort! Gegen Sie ist Haftbefehl erlassen." „Von wem?" „Von dem, mit dem Sie vorhin am Telephon gestritten haben. Das ist der Bezirksführer gewesen. Gehen Sie sofort weg." „Dann bleibt nichts anderes übrig", sagt Hans, „als daß Sie Ihr Auto einspannen und mich nach München bringen." „Nicht zum Drandenken! Ich komme doch jetzt ohne Ausweis nicht zum Ort hinaus, noch dazu mit Ihnen." „Gut, dann warte ich draußen." „Es geht nicht, wenn ich auch wollte. Verstehen Sie denn nicht? Die ganze Gegend ist besetzt, bis an München heran, seit gestern schon. Man kommt nur mit einem Ausweis durch und den krieg' ich nicht. Vielleicht erwischen Sie einen Zug auf der Hauptstrecke."

„Sagen Sie, was ist denn eigentlich los?" „Was weiß ich! Jedenfalls scheint ihnen der Hitler mit seinem Putsch heute abend das Kraut ausgeschüttet zu haben." „Sie meinen also, daß die was anderes wollten?" „Wenn Sie das noch

nicht gemerkt haben! Die wollen doch vom Hitler nichts wissen. Ganz im Gegenteil, da ist doch ganz was anderes geplant gewesen, darum hat ja der Kahr gesagt, er betrachtet sich als Statthalter der Monarchie." „Wann hat er das gesagt?" „Heute bei der Versammlung im Bürgerbräukeller. Geh, schaun S', daß S' weiter kommen."

Sauber, denkt sich Krafft, und da sitzt man so rund hundert Kilometer von München weg. Dort in der Stadt ist alles in hellster Begeisterung, und hier ist die tiefste Empörung. Ach was, denen wird es Hitler schon zeigen, die müssen einfach mitmachen, ob es ihnen paßt oder nicht. Er geht hinaus und holt seinen Rucksack. Und dann überlegt er sich lange, wie er am schnellsten heimkommen könnte. Da bleibt jetzt vorläufig nichts anderes übrig, als drauflos zu marschieren, bis zur nächsten größeren Bahnstation, wo man ihn nicht kennt. Auf geht's!

Er kommt an mehreren Ortschaften vorbei, und überall sieht er beim Anschleichen die mit Wagen versperrten Straßen und die Posten des Heimatschutzes dahinter, daß er jedesmal vorzieht, im Bogen drum herumzugehen. Fast drei Stunden braucht er, bis er endlich zur nächsten großen Bahnstation kommt. Es wird schon langsam grau, als er dort eintrifft. Wie er am Schalter eine Fahrkarte nach München verlangt, sagt ihm der Beamte: „Nach München? Ja, wissen Sie überhaupt, ob Sie nach München hineinkommen?" „Wenn ein Zug geht, komme ich auch mit dem Zug nach München hinein." „Ja, haben Sie bei der Wache schon gefragt, ob Sie überhaupt mitfahren dürfen?" „Da werde ich lange eine Wache fragen!" „Fragen Sie doch zuerst, bevor Sie schließlich Ihr Geld umsonst ausgeben."

Aber die Wache hat nichts dagegen, denn hier ist er ja nicht bekannt. Man sagt ihm auf seine ganz freundliche Frage, daß sie nur Hitler-Leute nicht fahren lassen dürfen. Da sei ein Befehl gekommen, daß sie die Hitler-Leute auf dem Wege nach München verhaften sollen. Krafft erschrickt gar nicht, als er das hört. Er denkt sich nur, das wird euch von München aus bald ausgetrieben werden. Einer der Posten sagt noch, der Hitler soll ja ein ganz gemeiner Kerl sein, der hat ja den Kahr und den Lossow mit der Pistole

erpreßt. Auch im Zug hört man viel merkwürdige Dinge und allerhand Unsinn über die Vorgänge in München.

Man ist erstaunt, daß der Bahnhof der Stadt nicht von den Hitler-Leuten besetzt ist, daß man auch sonst auf den Straßen am Morgen noch recht wenig von ihnen sieht. Nur ein Zug grüner Polizei marschiert einmal vorüber. Nicht einmal eine Zeitung kann man am Bahnhof bekommen. Die Trambahn fährt wie gewöhnlich, es scheint keine besondere Unruhe in der Stadt zu sein. Einer der Fahrgäste erzählt, daß in der Nacht die „Münchener Post“ zerstört worden sei von der SA. Einer schimpft über Kahr, und ein anderer meint, daß es dem Kahr doch nichts nützen wird, weil ja die Reichswehr zu Hitler hält. Aber wozu sich jetzt den Kopf wirrmachen lassen. Schnell heim, in einer halben Stunde wird er ein klares Bild von den Vorgängen haben.

Berta weiß noch nichts von einer neuerlichen Änderung der Lage. Sie erzählt ihm hocherfreut, daß gestern in der Nacht der Luitpold Sturm geläutet und ihr erzählt hat, was im Bürgerbräukeller gewesen ist. „Ach Gott, Hans, jetzt ist es ja endlich, endlich so weit. Geh nur! Und nimm dich ein wenig in acht!“

Dann rennt Hans schon wieder los, bis er unterwegs einen Trupp seiner Kameraden trifft, die gerade dabei sind, Plakate anzukleben über die Bildung eines Staatsgerichtshofes. Er liest und freut sich, wie kurz und bündig das lautet. Nur merkwürdig, sonst ist das Leben in der Stadt wie immer an einem Wochentag. Erst wenn man dem Bürgerbräu näherkommt, verdichtet sich der Verkehr. Unmengen Neugieriger stehen auf den Straßen und debattieren miteinander. Und dazwischen schieben sich SA.-Kolonnen, mit Gewehren bewaffnet, die so fröhlich singen wie sonst auch. Da fällt alles Bangen und alles Schwere von Krafft wieder ab. Er drängt sich durch das Gewühl in den Saal und kommt gerade recht, wie der Max antreten läßt zum Abrücken. „Gut, daß du da bist“, sagt der Max, gar nicht so freudig, wie man es eigentlich am ersten Tag der so flehend ersehnten Erhebung erwartet hätte. „Warum Antreten?“ frägt Hans schnell dagegen. „Zum Brückenbesetzen! — Aber du weißt ja noch gar nichts. Komm, ich erzähl' dir alles unterwegs.“

„Nachher“, sagt Krafft und rennt in den Saal, wo es schon ziemlich leer aussieht. In einem Seitenzimmer sitzen die Zahlmeister des Regiments und rechnen vor Körben voll neuen Banknoten an den Listen der Kompanien herum. Dann sieht er seinen Kommandeur und meldet sich. Wie er einen Bericht über die Vorgänge am Land draußen gibt, nickt der Kommandeur dazu, als sei das gar nichts Überraschendes. Er sagt ein paar freundliche Worte, aber Krafft sieht ihm an, daß er in Gedanken ganz woanders ist.

Da kommt der Führer in den Raum, das Gesicht etwas bleich und von Gram zerfurcht, wie ihn Krafft noch nicht gesehen hat. Kein Wunder, denkt er sich, wer weiß, wie viele Nächte der Führer schon kein Auge mehr zugebracht hat. Und dann die letzte Nacht dazu! Auch das Lächeln ist ein wenig müde, als Hans sich meldet und erzählt, wo er herkommt und wie es dort aussieht. Daß die Leute nur belogen werden von den paar Führern, aber keiner was gegen Hitler und seine Leute hat. Da blitzen die blauen Augen auf, ein freudiger Schimmer voll Energie geht über die müden Züge. Jawohl, das wisse er, daß das Volk nicht bei Herrn von Kahr stünde. Er werde jetzt an der Spitze der SA. in die Stadt ziehen, ganz München würde auf die Beine gebracht, damit man sehe, wo das Volk wirklich steht.

Herrgott, dann kann es ja nicht gefehlt sein, das fegt den Spuk der vergangenen Nacht nur so hinweg, das Lügengespinst der Wortbrecher, das man empfand, wie Spinnweben vor dem Gesicht. Wer will es wagen, gegen das Volk zu sein?

Auf der Straße draußen schieben sich die Kolonnen der SA. aneinander vorbei. Die einen rücken zur Besetzung der befohlenen Punkte ab und die anderen formieren einen langen Zug, der in die Stadt ziehen wird. Alle Gesichter sind voller Zuversicht. Und auch Krafft fühlt wieder die altgewohnte Stärke der Gemeinsamkeit und des einen Geistes, der durch diese Reihen geht. Da rückt ja eine regelrechte Kompanie Reichswehr an. „Die Infanterieschule ist es“, sagt einer zu ihm. „Dann ist ja alles beisammen“, lacht Krafft, „die Reichswehr und wir und das Volk. Wo bleibt denn da der Herr von Kahr?“

Dann läßt auch er seine Hundertschaft abrücken, und singend ziehen sie die Isar entlang, bis sie unter dem Jubel und dem Zurufen der Menschen die Brücke erreichen, an der sie Aufstellung nehmen und bloß der Ordnung halber ein paar Posten ausstellen. Das Maschinengewehr verbergen sie hinter einer Gartenmauer, weil sie sich geschämt hätten, es offen hinzustellen, wo alle Leute vorbeigingen. Das hätte nach kindischer Großtuerei oder gar nach Angst ausgesehen. Als ob man sich mißtrauisch vor den Münchnern fürchten tät', grad heute, wo alle so voller Freude sind, und lachend grüßen, weil es endlich geklappt hat. Hört sie nur, wie sie reden!

„Ach, der Kahr, was will denn der noch? Der soll sich bloß nimmer sehen lassen, sonst spukt's. ‚Wortbruch ehrgeiziger Gesellen' läßt er in der Zeitung schreiben. Geht mir überhaupt zu mit der Zeitung, eine Kuhhaut ist wie die andere. Wer ist denn wortbrüchig? Wer hat denn versprochen gestern öffentlich vor aller Welt, daß er mittut als Statthalter der Monarchie? Monarchie oder Republik? Ist uns doch wurscht, jetzt geht's um mehr, nicht um den alten Trödelladen. Wer ist denn ehrgeizig? Wenn so ein Mann wie Ludendorff, der im Krieg das ganze Heer geführt hat, sich neben den ehemaligen Gefreiten stellt. Nein, da kriegt er kein Fünferl, der Kahr und der einundfünfzigprozentige General. Hat man so was schon gehört von einem, der Soldat sein will: Einundfünfzig Prozent Sicherheit verlangt er im voraus, wie ein Jud' bei einer Aktiengesellschaft. Als ob man da ihn noch braucht, wenn man schon 51 Prozent hat. Und der Seisser, wer kennt den überhaupt? Da sagen sie immer Ehrenwort — Offiziersehre — und dann meinen sie, es braucht nicht gelten, weil der Hitler ja kein Offizier gewesen ist, aber sie haben es ja dem Feldherrn in die Hand gegeben. Die Wortbrecher müssen doch den Rock ausziehen, das werden die anderen Offiziere fordern von ihnen. Wenn die Offiziere auch schon keine Ehre mehr haben — —. Und überhaupt, da steckt doch der Faulhaber dahinter und der Rupprecht. Wer weiß, ob nicht der Kahr ein verkappter Jesuit ist, aussehen tut er so. Heil Hitler! Heil!

Nun hat man ja Zeit, sich in einer Schule nebenan zu-

sammenzusetzen und anzuhören, was der Max und die anderen Kameraden zu erzählen haben.

„Macht Platz, laßt mich auch her! Und erzählt mir endlich, wie war es denn?"

„Gestern — schad', daß du net dabei warst! Das war so eine Freud' — wie zum Christkindl!" beginnt der Max. „Alles ganz in Ordnung, wunderbar, wie wir's uns vorgestellt haben — —."

„Das ist ja gar kein Ausdruck dafür, grad g'juchzt haben wir vor lauter Begeisterung und Freude", unterbricht ihn der Wild gleich. „Weißt, alles war nur noch ein Herz und ein Sinn. Auf der Straße sind uns die Leut' nur grad so um den Hals gefallen. Geweint haben sie vor Freude.

War's so — oder nicht?" wendet er sich an die herumsitzenden Kameraden.

„Jawohl! — Einfach pfundig — die schönste Stunde meines Lebens!" antwortet es vielstimmig.

„Bis die Geschichte mit dem Kahr heute früh herauskam. Der hat da gestern wahrscheinlich selber einen Putsch machen wollen. Aber der Hitler ist ihm dazwischengefahren und hat fünf Minuten vorher unsere Revolution ausgerufen. Sonst tät's heut' anders ausschauen in München. Alle miteinander wären wir schon verhaftet, oder wir müßten ‚Hoch Rupprecht!' schreien und das Weihrauchfaßl schwingen."

„Nur langsam, einer nach dem anderen", unterbricht da Krafft ihr Durcheinanderreden. Aber sie merken, daß er sich gar nicht weiter darum kümmert; denn es ist ihm jetzt plötzlich ein Zusammenhang eingefallen mit den Vorgängen von vorgestern und gestern draußen am Lande. Das muß er seinen Kameraden doch erzählen. Und wie er fertig ist, sagt der Max: „Da hama's ja, eine Donaumonarchie wollten sie machen. Jetzt verstehe ich die Wut vom Kahr schon, weil ihm der Hitler das blitzschnell durchkreuzt hat." „Und wir hätten ihnen die Kastanien aus dem Feuer holen sollen, ausgerechnet wir!" sagt empört der Wild.

Und das geht noch eine ganze Weile so durcheinander: „Der Kahr, der Schuft, der Verräter! — Da steckt der Faulhaber dahinter mit dem Rupprecht! — Und die Zita von Parma, die uns im Krieg schon verraten hat, die soll

auch hier in München sein wegen Österreich. — Donaumonarchie, ja Pfeifendeckel! — Aus wär's halt, ganz aus! Und übermorgen hätten wir in Sachsen und in Thüringen einen Krieg mit den Preußen. — Wie im Dreißigjährigen Krieg halt, daß die anderen draußen etwas zu lachen hätten. — So schaust aus, Herr Kahr! — Wir lassen uns gleich ganz schwarz anstreichen! Dann können wir vom Anlügen nicht mehr schwarz werden. 'raus aus so einer Kirche!"

„Nur Ruhe! — Maul halten! Der Hitler wird's schon machen."



Langsam ebbte die erregte Flut des Schimpfens der Kameraden ab, und der Max kann endlich schildern, was gestern war: „Kommt da gegen sechs Uhr ein Befehl zu einem Alarm wie gewöhnlich, wenn ein Versammlungsschutz oder was Ähnliches ist. In einer finsteren Straße vor der Stadt draußen wird gesammelt. Der Stoßtrupp ist auch da. Dann kommen Lastautos, aha, eine Versammlung auswärts, denken wir, aber dann ist die Überraschung da. Gewehre werden verteilt, 'rauf auf die Wägen und los zum Bürgerbräu! Der Stoßtrupp besetzt im Umschauen den Keller und dringt in den Saal ein, wo Hitler schon gewartet hat, unsere Hundertschaft sperrt heraußen die Straßen ab. ‚Fräulein, da können S' heut net durch, da müssen S' schon außen 'rum geh'n.' ‚Warum? Was ist denn los?' ‚Wissen wir selber net.'

Zehn Minuten später wissen wir es und sagen es gleich überall weiter: ‚Hitler hat soeben die nationale Revolution ausgerufen, die alte Regierung ist gestürzt, Ebert abgesetzt — — und was noch alles.' Endlich, endlich! Genau fünf Jahre sind es geworden — seit damals. Herrgott, war das ein Jubel, eine Freude! Und am meisten hat mich ge-

freut, daß unsere Hundertschaft dabei sein hat dürfen bei der Handvoll, mit der Hitler die nationale Erhebung gemacht hat."

Ja, und da war er nicht dabei, sinnt Krafft ein wenig bitterlich. Jahrelang hat er gerauft und gekämpft für diese Stunde, um sie zuletzt doch zu versäumen. „Ja, Max", sagt er, „man soll doch seiner Nase folgen, die ganze Zeit hat's mich getrieben: Fahr heim! Es muß was los sein. Und da hab ich auf deinen dummen Anruf gewartet." „Ich hab' ja selber vorher nichts davon gewußt", entschuldigt sich der Max, „aber stolz kannst sein, daß deine Hundertschaft dazu genommen worden ist. Eine Sonderaufgabe haben wir bekommen, noch nichts gemerkt, daß der Sepp nicht da ist?" „Doch, beinahe sein ganzer Zug fehlt." „Der ist vom Führer bestimmt worden zur Bewachung der gefangenen Minister und anderen feinen Herren. Jedem einzelnen hat er das Wort abgenommen, unser früherer Bataillonsführer Heß ist dabei. Wo sie stecken, weiß ich selber noch nicht. Das ist so ziemlich alles Dienstliche. Froh bin ich, daß du wieder da bist."

Soeben kommen noch ein paar Kompanien SA. von auswärts an. Das ganze Bataillon hat sich in den Schulräumen niedergelassen. Es summt wie in einem Bienenstock in diesen hohen, hallenden Räumen. In allen Ecken lehnen Gewehre und Fahnen, in der Eingangshalle liegen die Maschinengewehre hintereinander. Eigentlich alles nur Staffage, denn der Befehl Hitlers heißt ja ausdrücklich, es wird nicht geschossen. Man wüßte eigentlich auch gar nicht wohin — gegen wen. Wie sich wohl nun der Ablauf der Erhebung weiter entwickeln wird? Welche Kreise wird sie schon gezogen haben? Man weiß nichts, man kann ja noch nichts wissen.

An einem Fenster des Treppenhauses lehnt gähnend der Robert und sagt, wie jetzt Krafft vorbeikommt: „Dreiviertel seines Lebens steht der Soldat vergebens." „Warum, geht's dir zu langsam?" „Ich hab' es mir ein wenig anders vorgestellt." Robert lacht etwas bedrückt dazu: „Wir könnten schon fast halb in Berlin sein. Aber ich glaube, wir haben eine andere Front und wissen es noch gar nicht." Da kommt der alte Weigel dazu und freut sich, wie er

Krafft sieht: „Bist da! Du hättest bald den Anschluß an Berlin verpaßt. Gelt, der Hitler, jetzt hat er's schon wahrgemacht. Aber schon so schlau hat er's gedeichselt, daß kein Mensch vorher was gespannt hat. Ich war auch dabei, bilde mir was darauf ein." Er zieht Krafft ein wenig zur Seite und flüstert: „Ich bin Verbindungsmann zur Gefangenen-Wache, damit du's weißt. Ich darf dir aber nicht sagen wo, weil mir der Hitler selber das Wort —." „Behalt's nur für dich." „Ja und noch etwas, der Fritz und der Luitpold sind als Verbindungsmann für diese Sache beim Regimentsstab. War grad erst draußen. Die sind kreuzfidel, die Herren Gefangenen." Lachend tritt der Robert heran und frägt: „Was haben wir heut' für einen Tag?" „Heut' ist Freitag!" „Nein, Kahr-Freitag!" „Dann ist übermorgen schon Ostern", lachte der alte Weigel, „wie nur die Zeit vergeht!" Lachend gehen sie auseinander.

Auf dem Gehsteig gegenüber gibt es eine kleine Ansammlung, es klatscht ein paarmal, dann rennt einer davon, und hochrot schnaubt der Wild hinter ihm drein: „Dir helf ich, alt's Waschweib!" „Was hat's denn gegeben, Wild?" „Weil's wahr ist, der Windhund möcht' ausgerechnet mir erzählen, daß Hitler und Ludendorff tot wären, er hätt's am Telephon gehört." „Hättest ihm gleich ein paar g'schmiert, das sind dumme Witze."

Aber da kommt gerade der Heinz mit seiner Gruppe aus der Stadt zurück, der einen Redner durch die Straßen begleitet hat. „Was hört man denn Neues vom Kriegsschauplatz?" frägt Hans. Und der Heinz hat allerhand zu erzählen von der sonderbaren Haltung der Reichswehr und Polizei. Noch sei sie nicht offenkundig feindselig, aber in der Stadt reden die Leute davon, daß Pöhner, Frick und noch andere im Polizeipräsidium eingesperrt wären. Der Augustinerstock sei mit Maschinengewehren besetzt, Panzerautos fahren durch die Straßen, und am Kriegsministerium soll es fast zu einem Zusammenstoß zwischen unseren Leuten und der Reichswehr gekommen sein. Aber die Bevölkerung sei ganz pfundig begeistert, auf dem Rückweg sei er im Tal dem Zug mit Hitler und Ludendorff begegnet. Übrigens, ob sie auch die neueste Ente gehört hätten, daß Hitler und Ludendorff tot seien, derweil hat er selber erst

vor einer guten halben Stunde die beiden gesehen, wie ihnen die Menschen zugewinkt und zugejubelt hätten. Da ist wohl der fromme Wunsch wieder einmal der Vater des Gedankens. Im Innern der Stadt wäre kaum durchzukommen vor Menschen. Überall auf allen Plätzen schreien sie: „Nieder mit Kahr! Weg mit den Verrätern! — Es lebe die nationale Revolution! Heil Hitler! Heil Ludendorff! Heil!“ Ganz München ist mobil, einfach erhebend wäre das. Und es werden immer mehr. „Bis zum Abend ist der Laden geschmissen“, behauptet der Heinz. „Die nationale Revolution ist in vollem Gange, überall sind die Plakate vom Kahr abgefetzt. Alle Augenblicke frägt einer, wo er sich zur SA. melden kann. Eine Begeisterung, wie ich sie noch nicht erlebt habe. Hans, da lacht mein altes Putschistenherz.“

„Und da muß man hier herumstehen wie ein Blumenmädchen und darf nicht mittun“, koppt der Max, aber Krafft lacht: „Das gibt noch Arbeit genug, laß dir nur Zeit.“

Schön langsam wird es zu einer Mordshetze, wenn immer wieder einer hereinkommt und so nebenbei frägt: „Habt ihr schon gehört, daß —“ Weiter kommt er nicht, weil sie dann aus vollem Hals herauslachen. „Wart nur noch ein wenig“, kollert der Heinz heraus, „dann werden sie daherkommen und uns erzählen, daß wir auch schon tot sind, wir wissen es nur nicht, weil's uns noch nicht gesagt worden ist. Das kennt man ja, wie das geht. Jeder, der das hört, mörtelt richtig auf, bevor er es weitergibt.“ Tatsächlich kommt bald darauf wieder einer herein und frägt, halb lachend, halb angstvoll: „Habt ihr schon gehört — das ist natürlich bloß wieder so ein Schwindel wie vorhin. Jetzt erzählen sie schon, es hätte eine Schießerei gegeben, und da wären unter anderen auch der Hitler und der Ludendorff erschossen worden. Am Marienplatz oder am Stachus oder am Siegestor, ich weiß es nicht genau, wo es gewesen sein soll.“ „Aha!“ lachte Heinz, „die meinen wohl noch die Schlacht am Teutoburger Wald.“

Man sollte eigentlich etwas gegen diese Gerüchtemacherei tun, denkt Krafft, er will gleich einmal mit dem Bataillonsführer darüber sprechen. Doch wie er zur Türe hinaus will,

prallt er mit dem Fritz zusammen. „Fritz? Wo kommst denn du her?" „Mensch, frog net, komm 'raus, schnell!" Draußen im Gang bei der Treppe setzte sich der Fritz auf eine Stufe und stöhnte: „All's is futsch, all's!" „Ja was hast denn?" frägt Hans etwas barsch, aber doch mit einem eisigen Schrecken auf einmal in der Stimme. „Ich wor ja mit dabei. Grod, wie mer beim Theater so ums Eck komme, do wo des Schloß steht, da kracht's! Mer sehe natürlich nix vor lauter Mensche un Gedräng', aber dann kracht's glei widder. Un uff eenmol ee Maschinengewehr. Der Luitpold war nebe mir, der hot's ach gehört."

„Das ist doch nicht — —

Jetzt sag einmal, wer hat denn eigentlich geschossen — wer? Die unseren oder die Reichswehr oder wer sonst?"

„Frog mi net, i weeß net. Ich kann dir's net genau sage. Uff eemol war'n halt die Mensche wie verrückt, senn umgekehrt — un nix wie retur! Ich henn mi grod no uff ee Staffel bei eener Ladetüre hinstelle könne, sonst hätt' mich die Meng' mitgerisse. Ich wollt doch sehe, was los ist. Un do kummt scho die SA. zurück, und do ware scho ee dabei, de henn geblut und all's hat geschriee: Zurück, alles zurück! — Es is all's verlore!

Ja, all's is verlore, Hans."

Und dann sagt es der Fritz noch einmal, weil sich schon eine Menge Kameraden an der Treppe zusammengedrängt haben: „All's is verlore!"

„Unsinn, nichts ist verloren!" brüllt ihn Krafft voller Wut an, er weiß nicht, über den Fritz oder über das, was er gehört hat. „Gar nichts ist verloren, so lange wir noch da sind. Jetzt geht's erst richtig auf!"

„Do werd's wos habe. Frog doch den Luitpold."

„Wo ist er denn? — Da geh her, Luitpold!" Der Luitpold kommt zögernd, bleich und abgehetzt im Gesicht daher. Er hat die Augen voller Wasser und schnupft.

„Do sog's, ob's wohr is oder net", fordert ihn der Fritz zum Reden auf.

„Hans, ich kann's nicht erzählen, wie das war. Ich hab' halt auf einmal unterm Singen schießen hören. Ein Maschinengewehr war auch darunter. Auf einmal ein Schieben, Drängen, Schreien — nicht zum Sagen! Ich hab'

mich in eine Türnische gedrückt und schnell geholfen, ein paar Kinder durch ein Fenster nebenan hineinzuheben. Und dann schreien sie überall: Nicht schießen, nicht schießen! Hitler hat gesagt: Nicht schießen! Ludendorff hat auch gesagt: Nicht schießen! Alle haben sie gesagt: Nicht schießen! Der Göring wär' tot und noch ein ganzer Haufen Führer. Ich hab grad noch dort, bei der Wache an der Residenz, beim Preysing-Palais, weißt, wo die kleine Gasse links weggeht, einen Haufen Menschen liegen sehen, wie Luft geworden ist, und Verwundete wegkriechen, dann mußte ich weg, weil schon die Grünen vorgegangen sind und es ganz verdammt vorbeigepfiffen hat. Aber wie wir dann 'rauskommen ans Isartor, da steht auf einmal grüne Polizei und nimmt uns die Gewehre ab. Und da steht noch einer von uns dort, ein älterer Mann, ich hab ihn schon öfter gesehen bei Übungen, der sagt: Leute, vernünftig sein! Gebt die Gewehre ab, es hat keinen Zweck. Hitler will es so. Weißt du, überall sagen sie, Hitler will es so. Das kann ich nicht verstehen. Jetzt hab' ich doch zwei Jahre lang was ganz anderes gehört, was der Hitler will."

Eine Sturmflut von Fragen erhebt sich. Aber Krafft brüllt die fassungslos entsetzten Kameraden in die Stube zurück: „Drinbleiben, bis ich sage 'raus! Keiner geht mir weg. Heinz, du bist mir dafür verantwortlich. Max, geh zu deinem Zug. Laßt das Geschwätz nicht aufkommen. Ich glaube es noch nicht. Der Luitpold war ja kein Soldat, der hat ja so etwas noch nicht erlebt, und der Fritz ist ja schließlich auch —."

„Sog's nur, daß ich net zurechnungsfähig bin. Aber du wirst es schon sehe." „Komm mit!" sagt Krafft. „Zum Bataillonsführer!"

Der Bataillonsführer steht gerade auch ratlos entsetzt in einem Haufen von Leuten, und es sind wieder einige so abgehetzte Gestalten darunter wie der Fritz und der Luitpold.

„Krafft", sagt er, „gut, daß Sie da sind! Übernehmen Sie einstweilen das Bataillon. Es hilft nichts, ich muß mich selbst überzeugen. Ich muß sofort mit den Nachbarbataillonen besprechen, was wir jetzt machen, wenn das stimmt. Lauter Melder von uns, die zurückkommen, und keiner von ihnen

bringt einen Befehl mit." Er fährt den Fritz an: „In solch einer Lage sucht man doch seinen Kommandeur und frägt: Haben Sie einen Befehl für meine Kompanie?"

„Wenn ich 'n üwerhaupt noch g'sehe hätt'", begehrt der Fritz auf. „In dem Gedräng'? Er hat uns ja g'schafft, daß mer weiter hinne mitmarschiere. Un so senn mer vo vornherei auseinanderkomme. Eener hat g'sagt, er hätt 'n Hitler noch laufe sehe mit een kleen Bub uff'n Arm — un er wär' selwer verwund'. Aber ich könnt's net behaupte, ich selwer henn ihn net g'sehe."

„Fritz", sagte Krafft begütigend, „rege dich nicht auf. Bleibe jetzt ganz ruhig und erzähl mir einmal haargenau, was du gesehen hast. — Magst eine Zigarette?"

„Nee, wer soll jetzt do no rauche könne?"

Er hat recht, das kann jetzt keiner. Und er erzählt noch einmal ausführlich, wie sie singend um die Ecke marschierten und dann auf einmal einer sagte: „Das war ein Schuß!" Es ist ihm so vorgekommen, als ob vorne eine Stockung wäre, dort, wo der Odeonsplatz beginnt, in dieser Gegend herum. Dann auf einmal hat es ein regelrechtes Schützenfeuer gegeben, und wie das einen Moment aussetzt, hat das Maschinengewehr begonnen. Aber da wären die Menschen schon alle im panischen Schrecken geflüchtet. Und das andere war so, wie vorher der Luitpold erzählt hat.

Seinen Leuten braucht Krafft nichts mehr sagen, er sieht es ihren Gesichtern an, die so finster entschlossen dreinblicken.

„Wir haben schon öfters eine Schlacht verloren und deswegen noch lange nicht den Kopf hängen lassen", sagt Krafft und will seiner Stimme etwas Munterkeit geben, was ihm aber gar nicht überzeugend gelingt. „Wir bleiben vorläufig hier, bis wir wissen, wie es jetzt weitergeht."

Natürlich denken sie, was soll man denn anderes machen. Nur nicht den Kopf verlieren. Da stehen sie nun, fast an die tausend Mann, in allen Sälen des Schulhauses, im Hof und auf der Straße in kleinen Gruppen. Einige weinen still für sich allein in einer Ecke stehend.

Denn hier stehen ja tausend auf einmal zertretene Herzen, die ihre letzte Kraft und ihr letztes Hab und Gut

daran gewagt haben, daß es endlich wieder anders werden soll, weil sie ja so nicht leben können. Und nun wirft wahrscheinlich das Ereignis, das man ja noch gar nicht kennt, sie wieder zurück, noch tiefer ins Elend und in die Hoffnungslosigkeit als vorher. Sie können es noch nicht recht glauben, daß die Welt wirklich so schlecht ist. Sie hoffen noch ein klein wenig, es könnte ein Irrtum gewesen sein, den man jetzt vielleicht gerade richtigstellt. Denn es ist doch nicht möglich, daß deutsche Soldaten auf deutsche Soldaten schießen. Daß sie ausgerechnet auf die Menschen ihre Läufe richten, die ihnen ja das wieder zurückgeben wollen, was ihnen vor fünf Jahren in den Dreck getreten wurde. Ihre Ehre, ihre Daseinsberechtigung, eine Luft, in der sie wieder aufrecht als Soldaten atmen können und nicht mehr Söldner eines verfluchten und verwünschten Systems sein brauchen, das ja im innersten Widerspruch zu ihrer Lebensaufgabe steht.

„Hans, jetzt glaube ich überhaupt nichts mehr", sagte der Max fast gebrochen, als Krafft vorüberging. Aber dann kann er doch noch schimpfen: „Mir soll bloß einer daherkommen und meinen, er darf von Kameradschaft und Treue reden, weil er eine Uniform anhat, dann schlag' ich ihm die Zähne hinter, weil es ja doch bloß gelogen ist. Ehrenwort! Wenn einer schon ein Ehrenwort braucht." Krafft geht vorüber, denn er könnte jetzt selber nichts anderes als fluchen, gottslästerlich fluchen.

Er muß sich auf eine Schulbank setzen. Da hat er nun fünf Jahre seines Lebens umsonst vertan. Da hat er geglaubt, es ginge nicht anders, man müßte wieder ein rechtschaffenes, ehrliches Leben erzwingen können, und nun sieht man, daß man fünf Jahre lang sich geirrt hat.

Es ist ja alles Unsinn, nur nichts denken jetzt, eine Aufgabe, eine Arbeit, irgend etwas tun. Wo nur der Bataillonsführer bleibt, der müßte doch auch schon längst wieder zurück sein. Vielleicht beraten sie einen umfangreichen neuen Plan. Da kommt er ja mit einem Taxi angefahren und hat noch jemand dabei. Er winkt herüber, Krafft solle hinkommen, wahrscheinlich muß er gleich wieder weiter.

Und da beugt er sich heraus aus dem Wagen und sagt halblaut, damit die neugierig mit herbeigeeilten Kameraden

es nicht hören können. „Krafft, es ist aus. Ich darf den Wagen nicht verlassen, ich bin verhaftet. Meine Begleiter sind Kriminalpolizei. Sie haben mir nur gestattet, daß ich hierherkomme und es sage, damit weitere blutige Zwischenfälle vermieden werden. Sie müssen hier weg, sofort abziehen. Die anderen Bataillone haben die Stadt schon ostwärts verlassen. Sie allein stehen noch. Die SA., die Partei, alles ist verboten. Das Parteilokal ist schon besetzt und ausgeräumt von der Polizei, unsere Zeitung ist besetzt, aber eins kann ich Ihnen bestätigen, Hitler und Ludendorff sind nicht tot, sie leben. Ludendorff ist gefangen, Hitler ist auf der Flucht." Da fährt das Auto an.

„Und recht viel Glück", sagt er noch. Er ist auch ein alter Offizier, ein alter Frontknochen, der immer gelacht hat, aber jetzt läuft ihm das helle Wasser über die Wangen, wie er Krafft schnell noch einmal die Hand drückt, ehe das abfahrende Auto sie auseinanderreißt. Vielleicht begreifen es die Jungen nicht so. Es kann ihnen ja nicht so ans Herz gehen wie gerade einem alten Soldaten, der nach dem dreckigen Ende des Krieges die Hoffnung nicht verloren hat, daß man die Novemberschmach von ihnen und vom Volk nehmen wird. Oder daß sie selbst sogar das noch einmal fertigbringen. Vorbei! Endgültig aus, Amen! Oder zweifelt wer daran?

Da tritt ein Haufen Burschen an Krafft heran, er kennt sie und fährt sie an: „Was wollt ihr hier?" Es ist die Meute, mit der er sich in der Vorstadt nebenan nun über zwei Jahre lang herumgerauft und herumgeschossen hat.

„Wir wollen ein Gewehr! Gebt uns Gewehre, wir tun bei euch mit. Jetzt haben wir gesehen, daß der Hitler einer für uns ist, sonst hätten die anderen nicht auf ihn geschossen." Man könnte sich beinahe freuen, es ist auf einmal plötzlich der erste warme Schimmer einer Hoffnung, der in diese graue Stunde hereinbricht. Aber er sagt hart: „Es hat keinen Zweck. Da seid ihr jetzt zu spät daran. Wenn wir wieder anfangen, Hitler lebt ja noch, dann könnt ihr kommen." Neugierig haben sich seine Leute herangedrängt, einige fragen schon ganz empört: „Was wollen denn die?" Aber Krafft weist sie zurecht: „Ruhe da!"

Wenn wir wieder anfangen, hat er gesagt. Das hat er ja

gar nicht überlegt, das ist ihm so herausgefahren. Alter, unverbesserlicher Optimist, bloß weil einer gesagt hat: Hitler lebt ja noch.

Das sickert wie plötzliche Sonne über die ganzen tausend Mann hin. Hitler lebt, Ludendorff lebt, Göring soll auch noch leben, aber schwer verwundet sein. Hitler ist auf der Flucht. Wir müssen 'raus hier, wir können uns hier nicht mehr halten. Im Osten der Stadt wird gesammelt. Dann wird Hitler kommen und dann wird man ja wissen, was weiter zu geschehen hat.

„Lastautos anhalten, beschlagnahmen! Die Gewehre drauf, die Maschinengewehre! Los, die Fahnen 'raus und antreten! Max, linke Seitendeckung mit deinem Zug für unseren Abmarsch, Heinz, Nachhut!“

Die Fahrer der Lastautos sind ganz willig. Merkwürdig, daß heute sogar die Roten, die sonst voller Haß waren, auf einmal dienstbeflissen sind, als ob man von jeher zueinander Freund gewesen wäre. Und der Inhaber eines Zigarettenladens räumt fast alles aus, was er drinnen hat, um den Leuten noch Zigaretten und Zigarren mitzugeben. „Nur nicht auslassen, der Hitler wird's schon machen! Er lebt ja noch — Gott sei Dank!“

Drüben an der Brücke sind Stahlhelme aufgetaucht und haben Maschinengewehre in Stellung gebracht. Überall in den Auen der Isar schieben sich Stahlhelme in dichten Ketten heran. Es ist inzwischen schon später Nachmittag geworden. „Nachsehen, ob nichts stehengeblieben ist.“ Und dann ziehen sie ab, die Lastautos mit den Waffen voraus. Ein rauher, heiserer Gesang, wenn auch jetzt das Singen nicht recht paßt, geht durch die Kolonne. „Hat man uns auch verraten — —.“ Das hat noch immer gepaßt die Jahre her, und heute — da ist es zur allerbittersten Wahrheit geworden.

Und so ziehen sie durch die Vorstadt, die Gewehre geschultert, und die Leute treten auf die Straßen heraus und blicken dem letzten Zug der SA. aus der Stadt nach Osten nach.

Ein Motorrad kommt aus einer Querstraße und bleibt stehen. Vom Soziussitz steigt einer ab und frägt: „Wer ist hier der Führer?“ „Warum“, sagt Krafft, „was wollen

Sie?“ Und jetzt erkennt er den Mann, dessen Freikorpslied sie eben gesungen haben und der nun selber zum Verräter an seinem Geist geworden ist, den man einmal gerade bei ihm am meisten vermutete. Voll wütendem Hohn sagt er in das verlegen grinsende Gesicht vor ihm: „Sollen wir vielleicht Ihr Lied singen? — Hat man uns auch verraten — —.“

„Was wollt ihr denn noch, es hat ja gar keinen Zweck mehr, wo wollt ihr denn hin?“

Sie stehen mitten auf der Straße. Die Leute, die vorbeimarschieren, schauen der Auseinandersetzung zu und werfen im Vorübergehen ein gallbitteres dreckiges Wort dazwischen, wenn sie den Mann erkennen, der ihnen just in dieser Stunde hier begegnen muß. „Wo du deine Finger gehabt hast, ist es noch immer dreckig abgegangen“, sagt einer aus den Reihen heraus. „Lächerlich“, meint etwas verlegen der Mann und zieht sich, vorsichtig umblickend, zum Motorrad zurück und haut mit Vollgas ab.

Und sie singen und sie marschieren bis in die Nacht.

Vor dem Forst, der die Spitze der Kolonne bereits aufgenommen hat, gibt es am Ende des Zuges eine Zusammenballung. Die Kolonne reißt ab, inmitten steht auf einem Schneehaufen einer, den Krafft bisher immer für einen großen Redner der Partei gehalten hat. Um ihn herum stehen seine Leute, die von auswärts gekommen sind. Heinz selbst ist vorgerannt, um Hans zu holen. „Schnell, hör dir nur an, wie der hetzt und über den Führer schimpft. Wie er schon immer recht gehabt haben will. Er hätte das vorausgesagt. Pfui Teufel, in der letzten Minute fängt auch der noch an.“ Atemlos kommt Krafft dazu, als schon einige Aufgehetzte ihre Gewehre am Straßenrand abschlagen. Mit einem Stoß rennt er den Hetzer von dem Haufen herab: „Wer sagt, daß alles verloren ist? Nichts ist verloren, so lange wir es nicht aufgeben. Hitler lebt, Hitler wartet auf uns! Wir werfen unsere Waffen nicht weg wie Spartakisten. Ordnung und Disziplin bis zuletzt. Der ist der größte Schuft, der jetzt, wo man ein halbes Hundert unserer Kameraden erschossen und verwundet hat, das Gewehr wegwirft und auf das schimpft, wofür die andern gestorben sind.“ Er kann sich selber nicht mehr

halten, es kommt ihm das helle Wasser vor Wut und Grimm über so viel Gemeinheit in die Augen: „Los, antreten!“ befiehlt er mit einer unheimlichen Schärfe. „Wir wollen ja“, schreit einer aus dem Haufen heraus. „Aber der Schuft darf nicht mehr mitmarschieren, den wollen wir nicht mehr bei uns sehen.“

Und noch einmal schleicht ein Verräter zur Seite.

Tief im Innern des Forstes, unter Fichten und Tannen, legen sie die Gewehre zusammen. Ein Kommando wird bestimmt, das in der Nacht noch auf Lastwägen sie endgültig wegbringt und verbirgt. Die Armbinden werden mit einer Verwünschung für die Verräter abgestreift, die Mütze in die Tasche geschoben und das Abzeichen weggesteckt. Die Hundertschaften werden aufgelöst, um einzeln nach Hause zu gehen; denn jetzt ist alles verboten, auch die SA.

Düster, grau und neblig legt sich der November über den Wald und über die todwund getroffene Stadt. Die nationale Hochburg ist gefallen, ohne daß der Marxismus einen Schritt getan oder ein Gewehr in die Hand genommen hat. Das hat sein Todfeind, die Reaktion, für den Marxismus besorgt.

Ganz umsonst sogar.



„Willst du nicht essen, Hans?“ frägt Berta und stellt den Teller vor ihn hin.

„Ich kann nicht“, sagt er und schiebt ihn weiter, „vielleicht mag der Heinz.“ „Nein, danke!“ würgt der Heinz und schiebt den Teller zum Fritz, der den Kopf schüttelt: „Ich bring' nichts 'runter.“ Und wie er den Teller zum Max hinschieben will, schiebt ihn der wieder zurück und sagt:

„Mir geht's ja grad so.“ Und Berta nimmt ihn vom Tisch und stellt ihn wieder auf die Anrichte hinüber.

„Oder wollt ihr was trinken? Soll ich Bier holen oder Kaffee machen?“ „Nein, nein, danke! Es geht nicht!“ schütteln sie mitsammen die Köpfe.

Nach einer Weile fällt es Berta ein, zu fragen: „Warum raucht ihr denn nicht? Rauchen, das geht doch.“ Sie stellt das Feuerzeug und den Aschenbecher in die Mitte des Tisches, aber sie schütteln wieder die Köpfe. Rauchen, wer kann denn jetzt rauchen? Nichts, gar nichts kann man jetzt. Denn da würgt etwas und da drückt etwas im Hals, daß man einfach nicht kann, und wenn die Augen vor Hunger und Durst herausfallen möchten. Da ist etwas, man weiß selbst nicht, wie man es nennen soll, so ein unsagbar gewaltiger Ekel, so ein Würgen wie — — das kann man eben nicht sagen.

Vor vier oder fünf Stunden, wie sie heimgekommen sind, da ist der alte Weigel schon dagesessen. Die beiden Stuben und die Küche waren voll von denen, die als Gefangenenwache in der Villa vor der Stadt draußen gewesen sind.

Ach Gott, was die bloß alles wissen wollten, kaum, daß der Weigel in Ruhe erzählen konnte, wie es noch war, wie die Gefangenen freigelassen wurden und die SA. weggeschickt, bis auf zwei, den Sepp und den Mathes. Und bis auf zwei Minister. Die sind in einem Auto mitgenommen worden. Wohin, weiß der liebe Gott, vermutlich ins Gebirge.

Nur gut, daß der Luitpold bald darauf kam und erzählte, daß es in der Stadt so zuginge, daß die Demonstrationen in den Straßen hin- und herströmen, daß die Polizei nicht mehr Herr wird über die wütenden Massen. Da sind die Jungen wenigstens gleich losgerannt, daß man eigentlich ein wenig lächeln muß; denn da müssen sie natürlich dabei sein, ihren Grimm und ihre Verachtung sich wegschreien — vielleicht ein paar Steine werfen.

Und seitdem wartet man auf den Sepp und den Mathes. Eigentlich ein wenig kindlich, wenn man gründlich drüber nachdenkt. Vielleicht dauert es Wochen, bis man sie wieder sieht. Vielleicht kommt alles noch ganz anders.

Warten! Man kann nichts anderes tun, als warten. Still ist es, daß man die qualvollen Atemzüge hört, die wie

ein schwerer Seufzer sind und erkennen lassen, was der andere sich denkt. Und die Uhr an der Wand tickt so laut, so aufdringlich geschäftig. Dabei dauert es ewig, bis der langweilige Zeiger um eine einzige Minute weitergerückt ist.

Längst ist zehn Uhr vorüber und sie sitzen immer noch so. Keiner sagt was, und die Minuten tropfen so langsam, so schwer. Der Heinz trommelt leise mit den Fingerknöcheln auf die Tischplatte, bis Berta leise fröstelnd vom Nähzeug aufblickt, daß er sich besinnt und aufhört. Der Max hat die Fäuste aufgestützt und hält seinen Kopf, aber er sinnt mit offen verschleierten Augen in einer anderen Vorstellungswelt umher. Und denkt doch nur dasselbe, was der Heinz und was Hans sinnt: Wo wird der Sepp und der Mathes sein? Was wird aus dem Unternehmen werden, zu dem sie fort sind? Ein neuer Anfang — oder ein gräßliches Ende? Eine unerwartete Lösung oder eine tödliche Verkrampfung der Zustände? Ja, wenn man nur was von Hitler wüßte! Ludendorff soll ja wieder frei sein der Zeitung nach. Aber wo ist Hitler?

Im Eck sitzt Fritz am Kinderstuhl und tut, als ob er schliefe. Tick — tack — tick — tack — tick — tack geht der Pendel der Uhr hin und her. Und dann rasselt das Werk, und die Uhr gibt einen Ton von sich, als ob sie eingerostet wäre. Seltsam kratzend heiser ist das heute, denkt Krafft. Alles ist heute so — so gedrosselt, so gewürgt. Er nimmt die Zeitung auf, die am Tisch liegt, läßt sie aber wieder fallen. Man kennt sie ja schon auswendig, die vielen Namen, die da fettgedruckt sind. Namen, tote Buchstaben, die man — wann war das eigentlich, daß man sie noch lebendig gekannt hat? Und dann ist es wieder still, und die Uhr tickt und tickt. Worauf warten sie denn? Was können sie jetzt dafür, wenn ein Unglück geschieht. Nein — es darf — es kann doch nicht!

Der Sepp und der Mathes, zwei solche Kerle, die werden doch nicht die Nerven verlieren, daß sie sich vor Wut über das, was heute war, nicht mehr halten können. Die zwei sind doch eisern verläßlich, da möchte man seine Hand ins Feuer legen — ja, möchte man.

Da! — Lauschend fahren ihre Köpfe empor. Da pfeift doch einer? Von der Straße herauf, das altbekannte

Signal. Der Fritz ist ans Fenster gesprungen und späht durch die Scheiben: „Der Sepp!“ Sie erstürzen sich fast, jeder will rennen zum Aufmachen. „Werklich un wohrhaftig der Sepp!“

Dann ist er auf einmal in der Stube, ein wenig verfroren im Gesicht, und sagt eiskalt ruhig: „Am Eck wartet der Mathes im Wagen mit den zwei Ministern. Wir wissen nicht — —“ „Mensch, Sepp!“ „Was sollen wir tun? Den Heß haben sie uns weggeschnappt, wie er in die Ortschaft gegangen ist. Wir warten — eine Stunde, zwei Stunden, drei Stunden. Der kommt nimmer, das ist gewiß. Was machen wir? Wir stehn allein da, sollen wir sie — oder dürfen wir sie nicht? Jetzt schmeck's! Weißt was, fahren wir zurück, vielleicht ist der Hans da, denk' ich — vielleicht weiß der als mein nächster Führer —“ „Sepp, Pfundskerl! Laß sie laufen, sofort!“ „Guat! Wart's a wengerl, i kimm glei wieder.“

Herrgott, der Sepp! Fast möchte man lachen vor Freude, wenn man könnte. Ja, das Lachen, das wird wohl lange nimmer gehen.

Nachher sind sie beide da, der Mathes und der Sepp. „Was haben sie denn gesagt, die Minister?“ „Ach, das sind auch nur Menschen — und was für papierene“, meint der Mathes. „Der eine hat eine Zeitlang in einem Trumm geweint, und der andere hat mich dauernd angeplappert.“ „Nein, jetzt, wie ihr sie freigelassen habt.“ „O mei, ihr ganzes Geld wollten sie uns schenken, Dollar und solche Sachen, aber ich hab' g'sagt, lieber geh' ich fechten, als von so einem was nehmen. — Wenn wir was brauchen oder wenn er uns irgendwie helfen kann, dann sollen wir nur zu ihm kommen. Ich brauch' nichts von Ihnen, hab' ich ihm zur Antwort gegeben, lieber verhungere ich.“

„Respekt!“ sagte da Berta und lächelte ganz zag wieder zum erstenmal: „Ach Gott, mag's noch so dreckig werden, wenn nur aufrechte Männer da sind.“

„Sepp, Mathes! Ihr wißt ja gar nicht, was ihr getan habt.“ „Werden wir nachher net wissen — wir haben das gemacht, was wir dem Hitler versprochen haben: Ich hafte mit meinem Leben.“

„Wir haben keine Macht mehr, wir können daher nicht

richten über Gefangene nach unserem Gesetz. Sonst würde morgen die ganze Welt heulen: Geiselmord! So aber sind die Sieger von heute die Verräter vom neunten November. Und bleiben es!

Unsere Fahne ist rein geblieben. Wie ein Wunder! Es ist nur unser Blut, das daran klebt."

Da waren sie wieder am Anfang, und so gingen sie es noch einmal durch bis zum bittersten Ende, alles mußte der Sepp und der Mathes wissen. Ja, alles, bis zur Nagelprobe.

Tick — tack — tick — tack — tick — tack — — —

Jetzt ist es schon über vierundzwanzig Stunden her, da fing es an. Voller Hoffnung und Freude, wie eine Erlösung von langer Qual.

Bald werden es zwölf Stunden sein, da ging der Zug an der Feldherrnhalle — und in den Reihen sangen sie und die frohen Menschen am Gehsteig sangen mit; denn es war ja so sonnenklar, das Volk will es, daß das Reich neu auferstehen soll.

Da peitschte ein Schuß! Noch einer — und dann — zzi — zuii — zziu — tssiäng — zingg — pängk — ratatatatat — —

Da war das neue junge Reich zerbrochen. — Von Deutschen, die vielleicht auch glaubten, ein neues Deutschland zu wollen.

Aber das Tor ist einmal aufgerissen, das werft ihr nicht mehr zu. Da liegen sechzehn Deutsche auf der Schwelle. Ihr könnt sie nicht wegnehmen, denn euerem Gewissen graut davor — es läßt es euch selber nicht tun.

Ihr Geist ist schon über die Schwelle hinweg vorangegangen in das Reich, von dem sie sangen und das sie im Herzen hatten, als das gellende Geschoß sie niederriß. Für das Tausende so gern gehungert, so oft blutend gelitten, so heiß gebangt und im stillen geweint haben. Und fünf Jahre der bittersten deutschen Not und Schmach ertrugen um diesen Tag.

Verrat! — Verrat!!!

Bruder, warum hast du sie erschossen? — — vielleicht siehst du jetzt, wessen Feind du erschossen. Den Feind deiner Feinde — deinen Freund! — —

Da ist es Hans, als hätte er ein leises Weinen gehört. Das ist Berta — Berta, ach, wein' nicht, siehst du denn nicht,

wie wir alten Soldaten seit diesen zwölf Stunden schlucken und würgen — ach Gott! — —

Und da muß Hans Krafft die Hand vor die brennenden Augen halten, aber sie haben es alle gesehen. Und der Max stöhnt auf und dem Heinz zuckt es über das nasse Gesicht. Der Sepp sitzt da, hält seinen Kopf — und ganz still, ohne einen Laut, rinnt es ihm über die Wangen. Der Mathes schnupft und wischt —

Herrgott, lauter so alte Soldaten — Frontsoldatenknochen, die doch weiß Gott nicht zimperlich sind, die sitzen da und weinen — weinen —.

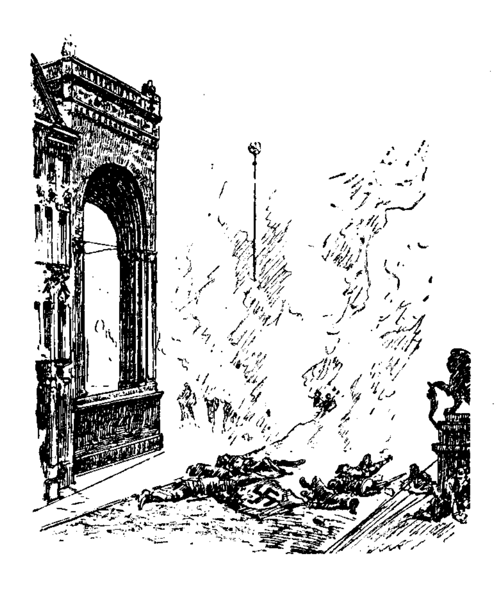
Um die Toten? — Ja, vielleicht ist es das.

Um eine verlorene Schlacht? — Nein, das ist es nicht.

Um den Verrat? — Nein, da kann man nur fluchen darüber.

Sie weinen, wie man über ein Liebstes weinen muß, das einem Menschen das Herz gebrochen hat und nicht weiß, wie weh es sich selber getan, viel weher als dem anderen.

Wie es gewesen sein muß, als man Siegfried erschlagen hat, weil er schöner und besser war als die anderen.



„Himmelkreuzkruzifixsternbombenelement“, flucht der alte Krafft und schlägt nur so auf den Stiefel los, den er vor sich auf den Knien hat. „Das kann man ja nimmer mit ansehen, da muß was geschehen. — Lies weiter!“ Er zieht sein Schnupftuch aus dem Latz seines Arbeitsschurzes und schneuzt sich erst einmal, ehe die Mutter nach einigem umständlichen Zurechtrücken der Brille den Brief wieder vornimmt und fortfährt: „Glaube mir, ich würde Euch nicht geschrieben haben, wenn nicht jetzt zu aller Not das Kind gekommen wäre, während Hans immer noch im Gefängnis sitzt. Ich habe oft nicht die Pfennige, um die Milch zu kaufen. Meine eigene Mutter kann mir nicht helfen, wie sie gern möchte, weil sie ja von der Gnade meiner Geschwister leben muß, seitdem sie das Haus in der Inflation verkauft hat. —“

„So? Das Haus haben sie verkauft, diese Hornochsen“, unterbricht der alte Krafft wieder, und die Mutter hat dadurch Zeit, schnell die Augen zu wischen, ehe sie stockend fortfährt: „Gestern war die siebzehnte Haussuchung seit dem 9. November. Und ich habe heute schon Angst, daß, wenn Hans wieder freigelassen wird, daheim schon ein Kriminaler auf ihn wartet, wie das letztemal, um ihn gleich wieder zu verhaften. Seine Kameraden, die mir ja gern helfen möchten, sind alle in der gleichen Not wie wir, arbeitslos oder eingesperrt, ohne jede Unterstützung, die man so bereitwillig jedem notorischen Faulenzer gibt.“

„Das ist doch schon immer so gewesen“, unterbrach sie wieder der Vater und nahm eine doppelte Prise aus seiner Tabaksdose, legte den Stiefel weg und stand auf: „Ein Waschwasser — und meinen Anzug!“ Dann blätterte er eifrig am Kalender und meinte: „Übermorgen ist ja schon Heiliger Abend? Da fahren wir einfach morgen zu Berta nach München.“ „Ja, aber was das kostet?“ „Das werden wir schon sehen!“ Da war es natürlich der Mutter recht, wenn er keine Bedenken hatte, der gute, alte Brummbär. Die Berta, die hatte es ihm angetan, fast mehr wie sein eigener Bub. „Und meinen Gehrock packst mit ein, weil ich zum Minister muß“, sagte er ganz energisch. „Zum —“ „Jawohl! Dem zeig' ich einmal den Mannesmut vor Königsthronen!“ ...

Dem Häftling Hans Krafft war es geradezu rätselhaft, warum er jetzt auf einmal entlassen wurde. Gestern erst hat ihm der Untersuchungsrichter auf seine Bitte hin kaltlächelnd erklärt, daß von seiner Entlassung gar keine Rede sein könne, solange die Verdunkelungsgefahr nicht behoben wäre. Jetzt war sie auf einmal behoben. Verstehe das, wer will. Oder sollten die Herren gar eine menschliche Rührung zu Weihnachten bekommen haben? Die so höhnisch brutal die ganzen Wochen her mit ihnen umgesprungen sind. Ach was! Heim, nichts wie heim jetzt!

Alle Leute rennen heute in hastiger Geschäftigkeit mit Paketen beladen durch die Straßen. Aus den Kellerfenstern der Backstube seiner Kameraden dringt verlockend der köstliche warme Duft von Brot und Kuchen heraus, daß er stehenbleibt und in der Tasche zu suchen beginnt. Wie er nur dazu kommt, er könnte doch längst wissen, daß er kein Geld hat, und daheim — vielleicht hat seine Frau nicht einmal trockenes Brot zum Christkind, fällt ihm erschreckend heiß ein.

Wenn es wenigstens Schnee gäbe, daß man morgen, so wie das letztemal, als er einige Tage in Freiheit war, mit dem Sepp zum Schneeräumen gehen könnte. Das gibt zwei Mark fünfzig bar auf die Hand und davon kann man schon wieder einige Tage leben bei Kartoffeln und Malzkaffee. Oder wenn er vielleicht zum Lenz gehen würde, daß ihm der für die Feiertage einige Mark borgt? Wenn er auch ein paar bittere Worte dazugeben wird. Aber es steht Kundschaft im Laden, so daß er sich nicht hineinwagt. Der Michl ist selber schon wochenlang krank, zum Otto kann man wegen seiner haßgiftigen Frau schon gleich gar nicht gehen, und dem Schorschl ist er sowieso vom letztenmal her noch etwas schuldig.

Unschlüssig geht er noch einmal zurück zum Bäckerladen, um den sich damals im Mai die Straßenschlacht abgespielt hat.

Vielleicht ist einer der Söhne daheim, einer von seinen Kameraden, der ohne viele Erklärungen versteht, was er will. Er geht von hinten herein durch die Backstube, in der gerade für die Feiertage aufgeräumt wird. Aber sie lassen ihn gar nicht zu Wort kommen, so freuen sie sich, daß er

wieder einmal heraußen ist. Und wie die Meisterin ihn sieht, packt sie gleich einen großen Papiersack voll Backwerk. Zum Christkindl! — sagt sie, sie hätte es sowieso nachher hinübergeschickt zur Frau. Und mit dem Zahlen hätte es auch nicht so pressiert, daß seine Frau gleich alles auf einmal erledigt. Er wird ganz irr momentan, weil er sich wahrscheinlich verhört haben muß, und sagt verlegen: „Ich weiß nicht, ich war noch gar nicht daheim.“ Da kann er es natürlich nicht mehr sagen, was er eigentlich hier wollte. Er wird ganz rot, ein wenig wirr im Kopf. Aber es ist ihm auf einmal so leicht zumute, wie wenn schon von den paar Worten eine ganz schwere Sorge von ihm abgerutscht wäre, daß er in Riesensätzen daheim die Treppe hinaufsaust und aufatmend vor der Tür stehenbleibt, um den Schlüssel in der Tasche zu suchen.

Da hört er drinnen die Spieluhr gehen, ununterbrochen tut das so fort. Wer spielt denn da an der Uhr herum? Er reißt die Türe auf — und bleibt wie verdonnert im Türrahmen stehen. Sitzt da sein alter Vater und werkelt mit seinem Buben an der alten Uhr umeinander. Und dann fliegt die Berta auf ihn zu und zieht ihn herein mit einem Schwung, daß er sich wundern muß, wie sie nur schon wieder so federnd beweglich sein kann. Draußen, durch die Türe zum Schlafzimmer, sieht er seine Mutter, die ein kleines, strampelndes Ding gerade in frische Windeln packt — und das kennt er ja noch gar nicht. Im Eck steht schon ein Christbaum, halb aufgerichtet, und ein Stimmengewirr ist um ihn her, von dem er wirklich kein Wort versteht.

Jetzt glaubt er bald selber, daß das leibhaftige Christkindl dagewesen sein muß. Wie ein kleiner Bub kommt er sich vor, den man plötzlich vor die Strahlenpracht eines Weihnachtsbaumes hingeführt hat, daß er mit einem Blick gar nicht alles erfassen kann. Zuerst das Kleine!

„Wie alt ist es denn schon?“ „Fast vierzehn Tage“, strahlt ihn Berta an und nimmt das winzige Ding und hält es ihm hin. „Darf ich dir vorstellen? — deine Tochter!“, scherzt sie dabei und hat doch die Augen voller Wasser. Es ist ihm, als ob das kleine Menschlein an all der Freude schuld wäre, die so unverhofft hier eingebrochen ist, mitten in der größten Not.

Als er sich endlich an den Tisch setzen kann, lacht er seinen schmunzelnden Vater an und blickt in das lächelnde Gesicht seiner Mutter: „Wie kommt denn ihr so unverhofft daher?“ „Na, du erlaubst schon, daß man auch einmal einen Besuch macht“, tut der Alte grollend. „Aber gerade jetzt, so überraschend.“ „Das ist gar nicht überraschend, das haben wir schon lange ausgemacht, gelt Mutter, daß wir zu Weihnachten uns einmal bei dir umschauen.“ Der Alte tut, als ob er sich wirklich jetzt erst bei ihm umschaut und lacht dann ein wenig sarkastisch: „Weit hast du es gebracht! Wenn dich dein Vater nicht vom Gefängnis herausholen würde, dann wärst du jetzt nicht daheim.“ „So, du warst es? Wie kommst denn du dazu?“ „Sehr einfach! Weil ich dein Vater bin. Ich hab' dich früher auch holen müssen, wenn sie dich in der Schule nachsitzen haben lassen.“ Ach Gott, wie sie da alle lachen können, als der Alte schnell hinzufügt: „Das hast du dir scheint's damals so angewöhnt, daß du es nicht mehr lassen kannst. —

Und nachher heißt's, die Eltern haben nichts getaugt. —

Aber dem Herrn Minister habe ich meine Meinung gesagt.“ „Du warst —?“ „Jawohl! Der hat getan, als ob er nichts gewußt hätte, daß man euch eingesperrt hat. Weißt, mit dem hab' ich so geredet wie mit dir. Erst hat er mich gar nicht vorgelassen, aber wie ich gesagt habe, es ist wegen der Autofahrt am 9. November, da sind die Türen nur so aufgeflogen. Warum du nicht selber zu ihm gekommen bist oder die Kameraden, die damals dabei waren? Da habe ich ihn gefragt, wie das gehen soll, daß man vom Gefängnis aus einen Herrn Minister besucht. Ja, und warum ihr nicht ihn angegeben habt als Referenz oder als Entlastungszeugen. Da habe ich mich ganz diplomatisch ausgedrückt und gesagt, die werden sich hüten, einen Minister zu komprom — wie sagt man doch gleich? —“ „Kompromittieren!“ „Ganz recht! — zu kompromittieren, weil sie sonst ja überhaupt nicht mehr herauskommen. Das muß seiner Staatsautorität unbändig geschmeichelt haben, weil er von da ab sehr freundlich zu mir geworden ist. Er wollte noch wissen, warum ihr euch nicht an ihn wendet, wenn's euch schlecht geht, er hätt's doch extra angeboten damals. Und ich hab' ihm pfeilgrad ins Gesicht gesagt, das tät' ich auch

nicht erwarten von meinem Buben. Eine Zigarre hat er mir geschenkt, da ist sie, magst sie rauchen?" „Nein, laß sie dir lieber einrahmen zum Andenken an deine diplomatische Mission." „Ja, und dann hat er umeinandertelephoniert und hat mir versprochen, daß ihr alle miteinander heute noch herauskommt."

„Das ist jetzt schon der zweite Fall, daß mich ausgerechnet ein Minister der Bayerischen Volkspartei aus dem Gefängnis holt." „Da ist schon was dabei", fiel die Mutter ein, „wenn sie dich jedesmal zuvor hineinstecken, wenn du nichts Unrechtes getan hast."

„Ja, wer nicht hören will, muß fühlen", lachte der Alte wieder und drohte seinem großen Buben mit dem Finger. „Du hast mir ja immer nicht folgen wollen." „Fängst du schon wieder an?" wollte Hans scherzend aufbegehren, aber der Alte schmunzelte: „Ruhe, unter Parteigenossen wird nicht gestritten!" „Wieso?" staunte Krafft, da zog sein Vater die Brieftasche heraus und legte ihm eine Parteimitgliedskarte vor. „Ich bin auch so einer, das heißt, diplomatisch gesagt, gewesen, weil wir ja jetzt verboten sind." „Das wenn der Minister gewußt hätte!" So ein Hohngelächter dürfte er allerdings nicht hören.

„Die Berta hat mir schon allerhand erzählt, du hast dich ja schön aufgeführt in der Gegend hier, und wir haben kein Wort davon erfahren. Denkst du denn nicht, daß du Frau und Kinder hast?" „Grad, weil ich drandenke, Vater." „Hör auf! Das hast du mir schon einmal gesagt. Ich weiß es noch recht gut. Und unter uns gesagt —", der Alte lehnte sich über den Tisch und raunte: „Mir gefällt's! — Aber reden wir von etwas anderem. Ich mach' jetzt einen Punsch und du machst den Baum fertig, dann lassen wir das Christkindl kommen. Grad jetzt erst recht!"

Es klopft, und dann kommt auf das „Herein!" mit einem etwas umständlichen Gehabe auf einmal der alte Pichler in die Stube. Verdattert bleibt er an der Türe stehen: „Jetzt hat mich der Wild pfeilgrad angelogen. Du bist ja da! Wenn ich das gewußt hätte, entschuldigst schon vielmals —" „Geh nur her, Pichler!" Der alte Pichler ist immer noch verlegen und stottert: „Sagt der Wild zu mir, du bist noch eingesperrt — und deine Frau wäre allein zu

Weihnachten und — da wollt' ich halt ein kleines Präsent bringen. Ein bisserl was zum Essen halt für die Feiertage. Nichts für ungut, aber da bin ich glatt angelogen worden. Vielleicht hat er's selber nicht gewußt." „Nein, Pichler, geh, setz dich ein wenig! Das kann der Wild ja gar nicht wissen, daß ich heraußen bin. Bin ja selber erst ein paar Stunden da. Das dort ist mein Vater und meine Mutter. Weißt, ich sag' dir's grad heraus, wenn die nicht gekommen wären, dann wüßt' ich selber nicht, ob ich zu Weihnachten was zu essen hätte. Du hast ganz richtig gedacht, Pichler, das freut uns unbändig von dir. Dank' dir schön!" „Ist doch net der Red' wert. Ich hab' ja durchgehend meine Arbeit und hab' sonst niemanden. Magst es noch?" „Ja! Aber für einen anderen. Du kennst doch den Sepp? Der wohnt gleich da drüben, der kann es sicher brauchen, ganz notwendig sogar. Geh 'rüber, Pichler, wennst schon einmal das Christkindl machen willst." „Ja, wenn nichts erkannt ist, geh' ich halt wieder", spaßt der alte Pichler und lacht: „Weilst nur wieder da bist! Und eine Arbeit werd' ich dir auch bald zubringen." „Das ist das beste Christkindl, das nehme ich an, Pichler. Komm nur wieder nachher, wenn wir den Baum anzünden." „Ja, wenn ich darf, recht viel gern, wenn ich nicht störe."

Ein wenig später kommt der Pichler wieder, und die Frau vom Sepp ist dabei. Er lacht dem Hans gleich ins Gesicht: „Ich hab' schon ein Pech, kein Mensch will was von mir nehmen. Hat der Sepp gleich selber einen ganzen Haufen." „Ja, und grad haben wir ein Christkindl für euch hergerichtet", sagt dem Sepp seine Frau, „grad wie der Pichler kommt." „Ihr? Ihr habt doch selber nichts", muß Krafft staunen, „warum kommt denn der Sepp nicht herüber?" „Der kann jetzt nicht", entgegnet sie ein wenig zitternd vor Aufregung, „der sitzt mit dem Fritz und dem Mathes um den Korb herum, den uns der Hitler geschickt hat, und kann sich gar nicht derfangen vor lauter Freude, daß uns der Führer nicht vergessen hat. Wo er doch selber nichts hat draußen in Landsberg. Bringt da vorhin einer den Mordskorb daher und sagt, das wäre von Adolf Hitler geschickt."

Da stößt es Krafft ein wenig von innen heraus, daß er momentan nichts sagen kann. „Der Hitler", schnauft der

alte Pichler, „das ist schon einer. Herrgott, wenn ich auch noch einmal jung wär'! Aber wo bring' ich bloß mein Christkindl hin?“ „Wenn S' Lust haben, ich weiß schon einen, der hat doch auch schon mindestens seit acht Tagen nichts Richtiges zu essen gehabt“, sagt die Fanny resolut und stemmt die Arme ein. „Ist das eine Hetze heut', alles kommt auf einmal daher. Aber die Hauptsache ist, daß unsere Mannsbilder wieder daheim sind, gelt Berta! Dürfen wir später kommen?“ „Selbstredend, Fanny, bei mir ist das Christkindl für deine Hilfe im Wochenbett bereit.“ „Mach doch keine Geschichten, wegen dem bißl Arbeit da“, sagt die Fanny im Weggehen, freut sich aber jetzt schon darauf.

Es dauert nicht lange, da läutet es wieder. Steht da nicht der Robert draußen, bepackt wie der Knecht Ruprecht. Er brüllt Krafft gleich erschrocken an: „Menschenskind, was tust denn du da? Jetzt wollt' ich grad deiner Frau eine Überraschung bringen. Weißt, ich hab' nämlich ein Bild verkauft in der Winterausstellung. Ich bin ein berühmter Mann geworden, steh' in der Zeitung und hab' einen Haufen Geld dafür bekommen. Und da wollte ich dir, beziehungsweise deiner Frau —.“ Krafft lachte gerührt. Wie sie sich alle verstellen und Ausreden erfinden, um ihr gutes Herz nicht merken zu lassen. Und wie sie alle tun, als ob es ihnen gar nichts ausmachen würde, derweil hat der Robert vielleicht ganze zweihundert Mark für die monatelange Arbeit bekommen und hat selber Schulden wie ein Reichsgraf. „Hast du an den Heinz gedacht?“ frägt ihn Krafft. „Der Heinz, der hat ja eine Braut, der hat sein Christkindl sowieso“, lachte der Robert. „Aber ich werde doch einmal nach ihm schauen, nur das Bild, das ich mitgebracht habe, das mußt du mir schon gestatten, daß ich es deiner Frau verehre, weil wir ihr immer die Stube so voll Dreck gemacht haben. Das habe ich eigens fürs Christkindl gemalt.“

Ja — und so zog sogar die hohe Kunst in einem feinsinnigen Bild am Weihnachtsabend in die Wohnung ein, die so lange Zeit kaum etwas anderes gesehen hatte als Sorgen und Not. Und als sie um Mitternacht alle bei Krafft zusammengekommen waren und wie aufeinandergemauert in der Stube saßen, da wußte man nicht, wer

der Maurer, der Hilfsarbeiter, der Bäcker oder der Künstler war. Da waren es alle nur gute deutsche Menschen, einfach Kameraden, wie an der Front.

Und wenn sie redeten, frei geworden von den Bindungen des Berufes und der Stellung, dann war oft das, was der Einfachste daherbrachte, schwerer an Weisheit und Menschentum als das Reden der Gebildeten. Sie hatten schon wieder vergessen, daß die meisten von ihnen heute vormittag noch in den vier Wänden der Gefängniszellen gesessen sind, und sprachen in kühnen Zügen von der Zukunft, wie es da sein wird, wenn Hitler wieder frei ist. Denn er muß doch unbedingt freigesprochen werden.

Nur einmal hörten sie erschrocken im Reden auf. Da war doch auf einmal eine ganz feine weinerliche Stimme. Und da lachten sie, als Berta aufsprang und sagte: „Jetzt hätt' ich bald vergessen, daß wir um eins mehr geworden sind." Und der Robert sagte: „Komisch, da geht ein Mensch — und da kommt ein neuer — und man merkt es gar nicht, wie das einfach so geht — wenn man es nicht zufällig selber ist."

Draußen aber nahm die Mutter das hungrige kleine Wesen an die Brust. Und wie sie so saß und das Kind an sich hielt, da redete sie mit ihm: „Hör sie nur, wie sie wieder reden, diese ‚bösen' Männer! Vom Krieg natürlich und von ihrer Politik, vom Hitler und seiner Idee. Wie sie schon wieder raufen möchten mit den anderen und sind doch selber erst vom Gefängnis gekommen. Du wirst das einmal nicht verstehen, wenn du groß geworden bist.

Du wirst es gar nicht begreifen, daß das alles nur für dich war — für dich!"

Dietrich Eckart ist tot!

Ein heißes deutsches Herz ist gebrochen.

Es hat soviel Verrat nicht verwinden können.

Herrgott, ist es denn noch nicht genug? Wie sollen wir das bloß alles tragen können, wenn du die besten Männer von uns nimmst?

Aber was soll das Bittersein? Es ist ja alles nur eine erste Aussaat gewesen, ein Anfang aus dem puren Nichts heraus. Und doch ist schon eine Ernte herangereift am Ende der fünf Jahre seit dem Krieg. Wir haben sie nur nicht eingebracht, der Hagel schlug sie nieder als neue Saat. Aber verbietet und verfolgt so viel ihr wollt. Die Herzen könnt ihr nicht bezwingen! Und wenn ihr dem Mund verbietet zu reden, dann werden es die Augen weitersagen.

Denn immer wenn es schien, als ob es ganz finster werden wollte auf der Erde, dann kam von irgendwoher die Hoffnung wie ein Licht unter die Menschen. Immer, wenn ihr geglaubt habt, ihr habt es umgebracht, dann war schon wieder ein neues Leben in der Stille geboren.

„Die Herzen auf, wer sehen will, der sieht!
Die Kraft ist da, vor der die Nacht entflieht!“

*

Wenn die Nacht still ist und du träumst, dann hörst du auf einmal, wie sie dich rufen, die Kameraden von drüben. Und wo du gehst und stehst, da geht unsichtbar einer nebenher und spricht mit dir. Er sitzt mit zu Tisch, wenn du dein karges Brot verzehrst und er steht an der Wiege, wenn dein Kind lacht oder weint. Ihn bringst du nicht mehr los, er weicht dir nicht von der Seite, so lange nicht erfüllt ist, wofür er starb.

Und wenn du unter den anderen bist, die das noch nicht verstanden haben, dann sehen sie ihn in deinem Gesicht. Mag es ihnen zuerst vielleicht furchtbar erscheinen, dir ist das längst vertraut. Du könntest nicht mehr sein ohne ihn.

Und er zwingt dich, daß du es weitergeben mußt — heimlich in der Nacht — von Mund zu Mund — wo du gehst oder arbeitest oder rastest — was er dir ins Gewissen raunt: „Das Reich wird kommen! Das Reich, von dem du so hoffnungsfroh geträumt."

Einer von uns, Dietrich Eckart, hat zuerst von ihm gekündet.

Denn er hat es ja schon gesehen. Noch fern — ganz fern — aber er hat doch schon sehen können: Adolf Hitler wird euch hinführen. Der allein ist es, der das kann! — Sonst keiner!

*

Seid bereit! Im stillen! — — Denn der Kampf um Deutschland geht weiter!

*

Du kannst nicht anders — — du bist nicht mehr allein — — immer steht wer neben dir — —.

Dein Gewissen — — das dir so befiehlt — —.